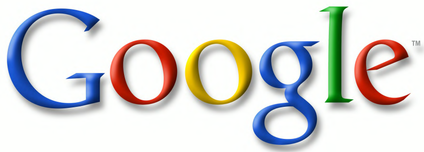
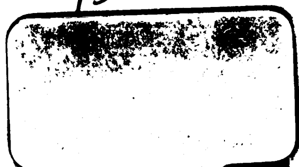

Google

DOMINVS
ILLVMINATIO
MEA

SIR M. MONIER-WILLIAMS K.C.I.E.

EX
LIBRIS

EBR 97.



INDISCHE STREIFEN.

VON

ALBRECHT WEBER.

DRITTER BAND.

MIT REGISTER FÜR ALLE DREI BÄNDE.



LEIPZIG:
F. A. BROCKHAUS.

1879.

KRITISCH-BIBLIOGRAPHISCHE

STREIFEN

AUF DEM

GEBIETE DER INDISCHEN PHILOLOGIE

SEIT DEM JAHRE 1869.

VON

ALBRECHT WEBER.



LEIPZIG:

F. A. BROCKHAUS.

—

1879.

MEINEM HOCHVEREHRTEN LEHRER

ADOLF FRIEDRICH STENZLER

ZUM 12. SEPTEMBER 1879

IN DANKBARER VEREHRUNG

ZUGEEIGNET.

Vorwort.

Von der hier vorliegenden zweiten Sammlung meiner kritischen Berichte gilt ganz dasselbe, was ich über die erste derselben, welche die Berichte aus den Jahren 1849—1869 umfaſst, im Vorwort zu dem zweiten Bande dieser „Streifen" bemerkt habe, und kann ich daher hiermit einfach auf das dort Gesagte zurück verweisen.

Für die Jahre 1876 fg. tritt neben das „Literarische Central-Blatt" auch noch die „Jenaer Literatur-Zeitung", welche den in ihr erscheinenden Anzeigen einen etwas weiteren Raum als Jenes gewährt.

Das Register umfaſst alle drei Bände der „Indischen Streifen", um den in dieser Beziehung geäuſserten Wünschen nachträglich noch gerecht zu werden. Und es ist in Bezug hierauf für nicht-Fachgenossen hier wohl die Erinnerung daran am Platze, daſs in indischen Wörtern c wie tsch, j wie dsch, ç wie scharfes s zu sprechen ist.

Das Erscheinen dieses Bandes ist, nachdem eine im Dec. 1876 erlassene Subscriptions-Einladung erfolglos geblieben war, durch eine Druckunterstützung von Seiten Sr. Excellenz des Ministers des Unterrichts, Dr. Falk, ermöglicht worden, für welche ich hiermit auch öffentlich ehrerbietigst zu danken mich verpflichtet fühle.

Berlin, 28. Juni 1879.

A. W.



Inhaltsübersicht.

I. Literaturgeschichte, Bibliographie, Biographie; Handschriften-Cataloge; Sammelwerke; Zeitschriften.

II. Geschichte, Geographie.

III. Religion, Mythologie, Cultus.

IV. Buddhismus.

V. Von Europäern geschriebene Grammatiken, Wörterbücher, Anthologieen.

VI. Vedische Literatur.

VII. Epos, Purâna.

VIII. Kunstepos; Lyrik; Spruchpoesie; Fabel, Märchen; Drama.

IX. Grammatik; Wortforschung; Metrik; Musik.

X. Philosophie.

XI. Astronomie, Astrologie; Geometrie; Medicin.

XII. Jus.

XIII. Pâli, Prâkrit, Bhâshâ.

XIV. Dekhanische Sprachen.

Verzeichnifs der behandelten[1]) oder erwähnten Autoren.

1) diese Stellen sind mit einem * markirt.

1869.

1. Buddha and his doctrines. A bibliographical essay. London, 1869. Trübner u. Co. (32 S. gr. Lex.-8.)
L. C.-Bl. nr. 33. p. 973—74.

In dem aus „Leipzig, March 1869“ datirten und: Otto Kistner unterzeichneten ‚Vorwort wird dies Heftchen als Einzelabschnitt aus einem beabsichtigten grösseren Werke über die Bibliographie der Religionen des Ostens bezeichnet.

Es ist eingeleitet durch sechs Seiten, welche einen kurzen Bericht über die Stiftung des Buddhismus und über die heiligen Schriften der südlichen, wie der nördlichen Zweige desselben enthalten, um der nachfolgenden bibliographischen Zusammenstellung als eine Art orientirender Grundlage zu dienen. Die Zusammenstellung selbst ist in zwei Gruppen getheilt, 1) general works, 2) works on Buddhism and extracts from Periodicals. Der erste Theil (p. 7—11) umfasst Werke, die sich im Allgemeinen auf Indien oder China beziehen. „As nearly all works relating to China, Ceylon, and Tibet treat more or less of Buddhism, it would form too extensive a work and be of little use to the student to give an enumeration of all of them... We limit ourselves ... to the more important works and those which are frequently referred to and an acquaintance with which is requisite for the study of Buddhism“, heisst es im Eingang. Die hiernach getroffene Auswahl ist im Ganzen verständig, obschon dabei mancherlei Bedenken über das zuviel oder zuwenig des Gegebenen rege werden. Ueberhaupt ist schliesslich doch nicht recht ersichtlich, warum diese immerhin unbequeme Eintheilung des

Ganzen in zwei Theile nöthig war; denn ein strictes Princip, nach welchem die Einreihung in eine der beiden Gruppen erfolgt ist, möchte doch nicht immer recht aufzufinden sein. Es finden sich eben in jeder von ihnen Werke aufgeführt, die ganz ebenso gut in der andern Abtheilung stehen könnten. — Der Werth des zweiten Theiles besteht hauptsächlich in der sorgsamen Ausbeutung der verschiedenen orientalischen Zeitschriften, insbesondere der in Indien erschienenen. Viele der hier aufgeführten Abhandlungen sind uns bis jetzt hier auf dem Continent selbst ihrer Existenz nach ganz unbekannt (beispielsweise nennen wir einige der Arbeiten Gogerly's, deren endliche Sammlung dringend zu wünschen wäre). An Vollständigkeit des Gegebenen ist nun freilich allerdings nicht zu denken. So vermissen wir z. B. gleich beim ersten Einblick Spiegel's und Westergaard's sorgsamen Katalog der Pâli-Manuscripte der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen, der im Jahre 1846 daselbst erschienen ist (codices orientales Bibliothecae Havniensis, Pars prior, codices Indicos continens), ein in der That äusserst wichtiges Werk. Ferner die dritte Auflage des zweiten Theiles von Max Duncker's Geschichte des Alterthums (Geschichte der Arier, Leipzig 1867),
(974) Ehrlich der Buddhismus und das Christenthum, Prag 1864, Ad. Wuttke de Buddhaistarum disciplina, Breslau 1848. Auch Schopenhauer, unser neuer Prophet des Buddhismus, hätte wohl, als jüngster Convertit desselben, wenigstens eine Erwähnung verdient. Dagegen hat der Verf. offenbar ein Uebriges gethan und dén Gotama (Gau°), auf welchen die nyâya-Lehre zurückgeführt wird, mit Gautama Buddha verwechselt, da er theils die Ausgaben des nyâyasûtra selbst (unter Gautama), theils einige darauf bezügliche Schriften von Ballantyne, Barthelemy St. Hilaire etc. mit hier aufführt; er hat sich dabei wohl eben durch den englischen Titel der ersten Calcuttaer Ausgabe (1821): „a system of Logic, written in Sanscrit by the venerable Sage Boodh“ irre führen lassen. Nun, trotz aller dieser Ausstellungen bleibt die Zusammenstellung immerhin eine ganz brauchbare und dankenswerthe,

und legt für den Fleiss und die Sorgfalt ihres Compilators ebenso wie für die beträchtliche Ausdehnung, welche die Literatur über „Buddha und seine Lehre“ bereits gewonnen hat, in gleicher Weise Zeugniss ab.

---

2. 1) Târanâthae de doctrinae buddhicae in India propagatione narratio. Contextum tibeticum e codicibus Petropolitanis edidit Antonius Schiefner. Petropoli, 1868. Leipzig, Voss. (X, 220 S. 8°.) 1 Thlr.
   2) Târanâtha's Geschichte des Buddhismus in Indien, aus dem Tibetischen übersetzt von Anton Schiefner. Ebend. 1869. (XII, 346 S. 8°.) 1 Thlr. 16 Sgr.
   3) Herrn Professor Wassiljew's Vorrede zu seiner russischen Uebersetzung von Târanâtha's Geschichte des Buddhismus in Indien. Deutsch mitgetheilt von A. Schiefner. Nachtrag zu der deutschen Uebersetzung. Ebend. 1869. (32 S. 8°.) 8 Sgr.
   L. C.-Bl. nr. 51. p. 1494—97.

Seit uns Wassiljew in seinem so höchst dankenswerthen Buche über den nördlichen Buddhismus (auf p. 50—60 der deutschen Uebersetzung St. Pet. 1860) eine summarische Uebersicht über den Inhalt des Werkes des Târanâtha gegeben hatte, war der Wunsch nach einer specielleren Bekanntschaft mit demselben im Kreise derer, die sich für diese Studien interessiren, lebendig rege geworden. Zwar war schon aus den dortigen Angaben ersichtlich, dass an eine wirkliche Geschichte keineswegs etwa zu denken sei; das wäre in der That auch für Indien etwas gar zu wundersam (1495) gewesen! Immerhin aber zeigte das Mitgetheilte denn doch unbedingt ein Streben nach einer gewissen chronologischen Gruppirung und Reihenfolge, und es waren jedenfalls die betreffenden Nachrichten durch ihre völlige Neuheit und Absonderlichkeit höchst bemerkenswerth. Es ist daher mit grossem Danke zu begrüssen, dass Wassiljew sich dazu entschloss (im April 1866), der Petersburger Akademie eine russische Uebersetzung des Werkes vorzulegen, welche er vor längerer Zeit, „als uns noch kein tibetischer Lehrer zu Gebote stand“, bloss zu

seinem eigenen Gebrauche „leicht hingeworfen“ hatte. Dieses Anerbieten gab denn auch die unmittelbare Veranlassung, dafs sich nunmehr Schiefner mit seinem rühmlichst bekannten Eifer der Sache sofort auf das Energischste annahm. Mit Hülfe von vier Petersburger Handschriften gab er zunächst im vorigen Jahre eine kritische Constituirung des Textes, bei welcher ihm jene Wassiljew'sche „versio Rossica, cuius usum mihi vir eruditissimus mihique carissimus concessit“ zur Herstellung der einzelnen Stellen (ad singulos locos sanandos) vom gröfsten Nutzen (summae utilitati) war, und fertigte sodann auch eine deutsche Uebersetzung davon an, in deren Vorwort er sich bei Erwähnung seiner Textausgabe ebenfalls dahin ausspricht, dafs er für sie von der ihm „von Professor Wassiljew zur Verfügung gestellten russischen Uebersetzung vielfachen Nutzen gezogen“ habe. Da übrigens der Druck dieser letzteren sich verzögerte, so hielt Schiefner die Herausgabe seiner eigenen Arbeit beinahe ein Jahr zurück, damit eben beide Uebersetzungen gleichzeitig erscheinen könnten; und es ward ihm durch diesen Umstand möglich, „den gröfsern Theil der Anmerkungen, welche Prof. Wassiljew aus dem reichen Schatze seiner Belesenheit in der tibetischen und chinesischen Literatur des Buddhismus während des Druckes seiner Uebersetzung beigegeben hat, als Nachtrag“ auch der deutschen Uebersetzung einzuverleiben, auf p. 284—331, wo Wassiljew's Name auf jeder Seite durchschnittlich drei- oder viermal genannt wird. Da nun auch Wassiljew seinerseits in der Vorrede zu seiner (russischen) Uebersetzung erklärt, dafs er dieselbe „nach dem von Herrn Sch. herausgegebenen Text und seiner deutschen Uebersetzung, welche der unsrigen im Druck vorangeeilt war, berichtigt habe. Sonst hätten wir nicht wenig Fehler begangen“, da er ferner bemerkt, dass „die Uebersetzung des Herrn Sch. sich durch grössere Genauigkeit auszeichnet“, da er endlich selbst es dankbar anerkennt, dafs „ohne die Mitwirkung des Herrn Sch. die Herausgabe seiner Arbeit nie ins Leben getreten wäre“, sowie dafs „Herr Sch. die Ausgabe der

deutschen Uebersetzung in Folge des ihm eigenthümlichen Zartgefühls fast ein ganzes Jahr zurückhielt", damit dieselbe eben gleichzeitig mit der Ausgabe der russischen Uebersetzung erfolgen könne, so ist es uns in der That unbegreiflich, wie sich W. schliefslich doch, durch nationale Eifersüchtelei gedrängt, dazu hat verleiten lassen können, in Nr. 267 des „Golos" zu erklären, dafs „der Akademiker Sch. der Akademie ein fremdes Werk, nämlich das seinige, vorgestellt und für eine eigene Arbeit ausgegeben habe"! Nun, das heifst denn doch der Wahrheit und den eigenen Angaben geradezu Hohn sprechen! Es sieht beinahe so aus, als ob W. beanspruche, dafs Sch. auf dem Titel seiner Uebersetzung statt „aus dem Tibetischen übersetzt" hätte sagen sollen „aus (oder: mit Hülfe) der russischen Uebersetzung des Prof. W. übersetzt"! Wie steht es denn aber, um hiervon die Kehrseite zu zeigen, in dieser Beziehung mit dem Titel von W.'s eigener russischer Uebersetzung? findet sich etwa auf diesem die Angabe: „berichtigt nach dem von Schiefner herausgegebenen Text und seiner deutschen Uebersetzung", wie dies nach obiger Stelle des Wassiljewschen Vorwortes Schiefner jedenfalls mit demselben Rechte beanspruchen könnte, wie Wassiljew jenes? Nach unserer Meinung haben eben beide Autoren sich in ihren Vorworten gegenseitig vollständig Genüge geleistet, und auf den Zeitungsangriff hat Schiefner die schlagendste Antwort eben durch einfache Verdeutschung des Wassiljew'schen Vorwortes (oben Nr. 3) gegeben, wobei er nur in einer „Vorbemerkung" das ganze Verhältnifs kurz (1496) und bündig, ohne ein einziges böses Wort gegen jenen Angriff fallen zu lassen, recapitulirt. Wir wünschen von Herzen, dafs dieses noble Verfahren seinen Eindruck nicht verfehlen möge! Im Interesse der Wissenschaft wäre es dringend zu beklagen, wenn das einträchtige Verhältnifs der beiden bisher zu Nutz und Frommen derselben verbündeten Männer wirklich dauernd gestört werden sollte! Möge W. nicht vergessen, dafs seine vortrefflichen Kenntnisse und Sammlungen, so lange er sie nur in russischer Sprache

veröffentlicht, vor Allem aber, so lange ihm nicht eine Kraft wie Schiefner zur Seite steht, von dem er ja selbst sagt, dafs „ohne ihn die Wiederherstellung der Sanskṛitnamen uns unmöglich gewesen“ wäre, für die Wissenschaft ein todtes Gut bleiben würden, und dafs er, auch was schon sein erstes Werk über den Buddhismus anbelangt, wesentlich Schiefner's Bemühungen um dessen Uebersetzung es verdankt, wenn sein Name nun bereits einen guten europäischen Klang hat und nicht blofs in russischer Zunge genannt und gerühmt wird.

Wenn wir uns nun, nach diesen leider durch die Umstände nothwendig gemachten Vorbemerkungen, zu dem Werke des Târanâtha selbst wenden, und zwar zunächst zu dem, was beide Uebersetzer für das Verständnifs und die leichtere Uebersicht des Inhaltes gethan haben, so können wir nicht bergen, dafs in letzterer Beziehung nicht alle unsere Desiderata erfüllt sind. Bei der wirklich fast überwältigenden Masse neuer Data wie gänzlich fremder Namen, die uns hier entgegentreten, wäre die Beigabe einer die Hauptpunkte herausgreifenden, orientirenden Uebersicht, wenn sie auch nicht geradezu die Gestalt einer „synchronistischen Tabelle“, die sich freilich nicht „mit Leichtigkeit herstellen“ lassen möchte, annahm, dringend zu wünschen gewesen. Durch ein äufserst ausführliches Register (p. 332—44), in welchem zudem in höchst dankenswerther Weise die im tibetischen Texte in Sanskṛitform selbst sich findenden Namen durch gesperrten Satz von denen geschieden werden, welche entweder „von anderswoher verbürgt oder durch Zurückübersetzung gewonnen“, daher theilweise (ein Sternchen markirt dies) ziemlich zweifelhafter Art sind, hat nun zwar Schiefner dem Bedürfnifs, das auf einen einzelnen Gegenstand Bezügliche übersehen zu können, besonders so weit es sich um Persönlichkeiten handelt, Abhülfe geschafft; aber an einer Gesammtübersicht fehlt es gänzlich.

Mit Recht bemerkt Wassiljew in seinem höchst verdienstlichen, obschon leider etwas abrupt und unklar gehaltenen Vorwort, dafs der „stolze Titel des Werkes: Geschichte des

Buddhismus in Indien" wohl „die Erwartung von etwas Vollständigerem und Genügenderem" erregen könne. Indessen wir sind ja von orientalischen Werken stolze Titel gewohnt, und wir finden hier in der That denn doch noch bei Weitem mehr, als wir auf diesem Gebiete eigentlich erwarten durften. Es ergiebt sich nämlich, dafs zur Zeit, wo Târanâtha (geb. 1573) sein Werk abfafste (1608), bereits, resp. noch, eine ganze Reihe ähnlicher Werke bestanden; er beruft sich wiederholt als auf seine Vorlagen auf die Arbeiten des Bhaṭaghaṭî, *Indradatta, *Kshemendrabhadra. Besonders der Letztere wird vielfach erwähnt, und zeigt hie und da einen gewissen kritischen Spiritus, der Anerkennung verdient. Sein der Darstellung Târ.'s „zu Grunde" liegendes Werk bestand aus 2000 çloka und ging bis auf Râmapâla, den vorletzten Fürsten der Pâla-Dynastie (etwa 1184?), während das Buddhapurâṇa des Indradatta, in 1200 çloka, noch die folgenden vier Sena-Könige (80 Jahre weiter) umfafste. Das Werk des Bhaṭaghaṭî wird als eine „alte Geschichte von der Reihenfolge der âcârya" bezeichnet. Alle drei Werke stimmten „mit Ausnahme von Kleinigkeiten" in der Zeitbestimmung überein, und Târ. schlofs sich daher derselben auch seinerseits an. Wenn wir nun auch nicht in Abrede stellen wollen, dafs dieselbe für die letzten 8—9 Jahrhunderte, resp. für den östlichen Theil Indiens, ein gewisses Zutrauen verdienen mag, so kommen doch auch hier bereits erhebliche Zweifel zu Tage; so wird z. B. vom König Mahîpâla, der nach Târanâtha's Angaben (1497) ungefähr 881—933 regiert hat[1]), berichtet (p. 227), dafs er nach einem Orte kam, wo „früher der König Muñja gelebt

---

1) von Târanâtha (1608) sind „etwa 160 Jahre" bis zum Tode des Tschangalarâja (1448); da die Dauer von dessen Regierung nicht angegeben wird, setzen wir auf gut Glück 20 Jahre dafür an (1428). Er kam zur Regierung „etwa 100 Jahre" nach dem Tode des Pratîtasena (1328). Die Regierungsdauer der drei letzten Sena ist unbestimmt; geben wir Jedem auch wieder 20 Jahre, d. i. ebenso viel, wie ihren vier Vorgängern, denen in Summa 80 Jahre zugewiesen werden, im Durchschnitt zukommt, so erhalten wir für die 7 Sena 140 Jahre (1188). Die Dynastie der 18 Pâla umfafst in Summa 494 Jahre, beginnt somit 694. Den ersten 6 Pâla werden 187 Jahre zugetheilt. Demnach regierte Mahîpâla, der siebente in der Reihe, von 881—933.

hatte". Freilich steht Târanâtha hierbei ganz im Einklange mit sich selbst, denn er hat eben früher (p. 71) berichtet, daſs Muñja und Bhojadeva gleichzeitig mit — Nâgârjuna gelebt hätten! Nun, dies eine Beispiel der sonderbaren Anachronismen, die das Buch durchziehen, möge genügen. Der hohe Werth desselben als eine reiche Fundgrube höchst unerwarteter, wenn auch immerhin eben erst noch kritisch zu sichtender, Aufschlüsse über die Geschichte und den Verfall des Buddhismus in Hindostan wird dadurch nicht beeinträchtigt, daſs die Angaben über berühmte literarische und andere Persönlichkeiten und Erzeugnisse aus den Kreisen des Brahmanenthums, z. B. über Kâlidâsa, Pâṇini, Vararuci, Raghuvança (80,000 çloka p. 6), Çaṃkarâcârya, Kumâralîla u. dgl., wenigstens in chronologischer Beziehung höchst zweifelhafter Art sind, wie vielfaches Interesse sie auch im Uebrigen dennoch bieten mögen. Für die Reihenfolge etc. der buddhistischen Lehrer und Schulen aber stand offenbar dem Verf. und seinen Quellen ein reiches Material der Art, das aus legendenhaften Biographien derselben oder Tempellegendarien bestand, zu Gebote; und wenn wir nun eben auch nie diesen legendarischen Charakter seiner Berichte vergessen dürfen, so machen doch dieselben im Ganzen, vorausgesetzt, daſs man der wundersüchtigen Gläubigkeit derartiger Darstellungen billige Rechnung trägt, einen ziemlich wahrheitsgetreuen Eindruck. — Aber auch im Uebrigen bietet dieses Werk ungemein reiche Einzelheiten von dem höchsten Interesse, z. B. für die Geschichte des Zaubers und der Zaubermärchen; die schon von Hiuen Thsang erwähnte Sitte des Anschlagens von Thesen an ein Thor auf dem Marktplatz als Herausforderung zur Disputation finden wir auch hier wieder (p. 178. 179). — Von Interesse sind die von Schiefner in No. 3 auf p. 31. 32 mitgetheilten Angaben Wassiljew's über die 28 nakshatra aus dem Buche saṃnipâta. Es handelt sich dabei zunächst um einen alten Astronomen Kharoshṭha (Eselslippe), welchen Wassiljew mit dem in armenischen Quellen als Zeitgenosse Zoroaster's genannten chaldäischen Astronomen

Xarustr identificirt. Sollte nicht auch, oder vielmehr, an den Kraushṭuki zu denken sein, der in den Atharva-Pariçishṭa als Astrolog häufig erwähnt wird? Die den nakshatra zu bringenden Opfer („kṛittikâ erhält Milchopfer") finden sich ebendaselbst im Çântikalpa § 12. 13 (ghritaṃ kṛittikâbhyaḥ, kṛittikâbhyaḥ pâyasaṃ sarpishâ saha) wieder; desgleichen die Vertheilung der Königreiche unter die nakshatra im Nakshatrakalpa § 6—8 (und später dann bei Varâhamihira). Von besonderer Bedeutung aber ist der Umstand, dafs in der einen Aufzählung die nakshatra nicht mit dem Frühlingsaequinoctialzeichen (kṛittikâ), sondern mit dem Herbstzeichen (citrâ) beginnen; hier liegt somit die chinesische Kio-Reihe vor (s. des Ref. Abh. über die Nakshatra 1, 305. 306, sowie Ind. Stud. 10, 245 n. 304)!

1870.

3. Ṛig-Veda oder die heiligen Lieder der Brahmanen. Herausgegeben von Max Müller. Mit einer Einleitung, Text und Uebersetzung des Prâtiśâkhya oder der ältesten Phonetik und Grammatik enthaltend. Vierte (Schlufs-) Lieferung. Leipzig, 1869. Brockhaus. (S. CXXIX—CCCXCV, u. S. 1—32. gr. 4.) 5 Thlr. 10 Sgr. L. C.-Bl. nr. 19. p. 580—81.

Nachdem wir vor dreizehn Jahren in diesen Blättern (Jahrgang 1857 No. 48) die dritte, den Schlufs des ersten Maṇḍala der Ṛiksaṃhitâ enthaltende Lieferung dieser Müllerschen Text-Ausgabe besprochen, und dabei den Wunsch ausgedrückt hatten, es möge „die Verlagsbuchhandlung doch die beiden Bestandtheile derselben, den Text des Ṛigveda und die Bearbeitung des Ṛik-Prâtiçâkhya, die ja durchaus nicht nothwendig zu einander gehören, separat verkaufen", ist diesem Wunsche nunmehr denn wirklich entsprochen worden, freilich etwas spät, und daher immerhin zweifelhaft, ob unsere damalige Verheifsung, dafs „hierdurch der Gebrauch dieser Ausgabe besonders für Vorlesungen erleichtert werden, und damit auch der Absatz selbst sicherlich gewinnen würde", wirklich sich noch voll bewahrheiten wird. Haben wir ja doch seitdem Aufrecht's vollständige Textausgabe erhalten, und ist ja auch von Müller selbst eine neue, baldigst erscheinende dgl. bereits angekündigt! Es kommt dazu, dafs weder auf dem Umschlage dieser vierten Lieferung noch in irgend einer Beigabe derselben dieses eben nur aus anderweitigen buchhändlerischen Anzeigen zu entnehmende Factum angekündigt wird, dafs nämlich wirklich der in Lieferung 1—3

enthaltene Text des ersten Maṇḍala jetzt separat, und zwar zu dem sehr civilen Preise von 2½ Thlr., zu haben ist, wobei resp. auch noch ein Extra-Titelblatt und ein Blatt „Vorwort“, ein Verzeichniſs von Druckfehlern enthaltend, beigegeben werden. Wir halten es daher für angemessen, hiermit ganz besonders hierauf hinzuweisen, da wir in der That noch jetzt der früheren Ansicht sind, daſs diese Ausgabe sich zum Gebrauch bei Vorlesungen ganz vortrefflich eignet.

Natürlich wird denn nun also auch die bisherige „Einleitung“ als selbstständiges Werk, mit besonderem Titelblatt: „Ṛig-Veda-Prâtisâkhya, das älteste Lehrbuch der vedischen Phonetik“, und mit einer eigenen neuen Einleitung (auf 32 pp.) versehen, ausgegeben. In dieser letzteren concentrirt sich für uns begreiflicher Weise das Hauptinteresse. Denn wenn auch die Bearbeitung des Prâtiçakhya selbst das Verständniſs dieses Werkes in manchem Falle erheblich weiter führt, als die in den Jahren 1857. 1858 erschienene erste Ausgabe und Uebersetzung desselben durch Regnier, und wenn auch insbesondere der von J. Eggeling ausgearbeitete Wortindex (p. CCCLXXI—LXXXVI) den von Regnier verfaſsten an Umfang und Uebersichtlichkeit übertrifft, so war dies doch theils für einen Nachfolger nur eben einfache Pflicht, theils ist das wirklich Neue denn doch im Ganzen nur von geringer Bedeutung. Die Einleitung nun zerfällt in zwei Theile. In dem ersten (p. 3—22) handelt Müller von der Abfassungszeit des Prâtiçâkhya, und zwar speciell davon, ob dasselbe, wie Goldstücker gemeint hat, erst nach Pâṇini zu setzen sei, oder nicht vielmehr, wie die gewöhnliche Annahme ist, einer früheren Zeit angehöre. Er tritt hierbei in dankenswerther Weise den Beweis an (p. 11 ff.), daſs in allen Fällen, wo Pâṇini den Çâkalya citirt, das ja eben der Schule dieses Letztern angehörige Ṛik-Prâtiçâkhya die Ansicht enthält, welche Pâṇini dem Çâkalya zuschreibt, während umgekehrt bekanntlich im Ṛik-Pr. keine Spur einer Hinweisung auf Pâṇini sich findet. Und er weist hierauf (p. 18 ff.) die beiden, 1) von der Bezeichnung der Pâṇini'schen Grammatik

als vedâṅga und 2) von der Bezeichnung Pâṇini's als Dâkshîputra entnommenen, (531) Hauptbeweise Goldstücker's für die Priorität Pâṇini's vor dem Ṛik-Prât. mit im Ganzen denselben Gründen zurück, welche Ref. schon vor neun Jahren (Ind. Stud. 5, 96 ff. 124 ff.) dagegen geltend gemacht hat, ohne dafs bisher von G.'s Seite eine Erwiderung erfolgt ist. Und zwar thut auch M. selbst dieses factischen Sachverhaltes mit keiner Silbe Erwähnung. In Bezug auf die beiden Kâtyâyana, welche der Eine als Verf. des Vâjasaneyi-Prâtiçâkhya, der Andere als Verf. der vârttika zu Pâṇini aufgeführt werden, erklärt sich (p. 6) Müller übrigens ganz mit Goldstücker's Identificirung derselben einverstanden, freilich nur in ganz summarischer Weise, und ebenfalls ohne irgendwie auf die vom Ref. a. a. O. pp. 103 ff. dagegen geltend gemachten Einwürfe, wie z. B. den Umstand (p. 122), dafs beide Kâtyâyana einen bestimmten terminus technicus (jit) in vollständig verschiedener Weise verwenden, hinzuweisen oder einzugehen. Nicht minder auffällig mufs es erscheinen, dafs nach Müller's Auffassung (p. 5) „der einzige handgreifliche Beweis" für Yâska's Priorität vor Pâṇini „das sûtra 1, 4, 109 bei Pâṇini ist, was man als wörtliches Citat aus Yâska's Nirukti nehmen darf". Da nämlich in beiden Werken der allerdings identische Wortlaut (paraḥ saṃnikarshaḥ saṃhitâ) auf ganz verschiedene Dinge, bei Pâṇini auf die Buchstaben, bei Yâska auf die Wörter (s. Ind. Stud. 4, 84), in einer dritten Verwendung resp. bei Âçval. 1, 2, 9 (freilich: paraḥ saṃnikarshaḥ aikaçrutyaṃ, nicht: p. s. saṃhitâ) auf die Accente sich bezieht (s. Ind. Stud. 10, 426), so möchte gerade auf die Wörtlichkeit dieses Citates nicht eben viel zu geben sein! — Der zweite Theil der Einleitung (p. 22—32) enthält einen sorgsamen Bericht des bereits oben erwähnten jetzigen Secretärs der Royal Asiatic Society, J. Eggeling, über eine leider nicht ganz vollständige (nur bis paṭala 16, 52 reichende) Grantha-Handschrift des Ṛik-Prâtiçâkhya nebst Commentar, welcher letztere in mehreren Punkten von den Erklärungen Uvaṭa's abweicht, und auch einige Text-Varianten selbst

bietet. — Zu unserm Bedauern hat Müller in dieser seiner Einleitung eine wichtige Frage ganz unerörtert gelassen, nämlich die, ob das Ṛik-Prâtiçâkhya in seinem vorliegenden Bestande wirklich als ein einheitliches Werk zu erachten, oder ob es nicht vielmehr, wie Benfey und Ref. anzunehmen geneigt sind (s. Ind. Stud. 5, 105. 125. 8, 128), „aus mehreren, der Zeit nach verschiedenen Stücken zusammengesetzt" sei (s. auch bereits Pertsch, Upalekha p. XIII. XIV). — Besondere Hervorhebung verdient die Correctheit des Druckes; constant falsch geschrieben indeſs ist das Wort bhuric (wiederholentlich auf p. 304. 306. 328. 356; nur einmal richtig bhurij auf p. 331), das demgemäſs denn auch in dieser unrichtigen Form in den Wortindex Aufnahme gefunden hat.

---

4. Donner, Dr. O., Piṇḍapitṛyajna, das manenopfer mit Klöſsen bei den Indern. Abhandlung aus dem Vedischen ritual. Berlin, 1870. Calvary & Co. (36 S. gr. 8.) 12 Sgr. L. C.-Bl. nr. 19. p. 531—32.

Eine recht dankenswerthe Monographie auf dem noch fast ganz unbebauten Felde des vedischen Opferrituals. Nach einer allgemeinen Einleitung (p. 5—14) über die Todtengebräuche der Inder und der verwandten Völker folgt (bis p. 30) die specielle Darstellung des am Nachmittag des Neumondstages zu vollziehenden Manenopfers, welches den Namen piṇḍapitṛiyajna führt, hauptsächlich nach den çrautasûtra des Kâtyâyana und Âçvalâyana, sowie nach den im Prayogaratna, Saṃskârakaustubha etc. enthaltenen Angaben. Daran schlieſst sich (bis p. 36) Text und Uebersetzung des entsprechenden Abschnitts im Çâñkhâyanaçrautasûtra, und zum Schluſs ein in lakonischer Kürze nur die nothdürftigsten Momente hervorhebender praktischer Leitfaden für die Feier des Opfers, von modernster Abfassung. Von jetzt bereits, freilich wie auch diese letzten beiden Stücke nur in Handschriften, zugänglichen Texten sind in dieser Darstellung (532) nur die An-

gaben bei Gobhila groſsentheils, sowie die im Kauçikasûtra (§ 87 ff.) gänzlich unberücksichtigt geblieben. Dieselbe genügt aber, auch in dieser ihrer Beschränkung, völlig um ein anschauliches Bild des betreffenden rituellen Vorganges zu gewähren, und hat der Verf. es verstanden, die einzelnen Momente desselben klar und lichtvoll zu gruppiren, damit resp. eine anerkennenswerthe Probe selbstständiger Forschung abgelegt. Die Uebersetzung und Auffassung der zum Theil ziemlich schwierigen Texte ist im Allgemeinen correct. Einen erheblichen Defect in dieser Beziehung zeigt indeſs das curiose Miſsverständniſs von vadhvam in Çâṅkh. 4, 5, 2 das er als Accus. Sgl. von vadhû, Weib, auffaſst, während es eine, allerdings durch defective Schreibung verunstaltete, Verbalform ist, nämlich für vaddhvam, 2. pers. Imper. von √vas („zieht es an!"), steht. In andern dergl. Fällen handelt es sich wesentlich nur um falsche Abtheilung der Sanskritwörter; so ist zu lesen: dakshiṇâ-nyâyâni im schol. zu Çâṅkh. 3, 4, 3 (nicht dakshiṇâny âyâni), sakṛidâchinnâny ibid. 6, evamavasthena ib. 8, homadravyaniyamârtham ib. 5, 11 (nicht °niyam ârtham). Diese und andere dgl. Defecte sind indessen vielleicht nur Druckfehler, an denen das Schriftchen leider überhaupt sehr reich ist; doch dient dabei dem Verf. wohl die weite Entfernung des Druckortes (Berlin) von seinem Wohnorte (Helsingfors) zur Entschuldigung, zumal wenn man die groſse Schwierigkeit sanskritischen Satzes in lateinischer Umschrift bedenkt, wobei die Setzer oft, auch nach der sorgsamsten Correctur, noch gar seltsame Quidproquo's begehen. — Eine unrichtige Angabe ist, wenn auf p. 30 das Çâṅkhâyana-çrauta-sûtra zu den „späteren liturgischen Büchern" gerechnet wird. Aller Vermuthung nach hat dasselbe vielmehr gerade im Gegentheil als älter als das sûtra des Kâtyâyana sowohl wie das des Âçvalâyana, resp. als eins der ältesten vorhandenen Çrautasûtra zu gelten. — Die auf p. 15 angegebene „mündliche Mittheilung" des Ref. wäre noch etwas genauer dahin zu fassen gewesen, daſs auf p. 59, 18 der Abhandlung desselben „über den vedischen Kalender, Namens

Jyotisham" statt vivakshitena vielmehr vivakshite na zu lesen, resp. zu trennen ist, und daher auf p. 62, 4 daselbst die Worte „bei Somâkara und" wegzufallen haben.

---

5. Buddhaghosha's Parables, translated from Burmese. By Captain T. Rogers, R. E. With an introduction, containing Buddha's Dhammapada, or „path of virtue", translated from Pâli by F. Max Müller. London, 1870. Trübner & Co. (CLXX, 206 S. 8°.) 12 shill. 6 den. L. C.-Bl. nr. 19. p. 532—34.

Dieses Buch enthält zwei an Umfang nahezu gleiche Bestandtheile, von denen ein jeder für sich betrachtet zu werden verdient. Müller's „Introduction" zunächst besteht nicht bloſs, wie der Titel angiebt, aus einer Uebersetzung des Dhammapada, sondern es geht dieser Uebersetzung noch eine ausführliche Einleitung (p. v—LIII) voraus, in welcher Müller theils von dem Alter jener Buddhaghosha-Parabeln, theils von dem Alter des Dhammapada selbst sowie von der Bedeutung etc. dieses Werkes handelt, und in welcher sich u. A. auch sein am 28. September vorigen Jahres in der Kieler Philologen-Versammlung gehaltener Vortrag „über den buddhistischen Nihilismus" seinem wesentlichen Inhalte nach aufgenommen findet. Was denn nun zuerst das Alter der Parabeln betrifft, so hat sich Müller mit Recht begnügt, für sie zunächst kein früheres Datum als das des Buddhaghosa selbst in Anspruch zu nehmen; unstreitig wird ein groſser Theil derselben aus älteren Quellen stammen: sie aber ohne Weiteres als das Werk „of Mahinda if not of Buddha himself" anzusehen, und ihr Datum dem „third century B. C." zuzuweisen, wie Müller schlieſslich doch sich wenigstens nicht abgeneigt zeigt, würde, wie bereits anderswo bemerkt, ungefähr etwa dem entsprechen, wenn man dergleichen Erzählungen aus dem „neunten oder zehnten christlichen Jahrhundert" direct in den Mund Christi oder doch eines Kirchenvaters des dritten, resp. (533) vierten Jahrhunderts legen

wollte, ohne dafs hierfür eine anderweitige Beglaubigung vorläge. Es zeigen ja diese in Buddhaghosa's Commentar enthaltenen Parabeln und Legenden, dem sonstigen Charakter dieses Werkes völlig entsprechend, die hierarchischen, kosmischen u. a. Vorstellungen und Dogmen des Buddhismus bereits in vollster Ausbildung! Wie sich ferner bekanntlich sogar in die zum heiligen Texte des Tipiṭaka selbst gehörigen Vorgeburts-Legenden (jâtaka) manche aesopisch-griechische Stoffe aufgenommen finden, wie auch im Mahâvaṅso Mahinda's Ankunft auf Ceylon in ein von homerischen Anklängen getragenes mythisches Gewand gekleidet ist, so finden sich dergleichen griechische Stoffe denn auch in diesen Parabeln hier wieder; z. B. das trojanische Pferd, als Elephant freilich, auf p. 39, und die in dem Kieler Vortrage als eine „Probe des wahren Buddhismus" mitgetheilte Legende (hier p. 100) ist in ihren Grundzügen schon bei Lucian vorliegend, somit auch bei ihr zunächst mindestens noch zweifelhaft, wó das Original zu suchen ist. — Was das Dhammapadam selbst betrifft, so meint Müller zwar zunächst, dafs sein „exact place in the Buddhistic canon has not yet been pointed out", giebt aber unmittelbar darauf selbst an, was Turnour im Appendix III seines Mahâvaṅso darüber sagt. Sollte Müller daran Zweifel hegen?? Aber auch Hardy Eastern Monachism p. 169 und Westergaard im Katal. der Kopenhagener Codd. Indici p. 31 haben die gleichen Angaben. Nicht minder auffällig ist der (ganz ebenso auch in dem Kieler Vortrage p. 12 ff. sich findende) Widerspruch in den Angaben auf p. XXXVII ff., wonach einerseits zwar „alle ehrlichen Forscher die Frage, ob eine Scheidung zwischen dem Buddhismus und der Lehre Buddha's für uns noch ausführbar sei, im Grofsen und Ganzen mit Nein beantworten müssen; auch Burnouf hat nie versucht, einen Blick über die Schranken des buddhistischen Kanons hinauszuthun", während es doch andererseits nicht nur von eben diesem selben Burnouf bald darauf heifst: he next points out that, according to some ancient authorities this entire part of the canon (der Abhidharma nämlich) was

designated as not „pronounced by Buddha", sondern auch Müller selbst gerade für sich es unternimmt, in einem sehr erheblichen Punkte, in Bezug nämlich auf die Lehre vom nirvâṇa eine solche „Scheidung zwischen dem Buddhismus und der Lehre Buddha's" herzustellen. Was nun dieses Unternehmen selbst anbelangt, so stimmt Ref. demselben um so bereitwilliger zu, da er nicht nur schon vor 13 Jahren, und zwar in diesen Blättern (Jahrg. 1857, No. 49, p. 770, vergl. Ind. Streifen 2, 132), resp. einer Müller'schen Schrift gegenüber, die gleiche Opposition gegen die gewöhnliche Ansicht von dem nirvâṇa erhoben hat, sondern auch speciell gerade die Materialien, mit welchen Müller seine jetzige Ansicht stützt, die Stellen aus dem Dhammapada nämlich, zu gleichem Behufe sich bereits in des Ref. Uebersetzung (1860) dieses Werkes (zu v. 21. 23) zusammengestellt finden, s. insbesondere den zweiten Abdruck dieser Uebersetzung in des Ref. Indischen Streifen 1, 122 (1868) und die daselbst angeführten anderweiten Stellen, in denen Ref. im Anschluſs an andere Autoren bereits die gleichen Zweifel ausgesprochen hat. In der Auffassung des nibbâṇa selbst weicht Müller allerdings von der Ansicht des Ref. ab; die Waffen gegen die gewöhnliche Auffassung sind aber die gleichen. Eine Erwähnung dieses factischen Sachverhaltes, ein Hinweis darauf, daſs Ref. bereits in gleicher Weise vorgegangen, findet sich jedoch bei Müller, und zwar um die eigne Ausdrucksweise, deren er sich gegen den Ref. nun bereits zweimal bedient hat, hier an richtiger Stelle zu copiren, „as usual", „in his usual way", nicht vor. — Die von Müller gebotene Uebersetzung des Dhammapadam bringt in mehreren Punkten das Verständniſs dieses wirklich kostbaren Werkes entschieden weiter; in andern Fällen dagegen müssen wir seine Auffassung ebenso bestimmt zurückweisen; auf Einzelnes hier einzugehen würde zu weit führen, dazu wird sich an andern Orten Gelegenheit (534) finden. — So dankenswerth dieselbe aber auch ist, so sehr müssen wir es tadeln, daſs Müller sich nicht veranlaſst gefunden hat, auſser ihr dem Werke des Capt. Rogers,

dem sie als Einleitung dient, auch noch eine andere zunächst denn doch wahrlich noch bei Weitem mehr durch die Sachlage gebotene Beigabe zuzuwenden, nämlich eine Vergleichung derjenigen von Rogers aus dem Birmesischen übersetzten Parabeln, deren Pâli-Text sich in Fausböll's Ausgabe des Dhammapadam oder sonstwo bereits vorfindet, mit diesem ihrem Original vorzunehmen. Da die Zahl dieser Stücke nicht sehr grofs ist (sie umfassen zusammen nur einige 50 pp. bei Rogers), so wäre diese Vergleichung auch für einen „very humble gleaner in the field of Pâli Literatûre", wie sich Müller in seiner Bescheidenheit nennt (p. x), gerade keine grofse Sache gewesen. Ref. seinerseits hat aus einer angestellten Confrontirung der Art die Ueberzeugung gewonnen, dafs der Birmesische Text zwar allerdings erheblich abgekürzt ist, und wohl auch allerlei Mifsverständnisse zeigt, im Ganzen indessen ein ziemlich getreues Resumé des Pâli-Originals darbietet, und ein dankenswerthes Hülfsmittel zum Verständnifs desselben abgiebt. Einige dieser Erzählungen nun bieten in der That ein hohes Interesse, indem sie uns, wie dies ja auch nicht anders zu erwarten war, für die Märchenstoffe der späteren indischen Literatur und resp. im Anschlufs daran unseres eignen Mittelalters die Vorstufen vorführen. So z. B., wenn der König von Benares nach Art des Harun al Rashid des Nachts verkleidet umherwandelt (p. 69), to discover whether the actions of his subjects were good or evil. So ferner die sich hieran anschliefsende Geschichte vom Doctor Allwissend (p. 69. 70), der Raub der in einen rothen Mantel gehüllten Königin (p. 34) durch einen Vogel Greif, der sie für ein Stück Fleisch hält und durch die Lüfte trägt, die Abenteuer des Mittapiṇḍaka, der ins Meer geworfen wird, um das Schiff flott zu machen (p. 172), das Aufhalten der Verfolger durch Entleerung von mit Gold und Silber gefüllten Säcken auf der Flucht (p. 43) und dergl. mehr. Aus Fausböll's Auszügen gehört hierher u. A. noch das mit einer Prügelscene in Verbindung stehende Aufwachen aus weitgehenden Träumereien (p. 199. Pañcat. 5, 59. Benfey 1,

500. 2, 548), und der übel auslaufende Flug der Schildkröte durch die Luft (p. 419. Pañc. 1, 358. Benfey 1, 241; äsopisch s. Ind. Stud. 3, 339). Andere Erzählungen sind freilich schrecklich insipide, tragen resp. ihren Zweck, den Laien vor Allem die möglichste Ehrerbietung und Dienstfertigkeit gegen die Geistlichkeit recht nachdrücklich einzuschärfen, in etwas zu grellen Farben vor, als dafs wir daran grofses Gefallen finden könnten. Möge doch, damit schliefsen wir, unser verehrter Freund Fausböll durch diese in der That höchst schätzenswerthe Arbeit des Capt. Rogers sich auch seinerseits zur Mittheilung noch weiterer Abschnitte aus Buddhaghosa's Commentar dazu anregen lassen. Es scheint ja jetzt auf dem Gebiete des Pâli von verschiedenen Seiten her eine regere Thätigkeit zu beginnen; mit Freuden würden wir es begrüfsen, wenn auch er sich demselben wieder thatkräftig zuwenden wollte!

---

6. The life or legend of Gaudama, the Budha of the Burmese, with annotations. The ways to Neibbau, and notice of the Phongyies, or Burmese monks. By the Rev. P. Bigandet. Rangoon, 1866. American Mission Press. C. Bennett. (XI, 538, V S. 8°.) 18 sh.
L. C.-Bl. nr. 29. p. 801—3.

Obschon dies Werk in Rangoon schon vor vier Jahren erschienen ist und, als zweite Auflage, offenbar auch bereits in erster Auflage (ebends. 1858) die verdiente Aufmerksamkeit gefunden hat, so ist es doch bei uns im Ganzen noch wenig bekannt, und wir halten es daher für angemessen, auch in diesen Blättern einmal speciell darauf hinzuweisen, und zwar dies um so mehr als diese zweite Ausgabe, schon dem Umfange nach, einen bedeutenden Fortschritt über die erste aufweist. Das Werk besteht nämlich zunächst aus der Uebersetzung einer birmesischen in 17 Capitel zerfallenden Lebensbeschreibung Buddha's, Namens „Malla-linkara Wouttoo“, die sich selbst wieder am Eingang (p. 4) wie am Schlufs

(p. 397) als Uebersetzung aus dem Pâli ankündigt, sodann aus zahlreichen, sehr umfangreichen Noten dazu, die hauptsächlich aus einer birmesischen Uebersetzung des Tatha-gatha-Oudana d. i. tathâgata-Avadâna geschöpft sind, endlich aus verschiedenen anderweiten Beigaben, einer Inhaltsangabe nämlich einiger Jâtaka (Vorgeburtslegenden, p. 400—422), darunter des Nemi- und des Janaka-Jâtaka, einer kurzen geographischen Uebersicht über die in Buddha's Leben genannten Oertlichkeiten (p. 423—430), einer Untersuchung über die sieben Wege zum Nirvâṇa (p. 431—481), und einer ausführlichen Darstellung des Lebens und der Regeln der buddhistischen Mönche (p. 483—534). Jenes birmesische Malla-linkara Wouttoo nun ist offenbar dasselbe Werk, welches unter dem Namen Malalengara Wottoo (ob etwa mâlâlaṃkâra-vatthu?) schon im Jahre 1851 der American Oriental Society in einer Uebersetzung des Rev. Chester Bennett, Missionary of the American Baptist Union, vorgelegt ward und sich in deren Journal 3, 1—163 (1853) abgedruckt findet. Es ist daher in der That höchst auffällig, daſs bei Bigandet dieses Factums keinerlei Erwähnung geschieht, zumal wenn man bedenkt, daſs sein Werk in der Amerikanischen Missionspresse eben dieses selben C. Bennett gedruckt worden ist! Bei einer näheren Vergleichung zeigen sich nun freilich in beiden offenbar von einander ganz unabhängigen Uebersetzungen sehr erhebliche Textdifferenzen. So ist bei Bennett von einer Eintheilung des Werkes in 17 Capitel, wie bei Bigandet, nichts (802) zu finden. Es fehlt im Eingange und Schluſs die Angabe, daſs das Werk aus dem Pâli übersetzt sei; es fehlt ferner gleich im Eingange alles das, was bei Bigandet auf p. 5—15 erzählt wird; ebenso die beiden Schluſscapitel, und auch im Innern finden sich sehr zahlreiche und höchst wesentliche Abweichungen, wobei bald der eine bald der andere Text Dinge enthält, die sich in dem andern nicht finden. Im Allgemeinen ist der Bernett'sche Text bei weitem kürzer. Wie ist nun dies Verhältniſs zu erklären? Welche der beiden Uebersetzungen giebt den richtigen Text? existirt

resp. das Werk factisch in zwei so verschiedenen Recensionen? oder sind etwa beide Uebersetzungen berechtigt, die Abweichungen nur auf Auslassungen beruhend, die bald Bennett, bald Bigandet vorgenommen hat? (wie denn in der That in einem Falle, wo Bennett sehr ausführlich ist, bei der Geschichte von dem Arzte Jîvaka, p. 74—82, Bigandet p. 185 sich auf einen Auszug, a very succinct account, zu beschränken angiebt) oder endlich handelt es sich hierbei etwa um zwei verschiedene birmesische Bearbeitungen eines und desselben Pâli-Werkes? Es ist sehr zu bedauern, dafs Bigandet es versäumt hat, uns hierüber irgend welche Auskunft zu ertheilen. Am Schlufs des Werkes bezeichnet bei ihm der Verf. dasselbe als im Jahre 1134 (der Pagan era nämlich, s. p. 381) = A. D. 1773 übersetzt, wie denn die beiden letzten Capitel in der That die Geschichte des Buddhismus vom Tode Buddha's an bis auf diese Zeit hinabführen. Bei Bennett aber fehlen dieselben, wie bereits bemerkt, und wird das Werk (p. 183) bezeichnet als „purporting to have been written long before the invention of gunpowder in Europe“. In mehreren Fällen hätte Bigandet aus Bennett eine richtigere Auffassung entnehmen können; so z. B. ist die Angabe über die Eintheilung der von Sujâtâ erhaltenen Milch in 49 Tagesportionen bei Bennett p. 30 unstreitig passender als die Angabe bei Bigandet p. 77; ebenso ist „he caused the appearance of a former Buddha“ bei Bennett p. 93 richtiger als „he created a personage who appeared to walk with him“ bei Bigandet p. 207; desgl. die Angabe, dafs der Thron des Königs der 33 Götter unter ihm heifs geworden sei, Bennett p. 18, richtiger als dafs Bigandet p. 52 dies nur von „a chief Thagia“ berichtet. Als richtiger, oder besser wohl alterthümlicher, erscheint die Bennett'sche Darstellung ferner z. B. auch darin, dafs sich in ihr die bei Bigandet auf p. 6 stehende Erzählung von dem Thakiamouni Pourana Gaudama, zu dessen Füfsen der Prinz, welcher „the future Gaudama“ war, eben um die Gnade bat „at some future time a Buddha as himself was one“ zu werden, wobei also zwei (803) Çâkya-

muni, resp. zwei Gaudama, ein alter und der wirkliche Buddha dieses Namens unterschieden werden, nicht vorfindet; sowie denn auch die eigenthüml. Angaben des Bigandet'schen Textes (p. 12) von der Kalenderreform, die unter Eetzana (îçâna), dem Vater von Buddha's Mutter, stattgefunden haben soll, wonach „the Kaudza (?)-era of 8640 years should be done away with and the new era (eben die Eetzana era) should be made to begin on a Sunday“, und dem entsprechend auch die wiederholten Beziehungen auf diese Eetzana era (bei Bigandet p. 48. 57. 90. 197. 320. 323. 344. 361. 380) bei Bennett gänzlich fehlen. — Es enthalten nun übrigens offenbar beide Texte, der Bennett'sche sowohl wie der Bigandet'sche, neben dem alten, aus Pâli-Quellen stammenden Material auch Manches, was wohl eben erst der birmesischen Entwickelung des Buddhismus angehört. Und dasselbe gilt natürlich denn auch in gleichem Grade von Bigandet's eigenen Zuthaten in den Noten etc., deren hoher Werth hierdurch indessen in keiner Weise beeinträchtigt wird, da sie eben, in dieser Beschränkung, denn doch durchweg den Charakter der Authenticität tragen. Es stellt sich sein Werk resp. den aus ceylonesischen Quellen geschöpften Arbeiten Spence Hardy's würdig zur Seite, und kann wie diese, so lange uns leider die Pâli-Texte selbst noch fehlen, als ein immerhin höchst dankenswerther Ersatz dafür gelten, obschon natürlich bei der Benutzung nie die geeignete Vorsicht aufser Acht zu lassen ist. Höchst unbequem in dieser Beziehung, wenn wir auch durch Bastian's grofses Reisewerk daran schon einigermafsen gewöhnt sein könnten, ist das corrupte birmesische Gewand, unter welchem die Pâli-Wörter hier durchweg erscheinen, und welches bei Unkundigen gar leicht heillose Verwirrung erzeugen kann! Unbequem ferner ist auch der Mangel eines Index. — Höchst naiv sind theils die Einwürfe, die sich der Birmesische Verf. hie und da bei seinen fabulosen Erzählungen selbst macht, theils die Art, wie er dieselben beseitigt; so z. B. p. 52: „how could that be so? It is a wonder surpassing our under-

standing; it would be rashness and temerity to allow our mind to dwell too much upon it"; oder wie es in kürzerer Fassung bei Bennett p. 18 heifst: „though we cannot understand how his head could bear them all (es handelt sich um 10,000 turbans), yet it is not suitable to doubt the truth of it". — Ungemein liebenswürdig aber ist die Art, wie sich Bigandet seinerseits den von ihm mitzutheilenden Angaben gegenüber verhält, was bei einem katholischen Bischof und Missionär in der That die höchste Anerkennung verdient. Er bestrebt sich eben durchweg rein objectiv zu verfahren und läfst seine Quellen meist in ihren eigenen Worten reden: „his sole aim, wie er selbst dies angiebt (p. 431), will ever be to convey as faithfully and as succinctly as possible the meaning of the original he has under his eyes". Dabei kann er aber doch nicht umhin, hie und da seiner lebhaften Bewunderung der hohen sittlichen Würde Buddha's einen offenen Ausdruck zu leihen, und auch sonst auf allerlei Coincidenzen mit dem Leben Christi hinzuweisen: „he has communicated, sagt er p. 68 in dieser Beziehung von sich, to the reader the feelings of surprise and astonishment he experienced when he thought to have met with many circumstances, respecting the founder of Buddhism, which apparently bear great similarity to some connected with the mission of our Saviour". Und wenn sich dann doch an anderen Stellen der christliche Standpunkt des Verf.'s mehrfach mit Entschiedenheit geltend macht, so geschieht dies doch nur den philosophischen Grundsätzen Buddha's gegenüber, welche auch nach seiner Ansicht auf „absolute Annihilation" hinauslaufen; von den ethischen Gesetzen Buddha's dagegen sagt er unter Anderm geradezu (p. 494): „it will not be deemed rash to assert, that most of the moral truths prescribed by the Gospel, are to be met with in the Buddhistic scriptures".

7. Wheeler, J. T., the history of India from the earliest ages. Vol. II. The Râmâyaṇa and the Brâhmanic period. London, 1869. Trübner u. Co. (LXXXVII, 680 S. gr. 8.) 21 sh. L. C.-Bl. nr. 29. p. 804—6.

Zwar hat auch dieser zweite Band des Wheeler'schen Werkes ebenso wenig wie der erste (s. No. 28 des Jahrg. 1868 d. Bl.) Ansprüche auf den Titel, den dasselbe führt. Von einer „Geschichte Indiens" und noch dazu „from the earliest ages" ist darin nichts zu finden, wenigstens nicht in der Bedeutung, in welcher man das Wort „Geschichte" denn doch in der Regel zu verstehen pflegt. Nichtsdestoweniger ist auch dieser Band wieder von erheblichem Interesse. Er zerfällt in zwei völlig geschiedene Theile. Der erste Theil (bis p. 406) giebt eine specielle Inhalts-Uebersicht über das Râmâyaṇa, unter stetiger historisch-kritischer Erörterung der einzelnen Abschnitte, ganz in der Weise, wie im ersten Bande das Mahâ-Bhârata behandelt worden war. Mit dem Unterschied freilich, daſs die hiesige Darstellung, einem guten Theile nach wenigstens, auf zuverlässige Uebersetzungen des Textes selbst sich gründen konnte, während beim Mahâ-Bhârata dem Verf. von vorn herein das Miſsgeschick begegnete, eine nicht nach dem Original, sondern nach einer persischen Bearbeitung dieses Epos gemachte englische Uebersetzung seiner Darstellung zu Grunde zu legen. Gerade sehr genau hat Wheeler es nun allerdings auch hier nicht eben genommen. Er verläſst sich vielmehr theils offenbar mehrfach rein auf die Angaben seiner Paṇḍit, statt selbst nachzusehen, vgl. z. B. den Rishi Sringa auf p. 11 ff. (für Ṛishyaçṛiñga), ferner the ordinance by the Hotri and the Brithi p. 17 (zweimal; was mag mit Brithi wohl gemeint sein?) u. dergl. mehr, — theils verzichtet er ja überhaupt von vorn herein aus Rücksicht auf die „European tastes" (p. LXXXIV—V) darauf, seine „version" ausschlieſslich „from the poem of Vâlmîki" zu entnehmen, sondern begründet dieselbe auf „three Râmâyanas", des „Vâlmîki, Tulsee Dass and Vyâsa" nämlich, also neben Vâlmîki auf das Adhyâtma-Râmâyaṇa des

Brahmâṇḍa-Purâṇa und die noch modernere Hindi-Arbeit des Tulasîdâsa! Und wenn nun auch allerdings die Angaben aus dem Adhy. Râm. meist nur in den Noten sich mitgetheilt finden, so scheint dagegen hie und da Tulasîdâsa's Darstellung wirklich in den Text aufgenommen! Für das Râmâyaṇa selbst hat Wheeler zunächst die Carey-Marshman'sche Uebersetzung benutzt und zwar stand ihm dabei „a considerable number of sheets" zu Gebote, die zwar gedruckt, aber noch nicht veröffentlicht sind. Wo sie aufhörten, ist „the remainder given in brief outline from the Bengali version", aber nicht etwa nach dem Texte, sondern wie es scheint, nach Fauche's französischer Uebersetzung! Dieselbe wird wenigstens (p. 28) vor der „italian translation of Gorresco" (sic!) genannt. A. W. v. Schlegel's Ausgabe ist, wenn Ref. sich recht erinnert, nicht ein einziges Mal auch nur erwähnt! Dagegen hat „the same young Sanscrit scholar, Baboo Obenash Chunder Ghose, who had helped me with the Mahâ-Bhârata" dem Verf. die Uebersetzung einer neuen bisher unbekannten Recension geliefert, aus der er denn auch mehrere Auszüge in seinen Text aufgenommen hat und die er als eine nordwestliche bezeichnet: „a few extracts.. from what is understood to be the northwestern version, which furnish particulars not to be found in the poem of Vâlmîki respecting the early life, education and marriage of Râma and serve to illustrate the more modern ideas upon these subjects which are current amongst the Hindus". Nun, die Auszüge aus dieser „what is called the North-West recension" tragen allerdings ein sehr modernes Gepräge, sowohl in dem, was sie geben, vgl. p. 28. 65, als in dem, was sie auslassen (s. p. 144. 203), so daſs auch Wheeler selbst sich einmal (p. 28) veranlaſst sieht, dabei direct eine „later interpolation" anzunehmen. Nach allem dem sollte man nun meinen, daſs der Werth dieser Wheeler'schen Arbeit nur ein sehr geringer sein könne, besonders wenn man ferner noch hinzunimmt, daſs der Verf. sich auch hier wieder in der Kenntniſs
(805) der indischen Philologie mehrfach ziemlich schwach

beschlagen zeigt (wie er z. B. auf p. 22 das Beilager der Königin bei dem todten Opferrofs als „probably a later Brahmanical invention" bezeichnet, oder auf p. 421 den Buddhismus als „a religion of the nobles", „essentially an aristocratic creed" charakterisirt!). Wenn daher trotz allen diesen argen Uebelständen sein Werk dennoch unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, so verdankt es dies zweien Umständen: einmal der unleugbar geschickten Darstellung des Inhaltes des grofsen Epos selbst, die bei allen Ausstellungen, die man im Einzelnen dagegen erheben mag, doch im grofsen Ganzen ein getreues und ansprechendes Bild davon abgiebt, und zweitens der völlig freien und meist von gesundem Blick zeugenden Kritik, die der Verf. von historisch-politischem Standpunkte aus diesem Inhalte zu Theil werden läfst. Und zwar geht er dabei von einer Grundvorstellung aus, die in dieser Form völlig neu und originell ist, und die denn auch zwar keineswegs etwa mit der Sicherheit, mit welcher er sich derselben bedient, bereits feststeht, zum Mindesten aber allen Anspruch auf Beachtung verdient. Danach sind nämlich unter den Râkshasa des Epos nicht sowohl die Aborigines, was man ja auch bisher schon erkannt hat, sondern vielmehr speciell auch die Buddhisten zu verstehen, und Râma selbst demnach als ein Beschützer der çivaïtischem Liñga-Cult huldigenden Brahmanen des Dekhan gegen die Buddhisten Ceylon's aufzufassen. Dem entsprechend ist Wheeler durchweg bestrebt, Züge im Râmâyaṇa aufzusuchen, die sich in dieser Richtung verwerthen lassen. Er geht nun zwar hierbei unstreitig oft genug viel zu weit; so z. B. wenn er in Viçvâmitra „one of the Kshatriyas who had adopted Buddhism" erkennt (p. 50), oder wenn er die Belästigungen von Seiten der râkshasa, durch welche die Einsiedler des Citrakûṭa von da vertrieben wurden (p. 236), ebenfalls auf buddhistische Verfolgungen bezieht (p. 260), während doch die Schilderung des Râmâyaṇa nur auf wilde Aborigines sich deuten läfst. Auch liegt für das Hereinziehen des Liñga-Dienstes kaum irgend ein fester An-

haltspunkt vor. Davon endlich, dafs sich neuerdings bei den Buddhisten selbst die Geschichte Râma's in einer ältern Form, als die bei Vâlmîki vorliegende ist, vorgefunden hat, sowie von den factischen mythologischen Momenten, welche sich an seine Gestalt, wie an die der Sîtâ anknüpfen, hat Wheeler noch keine Ahnung. Jedenfalls gewinnt aber gerade hierdurch die Frage nach dem Zweck, der Zeit etc. des Vâlmîki eine ganz neue Gestalt und verdient resp. eine erneute Untersuchung, bei welcher dann eben auch Wheeler's Auffassung hierüber speciell mit zu erwägen sein wird (wie dies denn auch in einer demnächst erscheinenden Abhandlung des Ref. über das Râmâyaṇa bereits geschehen ist). — Der zweite Theil (bis p. 661) führt den Titel: „the Brahmanic Period", schildert resp. in grofsen Zügen, hauptsächlich auf Grund von Manu's Gesetzbuch, die religiösen, bürgerlichen etc. Verhältnisse Indiens in der betreffenden Zeit, und zwar im Allgemeinen in dankenswerther Weise. Dabei bleibt sich aber der Verf. chronologisch nicht recht getreu. Von den vier Perioden nämlich, die er für die Geschichte Indiens mit Recht hinstellt (Introd. p. LXXIII), der Vedic period, Brahmanic p., Buddhist p. und dem Brahmanical revival, in welche letztere er ja eben den Vâlmîki versetzt (ib. p. LXXIV), ist die Brahmanic period die zweite, hätte somit jedenfalls vor dem Râmâyaṇa abgehandelt werden sollen. Den Codex des Manu ferner setzt er, und zwar ebenfalls mit Recht (p. 422), in die „centuries immediately preceding or following the Christian era", sucht darin resp. sarkastische Anspielungen „at Buddhist nuns" (p. 583); ob er aber danach dann noch ein Recht hat, denselben als für die „Brahmanic period" gültig, resp. als einen Compromifs zwischen ihr und der Vedic period (p. 446) zu betrachten, das bedürfte zunächst wenigstens einer näheren Erörterung, die darin eben den Reflex eines älteren Textbestandes nachzuweisen haben würde, und daran anzuknüpfen hätte, dafs das Mânavam dharmaçâstram sich an das gṛihyasûtra (806) der Mânava-Schule des Yajur Veda anschliefse. Hiervon ist indefs dem Verf.

offenbar nichts irgend zu Ohren gekommen. — Eine ausführliche Inhaltsübersicht (p. v — LXIX) und ein reicher Index (p. 663 — 680) erleichtern den Gebrauch des inhaltreichen Werkes, das wir bei allen seinen Fehlern und Mängeln doch mit lebhaftem Interesse und mit mannigfachem Nutzen durchstudirt haben.

---

8. The history of India as told by its own historians. The Muhammadan Period. Edited from the posthumous papers of the late Sir H. M. Elliot, K. C. B., by Prof. John Dowson. Vol. II. London, 1869. Trübner u. Co. (XII, 579 S. 8°.) 18 sh. L. C.-Bl. nr. 30. p. 826-7.

Wie der erste Band (s. Jahrg. 1868, No. 29 d. Bl.), so enthält auch dieser zweite nur äufserst wenig von demjenigen Stoffe, welcher in dem im Jahre 1849 erschienenen ersten Bande des „Bibliographical Index to the historians of Muhammadan India" bereits vorliegt, vielmehr fast nur solche Stücke, die auch Elliot selbst bereits für den zweiten Band dieses Werkes bestimmt hatte. Eine Ausnahme macht eigentlich nur gleich der Anfang, der von Albîrûnî und seinem Târikhu-l Hind handelnde Abschnitt (p. 1 — 13), der in der That fast ganz identisch aus dem Bibl. Index p. 96 — 105 herübergenommen ist; leider, möchten wir fast sagen, denn gerade bei diesem Autor und diesem Werke hätten wir vor Allem neue und recht ausführliche Nachrichten gewünscht. Es waltet über ihm offenbar ein ganz eigenthümliches Mifsgeschick. Die ersten näheren Angaben darüber sind nun schon mehr als ein Vierteljahrhundert alt, s. Reinaud im Augustheft des Journal As. 1844 p. 121 ff.; bereits im April 1843 (Journ. As. p. 384) hatte Munck eine Edition nebst französischer Uebersetzung und Noten angekündigt, und noch immer sind wir mit unserer Kunde davon im Wesentlichen auf das beschränkt, was uns Reinaud damals, und später (1849) in seinem trefflichen mémoire sur l'Inde daraus mitgetheilt hat! Möge diese Klage an das Ohr derer dringen,

die ihr abzuhelfen im Stande sind! — Während vol. I die Geschichte der Eroberung Sindh's durch die Araber sowie die spätere Geschichte desselben behandelte, werden uns in diesem Bande die Annalen der Ghazneviden, Ghoriden und der sogenannten „Slave kings“ bis zum Ende der Regierung Nâsiru-d dîn's (1260 AD), und zu den ersten Einfällen der Mogolen vorgeführt, resp. Auszüge aus den betreffenden Werken des Utbî, Baihâqî, Muhammad Ufî, Hasan Nizâmî, Ibn Asîr (Athîr), Baizâwî, Minhâju-s Sirâj, Juvainî mitgetheilt. Nach der speciellen Auskunft, welche das Vorwort hierüber giebt, stammt nur etwa der dritte Theil dieser Uebersetzungen von Sir H. M. Elliot selbst her; die (827) übrigen sind für ihn von verschiedenen „Munshi“ gemacht, und von Prof. Dowson revidirt, oder, zu einem kleinen Theile, von Letzterem überhaupt erst angefertigt. Die unter dem Namen Appendix zusammengestellten Excurse dagegen (p. 403—579) sind grofsentheils von Sir Elliot's eigner Hand; sie betreffen u. A. die Hindu-Könige von Kabul (zum Theil nach Reinaud's Mittheilungen aus Albîrûnî), die Historiker der Ghazneviden, Mahmud's Eroberungszüge nach Indien, die Kämpfe Jalâlu-d-dîn's am Indus mit Dschingis-khân etc., und sind theilweise von hohem Werth; insbesondere verdient die lichtvolle Untersuchung über Mahmud's sechszehn „Expeditions to India“ specielle Hervorhebung. — Da die Autoren, die uns hier auszugsweise vorgeführt werden, fast sämmtlich die Ereignisse ihrer eigenen Zeit, an denen sie selbst grofsentheils speciell mitbetheiligt gewesen sind, beschreiben, so besitzen ihre Angaben natürlich einen besonderen Werth, obschon andererseits gerade dadurch ihre Glaubwürdigkeit hie und da wohl auch erheblich beeinträchtigt ist. Ungemein dankenswerth sind daher in dieser Beziehung die ausführlichen Nachrichten über die Lebensverhältnisse etc. eines Jeden, die stets vorangeschickt sind, und bei denen sich Prof. Dowson durchweg sehr speciell betheiligt hat, wie denn von ihm auch durchweg die Uebersetzungen selbst theils mit den ihm zu Gebote stehenden Manuscripten, theils

mit den bereits vorliegenden Text-Ausgaben (Baihâgî's durch Morley und Lees in der Bibl. Indica, Ibn Asîr's durch Tornberg, des Minhâju-s Sirâj durch Lees, ebenfalls in der Bibl. Ind.) sorgsam verglichen worden sind. Der kleine, sehr nützliche geographische Index am Schlusse macht den Mangel eines gröſseren und allgemeinen Index doppelt fühlbar. — Von erheblicher Bedeutung sind die Zweifel, welche Dowson auf p. 6. 7 gegen die Uebersetzung des Pâtañjali durch Albîrûnî erhebt; die Lesart der Handschriften ist bei diesem Namen in der That so abweichend, daſs jene Lesung jedenfalls zunächst noch als unsicher erscheinen muſs. — Sehr amüsant ist die Geschichte, wie sich der Minister des Königs Für der ihm nachstellenden Brâhmaṇa entledigte, und sie in die Grube fallen machte, die sie ihm gegraben hatten (p. 157 ff.). — Von Interesse sodann ist die Verwendung des Wortes tarsâ, womit sonst in der Regel die Christen bezeichnet zu werden pflegen, für die fire-worshippers p. 164, und für die Buddhisten p. 310. — Sollte das von Bakhtiyâr († 1205 AD) zerstörte „fort of Behar", dessen Einwohner gröſstentheils „Brahmans with shaven heads" waren, in dem sich resp. „large numbers of books" befanden, und von welchem sich denn auch schlieſslich ergab, daſs „the whole fort and city was a place of study (madresa)", etwa gar noch ein buddhistisches Kloster gewesen sein? — Von Bedeutung erscheint noch u. A. das genaue Datum der Zerstörung von Bhîlsâ d. i. Vidiçâ in Mâlwa, sowie des Mahâkâla-Tempels in Ujjayinî durch Altamsh, nämlich AD 1234. Auch eine Statue Vikramâditya's, der „1316 years (das wäre also 82 v. Chr.!) before this time" regiert haben solle, ward dabei zerstört. — Auf p. 446 ist statt Dasahra offenbar Asarha zu lesen, der âshâḍha-Monat nämlich gemeint; die Angabe selbst freilich, daſs in demselben „the breaking up of the rains admits of warlike operations", daher dieser Monat für die Inder „the season of the commencement of their campaigns" sei, paſst auf diesen Monat sehr schlecht, da er im Gegentheil entweder noch als der letzte Monat der

heifsen Zeit oder doch gerade als der erste Monat der Regenzeit gilt! âçvayuja und kârttika, oder kârttika und mârgaçîrsha sind die Namen der für diese Periode in Frage kommenden Monate. — Ein Portrait Sir H. M. Elliot's, nach einer Profil-Zeichnung, ist eine dankenswerthe Extra-Beigabe des schön ausgestatteten Buches.

---

9. Memoirs on the history, folk-lore and distribution of the Races of the North Western provinces of India; being an amplified edition of the original Supplemental Glossary of Indian terms, by the late Sir Henry M. Elliot, K. C. B. Edited, revised and rearranged by John Beames. Two Volumes. London, 1869. Trübner u. Co. (XX, 369; 396 S. 8°. mit 3 Taff. u. 3 gröfseren Karten.) 36 sh. L. C.-Bl. nr. 31. p. 849—52.

Im December 1842 erliefs die Indische Regierung eine Aufforderung an ihre Beamten zur Vervollständigung eines zu diesem Zwecke zusammengestellten und ihnen übersandten alphabetischen Glossars solcher indischer etc. Wörter, die wegen ihres stehenden Gebrauches in den einzelnen Districten des grofsen Landes ihren Weg auch in die officiellen Documente der Verwaltung und geschäftlichen Praxis gefunden hatten und das Verständnifs derselben aufserhalb der betreffenden Localitäten in so hohem Grade erschwerten, dafs sich eben die Nothwendigkeit der Herstellung einer solchen gleichsam Codification dringend geltend gemacht hatte. Jene Aufforderung aber war nur von geringem Erfolge begleitet. Die einzige Einsendung von wirklichem Werth, die darauf hin, und zwar eben nur auf die North-Western provinces bezüglich, leider zudem blofs die Buchstaben a—j umfassend, einging, war das uns hier in neuem Gewande vorliegende Werk, welches denn auch wegen seiner grofsen Bedeutung sofort auf Kosten der Regierung gedruckt ward und unter dem bescheidenen Titel: „Supplementares Glossar Indischer termini“ erschien (Agra 1845, pp. 8. 447). Seinem wesent-

lichen Inhalte nach ward es später in das grofse Sammelwerk H. H. Wilson's: Glossary of judicial and revenue terms and of useful words occurring in official documents relating to the administration of the Government of British India (London 1855, pp. xxiv. 732. 4to.) aufgenommen, wobei es in der Vorrede warme Anerkennung fand. Wilson bemerkte indefs, dafs ein grofser Theil der Elliot'schen Angaben, insbesondere die „articles relating to the different Hindu clans and tribes“ von ihm theils erheblich abgekürzt, theils ganz ausgelassen werden mufsten, da sie eben über die Grenzen eines Glossars weit hinausgingen, being in fact memoirs subserving to the history of India. Dieser Ausspruch Wilson's ist denn nun wohl auch der Grund zu dem Titel geworden, den das Werk jetzt in dieser seiner neuen Gestalt erhalten hat; während aber der frühere Titel offenbar zu bescheiden gewählt war, möchte der jetzige denn doch wohl fast wieder etwas zu vielsagend sein, und würde
(850) schwerlich Sir Elliot's eigene Billigung erhalten haben. Nun, wie dem auch sei, jedenfalls verdient es unsern lebhaften Dank, dafs dasselbe endlich wieder seinem vollen Inhalte nach allgemein zugänglich gemacht worden ist; und zwar hat sich der Herausgeber dabei zunächst auch schon dadurch in hohem Grade verdient gemacht, dafs er behufs leichterer Verwerthung des Inhalts denselben nicht einfach in der bisherigen alphabetischen Reihenfolge belassen, sondern in vier Gruppen geschieden hat. Der erste Theil (p. 1—164), dem in der That wohl das Hauptinteresse beiwohnen möchte, umfafst die Angaben über die „Kasten und ihre Unterabtheilungen“, von denen einige wirklich sich zu dem Range von memoirs oder essays erheben. Dazu sind denn ferner nicht nur erhebliche Zusätze im Einzelnen gemacht, die theils auf handschriftlichen Bemerkungen von Sir Elliot und Wilson auf den Handexemplaren ihrer Werke beruhen, theils vom Herausgeber auf Grund eigener zehnjähriger Anwesenheit in Indien oder aus Angaben von Cunningham, Hall etc. entlehnt sind, sondern es ist der Werth dieses

Theiles auch noch in höchst erheblicher Weise dadurch erhöht, dafs ihm drei ausführliche auf den Census von 1865 gegründete Memoirs beigefügt sind, die über die numerische Stärke und Vertheilung der indischen Kasten (p. 165—183) und der moslemischen Bevölkerung (p. 184—192) im Allgemeinen, sowie über das Zahlenverhältnifs in den einzelnen Districten (p. 283—365) im Besonderen handeln, und zwar unter Mittheilung der betreffenden officiellen Documente darüber. Für die Hindu der North-Western provinces ergiebt sich daraus die Zahl von 26 Millionen, für die Moslims c. 4 Millionen. (Eine weitere Beigabe, p. 366—369, fügt resp. zur Vergleichung noch andere statistische Items zu, wonach sich z. B. für ganz Indien, so weit es unmittelbar unter britischer Herrschaft steht, nach dem neuesten Census eine Gesammtbevölkerung von 150 Millionen herausstellt.) — Im zweiten Theile (p. 193—282) sind dann alle Angaben, die sich auf „customs, rites and superstitions" beziehen, vereinigt, und hier hat Beames aufserdem in sehr dankenswerther Weise einen längeren Abschnitt (p. 199—225) über die „Methoden des Säens, Jätens etc., sowie über die Feldbestellung überhaupt" eingefügt, den er dem 1868 in Roorkee publicirten Werke von Baden H. Powell: „handbook of the economic products of the Penjâb" entlehnt hat. — Der zweite Band enthält zunächst im dritten Theile (p. 1—206) die „revenue and official terms", und hierzu gehören die drei trefflichen Karten, von denen die erste die provinziellen Abtheilungen und (851) Unterabtheilungen (subahs, sircars and dastoors), wie sie unter Kaiser Akbar im Jahre 1596 festgestellt wurden, vorführt, die zweite den Status der „Zemindaree possessions" gemäfs dem Ayîn-i-Akbarî, und die dritte den gegenwärtigen Status (für das Jahr 1844) darstellt. Die Erklärung der ersten dieser Karten reicht allein von p. 82—146. Im vierten Theile endlich (p. 207—378) sind die „terms illustrative of rural life", also Namen von Bäumen, Pflanzen, Ackergeräthen (dazu auch zwei Tafeln mit Abbildungen derselben) u. dergl. vereinigt,

wobei denn freilich sich Allerlei findet, was ebenso gut im zweiten Theile stehen könnte (wie umgekehrt von dort Manches hierher gehört). Den Schlufs macht (p. 379—396) ein alphabetischer Index über das Ganze, in welchem indefs leider die geographischen und territorialen Namen nicht Aufnahme gefunden haben. — Hat das Werk durch diese übersichtliche Vertheilung seines Inhaltes unstreitig erheblich gewonnen, so ist es ferner auch sonst noch zu seinem Vortheil verändert, theils rein äufserlich, schon durch die treffliche Ausstattung, sowie durch die richtigere Wiedergabe der Aussprache (vergl. hierzu z. B. 2, 282), theils auch dadurch, dafs Beames manche der etwas zu weit gehenden Combinationen Sir Elliot's einfach beseitigt, dagegen vielfach höchst werthvolle eigene Angaben (z. B. 2, 178—185, unter istimal, über die peculiarities in the use and pronunciation of Persian words, im Hindi und Urdu nämlich) beigesteuert hat. In jener Beseitigung hätte er hie und da sogar wohl noch etwas weiter gehen können! So ist z. B. dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht mehr entsprechend, wenn wir 2, 78 die Buddhisten als Einwanderer „from Scythia to India“ bezeichnet sehen. Mit der Ansetzung ferner des Parâçara um 1200 v. Chr., und des Manu „3 centuries after“ (ebendas.) steht in curiosem Gegensatz, dafs in 1, 108 das im MBhârata geschilderte Schlangenopfer Janamejaya's als gegen „Takshak Scythians of the Buddhist persuasion“ gerichtet bezeichnet wird. Auch die unmittelbare Gleichstellung der Nâgas mit den Scythians (1, 110) gehört hierher. Beames selbst spricht sich mehremal sehr verständig (1, 112. 133. 135. 146) gegen frühzeitige Speculationen aus und zeigt im Allgemeinen durchweg gesundes Urtheil sowie eine gute Kenntnifs des Hindi (die er auch neuerdings wieder im Journal der As. Soc. of Bengal 1869 p. 145 durch Uebersetzung eines Capitels aus dem alten Hindi-Gedicht des Cand Bardai über König Prithirâj, dessen Herausgabe er beabsichtigt, bewährt hat). — Aufgefallen ist uns, dafs weder Sir Elliot, noch Wilson noch Beames bei dem Namen Ḍom (1, 85) an den Namen

Rom erinnern, mit welchem die Zigeuner, auf welche ja die Beschreibung der Ḍom vortrefflich pafst, bekanntlich sich selbst zu benennen pflegen. — Die sanskritischen Wörter, welche das Hindi enthält, sind bekanntlich zweierlei Art, entweder alte, resp. nach prâkṛitischen Gesetzen entwickelte Formen, oder erst in der neueren Zeit direct aus dem Sanskṛit aufgenommen. Die letztern sind sehr durchsichtig; desto schwieriger ist die Zurückführung der ersteren auf ihre Grundform; so geht beispielsweise ḍevaḍhiyâ $1\frac{1}{2}$ resp. $50\frac{0}{0}$, ausgesprochen ḍeorhiyâ (1, 230), auf adhyardha (divaḍḍha, s. des Ref. Abhandlung über die Bhagavatî der Jaina 1, 411), siwâiyâ $25\frac{0}{0}$ und tînpâwiyâ $75\frac{0}{0}$ (1, 231) auf sapâdikâ und tripâdikâ, honṭâ $3\frac{1}{2}$ dagegen (2, 152) wohl auf addhuṭṭha (d. i. ardhacaturtha, Bhagavatî 1, 425) und dhoṅcâ $4\frac{1}{2}$ (ibid.) etwa auf aḍhi-caturtha[1]] zurück. — Ein Curiosum ist die Angabe (2, 69) von dem merkwürdigen Gebrauche der Zahl 74 in brieflicher Correspondenz. Wenn man nämlich dem Empfänger anzuzeigen wünscht, dafs Niemand als er selbst den Brief lesen solle, ist es „an almost universal practice in India to write this number on the outside“ des Briefes, und zwar gehören dahinter noch einige „additional strokes“, zwei senkrechte und zwei liegende (also etwa so: 74 || =). Elliot fafst dieselben als „a fractional number of ten“, und meint daher, dafs „this seventy-four and ten have been originally (852) intended to convey a mystic symbol of 84“. Uns erscheint es dagegen als wahrscheinlich, dafs es sich hier einfach um eine Abkürzung, etwa wie unser m. pr. (manu propria), handelt, deren auslaufende Züge sich geradezu in Striche verwandelt haben, während in den beiden Zahlen 7 und 4 noch die archaistische Form der beiden Buchstaben s und c erhalten ist, aus welcher bekanntlich jene Zahlzeichen, als aus den Anfangsbuchstaben der entsprechenden Zahlwörter saptan und catur, hervorgegangen sind (vergl. des Ref. Indische Skizzen p. 149). Unter diesem sich so ergebenden: sa ca || =

[1]] oder besser: ardhapañca, wie mir Dr. Oldenberg soeben suppeditirt.

aber, vermuthen wir, steckt etwa ein svacakshushâ „mit eignem Auge“ (nämlich: zu lesen) verborgen[1]. Ueber die Verwendung der Striche || nach Abkürzungen s. das Vorwort zu Molesworth Marâṭhî Dictionary p. XVI.

---

10. Original Sanscrit Texts on the Origin and History of the People of India, their religion and institutions. Collected, translated and illustrated by J. Muir, D. C. L., LLD., Ph. D. Vol. V. Contributions to a knowledge of the Cosmogony, Mythology, Religious Ideas, Life and Manners of the Indians in the Vedic Age. London, 1870. Trübner & Co. (XV, 491 S. 8°.) 21 shill.
L. C.-Bl. nr. 31. p. 863—65.

Dieser Band kommt trefflich zur Zeit, um, den etwas wilden Speculationen gegenüber, welche in neuester Zeit in England, angeregt durch M. Müller's geistreiche Behandlung des Gegenstandes, auf dem Gebiete der Vergleichenden Mythologie sich geltend gemacht haben, die sicheren Fundamente für eine vedische Mythologie zu legen, wie sie sich aus solider und gewissenhafter Durchforschung der vedischen Texte ergeben. Ihrem wesentlichen Inhalte nach ist diese Arbeit Muir's schon aus den einzelnen Abhandlungen, die in den Jahren 1864—66 im Journal der Royal As. Soc. erschienen, bekannt; indessen ist hier doch theils auch noch allerhand neues Material mit verarbeitet worden, auch durchweg der Text selbst beigegeben, sowie ein ganz neuer Abschnitt über „life and manners“ der Inder in der vedischen Zeit, theils ist die zusammenfassende, systematische Gruppirung des Ganzen, die handliche Uebersichtlichkeit der Darstellung ein nicht genug zu schätzendes Novum. Es ist dies

---

1] vgl. im Uebrigen svastimukha „Brief“, eig. mit svasti beginnend, s. Pet. W., so wie svâkshara Autograph ibid. — Ob die Ziffern wirklich aus den Anfangsbuchstaben der betreffenden Zahlwörter hervorgegangen sind, ist ja neuerdings wieder in Frage gestellt worden. Dafs sie jedoch aus Buchstaben hervorgegangen sind, dafür legt ihre Form, und speciell denn wohl auch der vorliegende Fall wieder, eclatantes Zeugnifs ab.

eben die erste vollständige und zuverlässige, weil aus den Quellen geschöpfte und durchweg mit den Belegstellen versehene „altindische Mythologie". Hier kann sich jeder Philologe, und wer sonst es braucht, sicheren und zumeist völlig genügenden Aufschlufs holen über das, was die vedischen Texte selbst über die in ihnen angerufenen Götter aussagen und enthalten. Die einzelnen Abschnitte behandeln der Reihe nach folgende Gegenstände: 1. Die Götter im Allgemeinen; 2. Himmel und Erde; 3. Aditi; 4. die Âditya; 5. Mitra und Varuṇa; 6. Indra; 7. Parjanya; 8. Vâyu; 9. die Winde; 10. Sûrya; 11. Savitar; 12. Pûshan; 13. Ushas; 14. Agni; 15. Tvashṭar; 16. die beiden Açvin; 17. Soma; 18. Bṛihaspati und Brahmaṇaspati; 19. Yama und (864) die Lehre vom künftigen Leben; 20. Trita Âptya, Ahir (sic! Ahi) Budhnya, Aja Ekapâd; 21. die Göttinnen; 22. abstracte Auffassungen der Gottheit; 23. weltliche Hymnen aus dem Ṛik und Atharvan (an die Waldgöttin; über die Mannichfaltigkeit der menschlichen Ziele; das Würfellied; das Froschlied etc.); 24. kurze Bemerkungen über Gesellschaft und Lebensverhältnisse. Innerhalb dieser gröfseren Abschnitte ist der Inhalt noch verschiedentlich übersichtlich und klar eingetheilt. Die Uebersetzungen sind fast durchweg so getreu und so zuverlässig, wie sie dies überhaupt bei dem gegenwärtigen Stande der vedischen Studien bereits sein können. Mehrfach beruft sich Muir dabei auf wesentliche Hülfe, die er von Aufrecht in dieser Beziehung erfahren hat. Der Druck ist correct und sorgsam geleitet. Vortrefflich und ungemein dankenswerth ist der Index, insbesondere die gegliederte Aufzählung aller der zahlreichen aus dem Ṛik oder Atharvan übersetzten Stellen, welche es ermöglicht, für eine jede derselben sofort die Stelle zu finden, wo sie behandelt ist. Durchweg ist auf die Ansichten der bisherigen Interpreten, insonderheit natürlich auf Roth, theils nämlich auf seine Erklärungen zur Nirukti, theils auf seine Artikel im Petersburger Wörterbuch etc., specielle Rücksicht genommen. Auch in den Brâhmaṇa ist Muir tüchtig zu Hause. Dafs im Einzelnen

oft noch Manches gar unsicher und unklar bleibt, ist begreiflich. Aber wir stehen nicht an, diesen primus conatus hier als einen vorzüglich gelungenen zu bezeichnen. Die Auffassung der einzelnen Göttergestalten ist hie und da allerdings wohl etwas zu euhemeristisch gefärbt. So erklärt sich Muir z. B. nach Aufzählung der einzelnen Legenden über die Thaten der Açvin entschieden gegen eine allegorische Erklärung derselben, und meint, dafs es sich dabei vielmehr um factische Vorgänge und Persönlichkeiten handele, für welche das Volk die Intervention des Götterpaares angenommen habe. Mag sein, dafs das für einige Fälle der Art richtig ist; für andere aber möchte dies schwerlich ausreichen! Die Rettung der Wachtel aus dem Rachen des Wolfes z. B. wird schon von Yâska (5, 21) auf die Morgenröthe bezogen. Dafs Sarasvatî als Göttin der Rede auf den Flufs gleiches Namens zurückgehe, der als „patroness of the ceremonies which were celebrated on the margin of her holy waters“ gegolten habe und von da aus dann zur Identification mit der „goddess of speech“ gelangt sei (p. 339), erscheint uns schwer glaublich. Auch hier möchten wir Yâska's Vorgange folgen, resp. beide Wörter, obschon sprachlich identisch, dennoch völlig von einander getrennt halten. Der „Strom“ der Rede und der *κατ' ἐξοχήν* „Strom“ genannte Flufs haben nichts mit einander zu thun, unbeschadet dessen, dafs in den Hymnen hie und da Anspielungen auf die Gleichnamigkeit Beider sich finden, die manchmal nahezu an Verwechselung hart anstreifen. Für den Flufs Sarasvatî hätte u. A. auch auf jenen Vers des Gṛitsamada (Vâjas. S. 34, 11) hingewiesen werden sollen, wo es heifst, dafs fünf Ströme darin eingehen, wonach hier etwa der Indus darunter zu verstehen? vgl. hierzu des Ref. Vâj. Saṃh. spec. sec. p. 80. — In Bezug auf die Stellen über asat und sat (p. 300) ist wohl anzunehmen, dafs sich in den Brâhmaṇa die beiden Grundansichten, die später in der Sâṃkhya- und in der Vedânta-Lehre vertreten sind, die materialistische und die spiritualistische, neben einander vorfinden. Für die erstere hätte etwas specieller auf die

âpas (s. Ind. Stud. 9, 74) hingewiesen werden sollen. — Die auf p. 324—326 angeführte Legende aus dem Mahâ Bhârata ist unbedingt eine buddhistische, und für die neuerdings wieder viel ventilirte Frage über die eigentliche Bedeutung des nirvâṇa von entschiedener Bedeutung. — Mit Recht bemerkt Muir p. 240, dafs, wenn nâsatya nichts als: truthful bedeuten soll, die Açvins „as well" blofs: satya genannt worden wären. In der That genügt ein Blick auf zend. nâoṅhaithya wohl zur directen Beseitigung jener Erklärung. Wir möchten, im Anschlufs an unsere Vermuthung über die eigentliche Bedeutung (865) dieses Götterpaares als dem Gestirn der Zwillinge entsprechend (s. Ind. Stud. 5, 234. 266), das Wort vielmehr als die einer Nase (dual), Insel (νησος; vergl. Nase als Name eines Caps) gleich im Ocean des Morgenhimmels Stehenden bezeichnend auffassen, und dabei an die Geburt der Dioskuren auf einer Felseninsel erinnern, wie denn ihre Schwester Sûryâ sich zur Dioskuren-Schwester Helena (von derselben Wurzel svar) als ein weiteres Vergleichungsmoment gesellt. — Die Gandharva und Apsaras, die âpas, die seltneren oder geringeren Götter und Göttergruppen, wie z. B. Trita, Ahi Budhnya, die Vasu, die Viçve devâs und dergleichen, sind etwas kärglich abgespeist; überhaupt sind nicht alle Theile des Buches mit gleicher Ausführlichkeit behandelt, was wohl durch die Entstehung desselben aus einzelnen Monographien zu erklären ist. Eine Beigabe eigner Art sind die metrischen Darstellungen Muir's selbst, in denen er mit grofsem Geschick es verstanden hat, die Hauptzüge einer Gottheit, wie sie in den Texten zerstreut durcheinander liegen, in eín Bild zusammenzufassen und gleichsam in nuce zu concentriren; es betreffen diese metrischen Skizzen u. A. die Gottheiten: Varuṇa, Indra, Ushas, Agni.

---

11. Das Jaṭâpaṭala. Lehrbuch des Jaṭâpâṭha für den Ṛigveda, nebst dem Abschnitt der Prâtiçâkhyajyotsnâ über die Vikṛiti des Kramapâṭha. Herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. G. Thibaut. Leipzig, 1870. Brockhaus. (53 S. gr. 8.) 15 Sgr.
L. C.-Bl. nr. 44. p. 1191—93.

Die lange Zeit hindurch nur mündliche Ueberlieferung der vedischen Texte hat einige absonderliche Recitationsweisen derselben hervorgerufen, die den Zweck haben, durch verschlungene Wiederholung der einzelnen Worte das Gefüge des Textes gegen Verlust sowohl wie gegen Einschiebung zu sichern. Die einfachste Form der Art führt den Namen kramapâṭha, und besteht in einem schrittweisen Vorgehen der Recitation, nach der Norm von ab, bc, cd, de u. s. w. an Stelle von abcde u. s. w. Eine gesteigerte „verflochtene" Weise ist der jaṭâpâṭha, bei welchem jedes Wort (das erste und letzte ausgenommen) sechsmal wiederholt wird, nach der Norm von ab, ba, ab; bc, cb, bc u. s. w. Bei den je an zweiter und fünfter Stelle hierbei eintretenden Umstellungen der Wörter (ba, cb u. s. w.) entstehen lautliche und accentliche Veränderungen des Textgefüges. Die Regeln hierfür, sowie für gewisse Fälle, in denen mehr als zwei Wörter des Textes zu einer Gruppe zusammentreten, bilden den Gegenstand des jaṭâpaṭala. Dasselbe ist durch seinen Namen paṭala wohl ex professo als ein Nachtrag zum Ṛik-Prâtiçâkhya markirt, das ja seinerseits in 18 paṭala zerfällt, von denen zwei, das zehnte und elfte, den kramapâṭha behandeln; und zwar schliefst es sich dem zweiten dieser beiden paṭala auch der Form nach an, ist nämlich ebenfalls, zur Hälfte wenigstens, in jagatî abgefafst (v. 2. 5. 6. 7. 9. 11); die andere Hälfte ist in trishṭubh verfafst, der erste Vers resp. halb trishṭubh halb jagatî. Es findet sich darin im Uebrigen auch ein directes Citat daraus (11, 34 in v. 5). Bei dieser speciellen (1192) Beziehung bleibt es denn um so auffallender, dafs die Terminologie des Werkchens eine selbstständige ist (padajâta im Sinne von krama-Glied; iṅgay und iṅgana

im Sinn von parigrah, parigraha; ebenso vigrahaṇa), ein Umstand, der im Verein mit den metrischen Verhältnissen entschieden für eine gewisse Alterthümlichkeit desselben eintritt. Für diese ist denn wohl auch noch theils die Form abhyaset in v. 1 zu verwerthen, theils nicht minder das Wort sabhâjyate, welches Thibaut in v. 6 unstreitig mit Recht restitutirt hat. Auch der Restitution des verderbten Schlufsverses können wir nur beistimmen (danach wäre der Name des Verf.'s: Acala, während eine Handschrift im Colophon denselben Hayagrîva nennt). Dagegen ist die in v. 6 in den Text gesetzte Correctur: nâtra tiṅ atiṅo vidhiḥ theils unnöthig, theils verstöfst sie gegen das Metrum, welches in der Mitte einen Choriambus verlangt; dieser wird uns denn auch mit einer leichten Aenderung durch die Lesart von C direct dargeboten; es ist resp. zu lesen: tatra na tiṅṅ (nicht blos tiṅ)-atiṅvidhiḥ. Thibaut hat an der in allen 3 Mss. vorliegenden Abkürzung des in diesen Worten enthaltenen Citates aus Pâṇini unnöthigen Anstofs genommen; das Schlufswort eines Citates pflegt eben durchweg den Anforderungen des Metrums sich zu fügen, und dem entsprechende Abkürzungen zu erleiden. Auch v. 3 lehrt das Metrum, dafs syâd zu tilgen ist; denn dafs blofs ein pâda in jagatî, die ändern drei in trishṭubh abgefafst seien, wäre denn doch zu viel Licenz. In v. 6 war yathâçrutaiḥ als ein Wort, nicht als zwei Wörter (p. 12. 28) zu schreiben. Zu der graphischen Aufführung des Textes ist im Uebrigen zu bemerken, dafs man nicht t nach r verdoppeln darf, wenn man v danach unverdoppelt läfst. Auch die leider jetzt vielfach übliche Verwendung des Anusvâra im Innern der Wörter statt der entsprechenden Nasale können wir nicht billigen; entschieden irrig ist paṭhaṃ jaṭâm in v. 12 für paṭhan j. oder allenfalls paṭhañ j. Auf den Druck hätte überhaupt etwas mehr Sorgfalt gewendet werden können (der Verf. befand sich in England während des Druckes, was ihn freilich erheblich exculpirt); die Zahl der Druckfehler ist ziemlich grofs. Uebersetzung wie Anmerkungen zeugen dagegen von dem sorgsamen Fleifs und dem gründlichen Studium

des Verf.'s. In v. 11 ist indeſs anâdir uttamaḥ schwerlich als „mit an beginnend“ und „letzt“ zu übersetzen, resp. auf die im ersten Theil des Verses gegebene Regel zu beschränken; beide Wörter sind vielmehr synonym, in der Bedeutung von: „trefflich“. Die Angabe des Upalekha über die Saṃhitâ-Gestalt des ersten Gliedes des parigraha ist dem Usus der mss. der beiden Yajus, sowie der Sâma-Saṃhitâ conform und muſs sich eben wohl auch in kramapâṭha-Handschriften des Ṛik vorgefunden haben. Ein grammatischer Verstoſs ist die Behandlung des Wortes pada auf p. 25 als Masculinum.

Der zweite Theil des Schriftchens (von p. 36 ab) giebt einen zweiten Text über den jaṭâpâṭha, nämlich die in einem modernen Commentar zum Vâjasaneyi-Prâtiçâkhya aufgenommenen und erklärten ebenfalls metrischen (in çloka abgefaſsten) Regeln über ihn sowohl als über noch sieben weitere Modificationen des kramapâṭha. Den vierten Vers derselben bezeichnet Thibaut als „offenbar Irriges enthaltend und später eingeschoben“. Da aber gleich einer der nächsten Verse (madhyagatraye in v. 6) sich unmittelbar auf den Inhalt dieses Verses bezieht und ohne ihn gänzlich unverständlich bleibt, so ist diese Annahme schwerlich irgend haltbar. Von Interesse sind bei diesem Stück insbesondere auch die vom Commentar zu v. 6 (p. 39 ff.) gegebenen Gegenüberstellungen der Differenzen, welche zwischen den Regeln Pâṇini's und den entsprechenden Regeln des Vâjasaneyi-Prâtiçâkhya bestehen. Es hat ein gut Stück Scharfsinn und mühevoller Arbeit von Seiten Thibaut's dazu gehört, sich durch die mannichfachen Schwierigkeiten des Inhalts dieses Stückes hindurchzuwinden. Er hat sie aber, soweit wir sehen, alle glücklich gelöst. In die Classe der Miſsverständnisse, resp. Versehen, nicht (1193) der bloſsen Druckfehler, gehört die je zweimalige Schreibung: părâyaṇaparâyaṇâḥ (für pârây°) p. 7 und 36 und: vikṛitîshu p. 43.

Jedenfalls hat sich der Verf. durch diese seine Erstlingsschrift auf einem sehr schwierigen Gebiete als ein tüchtiger und sorgsamer Arbeiter bewährt und wir begrüſsen dieselbe

daher als eine noch weitere gediegene Leistungen versprechende. Sie stellt sich der Bearbeitung des Upalekha durch Pertsch passend zur Seite.

---

12. A complete collection of the poems of Tukârâma (the poet of the Mahârâshṭra). Edited by Vishṇu Parashurâm Shâstrî Paṇḍit, under the supervision of Sankar Pândurang Paṇḍit, M. A., secretary of the Dakshiṇa Prize Committee. In two volumes. Vol. I, to which is prefixed a life of the poet in English by Janârdan Sakhârâm Gâdgil, B. A. Printed and published under the patronage of the Bombay Government by the proprietors of the Hindu Prakash Press. Bombay, 1869. London, Trübner & Co. (10, 32, 742 S. gr. 8.)
L. C.-Bl. nr. 44. p. 1193—94.

Das indische Gouvernement verdient die Anerkennung, dafs unter seinem Schutze jetzt in allen Theilen Indiens ein lebhaftes literarisches Interesse erwacht ist, und liberale Unterstützung von seiner Seite erhält. Bedeutende Summen sind monatlich zur Aufspürung, Katalogisirung und Herausgabe von Sanskṛit-Texten ausgeworfen und die Bibliotheca Indica schreitet, unter der Leitung der Asiatic Society of Bengal, rüstig vorwärts. Aber auch für die modernen indischen Dialecte und ihre Literatur wird fleifsig gesorgt. Einem durch wissenschaftliche Leistungen verdienten früheren Missionär, Dr. Trumpp aus Württemberg, ist die Uebersetzung des heiligen Buches der Sikhs anvertraut. Und der vorliegende stattliche Band enthält den ersten Theil einer Sammlung der Gedichte des vorzüglichsten Dichters in Mahrâṭhî, des Tukârâma, bearbeitet durch drei Eingeborene des Landes, von denen zwei durch ihre Titel M. A. (Magister of arts) und B. A. (Bachelor of arts) als Graduirte einer der englisch-indischen Universitäten (college) markirt sind. Von dem einen derselben rührt die in gutem Englisch und höchst verständig geschriebene Vorrede her, welche über das Leben und die Thätigkeit des Dichters berichtet.

Tukârâma ward 1608 in der Nähe von Poonah geboren und starb in seinem 41. Jahre 1649. Seine Lebenszeit fällt also gerade in den Beginn der glänzenden Carrière der Mahratten, deren Hauptführer Çivâjî auch in directen Verkehr mit ihm zu treten suchte. Nationalen Patriotismus darf man indefs nicht etwa bei Tukârâma suchen. Seine Lieder sind vielmehr ausschliefslich moralisch-religiösen Inhalts. In der Çûdra-Kaste geboren war er seinem Metier nach Kornhändler. Zwanzig Jahre alt verlor er durch den Tod eine seiner beiden Frauen, einen Sohn und andere liebe Verwandte, sowie in Folge einer Hungersnoth sein Vermögen. Dies erzeugte in ihm den Entschlufs, allen weltlichen Beziehungen zu entsagen und als „devotee“ zu leben. Durch einen Traum ward ihm dann die erste poetische Inspiration, und seitdem ward er nicht müde, in öffentlichen Predigten als poetischer Improvisator und als Verkünder der Nichtigkeit alles irdischen Glückes in Vergleich mit der ewigen Herrlichkeit des Himmels aufzutreten. Sein Ruf verbreitete sich bald weit hin, und zog ihm auch Verfolgungen aller Art zu, besonders von Seiten der in ihren Interessen bedrohten Brâhmaṇa. Dafür ward ihm aber andererseits auch eine wahrhaft glühende Verehrung von Seiten seiner Anhänger zu Theil, die ihn als „a type of holiness, resignation, truthfulness, disinterestedness, humility, devotion, and sympathy and a saviour of mankind“ betrachteten. Den Hauptgegenstand seiner volksthümlichen Predigten bildete die „salvation by Faith“ und die Wirksamkeit des Gebetes „or rather of God's name“, denn die Vishṇuitische Secte des Caitanya (Ende des 15. Jahrhunderts),

(1194) zu der er zu rechnen ist, wenn er auch Vishṇu nicht unter dem Namen Kṛishṇa, sondern unter dem Namen Viṭhobâ verehrt, legt auf das nâmakîrtana „or constant repetition of any of the names of Kṛishṇa or his collateral modifications“ den Hauptaccent. Dabei ist seine Frömmigkeit eine wahre, nicht etwa mit pietistischem Muckerthum, nach Art der Mahârâja-Secte, verquickte. Die übersetzten Proben, insbesondere die auf p. 24—32 befindlichen dgl., welche aus

einer Abhandlung Sir Alex. Grant's über Tukârâma (im Fortnightly Review für Jan. 1867) entnommen sind, geben ein höchst vortheilhaftes Bild von der einfachen Gläubigkeit und Wahrhaftigkeit des Mannes. Charakteristisch ist, daſs sie fast alle mit den Worten „Tukâ says“ und daran geknüpftem kurzen Kernspruche schlieſsen.

Von den zahllosen Productionen seiner fast täglichen improvisatorischen Thätigkeit während einer Reihe von 20 Jahren liegen noch 4621 Stücke, unter dem Namen abhañga (literally: without break, wohl weil: a continuously indefinite number of lines, sometimes as many as even a hundred enthaltend), vor, deren Umfang meist nur gering ist, auf drei Verse sich beschränkt; doch sind eben auch längere Stücke, bis zu 100 Versen gehend, darunter. Angeblich sollen dies diejenigen Gedichte sein, die er seinen intimsten Anhängern dictirte, weil er wünschte, daſs sie ihn überleben möchten. Das Haupt-Manuscript, welches dieser Ausgabe zu Grunde liegt, soll in der That von seinem ältesten Sohne selbst geschrieben sein. Der vorliegende erste Band derselben enthält 2247 abhañga, welche durch eine 70 Seiten lange Lebensbeschreibung Tukârâma's in Mahrâṭhî eingeleitet sind.

Kritische Noten über die Lesarten der verschiedenen Mspte. bezeugen die Sorgsamkeit der beiden Herausgeber. Gewidmet ist das Werk dem Sir H. Bartle E. Frere, früherem Gouverneur von Bombay, jetzigem Mitglied des Council for India, der sich, wie es in der Dedication heiſst, „während einer langen Indischen Carrière als ein warmer Freund und Patron der orientalischen Literatur und der allgemeinen Interessen der Erziehung und des socialen und moralischen Fortschritts bewährt hat“.

---

13. Pischel, R., de Kâlidâsae Çâkuntali recensionibus. Particula prima. Dissertatio inauguralis. Breslau, 1870. (67 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 46. p. 1238—41.

Von den beiden Recensionen, in denen uns bis jetzt Kâlidâsa's schönes Drama Çakuntalâ (oder auch Çâkuntalam) vorliegt, von denen die eine den Namen der Devanâgarî-, die andere den der Bengali-Recension führt, galt bisher die erstere, seit ihrer Entdeckung durch Brockhaus, als die ältere. Nur Stenzler hatte nach ihrer Ausgabe durch Böhtlingk in einer Recension in der Hallischen Literaturzeitung (1844 p. 561 ff.) das Gegentheil behauptet, und die vorliegende Dissertation hat es sich nun zur Aufgabe gestellt, diese Stenzler'sche Ansicht speciell zu erhärten. Der Verf. weist zunächst die Analogie zurück, die man aus dem Bestehen einer bengalischen Recension des Râmâyaṇa sowie dem Werke des bengalischen Grammatikers Vopadeva entnommen und auf Grund deren man den Bengalischen Paṇḍit eine libido novandi zugeschrieben hat. Er wendet sich sodann, insbesondere mit Hülfe mehrerer Stenzler'schen Collationen, zu einer Untersuchung der bisher bekannten Codices und Editionen des Dramas, die ihm als Resultat ergiebt, daſs sich in den Manuscripten der Bengalischen Recension keine Beziehung auf die Lesarten der Devanâgarî-Recension vorfinde, während umgekehrt die Manuscripte dieser letzteren durchweg von Bezügen auf jene erfüllt seien. In Cap. III endlich (p. 29—67) handelt er speciell von den Interpolationen und Glossen, die er in dem Devanâgarî-Text annimmt, während die Bengali-Recension an den betreffenden Stellen durchweg alterthümlichere Lesarten zeige, wie sie denn auch theils mit den anderen Werken Kâlidâsa's in näherer Uebereinstimmung, theils vor Allem auch in den grammatischen Formen des Prâkṛit mehrfach auf einer älteren Stufe stehe. Unstreitig ist Vieles von dem, was der Verf. hierbei bemerkt, durchaus berechtigt; er zeigt eine äuſserst anerkennenswerthe Vertrautheit mit der Ausdrucksweise Kâlidâsa's, die auf ein sehr

specielles Studium seiner Werke begründet ist, scharfen Blick, gesundes Urtheil. So sicher aber, wie er von der (1239) Richtigkeit seiner Auffassung überzeugt ist, ist dieselbe noch keineswegs etwa! Da sind denn doch erst noch andere Fragen zu erledigen.

Zunächst ist es bei der verhältnifsmäfsig doch nur geringen Anzahl von Codd., die bis jetzt zur Disposition stehen, immerhin etwas kühn, von „allen“ Codd. der Çakuntalâ zu sprechen. Aus Autopsie kennt der Verf. nur einen einzigen Cod., den einen der beiden, die sich hier in Berlin befinden; den andern hat er offenbar gar nicht gesehen, da er ihn nur second hand (nach Spiegel's Angaben darüber) citirt. Seine Kenntnifs der übrigen Codd. beruht sodann nur auf den Vergleichungen Anderer, die zu der Zeit, wo sie dieselben anstellten, nicht die Absicht hatten, die der Verf. hier verfolgt, somit schwerlich auf alle Einzelheiten in Bezug auf Glossen und dergleichen Acht gegeben, oder doch kaum für nöthig gehalten haben werden, alles der Art zu notiren. In dem einzigen Cod., den der Verf. selbst in Händen gehabt, sieht er sich genöthigt, eine aus beiden Texten gemischte Recension anzuerkennen; ob diese Mischung wirklich nur in der doch etwas curiosen Weise zu erklären ist, wie es nach ihm erscheint? dafs nämlich der Schreiber zwei Codices, einen von jeder Recension, vor sich gehabt und bald den einen, bald den andern copirt habe! In den drei Ausgaben der Bengali-Recension ist vielfach je an verschiedenen Stellen specielle „Beziehung“ zur Devanâgarî-Recension nicht zu verkennen. Desgleichen in Codex S. Alle dgl. partielle Uebereinstimmungen nun von Bengali-Texten mit dem Devanâgarî-Text als ursprüngliche Lesarten (p. 23), dagegen Uebereinstimmungen der Art in Devanâgarî-Manuscripten mit dem Bengali-Text als „Beziehungen“ auf diesen zu erkennen (p. 25), heifst nicht ganz mit gleicher Waage messen. Dieser der diplomatischen Kritik angehörige Theil der Arbeit des Verf.'s steht somit sehr erheblichen Einwürfen offen und wird durch nähere Bekanntschaft mit den betreffenden Manuscripten

selbst sowie durch Bekanntwerden neuer Manuscripte sehr bedeutende Modificationen zu befahren haben, zumal wenn wir etwa erst in dekhanischen Alphabeten geschriebene Manuscripte zur Vergleichung heranziehen können! Wie beim Râmâyaṇa es sich jetzt schon zeigt, so wird vermuthlich auch hier sich schliefslich die Existenz von nicht blofs zwei, sondern von mehreren Recensionen ergeben, etwa je nach den verschiedenen Landstrichen Indiens, aus denen die betreffenden Manuscripte herstammen. Wir wissen ja nun aus den Angaben Daṇḍin's im Kâvyâdarça, dafs schon damals (also im 6. Jahrhundert etwa) die rhetorisch-poetische Doctrin die Existenz zweier Stil-Arten anerkannte, des Stiles (rîti) nämlich der Vaidarbha (oder dâkshiṇâtya) und des Stiles der Gauḍa (oder paurastya). Bei seinen Nachfolgern treten noch vier andere dgl. Namen — Pâñcâlî, Lâṭî, Âvantikâ, Mâgadhî — hinzu, und es eröffnet sich uns hierdurch eine Perspective von weiter Aussicht. In wie weit freilich die sehr speciellen Angaben Daṇḍin's über die Eigenthümlichkeiten des Gauḍa-Stils auf unsere vorliegenden Bengalischen Recensionen der Çakuntalâ wie des Râmâyaṇa Anwendung finden, mag zweifelhaft sein; jedenfalls aber müfste dies erst näher untersucht werden, ehe man sich über die gröfsere oder geringere Alterthümlichkeit derselben so bestimmt aussprechen darf, wie der Verf. es thut. Er hat eben leider — und wir betrachten dies in der That als einen nicht geringen Defect in einer solchen Arbeit, wie die vorliegende ist, — allem Anschein nach von jenen Angaben Daṇḍin's etc. gar keine Kenntnifs gehabt, da er nirgendwo darauf hinweist! Wie ihm denn überhaupt die rhetorische Literatur der Inder ganz unbekannt geblieben zu sein scheint! Er citirt wenigstens den Kâvyaprakâça nur second hand; und von den circa 30 Stellen, die im Sâhityadarpaṇa citirt werden, ist keine directe Notiz genommen, obschon dieselben wegen ihrer mehrfachen erheblichen Abweichungen von der im Uebrigen darin offenbar recipirten Bengali-Recension alle Beachtung verdienen. Auch die fünf (der Devanâgarî-Recension angehörigen) (1240)

Citate in Dhanika's Schol. zum Daçarûpa hätten wegen des verhältnifsmäfsig hohen Alters dieses Autors (der etwa dem 10. Jahrhundert angehören mag) wohl eine besondere Beachtung verdient.

Bei aller Trefflichkeit sodann der vom Verf. in Bezug auf Interpolationen und Glossen in der Devanâgarî-Recension gemachten Bemerkungen, die wirklich theilweise höchst schlagend sind, und bei denen er jedenfalls feinen Scharfsinn und gediegene Sprachkenntnifs, hie und da in glänzender Weise, documentirt hat, ist dennoch auch in dieser Beziehung noch keineswegs irgendwie das Resultat wirklich erreicht, welches er erreicht zu haben meint. Erst müfste eben auch die Gegenrechnung geprüft werden, welche nun von Seiten und zu Gunsten der Devanâgarî-Recension sich aufstellen läfst! In dieser Beziehung ist vor Allem zu bemerken, dafs der Verf. die Hauptdifferenzen beider Texte, die bedeutenden Verschiedenheiten nämlich, welche sich im dritten und im fünften Acte vorfinden, hier ganz bei Seite läfst; er will sie (p. 52 u. p. 60): alio loco uberius tractare. Gerade auf sie aber fällt das Hauptgewicht, und Ref. wäre in der That begierig zu sehen, wie der Verf. es anfangen will zu beweisen, dafs z. B. jene weite Ausspinnung der Liebesscene in Act 3 in der Devanâgarî-Recension wirklich „summa injuria" fehle! Unter Beiseitestellung dieser Cardinalfragen befafst sich der Verf. vielmehr nur mit einzelnen kürzeren Stellen. In der Regel eben mit Glück, aber einige Fälle sind denn doch auch darunter, bei welchen sich die Sache gerade umgekehrt verhalten möchte, als der Verf., und zwar zuversichtlich genug, annimmt. So soll (p. 55) die Devanâgarî-Lesart: hodu, alaṃ ettiehiṃ kusumehiṃ aus einer Glosse entstanden sein, dagegen bezugs der Bengali-Lesart: teṇa hi bhodu ettiehiṃ kusumehiṃ paoaṇaṃ „unusquisque certe sentiet", dafs sie „multo difficilior" sei! Der Devanâgarî-Lesart: atrabhavatîpratyayât (p. 61) gegenüber erscheint jedenfalls die Bengali-Lesart: atrabhavatîvacanapratyayât weit eher als Glosse, als umgekehrt. Auf die Frage (p. 51): quid sibi

volunt verba: ko dâṇiṃ sahaâraṃ antareṇa adimuttaladaṃ pallavidaṃ [ob etwa °viduṃ zu lesen?] sahedi, giebt v. 71 des Mâlavikâgnimitram die beste Antwort. Den Dual „viçâkhe, licet unum sidus significet“ auf den König zu beziehen (p. 52) wäre allerdings sehr verfehlt (erubesco et taceo, sagt der Verf., Kâlidâsam vero doleo, quippe qui ex poetarum numero in versificatorum ordinem detrudatur); die Worte sind ja vielmehr dem König in den Mund zu legen (s. p. 50), und beziehen sich auf die beiden Freundinnen der Çakuntalâ; vgl. hierzu eine analoge Stelle in der Urv. 10, 2. — Wie sich der Verf. (p. 58) die Lesart tâmâadi, die er in den Text setzen will, grammatisch (es soll für tâmyati stehen) zurecht legt, ist Ref. unklar.

Specielle Beachtung jedenfalls verdienen die Bemerkungen des Verf.'s über die gröfsere Reinheit des Prâkṛit in der Bengali-Recension. Aber auch hier ist es theils noch nöthig, dafs dieselben sich durch eine ad hoc angestellte Vergleichung der Manuscripte bewahrheiten (dafs der Verf. das hiesige Manuscript Chambers 272 nicht selbst hat benutzen können, ist sehr zu bedauern), theils ist erst noch die Gegenrechnung von Seiten der Devanâgarî-Recension abzuwarten. Wenn der Verf. (p. 32) die Formen dekkh statt pekkh als „interpolatas et deterioris et recentioris recensionis signa apertissima“ ansieht, und zwar darum, weil die Bengali-Texte sie nie (nunquam et nusquam) zeigen, während doch dekkh eine radix Bengalica sei, so ist zwar dies Factum selbst, vorausgesetzt, dafs es sich bewährt, allerdings auffällig genug. Aber zur Begründung jenes Schlusses möchte es doch nicht recht ausreichen; denn dekkh ist eben keineswegs blofs eine „radix bengalica“. Sie findet sich auch im Mahrâṭhî, Hindustanî; der Schol. zu Urv. 66, 16 bezeichnet sie als deçî im Allgemeinen; und schon das Pâli (Kaccây. 6, 3, 14 s. d'Alwis p. 28) kennt zum Wenigsten die Form dakkh.

Wir begrüfsen jedenfalls diese Arbeit mit Freuden
(1241) als eine tüchtige, zu den besten Hoffnungen berechtigende Leistung.

---

14. Trübner's American and Oriental Literary Record. A monthly Register of the most important works published in North and South America, in India, China and the British Colonies: with occasional notes on German, Dutch, Danish, French, Italian, Spanish, Portuguese and Russian books. No. 25 (May 15. 1867) — 60 (August 25. 1870). Price (jeder Nro.) 6 d., subscription 5 shill. per Annum, post free. L. C.-Bl. nr. 50. p. 1340—42.

Mit Nummer 61 beginnt ein neupaginirter Band (vol. VI) des Trübner'schen „Record", und wir nehmen hiervon Gelegenheit, auch in diesen Blättern, welche schon lange je monatlich den Inhalt der einzelnen Nummern aufführen, einmal speciell auf dieses grofsartige, bibliographisch wie literarhistorisch gleich wichtige Unternehmen hinzuweisen, welches ganz einzig in seiner Art dasteht, durch die Billigkeit seines Preises sowohl (jährlich 1 Thlr. 20 Sgr., wofür man die Nummern portofrei zugesandt erhält), wie durch den Reichthum, die Mannigfaltigkeit und die Solidität seines Inhalts. In letzterer Beziehung insbesondere ist es in der That geradezu staunenswerth, wie es möglich ist, dafs das geleistet werden kann, was darin geleistet wird. Die American Literary Intelligence und die Oriental Literary Intelligence, welche fast in jeder Nummer einen (1341) stehenden Artikel bilden, machen sich gegenseitig den Rang in Bezug auf die Neuheit und Bedeutung ihrer Mittheilungen streitig. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, dafs der „Record" in der Bibliothek keines Orientalisten z. B. fehlen darf, der sich irgendwie au courant der neuen Erzeugnisse der wissenschaftlichen Thätigkeit der europäisch-amerikanischen wie der einheimischen Gelehrten halten will. Aber auch Jedweder überhaupt, der sich für die literarischen Producte der Jetztzeit, speciell des Auslandes, interessirt, wird im „Record" seine vollste Befriedigung finden, und kann ihn eigentlich gar nicht entbehren. Für Bibliographen ist er geradezu unschätzbar. Jede Nummer bietet einen wahrhaften Genufs. Der geistige Weltverkehr schwingt da seine Flügel und weht uns

an mit seinem Hauche. Zum Erweise greifen wir ad libitum den Inhalt einiger Nummern heraus. Nro. 25 enthält: a synopsis and history of all the typographical journals actually publishing; — American periodical publications; — new American books; — Venezuelan literature; — Mexican literature; — Brazilian literature; — Yucatecan literature; — books relating to the Dutch Colonies in India, printed in Holland and the Dutch East Indies; — Oriental literary intelligence; — english books printed in India, China, Japan, and South Africa; — Hawaiian literature. Nro. 37 enthält: American literary intelligence; — American periodical publications; — new American books; — Mexican literature; — old and rare books relating to the history of America, chiefly of Mexico; — Oriental literary intelligence; — Australasian literature; — Arabic books printed in India; — Persian books printed in India. Nro. 47 enthält: European, Colonial and American literary intelligence; — American periodical publications; — new American books; — literature of the Argentine republic; — Uruguayan literature; — Oriental literary intelligence; — Sanscrit literature; — Hindi literature; — books printed at Benares; — books printed at Constantinopel; — Buddhist bibliography; — recent linguistic publications. Nro. 52 enthält: death of Wilhelm Wackernagel; — European, Colonial and American literary intelligence; — American periodical publications; — new American books; — Mexican literature; — list of books etc. relating to public free libraries; — Oriental literary intelligence; — Australasian literature; — Catalogue of a collection of Sanscrit mss.; — Arabic books printed at Bulâq; — Persian books printed in Egypt and India; — Turkish books printed in Egypt; — Arabic books. Das mag genügen.

Alle Bücher, die im „Record“ genannt werden, sind nach der auf jeder Nummer befindlichen Notice nur nach factischer Einsicht darin aufgeführt, und sind entweder im Besitz der Trübner'schen Handlung oder doch durch ihre Hände gegangen. Wer sich seltnere Sachen der Art verschaffen will,

werde am besten thun, sich direct an dieselbe zu wenden. Wie begreiflich könne von vielen der genannten Werke keine grofse Zahl importirt werden, aber die Nachbestellung sei leicht, wenn man nur eine entsprechende Zeit sich gedulden wolle. Allen Respect vor der kolossalen Ausdehnung des buchhändlerischen Verkehrs über alle Zonen der Erde, welche durch diese Worte implicite erhärtet wird!

Einen Wunsch können wir hier indessen doch nicht zurückhalten, der noch seiner Befriedigung harrt, nämlich den nach einer Art Index für die nunmehr bereits vorliegenden fünf Bände. Von einem solchen Index kann man natürlich entfernt nicht irgendwie verlangen, dafs er auch nur den Anspruch auf irgend welche Vollständigkeit erheben solle, dies wäre bei der Reichhaltigkeit des Inhalts ein chimärisches Unternehmen; aber eine gewisse, annähernde Inhalts-Uebersicht, wenn sie auch nur in alphabetischer Folge die in Capitalen gedruckten Stichwörter der einzelnen Artikel umfafste, wäre doch schon im (1342) höchsten Grade dankenswerth und würde keinen zu grofsen Umfang beanspruchen. So wie die Sachen jetzt stehen, ist es in der That, auch bei dem besten Gedächtnifs, äufserst schwierig, ja oft fast unmöglich, in diesem wahrhaftigen „Ocean" von Nachrichten eine bestimmte Notiz wieder aufzufinden.

---

15. Travels of Fah Hian and Sung-Yun, Buddhist pilgrims from China to India (400 AD and 518 AD). Translated from the Chinese by Samuel Beal, a Chaplain in H. M.'s fleet. London, Trübner & Co. 1869. pagg. LXXIII. 210. klein 8vo. 10 sh. 6 d. Z. D. M. G. 24, 478—80.

Die Pilgerfahrten Chinesischer Buddhisten nach Indien, aus dem 5. bis 7. Jahrh. u. Z., bilden bekanntlich nicht blos für unsere Kenntnifs Indiens und des Buddhismus überhaupt, sondern insbesondere auch für unsere Kunde von den nördlich und nordwestlich vom Himâlaya gelegenen Landstrichen,

durch welche der Weg dieser Pilger ging, eine äufserst wichtige Quelle. Die Nachrichten z. B. über die nordwestlichen Grenzdistricte Indiens, die Nachbarländer des Hindukush, berichten von einer Zahl, Blüthe und Cultur der Bevölkerung, gegen welche die jetzigen Verhältnisse auf das Traurigste abstechen, ein Resultat, welches eben einfach auf Rechnung der Verwüstungen, welche der Islam und die Mongolen angerichtet haben, zu setzen ist, während jene Blüthe auf der humanistischen Kraft des Buddhismus beruhte, die ja später auch die wilden Mongolen wieder in ein friedliches Hirtenvolk umzuwandeln vermocht hat. Der älteste dieser Berichte ist der des Fa Hian, dessen nahezu funfzehnjährige Reise (400—414) den Zweck verfolgte (und erreichte), sichere Handschriften der heiligen Texte für China zu acquiriren. Derselbe wurde im Jahre 1836 in Abel Rémusat's Uebersetzung, mit einem trefflichen Commentar, als posthumes Werk desselben von Landresse unter dem Titel Foe Koue Ki in Paris herausgegeben, nachdem auch Klaproth über der Herausgabe gestorben war, von dessen Hand der Commentar von Cap. 21 an zum gröfsten Theile herrührt. In der Einleitung gab Landresse, vielfach mit Rémusat's eignen Worten, einen guten Bericht über die Bedeutung des Werkes, und der „Foe Koue Ki" wird jedenfalls stets einen Ehrenplatz unter den Arbeiten der französischen Orientalisten einnehmen. Im Jahre 1853 kündigte Stan. Julien eine neue Uebersetzung an, wobei er sich ziemlich hart über seine Vorgänger aussprach, in der Vorrede nämlich zu seiner histoire de la vie de Hiouen-Thsang. Seine eignen hochwichtigen Arbeiten über den Si-yu-ki dieses Letzteren u. s. w. scheinen ihm indefs jenen Plan einer neuen Uebersetzung des Berichtes des Fa-Hian wieder ferner gerückt zu haben. Es ist daher mit Dank anzuerkennen, dafs sich Beal dieser Aufgabe unterzogen hat, zu der er durch verschiedene ähnliche Uebersetzungen aus dem Chinesischen sich im Voraus wohl legitimirt hatte. Er zieht dabei die Rémusat'sche Uebersetzung durchweg heran, wo er sich genöthigt findet, von ihr erheb-

lich abzuweichen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daſs er sich, wie dies nach (479) 34 Jahren denn auch nur billig ist, seinem groſsen Vorgänger gegenüber meist im Recht befinden wird. In einem, und zwar höchst wesentlichen Punkte indeſs zeigt seine Arbeit einen sehr argen Defect. Aus den wiederholten unrichtigen Schreibungen sanskritischer Wörter, noch mehr aber aus den zum Theil höchst curiosen Erklärungen derselben geht nämlich ganz evident hervor, daſs Beal vom Sanskrit, milde gesagt, sehr wenig versteht. Daraus machen wir ihm auch gar keinen Vorwurf. Chinesisch und Sanskrit gleichzeitig zu beherrschen, wenn auch nur z. B. in dém Grade, in welchem sich Stan. Julien das Sanskrit in der That angeeignet hat, wird Wenigen möglich sein. Wer aber als Uebersetzer eines solchen Werkes auftritt, wie das vorliegende ist, der hat eben eigentlich die Pflicht, einen dgl. Defect bei sich selbst dadurch zu ergänzen, daſs er einen des Sanskrit kundigen Freund zu Rathe ziehe, ehe er es zum Druck giebt, und vor Allem auch während des Druckes es durch einen Solchen mit corrigiren lasse. Nun, mit der Correctur ist es übrigens hier auch sonst noch hie und da schwach bestellt; ärgerliche, weil irreleitende, Fehler der Art sind z. B. auf p. XVIII, 10 „121 AD“ statt „121 BC“, und auf pag. XXXVIII, 10 „736 AD“ statt „636 AD“. — Dem Berichte Fa Hian's, der sich, wie seine Reise, über ganz Hindostan, über Ceylon und den Archipel, erstreckt (p. 1—174), hat Beal auch noch den des Song-yun angeschlossen (p. 175—208), welcher gerade ein Jahrhundert später auf nahezu demselben Wege nach Indien reiste, aber nur die nordwestlichen Grenzländer bis zum Indus hin besuchte. Dieser Bericht des Song-yun ist übrigens auch bereits schon früher einmal, was Beal ganz unerwähnt läſst, übersetzt worden, und zwar durch einen Gelehrten bei uns wohlbekannten Namens, der leider vor Kurzem heimgegangen ist, durch K. O. Neumann. —

In der ausführlichen „Introduction“ giebt Beal einen recht dankenswerthen Bericht (p. XV ff.) über die Geschichte

des Buddhismus zunächst in China. Er zeigt sich dabei, wie auch in den zahlreichen Noten zum Texte selbst, in der europäischen etc. Literatur des Buddhismus sehr wohl bewandert und von gesundem Urtheil. — Auf die Darstellung des Fa-Hian und resp. des Song-yun näher einzugehen, ist hier nicht der Ort, doch können wir es uns nicht versagen, im Hinblick auf gewisse Vorgänge der Jetztzeit, die Aufmerksamkeit, der Wundergläubigen zumal, darauf hin zu richten, dafs z. B. in Bezug auf Reliquien die Buddhisten der damaligen Zeit recht günstig situirt waren. Abgesehen von verschiedenen Fufstapfen Buddha's besafsen sie auch noch mehrere Zähne von ihm, sodann ein Stück von seiner Hirnschale, seinen Stab, seinen Topf, mit dem er sich das Essen erbettelte (almsbowl), sein Gewand, sowie die Spuren eines solchen an einer Stelle, wo er es zum Trocknen ausgebreitet hatte; ja es war sogar in einer Höhle auch der Schatten Buddha's selbst noch sichtbar. Die Verzückung der frommen Pilger beim Anblick dieser Herrlichkeiten war grofs. Vor einer zu Buddha's Lebzeiten bereits aus Sandelholz gemachten Statue von ihm, vermuthlich derselben, deren Abbild sich auf dem Vorderblatt des Einbandes hier abgedruckt findet, gerieth Fa Hian in lebhafte, und für ihn wahrlich sehr natürliche, Bewegung (p. 77). Die Darstellung seiner Erlebnisse ist überhaupt bei aller Naivität und Schmucklosigkeit doch mehrfach eine wirklich ergreifende, s. z. B. p. 115. 152. 167 ff., und aus Song-yun's Bericht z. B. p. 189 (über das Läuten der Abendglocken der Klöster), (480) 194. Ehre und Dank den wackeren Pilgern, die so wahrhaftige Berichte gegeben, und uns damit unschätzbare historische Anhaltspunkte erhalten haben! — Zum Schlufs noch eine gelegentliche Bemerkung. Beal weist in einer Note auf pag. 86 darauf hin, dafs die Geschichte von der Bekehrung Buddha's, d. i. von den Umständen, die in ihm den Entschlufs, seine prinzliche Würde niederzulegen und das Leben eines religiösen Bettlers zu ergreifen hervorriefen, sich bei einem christlichen Autor des zehnten Jahrhunderts, in dem Werke

nämlich des „Metaphrastus", welches „technically known as the Paradise", auf einen „Christian monarch of India known as Joasaph (vide: The Paradise, Venice 1856)" übertragen finde. Gemeint ist hier wohl Simeon Metaphrastes (s. Liebrecht's Uebersetzung von Dunlop's Geschichte der Prosadichtungen, Berlin 1851, p. 305, wo übrigens irrig Simon statt Simeon). Das genannte Werk ist leider Ref. nicht zugänglich; die Geschichte selbst indeſs ist offenbar dieselbe, welche den Gegenstand des bekannten Romans *Βαρλαὰμ καὶ Ἰωάσαφ* (ibid. p. 462) bildet, in welchem auch Liebrecht schon (s. Ebert's Jahrbuch für roman. u. engl. Lit. 2, 314 ff. 1860) einen Reflex von Buddha's Lebensgeschichte erkannt hat. Und zwar ist dies um so sicherer, als nach Reinaud's schon im Jahre 1849 in seinem mémoire sur l'Inde p. 91 publicirter feiner Bemerkung[1] der mit Joasaph unstreitig identische Name des Gottgesandten Yûasaf يواسف im Fihrist, resp. Yûdasf يوداسف bei Massûdi, nur als eine bei der unpunktirten arabischen Schrift leicht erklärliche Veränderung eines ursprünglichen بودستف, Bûdsatf, d. i. Bodhisattva aufzufassen ist (: den Hinweis hierauf verdankt Ref. Herrn Dr. E. Kuhn). Und dazu stimmt dann auch vortrefflich die von Benfey in den Gött. Gel. Anz. 1860 p. 871 ff. im Anschluſs an Liebrecht's Fund gemachte Vermuthung, daſs unter dem Zauberer Theudas im Barlaam und Josaphat der Name des Devadatta versteckt liege.

1] der Name des Religionsstifters der Ssabier lautet bei den arabischen und persischen Schriftstellern bald Bûdâsp, Bûdâshp, bald Yûdsasp etc., s. Windischmann zoroastr. Studien (1863) p. 207; und Chwolson (Ssabier 1, 799. 1856) hat ersteren Namen ebenfalls schon mit Buddha gleichgestellt.

1871.

16. An eastern love story. Kusa Jâtakaya, a Buddhist legend. Rendered for the first time into english verse from the Sinhalese poem of Alagiyavanna Mohoṭṭâla. By Thomas Steele, Ceylon Civil Service. London, 1871. Trübner & Co. (XII, 260 S. kl. 8.) 6 shill. L. C.-Bl. nr. 31. p. 776—77.

Die Gattin eines kinderlosen Königs von Dambadîva (Tâmradvîpa, Ceylon?), befragt, ob sie von zwei ihr verheifsenen Söhnen lieber wünsche, dafs der Erstgeborene klug aber häfslich, oder dafs er schön aber einfältig sei, zieht das Erstere vor. Als nun Prinz Kusa zu Jahren kommt, und in Prab(h)âvatî, Prinzessin von Sâgala, eine reizende Braut für ihn gefunden ist, macht seine verständige Mutter, welche wegen der Folgen seiner Häfslichkeit besorgt ist, zur Bedingung, dafs das junge Paar sich nur im Dunkel der Nacht angehören, nie bei Tage sehen dürfe, bis die Hoffnung auf Schwangerschaft da sei, und damit nämlich für sie eine Sicherung, dafs ihre Schwiegertochter sich nun in ihr Geschick ergeben werde. Die gegenseitige Neugier vereitelt aber den weisen Plan, und Prabhâvatî flieht, erschreckt über das, was sie gesehen, zu den Ihrigen zurück. Verzweifelt folgt ihr Kusa dahin, und sucht durch Uebernahme der geringsten Dienste am Hofe ihres Vaters sich ihr zu nähern, und, bald von ihr erkannt, wenigstens ein freundliches Wort von ihr zu gewinnen. Sie weist aber all seine Bemühungen, wie die ihrer Amme, die er gewonnen hat, hart zurück. Nach 7 Monaten vergeblicher Mühen ist Kusa denn auch schon im Begriff, heimzukehren; da tritt das Geschick helfend

ein. Sieben Nachbarkönige nämlich, durch falsche Nachrichten herbeigerufen, umlagern Sâgala und treten als Bewerber um die Hand der Prabhâvatî auf. Ihr Vater, durch die Drohungen derselben erschreckt, beschliefst, seine Tochter in sieben gleiche Theile zerstücken zu lassen und jedem von ihnen ein dergleichen Stück zu geben, um Frieden zu bekommen. In dieser Noth wendet sich denn Prabhâvatî bittend an Kusa, der mit leichter Mühe die Feinde bewältigt und gefangen nimmt. Dem Sieger wird zugleich durch göttliche Gunst die schönste Jünglingsgestalt zu Theil. Er veranlafst die Verheirathung der sieben Prinzen mit den sieben schönen Schwestern der Prabhâvatî und zieht mit dieser selbst, beglückt und beseligt, heim. — Dies ist der sowohl an Amor und Psyche wie an the beauty and the beast leise anklingende Inhalt der 687 vierzeiligen Verse dieses A D. 1610 von dem singhalesischen Dichter Alagiyavannu abgefafsten Gedichtes. Dasselbe beruht auf einem Pâli-Original, dem Kuça-Jâtaka nämlich, No. 523 jener grofsen Sammlung (777) von Legenden über die 550 Vorgeburten Buddha's, in welcher sich einestheils manche aesopische und sonstige occidentalische Stoffe, anderntheils aber auch so viele in Indien einheimische und von hier aus nach dem Occident verpflanzte Märchen und Erzählungen vorfinden. In der Verlegung der Geburt der Prinzessin nach Sâgala, dem Σαγγαλα der Griechen, bekannt als Residenz des Yavana-Königs Milinda (Menander, 140 a. Chr.), liegt vielleicht noch ein Fingerzeig vor, der für jene entfernten Anklänge an die Mythe von Amor und Psyche den Schlüssel an die Hand giebt. Die Erzählung selbst ist, bei manchen unleugbaren Schönheiten, doch für unseren Geschmack viel zu breit und lang ausgesponnen. Von erheblich gröfserem Interesse in literargeschichtlicher Beziehung erscheinen jedenfalls die Zugaben des Uebersetzers, insbesondere die auf p. 241—257 aus dem Pratyasataka, einer singhalesischen Anthologie, entlehnten „Epigrams and stories“, von denen er selbst ihre Verwandtschaft zu den Geschichten des Hitopadeça bereits bemerkt hat. Er meint freilich, sie seien von

da geborgt; aller Vermuthung nach steht die Sache aber anders, und liegt uns hier vielmehr ein selbstständiger Reflex alter buddhistischer Erzählungen vor, die nach der anderen Seite hin auch im Pañcatantra und Hitopadeça ihre Absenker gefunden haben. Von der gröfsten Bedeutung darunter ist die Erzählung auf p. 248. 249, welche nach p. 218. 219 in der That dem Umandâva oder Ummagga-Jâtaka (No. 538 der Sammlung?) abstammt und ein unmittelbares Gegenstück zu dem bekannten salomonischen Urtheil (1. Kön. 3, 16—28) abgiebt. „The story is believed not to be traceable to a Hebrew source"; — nun, schwerlich ist die Geschichte zweimal erfunden, und bei den Juden ist sie ferner schwerlich indischen Ursprungs. Wir werden uns also wohl schon bequemen müssen, in ihr eine weitere Spur jener occidentalischen Einflüsse zu erkennen, an denen ja die Pâli-Literatur gerade, weil sie eben aus den Volkskreisen geschöpft hat, glücklicher Weise weit reicher ist als die wesentlich auf priesterlichem Boden erwachsene brahmanische Literatur. — Der Uebersetzer verdient jedenfalls unsern besten Dank für diese schöne Gabe. Die äufsere Ausstattung ist vortrefflich und gereicht den Verlegern speciell zur Ehre.

---

17. Wilson, H. H., the Vishṇu Purâṇa, a system of Hindu Mythology and Tradition, translated from the original Sanskrit and illustrated by notes, derived chiefly from other Purâṇas. Edited by Fitzedward Hall. Vol. 6. London, 1870. Trübner & Co. (392 S. 8°.) 10 shill. 6 d.

A. u. d. T.: Works of the late H. H. Wilson. Vol. X.
L. C.-Bl. nr. 31. p. 778—779.

Wir erhalten hier den Schlufs der neuen Ausgabe von Wilson's Uebersetzung des Vishṇu-Purâṇa. Ueber die Art und Weise, in welcher Hall dieselbe kritisch berichtigt und mit mannichfachen neuen Zuthaten bereichert hat, haben wir uns in der Anzeige der beiden ersten Bände in Jahrgang 1866,

Nr. 36 d. Bl., ausführlich, anerkennend sowohl wie andrerseits befremdet, ausgesprochen. In diesem letzten Bande tritt das Absonderliche sowohl, ebenso aber auch das Treffliche dieser Bearbeitung etwas zurück, Wilson selbst mehr in den Vordergrund, doch sind Hall's Zusätze immerhin auch hier noch von erheblicher Bedeutung. Das Werk selbst schliefst bereits auf p. 255. Darauf folgt als Appendix (bis p. 380) ein Wiederabdruck der ziemlich unerquicklichen (779) Polemik, welche Col. Vans Kennedy seiner Zeit (in den J. 1840, 1841) in fünf Briefen von Bombay aus gegen Wilson's Theorie über Entstehung etc. der Purâṇa gerichtet hat, nebst Wilson's kurzer schlagender Antwort (p. 357—364) und einer Replik des Colonel. Es ist nicht zu läugnen, dafs Vans Kennedy in manchen Punkten Wilson's einestheils zu bestimmte und anderntheils wieder zu schwankende Ansichten mit Recht kritisirt; im grofsen Ganzen aber wird man nicht umhin können, wie dies auch Hall selbst offenbar thut, sich auf Wilson's Seite zu stellen, der ja auch seinerseits keineswegs etwa beansprucht, bereits durchweg feste Resultate gefunden zu haben. Die ganze Frage verdiente entschieden eine erneute Untersuchung auf Grund der jetzt vorliegenden, weit reicheren Materialien. Es ist daher zu bedauern, dafs Hall, der selbst so recht der Mann dazu gewesen wäre, uns nicht eben lieber eine solche gegeben hat, anstatt die vielfach unreifen und mit einer gewissen Hartnäckigkeit sich stets wiederholenden Einwürfe Vans Kennedy's wieder „in full" uns vorzuführen. Und zwar dies um so mehr, als dadurch ein sehr schmerzlicher Defect, der uns durch dieselben in keiner Weise vergütigt wird, herbeigeführt worden ist, der Mangel nämlich eines Index, für welchen nun kein Platz mehr war. Darin gerade ist ja die erste Ausgabe ganz vortrefflich ausgestattet! der dortige Index umfafst 38 Seiten zu zwei Spalten à 58 Zeilen, also über 4000 Zeilen, und gestattete die bequemste Benutzung des reichen Inhalts. Bedenkt man nun, um wie viel reicher der Inhalt in dieser zweiten Ausgabe, durch Hall's Zuthaten eben, geworden ist, so kann man nur sagen, dafs es ein

wahrer Jammer ist, dafs all dies nun zunächst so ziemlich unverwerthet zu bleiben hat!

Auf Einzelnheiten hier speciell einzugehen würde uns zu weit führen, doch können wir es uns nicht versagen, wenigstens darauf hinzuweisen, dafs die in 6, 6 p. 217 ff. (214) enthaltene Legende von Janaka Khâṇḍikya's Belehrung durch Keçidhvaja in zum Theil wörtlicher Uebereinstimmung mit einer Legende des Çatapatha Brâhmaṇa (11, 8, 4, 1 ff.), die freilich auf einen andern Inhalt als die Lehre von Vâsudeva hinausläuft, sich befindet. — Aufgefallen ist uns etwa noch, dafs der Verf. wie von Père Reinaud (p. 381) so auch (p. 178) von Père Vivien de Saint Martin spricht, während unseres Wissens der Pariser Geograph dem Abbatenstande nicht angehört.

---

18. The Wheel of the law. Buddhism, illustrated from Siamese Sources, by: the modern Buddhist, a life of Buddha, and an account of the Phrabat. By Henry Alabaster, interpreter of Her Majestys Consulate General in Siam. London, 1871. Trübner & Co. (LVIII, 323 S. 8°.) 14 shill. L. C.-Bl. nr. 32. p. 795—96.

Wir erhalten hier eine populäre Darstellung und, man kann wohl sagen, Vertheidigung des Buddhismus, insbesondere seines sittlich erhebenden Einflusses, wie er sich in der Gegenwart bei den ursprünglich rohen Völkern Hinterindiens so klar und deutlich documentirt. Sie zerfällt in drei Abschnitte, welche die skeptische, gläubige und abergläubische Phase desselben illustriren. Der erste Abschnitt: the modern Buddhist, giebt Auszüge aus einer von einem siamesischen „minister of state", Namens Chao Phya Thipakon, abgefafsten Schrift, welche die sehr vorurtheilslosen Gedanken desselben über seine eigene und die fremden Religionen enthält. Ein kleinerer Auszug daraus erschien schon im vorigen Jahre und hat damals auch bei uns durch die Mittheilungen, welche die Augsb. Allg. Zeitung daraus brachte, gerechtes Aufsehen er-

regt; insbesondere waren die Berichte über seine Unterhaltungen mit den Missionären, speciell mit Dr. Gützlaff, von drastischer Wirkung; es ist ganz nützlich, einmal im Spiegel zu sehen, wie unsere Art und Weise zu denken fremden Völkern vorkömmt, und der siamesische Staatsmann zeigt sich als Mann von scharfem Verstande und guter Beobachtung, der die Lobsprüche, die Alabaster ihm in seiner ebenfalls sehr vorurtheilsfrei geschriebenen Einleitung spendet, vollauf verdient. Der zweite Abschnitt enthält zunächst (p. 76—162) die Uebersetzung einer siamesischen Lebensbeschreibung Buddha's, die indefs nicht weit reicht, bereits im Beginn der eigentlichen Lehrthätigkeit Buddha's abbricht und von Alabaster (auf p. 163—241) dann theils durch zahlreiche Noten, theils durch Hinzufügung der Angaben über die fernere Lebenszeit Buddha's illustrirt und erweitert ist, wobei er sich besonders auf die Werke von Burnouf, Bigandet, Spence Hardy etc. stützt, und resp. speciell seine europäischen Leser in Siam im Auge hat. Für sie zunächst ist auch der dritte Abschnitt des Werkes (p. 346 ff.) besonders bestimmt, ein in der That höchst interessanter Bericht nämlich über eine Reise zu dem „holy Footprint“ Buddha's, wie derselbe in einem darüber erbauten siamesischen Tempel, im Felsen eingedrückt, zu sehen ist, nebst passenden einleitenden Bemerkungen darüber und einer speciellen Erklärung der einzelnen Figuren, welche sich auf dem durch photographische Nachbildung treu wiedergegebenen Originalbilde dieses „heiligen Fufstapfens“ vorfinden. In einem Appendix theilt Alabaster dann noch nach Burnouf (Lotus p. 553 ff.) die 32 charakteristischen Zeichen eines grofsen Mannes mit; wir bemerken zu dem 30sten derselben: „his toes and fingers are marked with lines forming a network“, dafs Burnouf hierbei wohl nicht das Richtige getroffen hat, vielmehr die von ihm auch bereits (p. 574) angeführte Auffassung Foucaux's, wonach es sich vielmehr um eine Membrane (Ansatz zu einer Schwimmhaut) handele, durch welche die Zehen und die Finger je verbunden sind, vorzuziehen ist. Wenigstens erkennt Dush-

yanta im siebenten Acte der Çakuntalâ (ed. Böhtlingk p. 102, ed. Cowell p. 155) darin ein Zeichen des cakravartin in der Hand seines Sohnes, daſs dieselbe jâlagrathitâṅgulih sei, d. i. „durch eine Netzhaut verbundene Finger habe", s. Petersb. Wört. unter jâla und jâlapâda. — Ein guter Index (796) (p. 315—323) beschlieſst das in Calico von der heiligen kashâya-Farbe stattlich eingebundene Werk.

---

19. The Chronicles of the Pathân kings of Delhi, illustrated by coins, inscriptions and other antiquarian remains. By Edward Thomas, late of the East India Company's Bengal Civil Service. Mit 6 Tafeln. London, 1871. Trübner & Co. (XXIV, 467 S. 8°.) 28 shill.
L. C.-Bl. nr. 32. p. 796.

Für die indische Münzkunde wird der Name von Edward Thomas für alle Zeiten zu den ersten und besten gehören, und alle seine Arbeiten auf diesem Gebiete werden von uns als die eines Meisters dankbar aufgenommen. Das vorliegende Werk ist eine vermehrte und verbesserte Auflage einer früheren Schrift über denselben Gegenstand (1847), in welche u. A. ein einige Jahre später (Delhi 1851) erschienenes Supplement dazu, so wie eine Abhandlung des Verf.'s aus dem Journal Royal As. Soc. New S. II, 145—224 „on the initial coinage of Bengal" mit hinein gearbeitet sind. Es sind im Ganzen 40 moslemische Fürsten in fünf Dynastieen, die von 1193—1554 auf dem kaiserlichen Thron von Delhi saſsen, deren Geschichte uns hier, hauptsächlich auf Grund ihrer Münzen (nach in Summa 371 Münztypen), so wie der gleichzeitigen persisch-arabischen Chronisten, vorgeführt wird, und zwar unter Heranziehung alles irgend erreichbaren, mit der Finanzwirthschaft des Landes in Bezug stehenden statistischen Materials. Die Münztypen werden durchweg genau beschrieben, hie und da auch, in wichtigeren Fällen, die Legenden derselben ausführlich erörtert. Nur wenige derselben zeigen auſser den arabischen Legenden auch indische dergleichen.

Je mehr bisher durch die Ungunst der geopraphischen und politischen Lage diese Studien bei uns in Deutschland vernachlässigt worden sind, zu desto gröſserer Freude gereicht es uns, daſs neuerdings auch hiefür bessere Hoffnungen erweckt worden sind. Das Münzcabinet der Königl. Museen in Berlin verdankt nämlich der Liberalität unseres gelehrten Landsmanns, des Prof. Georg Bühler in Bombay, eine reiche Sammlung indischer Münzen, die sich durch alle Jahrhunderte der indischen Geschichte erstreckt, und gerade auch von Münzen der Sultane, von denen das vorliegende Werk handelt, eine ziemliche Zahl enthält. Dr. W. Pertsch in Gotha ist mit der Verzeichnung und Ordnung dieser Sammlung beschäftigt, zu welcher mühseligen, sehr verschiedenartige Kenntnisse erfordernden Arbeit er durch seine bisherigen Arbeiten als ganz besonders befähigt erscheint. So wird denn das Beispiel von Thomas nunmehr auch bei uns Nacheiferer finden können[1].

Ein ganz besonderer Schmuck dieses in jeder Beziehung trefflich ausgestatteten Bandes sind verschiedene architektonische Abbildungen (Minarets, Grabdenkmäler u. dergl.), die als Vignetten der einzelnen Capitel dienen, und Fergusson-schen Zeichnungen entlehnt sind. Auch ist dasselbe mit zahlreichen Holzschnitten von Münzen illustrirt (die besten derselben sind von J. Schnorr in Stuttgart). Von den sechs Münztafeln sind die ersten fünf aus Thomas' eigener Sammlung, die jetzt im British Museum deponirt ist, entlehnt, die sechste einer Sammlung Colonel Guthrie's, die sich auf einen in Kooch Bahâr gemachten Fund gründet. Ein trefflicher Index (p. 450—467) beschlieſst das Ganze. Ein curioses Miſsverständniſs ist auf p. 137 die Auffassung des Wortes babhûva (fuit) bei Gelegenheit eines Auszugs aus einer indischen Inschrift (von Saṃvat 1333) als zum Titel selbst gehörig: „Pheroz Shah with the title of Babhûva Bhûmi Pati“.

1] vgl. Pertsch's Bericht in Z. D. M. G. 25, 605-17. — Durch den im Jahre 1875 für das Berliner Münzcabinet erfolgten Ankauf der Sammlung des Col. Guthrie ist bereits die werthvolle Schrift Alfred's v. Sallet „die Nachfolger Alexander's des Groſsen in Bactrien und Indien“ (1878) veranlaſst worden.

20. *Γαλα* (*Γαλακτος*), Lac (Lactis), der graecoitalische Name der Milch. Ein monographischer Beitrag zur ältesten Empfindungsgeschichte der indogermanischen Völker. Von Dr. Hermann Brunnhofer. Aarau, 1871. Sauerländer. (44 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 32. p. 803—4.

Soweit wir wissen, ist dies eine Erstlingsschrift des Verf.'s, durch die er sich immerhin in nicht unvortheilhafter Weise in den Kreis derer einführt, welche sich dem Studium der indogermanischen Sprachvergleichung widmen. Sie zeugt wenigstens von umfangreichen Kenntnissen und reicher Belesenheit, und ist mit Frische und Lebendigkeit geschrieben. Auch verdient der kritische Theil derselben, der sich gegen die bisherigen Erklärungen des fraglichen Wortes richtet, die Anerkennung, dafs er sein Ziel wesentlich erreicht. Ob das Gleiche dagegen von der eignen Auffassung des Verf.'s zu gelten habe, erscheint allerdings denn doch noch als sehr fraglich. Abweichend nämlich von der bisher betretenen Strafse, betrachtet er das *κτ* von *γαλακτ* als Affix, und zwar sieht er darin zwei Diminutiv-Affixe, welche dem Wort *γαλα*, das er mit skr jala Wasser gleichsetzt, und von $\sqrt{}$gal essen, verschlingen ableitet, die Bedeutung „der liebe, liebe Trank" geben sollen. Von derselben Wurzel leitet er auch glans und *βαλανος*, als die efsbare, ab. Und von *γαλα*, Milch, selbst sowohl *γαλοως*, glos, eigentlich Milchschwester, wie *γαυλός*, Milchnapf, welche beiden Wörter zugleich eben, nebst *γάλιον* Labkraut und einigen (804) anderen verlegenen griechischen Wörtern, als Beweis für die Nichtursprünglichkeit des *κτ* verwendet werden.

Ein eigenthümliches Mifsgeschick ist dem Verf. auf p. 39 bei seiner Erklärung des Wortes apacit als Hummel passirt. Zur Motivirung nämlich derselben citirt er mit Recht eine im Petersburger Wörterbuch, unter $\sqrt{}$ci, ganz richtig mitgetheilte Stelle aus Çâñkhâyana's çrautasutra: caran vai madhu vindaty apacinvan parûshakam, findet aber, dafs dies für apacin vanyarûshakam „verdruckt" sei, und gelangt so zu einem Nominativ: apacin (!) von apacit und zu einem Worte:

vanyarûshaka, welches ihm dann zu weiteren Schlüssen Anlaſs giebt. Da die Stelle schon von Streiter (de Sunahsepo 1861, p. 16. 40) und M. Müller (hist. of Anc. Sansc. Lit. p. 579, wo freilich irrig: apajinvan) mitgetheilt ist, die Parallelstelle im Ait. Br. 7, 15 (Haug Uebers. p. 465) zudem die richtige Auffassung der ganzen Stelle erleichtert, so ist das völlige Miſsverständniſs derselben durch den Verf. auffällig. Für apacit selbst übrigens und dessen Bedeutung: Hummel ist zwar Ath. 6, 28, 1—8, itas tâḥ sarvâ naçyantu vâkâ apacitâm iva wo vom „Gesumme" derselben die Rede zu sein scheint, in Gemeinschaft mit Ath. 6, 83 wohl in der That ziemlich verlockend; da indeſs nach ibid. 7, 76, 2 darunter am Halse und den Achseln sich zeigende Krankheitserscheinungen zu verstehen sind, so liegt es jedenfalls noch näher, dabei an den auch der späteren Medicin noch geläufigen Ausdruck: apacî (√pac; pacit wie rohit, yoshit) „skrophulöse Knoten am Nacken, an der Achsel oder am Rücken" zu denken, der etwa durch volksetymologische Deutung mit einem daneben stehenden apa-cit (von √ci) „Biene, Hummel" in Verbindung gebracht ward, so daſs ein gegen diese gerichteter Spruch zugleich als Mittel gegen jene galt.

---

21. Cunningham, Al., Maj. General, Roy. Engineers, the Ancient Geography of India. I. the Buddhist Period, including the campaigns of Alexander and the travals of Hwen Thsang. With 13 maps. London, 1871. Trübner & Co. (XX, 589 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 34. p. 857-58.

Alex. Cunningham ist unstreitig einer der gelehrtesten Officiere, welche das angloindische Heer, von je her reich an bedeutenden Capacitäten dieser Art, besessen hat oder noch besitzt. Er steht in dem Rufe der beste Kenner der baulichen etc. Alterthümer des jetzigen Indiens zu sein. Sein vortreffliches Buch über die Bhilsa-Topes und seine zahlreichen Beiträge zum Journal der Asiatic Society of Bengal, über Münzen, Inschriften, Tempelruinen etc., insbesondere

sein Bericht, den er als „Archaeological Surveyor to the Govt. of India“ für das Jahr 1862—1863 abgestattet hat, legen Zeugnifs ab für den Eifer seiner Bestrebungen, wie für den Umfang seiner auf Autopsie beruhenden Kenntnisse. Auch gegenwärtig ist er wieder an der Spitze einer archäologischen Expedition in grofsartigem Stil mit der Auffindung und Sicherung architektonischer, skulpturaler etc. Alterthümer betraut. Jedenfalls wird er seine Explorationen insbesondere auch auf die vormals griechischen Districte des nordwestlichen Indiens richten, in denen offenbar die Erde noch reiche Aufschlüsse birgt, wie denn ja eine vor Kurzem aus Lahore herüber gekommene Nachricht bereits von wundersamen Entdeckungen berichtet, welche unser gelehrter Landsmann Dr. Leitner auf einem gelegentlichen Ausfluge von da im Lande der Yusufzei, in der Ruinenstadt von Takht i Bahi, gemacht hat. Freilich wäre dringend zu wünschen, dafs jene Expedition neben dem ausgezeichneten Archäologen, der an ihrer Spitze steht, auch einen nicht minder tüchtigen Philologen unter ihren Mitgliedern zählte. Denn hierin ruht unstreitig eine erhebliche Schwäche der Cunningham'schen Arbeiten. Seine Kenntnisse nicht nur der einschlagenden indischen Sprachen selbst, also des Sanskrit, Pâli und der Prâkrit-Dialecte, sondern auch alles dessen, was sich aus der Literatur derselben gewinnen läfst, und resp. durch europäische Gelehrte bereits gewonnen ist, sind äufserst mangelhaft. Diese Mängel treten denn auch bei dem vorliegenden Werke sehr stark hervor. Es ist freilich nicht zu verlangen, dafs ein Gelehrter, zumal in Indien, alles was in irgend einer europäischen Sprache über alte Geographie geschrieben ist, benutzen sollte, besonders in der jetzigen Zeit, wo der russische Gelehrte russisch, der Ungar ungarisch, der Italiener italienisch, der Däne dänisch, der Holländer holländisch schreibt. (858) Aber der drei Haupt-Literatursprachen Europas, des Englischen, Französischen und Deutschen, sollte denn doch Jeder mächtig sein, der sich auf gelehrtem Gebiete literarisch bewegen will. Und wer nun gar über

die alte „Geographie Indiens“ schreibt, ohne Deutsch zu verstehen, also die Werke von Ritter und Lassen gar nicht benutzen kann, der ist von vornherein in einer üblen Position. Aber nicht blofs hierin besteht die Schwäche des Werkes, sondern ferner noch darin, dafs der Verf. auch die einheimischen, freilich meist ziemlich confusen Angaben geographischer Art, wie sie uns durch Wilson, Hall, Kern in englischer Sprache bereits vorliegen, eigentlich ganz unberücksichtigt gelassen hat. Seine Arbeit beschränkt sich eben im Wesentlichen nur auf eine Confrontation der Berichte über die Züge Alexander's mit denen des chinesischen Pilgers Hiuen Thsang und mit den gegenwärtigen Localverhältnissen. Der Titel derselben ist somit ebenso falsch gewählt, wie der von Talboys Wheeler's „history of India“, verspricht weit mehr, als das Werk selbst wirklich leistet. Dazu kommt, dafs auch die klassische Gelehrsamkeit Cunningham's, seine Kenntnifs der Schriften Arrian's, des Megasthenes, Ptolemaios etc. Manches zu wünschen übrig läfst. Kurz, wir können nicht läugnen, dafs wir leider durch den glänzenden Titel veranlafst worden sind, mehr in dem Buche zu suchen, als wir gefunden haben. Nichts desto weniger verdient dasselbe alle Anerkennung. Die Fixirung der Lage mehrerer der berühmtesten Städte des buddhistischen Indiens ist allein schon ein erheblicher Gewinn, und ist Cunningham hierbei entschieden mehrfach über seinen speciellen Vorgänger Vivien de Saint Martin, den tüchtigen Kritiker der Reise Hiuen Thsang's, mit Glück hinausgegangen. Entsprechend den eigenen Reisen des Vf.'s, die sich hauptsächlich über das nördliche Indien von „Peshawer bis zur Iravady, von Kashmir bis zur Mündung des Indus und den Ufern der Narmadâ“ erstreckt haben, ist dieser Theil des grofsen Landes auch hier am ausführlichsten behandelt, auf p. 15—248. Mit „western India“ beschäftigt sich der nächste Abschnitt (bis p. 327); es folgt Centralindien, ziemlich ausführlich (bis p. 499), während das östliche und südliche Indien nur kurz (auf p. 499—515 und p. 515—562) abgehandelt werden. Ein

guter Index (p. 579—589) und zahlreiche kleinere Karten bilden eine höchst willkommene Beigabe.

---

22. Select specimens of the theatre of the Hindus. Translated from the Original Sanscrit. By Horace Hayman Wilson. In two voll. Third edition. London, 1871. Trübner & Co. (LXXI, 384; IV, 415 S. 8°.)

A. u. d. T.: Works of the late Horace Hayman Wilson. Vol. XI. XII.

• L. C.-Bl. nr. 42. p. 1062—63.

Wilson's Theatre of the Hindus (1827 in Calcutta in erster, 1835 in London in zweiter Auflage erschienen) ist unstreitig wohl dasjenige seiner vielen bedeutenden Werke, welches seinem Namen die allgemeinste Anerkennung, weit über die Kreise der indischen Philologie hinaus, errungen hat. Es ist mehrfach übersetzt worden und hat noch neuerdings in Klein's Geschichte des Drama's specielle Verwendung gefunden. Trotz dessen könnte man wohl fragen, ob die vorliegende dritte Ausgabe, welche blofs ein wörtlicher Abdruck der zweiten ist, zeitgemäfs war. Es ist nämlich nicht zu leugnen, dafs das Werk einer starken Revision dringend bedürftig ist, sowohl was die in ihrer Art und für ihre Zeit ganz vortreffliche Einleitung über das dramatische System der Inder, als die Uebersetzungen selbst betrifft. Seit Abfassung jener Einleitung ist nicht nur eine (allerdings noch nicht ganz vollständige) Uebersetzung des Sâhityadarpana durch J. R. Ballantyne (Bibl. Indica 212, 213, 217. Calcutta 1865. 1866) erschienen, sondern es sind auch, aufser mehreren Ausgaben dieses modernen Hauptwerkes der dramatischen Systematik, die älteren Vorgänger desselben: Kâvyâdarça, Daçarûpa, Kâvyaprakâça in zum Theil trefflicher Weise publicirt worden, die alle noch der speciellen Verwerthung harren. Und von den durch Wilson übersetzten Dramen Mṛichakaṭî, Urvaçî, Uttara Râmacaritra, Mudrârâkshasa, Ratnâvalî ist wenigstens eines, die Urvaçî, wiederholt edirt und übersetzt; von einem anderen (Mṛichakaṭî) haben wir eine

treffliche europäische Ausgabe (von Stenzler), und die übrigen sind wiederholt in Indien publicirt worden. Endlich von den durch Wilson blofs, mehr oder weniger, kurz behandelten Dramen sind einige ebenfalls in Europa wie in Indien mehrfach in Text und Uebersetzung (so Mâlavikâ, Mahâvîracarita), und eine ganze Zahl von ihnen in Indien im Text allein, erschienen, wie uns denn durch den, Dank der Energie von Trübner u. Co., endlich nachhaltig erschlossenen buchhändlerischen Verkehr mit Indien Jahr für Jahr neue dergleichen Publicationen von dort zugehen. Es ist somit ein ganz ungemein reiches Material vorhanden, von dem in Wilson's Werke nur höchst unzureichende Notiz genommen ist. Aber freilich, dieses Material ist eben so massenhaft, vielfach noch so gänzlich unbearbeitet, dafs es lange Zeit dauern wird, ehe es bewältigt werden kann. Man nehme nun noch die weitreichenden Fragen hinzu, die neuerdings in Bezug auf die verschiedenen Recensionen der Çakuntalâ scharf pointirt worden sind, und die bei einer durchgreifenden Revision des Wilson'schen Werkes denn doch auch kaum übergangen werden konnten. Kurz, eine solche war eben faktisch nicht gut möglich. Sie war ja auch bei der Publication der bisherigen 10 Bände von Wilson's works nicht direct beabsichtigt, vielmehr war auch diese mehr oder weniger nur von dem praktischen Bedürfnisse getragen, die entweder schon lange nicht mehr, oder überhaupt noch gar nicht, leicht zugänglichen Arbeiten Wilson's wieder publici iuris zu machen, unter Vornahme derjenigen Correcturen und Hinzufügung derjenigen Zusätze, welche unmittelbar geboten erschienen. Dafs nun freilich auch dieses bei diesen beiden Bänden hier unterlassen worden ist, mufs (1063) allerdings beklagt werden. Sollte indefs deshalb, weil eine geeignete Kraft dazu (und wer dächte hierbei nicht an Fitz Edward Hall?) durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände dafür zur Zeit nicht zu gewinnen war, der Wiederabdruck ganz aufgegeben werden?? Das Bessere ist der Feind des Guten. Eine wahre Wohlthat bleibt es doch, dafs endlich diese beiden

Bände, die so viel des Schönen und Wichtigen enthalten, wieder zu haben sind, wenn auch eben nur ganz in ihrer früheren Gestalt. Sind ja doch noch immer fünf der darin übersetzten Dramen von keinem Andern übersetzt worden, nur hier in einer unmittelbar dem Original entlehnten Gestalt vorliegend, die, wie mangelhaft sie auch, von streng philologischer Seite aus betrachtet, vielfach sein mag, doch aber sich als „Fleisch vom Fleische“ kund giebt! Wir können hierbei nicht umhin, unser lebhaftes Bedauern darüber auszusprechen, dafs eben factisch jene zum Theil der Mühe wirklich überaus lohnenden fünf Dramen noch von keinem europäischen Gelehrten neu übersetzt worden sind. Der hochverdiente Herausgeber der Mṛichakaṭî hat zwar, wie wir aus der Schule schwatzend einmal verrathen wollen, schon lange eine Uebersetzung derselben wohl ziemlich fertig liegen, wenigstens schon einigemale in gröfserem Kreise Stücke daraus mitgetheilt, aber, da es darin hie und da verschiedene „nuces interpretum“ giebt, hat er sich noch nicht zu einer Veröffentlichung entschliefsen können. Wenn Wilson es ebenso gemacht hätte, nun, dann wären wir noch weit zurück in der Cultur! Man mufs eben auch den Muth haben, zu irren, und sich als Irrenden hinzustellen. Dafs diese Uebersetzung der Wilson'schen gegenüber jedenfalls einen gewaltigen Fortschritt zeigen würde, ist unzweifelhaft; so lange sie aber nicht erscheint, ist das Publikum ausschliefslich eben auf die mangelhaftere Wiedergabe beschränkt. Auch das Mâlatîmâdhavam vor Allem verdient wohl endlich einmal eine neue Bearbeitung, die es reichlich lohnen würde, da es bei aller theilweise grofsen Schwülstigkeit der Darstellung doch reich ist an dramatischem Effect und poetischer Kraft; Lassen's Textausgabe ist leider beim ersten Acte schon stecken geblieben. — Nun, es ist hier, wie überall auf dem Gebiete der indischen Philologie, noch viel zu thun, aber auch noch reiche Beute einzutragen. Wilson's Verdienst war es, die erste Bresche zu legen, und das hat er weidlich gethan. Dank sei und Ehre seiner trefflichen Leistung!

Einen Index zum Wenigsten hätte uns die Verlagsbuchhandlung aber doch geben sollen! Der liefs sich auch von nicht Eingeweihten leicht herstellen. Die Ausstattung ist im Uebrigen vortrefflich.

---

23. The Dasaratha-Jâtaka, being the Buddhist story of King Râma; the original Pâli text, with a translation and notes by V. Fausböll. Kopenhagen, Hagerup. London, 1871. Trübner & Co. (48 S. 8°.). L. C.-Bl. nr. 52. p. 1339—40.

Wir erhalten hier den höchst erwünschten Abdruck jenes bisher nur in der Uebersetzung von d'Alwis bekannten Pâli-Textes, der die vermuthlich älteste Form der dem Râmâyaṇa zu Grunde liegenden Legende enthält. Schon aus den Angaben von d'Alwis war ersichtlich, dafs einer der Verse derselben sich im Râmâyaṇa direct wiederfindet, und Ref. hatte daher in seiner, im vorigen Jahre erschienenen Abhandlung über dieses Epos (p. 60) die Vermuthung ausgesprochen, dafs „ein Bekanntwerden des ganzen Pâli-Textes auch noch andere dergl. Coincidenzen an die Hand geben würde". Diese Vermuthung bestätigt sich vollkommen. Fausböll weist für zwei weitere Verse Parallelstellen im Râmâyaṇa nach, wo sie sich zwar nicht in völlig gleichem Wortlaut, aber doch wesentlich identisch vorfinden, v. 5 nämlich in Râm. 2, 105, 15 (Schlegel, sowie in den entsprechenden Capiteln bei Gorresio und Carey-Marshman) und v. 10 in Râm. 2, 108, 3 (Schlegel, resp. in den beiden anderen Ausgaben). Und zwar ist ferner zu bemerken, theils dafs auch der übrige Inhalt von Râm. 2, 105 (Schlegel) noch mehrfach specielle Beziehungen zu den Worten des Pâli-Textes bietet, theils dafs der dem zehnten Verse entsprechende Vers des Râm. daselbst in den Mund des Jâbâli gelegt ist, welcher dort als Vertreter der nâstika-Weisheit hingestellt wird, und dessen Worte dem Râma zu scharfer Gegenrede sowie zu dem bekannten Ausfall gegen Buddha (yathâ hi coraḥ sa tathâ hi Buddhas, tathâgataṃ nâstikam atra viddhi) Veranlassung geben; die Authentität des-

selben an dieser Stelle ist allerdings von Schlegel in Zweifel gezogen worden, indessen unter den gegenwärtigen Verhältnissen wird es doch wohl zum Mindesten wieder fraglich, ob wirklich mit Recht. Jedenfalls er- (1340) hält dieser ganze Abschnitt des Râmâyaṇa nunmehr eine besondere Bedeutung und wäre resp. für ihn zunächst die Heranziehung aller erreichbaren handschriftlichen Collationen zu wünschen.

Als höchst dankenswerthe Zugaben theilt Fausböll das Sujâta-jâtaka, das Sàllasutta und das Devàdhammajâtaka mit, deren Inhalt zum Theil bereits aus dem Commentar zum Dhammapadam bekannt und vom Ref. zur Vergleichung mit dem Dasaratha-jâtaka herangezogen war. Wir möchten aber hier wohl die Bitte an F. richten, uns nun auch ferner noch das mit der Yajnadatta-Episode das Râmâyaṇa in Bezug stehende Sâma-jâtakam, sowie das Janaka-jâtakam, welches eine homerische Sage für das Râmâyaṇa zu vermitteln scheint (s. des Ref. Abh. über das Râm. p. 17), zugänglich zu machen. In Beiden, insbesondere aber im Ersteren, sind wohl auch wieder unmittelbare „Coincidenzen" mit dem Texte des Vâlmîki zu erwarten.

Die kleine Schrift ist mit Fausböll's bekannter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gearbeitet, und verdient jedenfalls unsern besten Dank. Aufgefallen ist uns, daſs er einige bei d'Alwis sich findende Varianten gar nicht erwähnt hat, so in v. 2 pasakati statt pasahate, und in v. 5 kaira (d. i. kayira) m-enaṃ. — Das entsprechende Wort für laṃca „bribe" (p. 25) findet sich auch im Sanskṛit ganz identisch vor, lañcâ nämlich, und ist dazu auch noch lañjâ (an adulteress), lañjikâ „Hure" zu stellen.

---

24. Teatro di Calidasa, tradotto dal Sanscrito in Italiano da Antonio Marazzi. Milano, 1871. Tipogr. già Domenico Salvi e C. via Larga 19. (430 S. 8°) (a spese del traduttore.) L. C.-Bl. nr. 52. p. 1340.

Es ist höchst erfreulich zu sehen, wie auch in Italien die Zahl derer in stetem Steigen begriffen ist, die sich in

ernster, nachhaltiger Weise den orientalischen Studien widmen. Die Zeitungen brachten uns neuerdings die Nachricht, dafs eine italienisch-orientalische Gesellschaft nach Art der in England, Frankreich, Deutschland schon lange bestehenden und segensreich wirkenden Gesellschaften in der Bildung begriffen sei; der aus Florenz, Sept. 1871 datirte Aufruf dazu ist von Emilio Teza, Fausto Lasinio, Felice Finzi, Carlo Puini, Celestino Schiaparelli unterzeichnet; es läfst sich wohl erwarten, dafs derselbe in dem Vaterlande von Michele Amari, Gaspare Gorresio, G. J. Ascoli bereite Zustimmung finden wird, und wir begrüfsen das Erscheinen der vorliegenden Uebersetzung der Dramen Kâlidâsa's als ein günstiges Prognosticon hierfür. Dieselbe ergiebt sich in der That, wie der Titel es besagt, als nach dem Sanskrit selbst gemacht, nicht blofs nach den Uebersetzungen Anderer, obschon diese wesentlich zu Grunde liegen, resp. stets sorgfältig benutzt worden sind. Die Çakuntalâ ist in der sogenannten Devanâgarî-Recension übersetzt. Aufser kurzen Einleitungen wird jedes der drei Stücke von ebenfalls kurzen, aber recht zweckmäfsigen Noten begleitet, die dem grofsen Publicum das Verständnifs der fremdartigen Scenerien und Anschauungen zu erleichtern bestimmt sind. Am Schlusse (p. 419—425) findet sich eine orientirende, allgemein gehaltene Uebersicht über Kâlidâsa und die ihm zugeschriebenen Werke, sowie über die bisherigen Bearbeitungen derselben. — Wir sind überzeugt, dafs diese recht anerkennenswerthe Arbeit in Italien, wo bisher noch so wenig von Kâlidâsa bekannt war, Aufsehen zu machen nicht verfehlen wird. Besonderen philologischen Werth hat sie gerade nicht für uns, ist aber von erheblicher literargeschichtlicher Bedeutung, ein frischer Griff ins Volle hinein!

---

25. Mahâvîracharita. The adventures of the great hero Râma. An Indian Drama in seven Arts. Translated into English prose from the Sanskrit of Bhavabhûti. By John Pickford, Prof. of Sanskrit, Madras. London, 1871. Trübner & Co. (XVI, 172 S. kl. 8.) L. C.-Bl. nr. 52. p. 1340—41.

Es ist dies die erste Uebersetzung dieses schwierigen Dramas, in welchem die eigenthümliche Schwere und Massigkeit des Bhavabhûti'schen (1341) Stiles so ganz besonders hervortritt. Der Uebersetzer hat sich denn auch nicht gescheut, dieselbe in seiner Arbeit vollwirkend wiederzugeben. Es kam ihm eben nicht darauf an, in Wilson'scher Weise eine Uebersetzung zu liefern, die im Wesentlichen nur die Gedanken des Originals möglichst treu wiedergiebt, von dem wuchtigen Gefüge desselben aber keine irgend adäquate Vorstellung erzeugt, sondern in elegantem Englisch auch die poetisch-stylistischen Ansprüche des europäischen Lesers zu befriedigen sucht; sondern er stellte sich im Gegentheil die möglichst unmittelbare Wiedergabe auch der Form und der Worte selbst des Textes zur Aufgabe: „it is enough if the thought of the writer be accurately reproduced in language that an English reader can clearly understand". Er hat sich somit die philologische, nicht die literargeschichtliche Aufgabe des Uebersetzers zur Hauptsache gemacht, und wir können dies bei einem Werke, wie es das vorliegende ist, in der That nur billigen. Seine Arbeit wird dem, der den Text zur Hand nimmt, meist ein treuer Führer sein zum Verständnifs desselben, denen dagegen, welche mit anderen Absichten an sie herantreten, einmal ein klares Bild gewähren von den grofsen Schwierigkeiten, die dabei zu bewältigen waren. Bhavabhûti's Stil ist eben von dem Kâlidâsa's durch eine weite Kluft getrennt, wovon bisher freilich nur dér eine rechte Vorstellung erhalten konnte, der die Originale einsah; denn aus Wilson's Uebersetzung der beiden anderen Dramen Bhavabhûti's war dieser Unterschied zum Mindesten nur in groben Zügen erkennbar.

In der Vorrede verbreitet sich Pickford über die mythische Grundlage der Râma-Sage und erkennt darin einfach eine Wiederholung der in so vielen Formen vorliegenden Mythen vom Kampfe der Sonne mit den Dämonen der Finsternifs. Wir können nicht leugnen, dafs er uns mit diesen seinen „solaren" Anschauungen etwas zu sehr sich in das Vage zu verlieren scheint (eine köstliche Parodie derartiger Bestrebungen brachte im vorigen Jahre der Dubliner Kottabos in No. V, p. 145—54 „the Oxford Solar Myth"), und hätten es bei weitem mehr angezeigt gefunden, dafs er uns an dieser Stelle über den Dichter des übersetzten Werkes, über Bhavabhûti also, einige nähere Angaben gemacht hätte. Also z. B. über die Zeit, in welcher derselbe vermuthlich gelebt habe. Bekanntlich pflegt derselbe in den Anfang des achten Jahrhunderts gesetzt zu werden, weil er in der Râjataraṃgiṇî als ein Diener des Yaçovarman erscheint, der im Kampfe mit Lalitâditya (nach Lassen 695—733) besiegt wurde. Dagegen hat Hall ihn als Vorgänger Subandhu's bezeichnet (Vorrede zur Vâsavadattâ p. 26. 27. 37), und da dieser von Bâṇa citirt wird, der seinerseits im Anfange des siebenten Jahrhunderts lebte, so würde natürlich Bhavabhûti weit früher zu setzen sein. Es wird eben wesentlich darauf ankommen, ob Lalitâditya wirklich zu der Zeit regiert hat, in welche er von Lassen gesetzt wird. In der That wird Bhavabhûti auch von Govardhana (Saptaçatî) vor Bâṇa, gleich nach Kâlidâsa, gestellt, was indessen freilich wohl (die Reihenfolge ist: Mahâbhârata, Râmâyaṇa, Kâlidâsa, Bhavabhûti, Bâṇa) gerade nicht nothwendig als chronologische Gradation gefafst werden mufs. Auffällig ist, dafs unter den Synonymen, die Purushottama, der Verfasser des Trikâṇḍaçesha, für Bhavabhûti aufführt (2, 7, 27) der Name Çrîkaṇṭha fehlt, der demselben in seinen drei Dramen beigelegt wird. Jene Synonyma selbst aber, Tuvismṛita und Bhûgarbha, sind ihrerseits auffällig genug; besonders der erste, ganz in vedischem Styl gehaltene Name (denn tu vismṛitaḥ zu lesen, möchte wohl kaum angehen, da dabei kein rechter

Sinn sich ergiebt), vgl. dazu die Angaben Bhavabhûti's über die vedische Gelehrsamkeit seiner Familie; hängt Bhûgarbha etwa damit zusammen, dafs er ein Kâçyapa war? Auch die nächstfolgenden Worte Purushottama's: atha yaḥ prâtaḥ smaryate çubhakâmyayâ | sa svagṛihîtanâmâ syât scheinen fast noch zu Bhavabhûti in Bezug zu stehen, der in zweien seiner Dramen (1342) seines Grofsvaters als des sugṛihîtanâmno Bhaṭṭagopâlasya gedenkt.

Da sich Bhavabhûti ausdrücklich als einem in der Vidarbha-Stadt Padmapura lebenden Brâhmaṇen-Geschlechte angehörig bezeichnet, so erhebt sich die Frage, in wie weit sein Styl den Anforderungen entspricht, welche in der poetischen Systematik an den Vaidarbhî-Styl gerichtet, resp. als dessen Eigenthümlichkeiten aufgeführt werden, vgl. Daṇḍin's Kâvyâdarça 1, 40 ff. und die von Premacandra Tarkavâgîça in seinem Commentar dazu (Calc. 1863) angeführten übrigen Stellen der Art. Die Einfachheit, welche Daṇḍin als Charakteristicum desselben hinstellt, findet sich jedenfalls kurioser Weise bei Bhavabhûti nicht vor; vielmehr liebt er ja das gerade Gegentheil, und hat speciell sogar auch jene besondere Vorliebe für die Composition, welche von den rhetorischen Systematikern gerade umgekehrt den adâkshiṇâtya (Gâuḍa), zugetheilt wird! Wie es bei Bhavabhûti mit den übrigen Puncten steht, in denen der Gauḍî-Styl der Vaidarbhî-rîti gegenübergestellt wird, das bedürfte genauerer Untersuchung. Es wird eben fortab unstreitig, nachdem uns jene neuen Quellen über die indische Poetik nunmehr wirklich zugänglich geworden sind, die Pflicht eines jeden Herausgebers oder Uebersetzers indischer Dramen sein, falls er überhaupt eine philologisch ausreichende Arbeit liefern will, auch auf diese stylistische Frage und die Uebereinstimmung oder Differenz von Theorie und Praxis dabei sein Augenmerk zu richten.

---

26. Eranische Alterthumskunde von Fr. Spiegel. Erster Band. Geographie, Ethnographie und älteste Geschichte. Leipzig, W. Engelmann 1871, XII, 760 S. 8°.
Z. D. M. G. 25, p. 509—11.

Dieses neueste Product seines unermüdlichen Fleifses ist von Spiegel offenbar nach dem Muster von Lassen's Indischer Alterthumskunde gearbeitet und daher auch, zum äufsern Zeichen dessen, dem verehrten Lehrer zugeeignet worden. Die beiden ersten Bücher des Werkes, den geographischen und ethnographischen Theil enthaltend (bis p. 422), schliefsen sich resp., ähnlich wie das auch bei Lassen geschehen, speciell an Karl Ritter's Darstellung an, und war dabei Spiegel's Aufgabe wesentlich nur die, die mannichfachen „Einzelforschungen nachzutragen, welche seit dem Erscheinen des Ritter'schen Werkes die Kenntnifs des eranischen Gebietes erweitert haben“. Vieles hiervon ist bereits aus Spiegel's Aufsätzen im „Ausland“, speciell aus seiner früheren Schrift: Eran (1864) bekannt; zu bedauern ist, dafs auch hier, wie dort, eine Karte fehlt, welche die gewonnenen Resultate in leichter Uebersicht zur Anschauung brächte, wie eine dgl. Lassen's Werk in so vortrefflicher Weise, von Kiepert ausgeführt, begleitet. Das dritte Buch, die älteste Geschichte (p. 423—737), beginnt mit der ârischen Periode und geht hinab bis zu den letzten Kaianiern und Zarathustra, und hier ist eben natürlich Spiegel in ganz selbstständiger Weise vorgehend. Das Bild, das er zunächst seinen bekannten Principien gemäfs von der ârischen Periode entwirft, ist leider sehr kurz ausgefallen (p. 423—445), führt zwar allerdings die nahen Beziehungen der Inder und Eranier in grofsen Zügen vor, wird aber in der That denselben durchaus nicht irgendwie gerecht. Er beschliefst dasselbe mit dem sehr bestimmten Ausspruche: „nichts kann gewisser sein, als dafs die ârische Periode längst zur Vergangenheit gehörte, ehe das erste Wort eines vedischen Hymnus gedichtet war“. Von der hierfür immerhin etwas unbequemen Angabe Yâska's, auf welche Ref. schon mehr-

fach, und u. A. gerade auch in seinen Besprechungen Spiegelscher Schriften (s. Indische Streifen 2, 470. 492), hingewiesen hat, dafs nämlich noch zu dessen Zeit die Sprachen der Ârya (der Inder) und der Kâmboja (und damit meint Yâska wohl eben die Baktrer) sich nur dialectisch unterschieden, ist dabei u. A. gar keine Notiz genommen. Ebensowenig von den in den Brâhmaṇa so häufigen Legenden von dem Zwiespalt der Âditya und Añgiras (vgl. Ind. Studien 1, 292. 293. 174). Und wenn all dies sich wohl auch aus den später noch, über die eigentlich ârische Periode hinaus, fortdauernden directen Berührungen der beiden Völker erklären liefse, — Roth's in dieser Zeitschrift kürzlich begonnene „Beiträge zur Erklärung des Avesta" werden in ihrem Verlauf vermuthlich doch auch Spiegel Veranlassung bieten, obigen kühnen Satz etwas zu modificiren. Der nächstfolgende Abschnitt (p. 446—485) handelt angeblich „von dem Beginn der eranischen Selbstständigkeit und von den ältesten Berührungen mit den Semiten",
(510) in der That aber nur von diesen letzteren; und zwar verlegt Spiegel dieselben, resp. die gegenseitigen Entlehnungen von einander, wie sie für die Semiten durch den Eingang der Genesis bezeugt seien, demgemäfs in das 10te bis 8te Jahrh., ohne sich indessen darüber auszusprechen, warum denn eigentlich die parsischen Anklänge an den hebräischen Schöpfungsmythus, die uns hauptsächlich denn doch nur im Bundehesh, einem notorisch erst nach dem Auftreten des Islam abgefafsten Werke, vorliegen, wirklich bereits aus so alter Zeit stammen müssen, während sie ja doch ebenso gut erst in weit späterer Zeit entlehnt sein können. Die einzige Stelle aufser dem Bundehesh wenigstens, welche Spiegel noch für die „sechs Schöpfungsperioden" als „mehrfach im Avesta aufgezählt" factisch anführt, die er somit offenbar als die klarste derartige Aufzählung betrachtet (Viçpered 1, 1 ff.), enthält jedenfalls nur eine sehr undeutliche Anspielung darauf, die durchaus nicht nothwendig als eine solche anerkannt werden mufs; die blofse Existenz, resp. Erwähnung, der Namen maidhyozarema etc. reicht denn doch

hiefür bei weitem nicht aus. Auch ist es von vorn herein bedenklich, zwar den Avesta selbst in die nach-achaemenidische Zeit zu versetzen, dagegen aber andern Theils nicht nur anzunehmen, dafs die Achaemeniden „so ziemlich das glaubten, was im Avesta steht“, sondern auch ferner zu behaupten, dafs nun „Nichts hindere anzunehmen, dafs dieses System, oder wenigstens einzelne Theile desselben in noch frühere Zeit zurückgehe, wenn es anders Thatsachen giebt, welche eine solche Annahme zu fordern scheinen“. Solche Blanco-Wechsel sind etwas gefährlich. Zum Mindesten müfste man dann jedenfalls als solche „Thatsachen“ wirklich entscheidende Facta vorführen, nicht blos jene ihrer Zeit nach eben ganz ungewissen Anklänge an die sechs Schöpfungsperioden der Genesis auf der einen Seite, und auf der andern die allerdings weit drastischeren Anklänge in der Genesis selbst an die parsischen Vorstellungen vom Paradies, den Paradiesbäumen etc.; denn hierbei ist ja doch vor Allem erst noch die Frage nach der Abfassungszeit der betreffenden Stücke dieses Buches selbst vorher zu erledigen! Aufser in Bezug auf diese gegenseitigen Beziehungen der Eranier und Semiten ist nun also curioser Weise in diesem Abschnitt nirgends „von dem Beginn der eranischen Selbstständigkeit“ die Rede. Und doch hätte man eben jedenfalls hier, unmittelbar nach der ârischen Periode, eine Darstellung der sich an diese direct anschliefsenden Zeit erwartet, und zwar dies nach denjenigen Documenten, die uns auf eranischem Boden selbst als dessen älteste Literaturerzeugnisse entgegentreten, nach dem Avesta also. Anstatt dessen erhalten wir denn aber zunächst vielmehr eine Darstellung der „mythischen Vorgeschichte der Eranier“ (p. 485 fg.) d. i. der alten Sagen und Legenden des ost-eranischen Epos, welche uns Firdosi und seine Zeitgenossen aus dem elften Jahrh. u. Z. überliefert haben! Das geht denn doch noch gewaltig über Lassen hinaus, dessen „Indische Alterthumskunde“ allerdings ja auch an dem Uebelstande leidet, dafs gerade das indische Alterthum, die vedische Zeit, darin nur schwach

vertreten ist, die epische Periode zu sehr im Vordergrunde steht. Aber dieser Uebelstand ist bei Lassen durch die Zeit, in der sein Werk entstand, völlig erklärt; damals war der Veda eben noch fast ganz unbekannt. Spiegel dagegen kann sich für dieses nach unsrer Meinung völlig verfehlte Arrangement nicht in ähnlicher Weise entschuldigen; (511) er hat ja selbst vor allen Andern dafür gesorgt, dafs der Avesta jetzt vollständig vorliegt. Zum Mindesten hätte diese seine Darstellung durch eine, ob auch nur kurze, Zusammenstellung aller derjenigen Namen und Daten des Epos, die sich factisch auch schon im Avesta selbst nachweisen lassen, eingeleitet werden müssen, damit eine klare Uebersicht über das Verhältnifs dieser Angaben zu dem, was eben die spätere Sagenbildung daraus gemacht hat, ermöglicht war, während bei Spiegel diese einzelnen Daten in dem grofsen epischen Strome ganz verloren gehen. Es schliefst diese, ihrerseits ja freilich von dem wundersamen Reiz des alten Epos durchduftete und daher sehr dankbare sowohl wie dankenswerthe Darstellung mit den mythischen Berichten über Zoroaster's Leben unter dem letzten jener epischen Helden, König Gushtaçp (p. 668 ff.), und zwar unter Heranziehung aller sonstigen Angaben, die sich über Zarathustra von irgend welcher Seite her darbieten. Als Resultat ergiebt sich dabei für Spiegel, nach Erwägung aller Umstände, das rein negative (p. 710), dafs wir „von der ganzen Lebensgeschichte Zarathustra's nur dás als sicher übrig behalten, dafs er einmal wirklich lebte". Und auch der Beweis hierfür ruht weniger in dem, was über ihn berichtet wird, als vielmehr „in der strengen und durchdachten Methode, welche sich in der ganzen Religion zeigt (die nach ihm benannt ist), und die mit Nothwendigkeit darauf hinweist, dafs ein einzelner Mann wenigstens die letzte Hand an sie gelegt hat, mag er nun geheifsen haben, wie er will". Die nähere Begründung dessen wird nun erst der nächste Band enthalten, welcher in zwei Büchern die politische und Religions-Geschichte Erân's bis zum Sturze der Sâsâniden-Herrschaft umfassen

wird, während eine Darstellung der häuslichen und staatlichen Alterthümer in zwei weitern Büchern das Ganze beschliefsen soll. Wir wünschen dem Verf. zur Ausführung dieses Planes das beste Gelingen. — Aufser kritischen Schlufsbetrachtungen über den rein mythischen Gehalt der eranischen Heldensage (p. 724 ff.) giebt der vorliegende Band noch die armenische Darstellung der Urgeschichte nach Moses von Khorni im fünften Jahrhundert (p. 730), und zum Schlufs (p. 738) knüpfen sich daran verschiedene ethnologisch-statistische Beilagen über die Verbreitung und Verzweigung verschiedener eranischer Stämme und Clane. — Ein sehr fühlbares Desideratum bei diesem grofs angelegten Werke, worin ihm sein Vorbild, die indische Alterthumskunde Lassen's, leider ja auch vorausgegangen ist, wird sich hier hoffentlich noch beseitigen lassen, und können wir nicht dringend genug zur Abhülfe mahnen; wir meinen nämlich den Mangel eines ordentlichen Index, ohne welchen Bücher dieser Art in der That gegenwärtig gar nicht mehr erscheinen sollten.

---

27. Kaccayanapakaranae specimen alterum i. e. Kaccayanae Namakappa. Recensuit Ernestus W. Kuhn, Phil. Dr. Halle, Waisenhausbuchhandlung 1871. XIV, 34 S. 8°.
Z. D. M. G. 25. p. 511—12.

Nachdem uns durch Paul Grimblot's frühzeitigen Tod wohl jede Aussicht auf Publication seiner zahlreichen, aber leider nie zur Perfection gekommenen Arbeiten auf dem Gebiete der Pâli-Grammatik geschwunden, ist es um so dankenswerther, wenn sich andere Kräfte, wenn auch mit beschränkteren (512) Hülfsmitteln, demselben zuwenden*). Der

*) es gereicht mir zur besondern Freude, bei der Correctur des Obigen hinzufügen zu können, dafs das Mars-Avril-Heft (p. 193—351) des Journal Asiatique dieses Jahres den Anfang einer nach Grimblot'schen Handschriften gemachten vollständigen Ausgabe von Kaccâyana's pakarana enthält, Buch 1—3 nämlich. Der Text ist nicht nur von den Scholien, wie bei Kuhn, sondern auch von einer Uebersetzung und Noten begleitet. Das Ganze macht den Eindruck grofser Sorgsamkeit und Accuratesse, und gereicht dem Herausgeber, Emile Senart, jedenfalls zu voller Ehre. Hoffentlich wird diese höchst dankenswerthe Ausgabe auch separat erscheinen, denn im Journal Asiatique allein möchte sie doch nicht leicht Allen zugänglich werden, denen damit gedient sein würde [s. unten p. 93].

Vf. der vorliegenden kleinen Schrift hat bereits in seiner Doctor-Dissertation (Halle 1869) mit glücklichem Griff ein besonders interessantes Cap. (III) aus Kaccâyana's Sûtra, das über den Gebrauch der Casus, publici iuris gemacht, und läſst nun hier ein anderes (II), das über die Bildung der Declinations-Formen selbst, folgen. In der Vorrede berichtet er zunächst, unter Hinweis auf die von ihm zuerst sicher gestellten Beziehungen des Werkes zur Kâtantra-Grammatik, in aller Kürze über die Congruenzen und Differenzen desselben zu Pâṇini's Darstellung. Es ist dies gerade nur genug, um den Appetit, resp. den Wunsch zu erregen, daſs es dem Vf. gestattet sein möge, die handschriftlichen Quellen, welche eine Gesammtdarstellung ermöglichen werden, sich anzueignen, was denn freilich nur durch einen zeitweisen Aufenthalt in England zu erreichen sein wird, da nur dort die vollständigen Hülfsmittel für Kaccayana wie für Kâtantra zur Hand sind. Auſser den Bastian'schen Handschriften [des ersteren] hat der Vf. übrigens diesmal auch theils die leider sehr incorrecte Mason'sche Ausgabe, theils durch die Güte von R. Childers eine Abschrift desselben aus einem birmesischen Codex benutzen können. Er theilt daraus eine ganze Reihe von Varianten mit, leider in der Vorrede (p. VII—XIV), nicht je zur Stelle selbst in Notenform, wodurch die Benutzung derselben erleichtert worden wäre. Der Text ist mit den Scholien versehen, und übersichtlich, sorgsam und correct gedruckt. Es fehlt aber jede weitere Hülfe zur Verwerthung des Inhalts, und wir können nicht umhin, diese Enthaltsamkeit bei einem Schriftstück so geringen Umfangs, dessen Inhalt sich so einfach und mit so wenigen Worten darstellen lieſs, als zu weit getrieben zu bezeichnen. Auſser für den Kenner ist das Schriftchen ganz unbenutzbar, und auch den speciellen Fachgenossen würde damit gedient gewesen sein, wenn der Vf. die kleine Arbeit selbst gethan hätte, die sie nun erst noch ihrerseits je sich machen müssen.

---

28. Bibliotheca Indica, a collection of oriental works published under the superintendence of the Asiatic Society of Bengal, Calcutta 1865—1870. nros 207—226. New Series nros 61—230. Z. D. M. G. 25, 656—63.

Seit unserm letzten Berichte über diese grofsartige Publikation orientalischer Texte (s. Band 19, 324. 325) ist eine längere Reihe von Jahren verstrichen; der Grund dafür liegt zum Theil darin, dafs wir gern das Vollständigwerden mehrerer darin begonnenen Ausgaben abwarten wollten, zum andern Theil aber auch darin, dafs in der Versendung von Indien her allerlei Stockungen eingetreten waren, die zum Theil jetzt noch nicht ganz beseitigt sind. Trotz wiederholter Anfragen bei dem Agenten der Gesellschaft in London sind einzelne nros der Reihe uns noch immer nicht zugänglich geworden. Je länger wir aber warten, je gröfser wird der Umfang dessen, worüber wir zu berichten haben, und so wollen wir denn nun nicht länger anstehen, sondern uns in medias res begeben.

Zunächst haben wir zu bemerken, dafs der frühere Generalstab der Bibliotheca Indica, was wenigstens die Sanskrit-Texte betrifft, uns hier nur noch in vereinzelten Nros, in Schlufsheften hauptsächlich, entgegentritt. Nur Bâbu Râjendra Lâla Mitra und Rev. K. M. Banerjea sind von demselben noch in fortdauernder Thätigkeit zurückgeblieben; im Uebrigen aber ist gewissermafsen eine neue Generation, und zwar ausschliefslich einheimische Gelehrte, bei der Herausgabe beschäftigt. Man ist daher von vorn herein genöthigt, die kritisch-philologischen Ansprüche etwas geringer zu stellen, als man bei europäischen Gelehrten berechtigt sein würde. Und wenn man diesen Standpunkt fest hält, so kann man nur sagen, dafs die Calcuttaer Paṇḍits in der That geleistet haben, was irgendwie von ihnen zu erwarten war. Insbesondere ist es schon die freilich wohl nicht direct von ihnen ausgehende Auswahl der gegebenen Texte, welche unsere vollste Anerkennung verdient. Es sind in der That fast nur solche Werke gewählt, an deren baldiger Publication, und

sei sie auch theilweise zunächst etwas mangelhaft in ihrer Ausführung, der indischen Philologie vor Allem gelegen sein mufste. Wir können daher nur wünschen, dafs man auf dem eingeschlagenen Wege weiter fortgehe. Mit Recht hat man ja schon gleich von vorn herein, auch in der Old Series, von der Herausgabe von Werken der sogenannten „schönen Literatur" nahezu ganz Abstand genommen, und sich vielmehr fast ausschliefslich den vedischen resp. den sonstigen als „heilig" geltenden Texten auf der einen, und den Werken der Wissenschaft auf der andern Seite zugewendet. Hall's Ausgabe der Vâsavadattâ erhielt ihren Hauptwerth durch die treffliche Einleitung dazu und ist dies Werk ja allerdings auch sonst noch wegen seiner verhältnifsmäfsigen Alterthümlichkeit von Bedeutung. Mit Recht aber hat man zunächst
(657) davon abstrahirt, ähnliche Werke zu publiciren, da diese auch ohne die Unterstützung der Asiatic Society ihre Veröffentlichung finden können, während dér Kreis von Texten, welcher in der Bibliotheca Indica edirt wird, sonst schwerlich zur Publication gelangen würde.

Von den vedischen Texten ist zunächst die Ausgabe der Taittirîya Saṃhitâ nach Cowell's Fortgang leider erheblich ins Stocken gerathen; seit 1864 sind nur vier Hefte erschienen. Der Tod seines ersten Nachfolgers Râma Nârâyaṇa Vidyâratna trägt daran wohl die Hauptschuld. Die beiden letzten Hefte sind von Maheçacandra Nyâyaratna edirt, und reicht das letzte (1870 erschienen) bis 3, 4, 10. Es sind somit immerhin noch circa dreizehn Hefte erforderlich, um das Ganze zum Abschlufs zu bringen. Auch die Ausgabe des Taittirîya Brâhmaṇa durch Râjendra Lâla Mitra ist nur langsam fortgeschritten, nunmehr indefs mit Heft 24[1]) beendet (1870); jedoch fehlt noch immer für das erste Buch ein sûcîpattram und ein englisches Inhaltsverzeichnifs nach Art derer, welche dem zweiten und dritten Buche beigegeben sind; schon einfach der Conformität wegen

1) bei der ersten Versendung dieses Heftes fand eine curiose Verwechselung desselben mit Heft 23 statt, so dafs beide Hefte gleichen Inhalt hatten.

wäre die Nachlieferung beider dafür erwünscht. Ebenfalls von Râjendra Lâla Mitra besorgt, und in zehn Heften nahezu vollendet (es fehlt nur noch der Schlufs der „Contents“, von 5, 8 an, und das sûcîpattram), liegt eine sehr dankenswerthe Ausgabe des Taittirîya Âraṇyaka mit Commentar vor, deren sechstes Buch mittlerweile dem Herausgeber auch zu einer Abh. über das Todtenritual im Journal der As. S. of Bengal Anlafs geboten hat. Da Sâyaṇa's Commentar zum zehnten Buch eine andere Çâkhâ befolgt, als der Text selbst, so sind die Differenzen am Schlufs übersichtlich gruppirt. Hoffentlich wird diese Ausgabe ihrerseits nunmehr auch für Pertsch, der früher eine dgl. beabsichtigte, Veranlassung werden, auf diese seine lange bei Seite gestellten Studien wieder einmal zurückzukommen.

Besonders reich sodann ist der Sâmaveda bedacht. Nicht nur ist das Tâṇḍyam (Pañcavinçam) Mahâbrâhmaṇam nebst Sâyaṇa's Commentar in sechszehn Heften bereits zu vier Fünfteln (bis 20, 15, 9) edirt, sondern auch Lâṭyâyana's çrautasûtram mit dem Commentar des Agnisvâmin, und zwar unter steter Vergleichung mit Drâhyâyaṇa, in acht Heften nahezu vollendet (bis 10, 17, 19) — beides durch Ânandacandra Vedântavâgîça. Und dazu kommt in zwei Heften der Anfang einer Ausgabe der Saṃhitâ selbst nebst Sâyaṇa's Commentar, die sich durch verschiedene Extrabeigaben des Herausgebers Satyavrata Sâmâçramin auszeichnet; derselbe hat nämlich theils jedem Verse seine sâman-Form beigefügt, theils durch zahlreiche Noten zum Commentar sowohl, wie anderweitig, sehr dankenswerthe und tüchtige Zuthaten beigesteuert. Endlich liegt auch der Beginn einer Ausgabe des Gobhila-gṛihya-sûtra vor, von Candrakânta Tarkâlaṃkâra herausgegeben und mit einem selbstverfafsten Commentar begleitet. Dieser letztere ist unnöthig weitläuftig (das Heft bricht daher bereits in der dritten kaṇḍikâ des ersten Buches ab), und möchten wir nach diesem Vorgange, wie überhaupt principiell, davon abrathen, die Ausgaben der Bibliotheca Indica von ihren (658) indischen Editoren

durch dgl. eigene Commentare begleiten zu lassen. Aeltere Commentare dagegen werden stets willkommen sein.

Der Ṛigveda ist durch die beiden sûtra des Âçvalâyana vertreten. Das çrautasûtram, mit dem Comm. des Gârgya Nârâyaṇa, durch Râma Nârâyaṇa Vidyâratna edirt, liegt in zehn Heften nahezu vollständig vor; leider stockt die Fortsetzung bereits seit 1866, es fehlt nur noch der Schlufs des sûcîpattra, von 5, 1 an. Das gṛihyasûtram dagegen ist, und zwar ebenfalls mit dem Comm. des Gârgya Nârâyaṇa, vollständig edirt, in vier Heften, von denen das erste ebenfalls durch Râma N. V., die andern drei durch Ânandacandra Vedântavâgîça publicirt sind. Eine dankenswerthe Beigabe ist das bereits am Schlufs des dritten Heftes beginnende Âçvalâyanîyaṃ gṛihyasûtrapariçishṭam in 4 adhyâya, in dessen zweitem adhyâya u. A. auch die neun Planeten zur speciellen Behandlung gelangen. Auch ist ein alphabetisches pratîka-Verzeichnifs der einzelnen kaṇḍikâ für beide Texte zugefügt, was uns eigentlich bei diesen Werken fast als etwas zuviel gethan erscheinen möchte.

Auch der Atharvaveda geht nicht leer aus. Die erste Hälfte des Gopatha-Brâhmaṇa, durch Haracandra Vidyâbhûshaṇa edirt, ist, trotz des vielfach höchst bedenklichen Textzustandes, dennoch sehr dankenswerth. Besser doch, solch ein Werk erscheint, wenn auch der Zustand noch so mangelhaft ist, als es bleibt ungedruckt, und wir erfahren gar nichts über seinen Inhalt und seine Darstellungsweise. Man kann sich nun doch wenigstens einen ordentlichen Begriff von dem machen, was man darin zu suchen und wo man es einzureihen hat. — Von der in der Regel ja an den Atharva-Veda angeschlossenen Literatur der Upanishad gehört zunächst, obschon ursprünglich wohl einer Taittirîya-Schule angehörig, durch ihr Schlufsheft (welches übrigens dieselbe nro als ihr erstes Heft trägt!) noch die Maitrî-Upanishad hierher, durch Cowell edirt. Dasselbe bringt, aufser dem Schlufs des Textes und des Commentars von Râmatîrtha so wie dem zehnten, von dieser Upanishad handelnden, adhyâya

von Vidyâraṇya's Anubhûtiprakâça, Cowell's höchst dankenswerthe Uebersetzung, nebst einer kurzen kritischen Einleitung. Es ist zu bedauern, dafs sich das Original einer in meinem Besitz befindlichen Abschrift, welche ich dem verstorbenen Baron d'Eckstein verdanke (leider befindet sie sich in einem höchst mangelhaften Zustande), noch immer nicht hat auffinden lassen; dieselbe repräsentirt eine andere Recension als die sonst bekannten; nach Cowell's Vermuthung geht sie auf ein Telinga-Mspt. zurück. — Eine wirkliche Atharvopanishad ist die Nṛisiṅha-Tâpanî, durch Râmamaya Tarkaratna mit dem Comm. des Çaṃkarâcârya in zwei Heften zum gröfsten Theile (bis 2, 5) edirt; ebenso ihr Nachbild, die Gopâlatapanî mit dem Comm. des Viçveçvara, in einem Hefte edirt durch die Paṇḍits Haracandra Vidyâbhûshaṇa und Viçvanâtha Çâstrin (vollständig).

Die Upanishad geleiten uns zum Vedânta, und zu der höchst dankenswerthen Uebersetzung der Brahmasûtra in Gemeinschaft mit Çaṃkara's Commentar, welche Rev. K. M. Banerjea begonnen hat (ein Heft davon liegt vor); es ist dies eine äufserst schwierige Arbeit, deren Werth noch durch stete Verification der Citate, wo dies möglich, so wie durch mannichfache kritische Noten, Verweise auf Plato u. dgl. gesteigert ist. — Noch von Ballantyne's (659) Hand stammt die Uebersetzung von Kapila's Sâṃkhyasûtra mit Auszügen aus dem Commentar des Vijnânabhikshu, deren zweites (Schlufs-) Heft 1865 erschienen ist (New Ser. 81); und dazu stellt sich unmittelbar Hall's Ausgabe von Vijnânabhikshu's Sâṃkhyasâra (New Ser. No. 83 Calc. 1865 auf dem Umschlage, während die Vorrede aus März 1862 datirt, und auch das Titelblatt selbst die Jahreszahl 1862 trägt), mit einer literargeschichtlich höchst bedeutsamen Einleitung von 51 pagg., die er direct als „a substitute“ für seine Vorrede zum Sâṃkhyapravacana-bhâshya bezeichnet, in der indessen, seinen späteren Angaben in seiner Ausgabe von Wilson's Vishṇu Purâṇa 3, 301 (1866) zufolge, immer noch „10

—12 pages of additional matter“ fehlen! Hall's Kritik pflegt ja immer etwas scharf und herbe zu sein, aber, zu seiner Ehre sei es gesagt, er schont sich auch selbst nicht! — Das karmamîmâṅsâsûtram des Jaimini, nebst dem tüchtigen alten Comm. des Çabarasvâmin[1]), herausgegeben durch Maheçacandra Nyâyaratna, der gleichzeitig (s. oben) die Taitt. Saṃh. edirt, liegt in zehn Heften bereits zur gröſseren Hälfte (bis 8, 2, 25) vor. Endlich ist auch Gotama's Nyâyasûtra nebst dem anscheinend ältesten der vorhandenen Commentare, dem des Vâtsyâyana resp. Pakshilasvâmin (vgl. Cowell's Vorrede zum Kusumâñjali) in drei Heften durch Jayanârâyaṇa Tarkapañcânana vollständig publicirt worden.

Und hier mag sich denn zunächst noch, und zwar als von demselben Editor publicirt, der Çaṃkara-Vijaya des Ânandagiri anschlieſsen (das erste Heft war von Paṇḍit Navadvîpacandra Gosvâmin edirt worden), der für die Geschichte der indischen Secten jedenfalls von erheblicher Bedeutung ist, wie zweifelhafte Autorität auch viele seiner Angaben haben mögen und wie wenig Ansprüche auch das Werk hat, wirklich von einem Schüler Çaṃkara's selbst herzurühren (vgl. Aufrecht Catalogus p. 247—252). — Der Schluſs des Nârada-Pañcarâtra veranlaſst den Herausgeber Rev. K. M. Banerjea zu einer kurzen Vorrede, in der er u. A. die Episode von dem Çûdra Çambûka, der durch Râma getödtet ward, weil er sich in einer für seine Kaste ungehörigen Weise „in deep and austere devotion“ eingelassen und dadurch den Frieden des Landes gestört hatte, auf die Ansiedlungen christlicher Missionare an den Küsten von Coromandel und Malabar bezieht; vgl. hierzu meine Abh. über das Râmâyaṇa p. 32. 59. — Von erheblichem Interesse, bei dem eigenthümlich encyklopädischen Inhalt des Werkes, ist die in drei Heften

1) zu diesem eigenthümlichen Namen vgl. die Angabe Pṛithûdakasvâmin's in seinem Comm. zu Brahmagupta's karanakhaṇḍakhâdyakam (Ms. or. qu. 525 der hiesigen Bibl., ein Geschenk Bühler's), wonach dieser Letztere nämlich ein Bhilla-Mâlavakâcârya gewesen ist.

begonnene Ausgabe des Agni-Purâṇa durch Haracandra Vidyâbhûshaṇa, so wie vor Allem die des Caturvarga-cintâmaṇi von Hemâdri durch Bharatacandraçiromaṇi. Dies letztere Werk wird sehr umfangreich ausfallen, ist aber bei seiner verhältnifsmäfsigen Alterthümlichkeit durch die reiche Fülle von Citaten aus den smṛiti, purâṇa etc. von der allergröfsten Bedeutung; auffällig ist, dafs man die Publication statt mit dem ersten Theile, dem vratakhaṇḍa, vielmehr mit dem zweiten, dem dânakhaṇḍa, begonnen hat, denselben resp. irrig als „Part I" bezeichnend!

(660) Von der Astronomie gehört der Schlufs von Kern's trefflicher Ausgabe von Varâhamihira's Bṛihat-saṃhitâ hierher, mit einer literargeschichtlichen Einleitung (pagg. 64) von hervorragender Bedeutung.

Endlich ist auch die in Indien von alter Zeit her lebhaft betriebene Rhetorik und Poetik wieder, wie schon bisher, durch gewichtige Arbeiten vertreten. Vor Allem gehört hierher noch das Schlufsheft von Hall's Ausgabe des Daçarûpa, Hindu Canons of Dramaturgy by Dhananjaya, mit dem Comm. des Dhanika. Am Schlufs sind Capp. 18—20 und 34 des: Bhâratîyam Nâṭyaçâstram zugefügt, welches als eine der Hauptquellen des Daçarûpa zu erachten ist. Die Einleitung (pagg. 37) enthält in Hall's bekannter Weise, hauptsächlich also in Notenform, überaus reichhaltige und wichtige Angaben. Und wenn sich auch Hall selbst an der bereits oben angeführten Stelle seiner Ausgabe von Wilson's Vishṇu Pur. 3, 301 (1866) auch über diese seine Ausgabe des Daçarûpa sehr unbefriedigt ausgesprochen hat, so können wir doch nicht umhin, auch hier der Schärfe seiner Selbstkritik ihren bitteren Stachel etwas zu benehmen, und ihm zu versichern, dafs wir — ohne seinem Besserwissen vorgreifen zu wollen — dennoch ganz zufrieden sind mit dem, was uns von ihm einstweilen (und zwar datirt sein Vorwort auch hier bereits aus dem Frühjahr 1862) dargeboten worden ist. Möge er uns nur bald eines Bessern belehren, wo er eben mittlerweile selbst bessere Information erhalten hat! — Ballantyne's Ueber-

setzung des Sâhityadarpaṇa, welche in nros 36. 37 der Old Series bereits bis zu pag. 112 (§ 214) gelangt war, ist nunmehr in drei selbstständigen Heften durch Bâbu Pramadâdâsa Mitra bereits bis zu § 575 geführt worden, also zu zwei Dritteln fertig. Leider stockt die Weiterführung (das letzte Heft ist bereits 1866 erschienen), wohl durch den mittlerweile leider erfolgten Tod des Herausgebers; da indeſs Ballantyne's Uebersetzung wohl der Hauptsache nach fertig vorliegt (der in Benares erscheinende Paṇḍit brachte in Nros 4 ff. die Uebersetzung des zehnten Buches durch P. D. M.), so dürfen wir wohl erwarten, daſs diese ausgezeichnete Arbeit bald wieder aufgenommen und zu Ende geführt wird. — Von Piñgala's chandaḥsûtra mit dem Comm. des Halâyudha ist das erste Heft (bis 5, 4 reichend) erschienen, herausgegeben von Viçvanâtha Çâstrin, mit kritischen und sonstigen Noten gut ausgestattet[1]).

Und hier reiht sich denn schlieſslich noch Fr. Mason's Versuch einer Pâli-Grammatik an (New Ser. 123. 124, Toungoo 1868), dem Titel nach geradezu Kaccâyana's Pâli-Grammatik selbst „translated and arranged on European models“ (with chrestomathy and vocabulary), in der That aber eben eine ganz selbstständige, und zwar wohl auf einer Birmesischen Bearbeitung (661) Kaccâyana's beruhende Arbeit. Die Pâli-Wörter sind durchweg in Birmesischer Schrift und in lateinischer, der birmesischen harten Aussprache entsprechender Umschrift gegeben. Der im Journal Asiatique begonnenen vollständigen Ausgabe Kaccâyana's durch

1) es sei mir verstattet, hier zwei arge Peccata in meiner Abh. über indische Metrik (Ind. Stud. vol. VIII) zu corrigiren. Zunächst ist (s. bereits Petersb. Wört. 5, 1639, 13) nach Kern im schol. zu Varâhamihira 104, 41: nas trilaghuḥ, punâ repha-nakârau zu lesen, nicht: Sunâra-Phaṇikârau, wie ich auf Grund unserer hiesigen schlechten Handschrift am a. O. p. 165 las, und sind danach alle die Angaben über Sunâra und Phaṇikâra ibid. p. 157. 165. 166. 392 einfach zu streichen. — Ebenso ferner ist in Bṛihatsaṃh. 104, 7 selbst das erste Wort nicht khâv, sondern ravâv zu lesen und meine schon gegen das Metrum verstoſsende Conjectur, ibid. p. 398, daſs svar zu lesen sei, damit beseitigt; vgl. hiezu bereits meine Abh. über die Bhagavatî 1, 387 und über Hâla's saptaç. p. 20.

Emile Senart gegenüber[1]) ist diese Arbeit Mason's für uns nur von sehr geringem Werthe, womit wir indessen ihrer etwaigen praktischen Verdienstlichkeit, besonders für die Missions-Zwecke in Birma, nicht zu nahe treten wollen. — Unwillkürlich aber drängt sich uns hier die Frage auf nach dem endlichen Schicksal einer andern, auch für das richtige Verständnifs des Pâli hoch bedeutsamen Arbeit, welche in der Bibliotheca Indica erschienen und fast bis zu Ende geführt worden ist, nach dem Schlufshefte nämlich von Râjendra-Lâla-Mitra's Ausgabe des Lalitavistara; das letzte Heft derselben erschien im Jahre 1858! Der Text ist, wie wir bestimmt wissen, bis zu Ende gedruckt; warum wird er nicht publicirt? dámit bis zur Vollendung der Uebersetzung, von welcher nur 32 pagg. bis jetzt erschienen sind, zu warten, möchte denn doch zú lange dauern! Wohl aber möchten wir allerdings wünschen, dafs die hübschen Untersuchungen, welche der verdiente Herausgeber bereits über den eigenthümlichen „Gâthâ-Dialekt" der poetischen Stücke des Werkes angestellt hat, sei es in ihrer alten Form, sei es, was noch dankenswerther wäre, in erweiterter Gestalt, dem Schlufsheft beigegeben würden.

Der vorstehende Ueberblick zeigt zur Genüge, wie erheblichen Dank die Sanskṛit-Philologie den Herausgebern der Bibliotheca Indica, resp. der Asiatic Society of Bengal selbst für die umsichtige Leitung der ganzen Unternehmung, schuldig ist. Wir gestatten uns hieran einige Worte zu knüpfen, um die Wünsche auszusprechen, welche wir für die weitere Zukunft dem leitenden Ausschufs ans Herz legen möchten. Was zunächst die vedischen Texte betrifft, so wird eben durchweg Alles hochwillkommen sein, was in den Kreis der Saṃhitâ, der Brâhmaṇa und der çrauta- oder gṛihya-Sûtra gehört; beispielsweise nennen wir von jetzt bereits als vorhanden bekannten Werken Devarâjayajvan's Comm. zu

1) diese treffliche Arbeit [s. oben p. 88] liegt mir bei der Correctur des Obigen bereits vollständig vor, als erster Theil eines den Gesammttitel: Kaccâyana et la littérature grammaticale du Pâli führenden Werkes (Paris 1871 pagg. 384).

Yâska's Nighaṇṭu, Durga's Commentar zu Nirukti, die verschiedenen kleineren Schriftchen, welche Çaunaka's Namen tragen, seine anukramaṇî, bṛihaddevatâ u. dgl., — sodann das Çâñkhâyana-Brâhmaṇam, mit (oder ohne) dem Commentar des Vinâyaka, das Çâñkhâyana-çrauta-sûtram mit dem Comm. des Varadattasuta Ânartîya, das Çâñkhâyana-gṛihyam — ferner das Kâṭhaka-Yajus, — die verschiedenen sûtra des Âpastamba, Hiraṇyakeçin, der Maitrâyaṇîya, Mânava etc., — das Çatapatha-Brâhmaṇam in der Kâṇva-Schule, — Pâraskara's gṛihyasûtram mit dem trefflichen Commentar des Râmakṛishṇa, — die mannichfachen sûtra des Sâmaveda, — das Kauçikasûtram des Atharvaveda, — die zahlreichen pariçishṭa und paddhati zum Sâmaveda, weifsen Yajus und Atharvaveda. Daran knüpfen sich von selbst die verschiedenen dharmasûtra, z. B. des Vishṇu, Gotama etc., — die älteren astrologisch-astronomischen Texte, wie die Gargasaṃhitâ, die Schriften Âryabhaṭa's, Varâhamihiras's etc., die älteren Hauptwerke der Medicin, wie die Carakasaṃhitâ[1]), (662) die älteren grammatischen Werke, vor Allen das hochwichtige umfangreiche Mahâbhâshyam, aber auch schon z. B. die vielen kleineren çikshâ-Texte, die neuerdings aufgetaucht sind[2]), — die älteren dramaturgisch-rhetorischen Werke, wie das Bhâratîyam nâṭyaçâstram, oder ältere Werke verwandten Inhalts wie z. B. Vâtsyâyana's kâmasûtram. Durchweg sind es eben die verhältnifsmäfsig älteren Werke, resp. Commentare, an deren Bekanntmachung der Wissenschaft gelegen ist. Daher würden auch ältere erzählende Werke wie z. B. das Harshacaritam, insbesondere wenn sie etwa volksthümlichen Inhalts sind, Vorstufen etwa des Kathâsaritsâgara — wo möglich, wenn er sich mal fände, der Paiçâcî-Text (?) der Bṛihatkathâ selbst! — hochwillkommen sein. Ebenso z. B. der Setubandha, jenes

1) deren kürzlich in Calcutta begonnene Ausgabe an der entsetzlichen Weitläuftigkeit des modernen Commentars Schiffbruch zu leiden droht, jedenfalls dadurch sehr beeinträchtigt werden wird.

2) s. Râjendra Lâla Mitra's dankenswerthe Notices of Sanskṛit Mss. (Calc. 1870) p. 71 ff. [und Kielhorn im Indian Antiquary 5, 141 fg. 193 fg.].

der Sprache wegen äufserst wichtige Prâkrit-Gedicht des Kâlidâsa, resp. Pravarasena, zu dessen Herausgabe freilich, ebenso wie für die von gröfseren Werken aus der Pâli-Literatur der Buddhisten, wohl etwas mehr philologische Akribie gehört, als in der Regel jetzt den einheimischen Pandits eigen zu sein pflegt. Wir wollen hiermit übrigens auf dieselben in keiner Weise einen Stein werfen. Es wäre einfach schlimm für uns, wenn wir europäischen Gelehrten, die wir eine ganz andere philologische Durchbildung erhalten, dadurch nicht besser ausgerüstet wären! passiren doch auch unser Einem gelegentlich allerlei Menschlichkeiten, vide supra (p. 660[92] n.). Sollte es sich nicht aber vielleicht überhaupt eignen, — zumal so lange es in Calcutta selbst, was hoffentlich nicht von Dauer sein wird, an europäisch-geschulten Sanskrit-Philologen gebricht, — für einzelne Werke gelegentlich auch mit solchen Gelehrten in Europa, die sich mit denselben etwa bereits ihrerseits beschäftigt haben, in Verbindung zu treten, und dieselben durch sie in der Bibliotheca Indica ediren zu lassen? Bei der jetzigen Leichtigkeit der Postverbindung kann die Hinsendung des druckfertigen Manuscriptes nach Calcutta fast mit ebenso grofser Leichtigkeit von Europa aus geschehen, wie z. B. von Delhi aus. Die Ueberwachung des Druckes freilich müfste wohl in Calcutta selbst geschehen, da die Hin- und Hersendung von Correcturen denn doch zu viel Zeit erfordern würde. Wir fühlen uns zu dieser Bemerkung veranlafst, weil wir bestimmte Fälle der Art im Auge haben, wo unseres Erachtens beiden Theilen mit einem solchen Arrangement gedient wäre. Denn die im Jahre 1865 mit ziemlichem Geräusch in's Leben getretene Londoner „Sanscrit Text Society", deren „first years subscription" bereits die Summe von 380 £ ergeben hatte, hat sich ja leider theils von vorn herein durch das gewählte Format und die kostspielige Ausstattung die Hände gebunden, theils scheint sie sich ja überhaupt bereits wieder ganz in Morpheus' Arme begeben zu haben; wenigstens ist noch immer nichts von ihr publicirt worden, als fünf Hefte von

Goldstücker's Ausgabe des Jaiminîya-nyâyamâlâvistara, deren fünftes Heft auf dem Umschlage als 1867 erschienen bezeichnet ist, ob es auch erst vor einigen Wochen buchhändlerisch ausgegeben wurde, — übrigens wieder zu einem so horrenden Preise, 3 Thlr. für 80 Seiten, dafs bei aller Splendidität der Ausstattung doch nicht recht ersichtlich ist, weshalb zur Herstellung des Werkes noch die Hülfe einer besonderen Gesellschaft erforderlich sein sollte (vgl. das (663) von mir in dieser Beziehung bereits im zweiten Bande meiner Indischen Streifen p. 377—379 Bemerkte)[1]].

Aufser für Sanskṛitwerke ist ja nun übrigens die Bibliotheca Indica auch noch eine wahre Fundgrube für die arabische und persische Philologie, in neuerer Zeit insbesondere für die persischen Chronisten der moslemischen Herrscher Indiens. Und zwar sind in den vorliegenden Nros hauptsächlich, ja fast ausschliefslich, diese letzteren vertreten. Von arabischen Werken ist eben nur die Wiederaufnahme des grofsen biographischen „Dictionary of persons who knew Mohammad" von Ibn Hajar, herausgegeben durch W. N. Lees, in neun Heften vorliegend. Das letzte der früher erschienenen Hefte (Fascic. XIII) war das erste Heft des zweiten Bandes, dagegen das erste der vorliegenden Hefte ist das Anfangsheft des vierten Bandes. Wie steht es nun wohl mit den zwischen liegenden Theilen des grofsen Werkes? Diesem einen arabischen Werke gegenüber stehen theils die Schlufshefte von Nizâmi's Khirad Nameh i Iskandarî und von Fakhr al dîn's Wîs o Râmin, theils eine ganze Reihe persischer Chroniken aus der Zeit der Grofsmoguls, durchweg von Zeitgenossen derselben verfafst, für deren Auswahl W. N. Lees noch vor seinem Weggange aus Indien in trefflicher Weise gesorgt hat, vgl. seinen ausführlichen Bericht hierüber im Journal der Royal As. Soc. of Great Britain and

1] die Ausgabe des Jaiminîyanyâyamâlâvistara ist erst 1878 (mit Heft 6. 7) durch E. B. Cowell, unter Hinzufügung eines Index und anderer trefflicher Beigaben, beendet worden. — Zur „Sanskṛit Text Soc." s. im Uebrigen unten das bei Nro. 108 (1876) Bemerkte.

Ireland 3, 419—475. Dieselben sind sämmtlich durch eingeborene moslemische Gelehrte herausgegeben, mit alleiniger Ausnahme des Aîn i Akbarî, welches hochwichtige Werk unser gelehrter Landsmann H. Blochmann theils im Texte edirt (bis jetzt 12 Hefte, grofs quarto), theils in wirklich trefflicher Weise neu übersetzt (bis jetzt 4 Hefte grofs Octav) und mit Noten aller Art ausgestattet hat. Auf die Zeit Akbar's des Grofsen bezieht sich aufserdem noch Badâonî's Muntakhab al tawârîkh (13 Hefte), — auf die seines Sohnes Jehângir Mu'tamid Khân's Iqbâl Nameh (3 Hefte), — auf die Zeit des Shâh Jehân Abd al Hamîd Lahaurî's Bâdshâh Nameh (18 Hefte), — endlich auf die Zeit des Aurungzeb Alamgir etc. drei Werke, das Alamgîr Nameh des Muhammed Kâzim (12 Hefte), die Maâsir i Alamgîri des Musta'idd Khân (2 Hefte), und der Muntakhab al lubâb des Khâfî Khân (geht bis 1731 hinab; 18 Hefte).

Wir können es jedenfalls im Ganzen nur billigen, dafs sich dieser Theil der Bibliotheca Indica im Wesentlichen auf solche arabisch-persische Werke beschränkt, die in irgend welcher directen Beziehung zu Indien stehen, möchten aber demgemäfs um so mehr hier zum Schlufs noch auf das Dringendste den Wunsch aussprechen, dafs uns, wenn irgend möglich, das lang ersehnte Werk al Bîrûnî's, der Tarîkhu'l Hind, dessen Herausgabe in Paris ja leider abermals ganz in's Stocken gerathen zu sein scheint, durch die Bibliotheca Indica zu Theil werden möge!

1872.

29. Zu dem Aufsatze: „Was ist Brahmoismus?“ Protestant. Kirchen-Zeitung nr. 6. p. 121—22.

Der interessante Artikel über den Brahmasamâja in Ihrer letzten Nr. veranlafst mich zu einer kurzen Bemerkung. Die Leiter desselben befinden sich nämlich offenbar in einer Selbsttäuschung, wenn sie ernstlich meinen, ihre Lehre von Brahman als einem Gott der Liebe lasse sich auf die indischen Çâstra zurückführen. Dem ist durchaus nicht so. Die alten kindlichen Vorstellungen der zweiten vedischen Periode, der sogenannten Brâhmaṇa-Texte, von Prajâpati, dem Herren der Geschöpfe, der hier und da wohl auch geradezu deren Vater heifst, sind denn doch himmelweit von jener ihrer Lehre verschieden, tragen vielmehr ganz das gleiche Gepräge, wie ähnliche Vorstellungen, die sich gelegentlich auch bei den Griechen und Römern finden, und die durch den Diespiter, Dyaush pitar, *Ζευς πατηρ* „Vater Himmel“ sogar bis in die indogermanische Urzeit hinaufreichen. Noch viel weniger aber bieten die philosophischen Systeme der Inder irgend welchen Anhalt zu der Lehre von dem „Gotte der Liebe“. Und wenn sich in den späteren Upanishad, so wie in den Purâṇa und ähnlichen Texten einmal ein Anklang finden sollte, so steht es damit einfach so, dafs wir dárin christliche Einflüsse zu erkennen haben. Es haben nämlich ganz entschieden von früher Zeit her christliche Vorstellungen und Legenden in weit höherem Grade, als man in der Regel annimmt, Eingang nach Indien gefunden; insbesondere ist bei den indischen Secten der

späteren Zeit die Lehre von der unbedingten gläubigen Hingabe (bhakti) an je ihren Gott aller Vermuthung nach direct auf christlichen Einflüssen beruhend; auch sind manche dieser späteren sectarischen Gebete wirklich von einem tiefen Heilsbedürfnifs getragen*). Aber theils ist dies nichts speciell indisches, sondern vielmehr eben auf historischen Einwirkungen des Christenthums beruhend, theils ist in Allem dem die Lehre von dem „Gotte der Liebe“ denn doch eine höchst verdunkelte, — weit entfernt von dér Reinheit der Vorstellungen, wie sie die Leiter des Brahmasamâja jetzt vortragen, und zwar in ganz ähnlicher Wärme und Weise, wie sie sich z. B. in dem kürzlich von Lotze herausgegebenen „Evangelium der armen Seele“ wiederfindet. Der Vf. dieses letzteren Werkes ist sich seiner völligen Abhängigkeit von Christi Lehre begreiflicher Weise auch bewufst, und verzichtet nur darum auf den Namen eines Christen, weil er sich eine curiose Abstraction von allen teleologisch-kosmologischen (122) Momenten zurecht gemacht hat, und die schöpferische Kraft und Thätigkeit Gottes vollständig perhorrescirt, während der Brahmasamâja auch in dieser Beziehung mit der christlichen Lehre wesentlich übereinstimmt. Die Leiter und Mitglieder desselben sind eben einfach wirkliche Christen, sobald sie sich erst von der Unrichtigkeit des theilweise von ihnen noch festgehaltenen Wahnes, ihre Lehre lasse sich auf ursprünglich indische Vorstellungen zurückführen, überzeugt haben und zu der richtigen Erkenntnifs gekommen sein werden, dafs es eben factisch Christi Lehre ist, die sie vortragen, mit andern

*) als Beispiel diene folgendes Gebet (s. meine Abh. über Kṛishṇa's Geburtsfest, Berlin 1868. p. 298):

Rette mich, aller Welten Herr! Hari, aus dem Saṃsâra-Meer!
Entreifs mich, Tilger aller Schuld, der Fluth von Schmerz und Gram, o Herr!
Herr aller Welten! rette mich, der in den Strom des Lebens fiel,
O Devakî-Sohn! Herr des Heils! Hari, aus dem Saṃsâra-Meer!
Entreifs mich, tilgend allen Schmerz, der Krankheit-Kummer-Fluth, Hari!
Du, Vishṇu, hilfst den Elenden, gedenken sie nur einmal Dein;
Ich bin, Gott, sehr elendiglich; rette mich aus dem Kummer-Meer!
Lotus-äug'ger! versunken ich im Täuschungs-Thorheits-Meere bin.
Rette mich Gott, der Götter Herr! Aufser Dir ist kein Schützer ja!

Worten, sobald sie sich nicht blos der Lehre, sondern auch dem Namen nach zu Christus bekennen. Auf das „apostolische Glaubensbekenntnifs" und dgl. der späteren Entwickelung des Christenthums angehörige Dogmen und Bekenntnifsschriften werden sie sich freilich nie verpflichten lassen, aber zu dem Evangelium Christi lautet doch ihr Bekenntnifs, ohne dafs sie es wissen, oder Wort haben wollen.

---

30. Veṇîsaṃhâra, die Ehrenrettung der Königin. Ein Drama in 6 Acten von Bhaṭṭa Nârâyaṇa. Kritisch mit Einleitung und Noten herausgegeben von Julius Grill. Leipzig, 1871. Fues's Verlag (R. Reisland). (VIII, XXXVI, 182 S. gr. 8.) L. C. Bl. nr. 23. p. 611—13.

Mit welchem Fleifse der Herausgeber seiner Aufgabe sich gewidmet hat, erweist ein Blick auf die, 48 Seiten engen Druckes einnehmenden, „kritischen Noten" (zu 111 Seiten Text). Wenn er sich trotz dessen genöthigt sieht, in einem eigenen Vorworte wegen der Unzureichendheit seines kritischen Materials sich ausführlich zu entschuldigen, insofern er eben verschiedene indische Ausgaben des Drama's, die ihm entweder gar nicht oder zu spät zugänglich wurden, nicht hat benutzen können, so wird man dies zwar bedauern müssen, aber doch daraus keinen speciellen Vorwurf gegen ihn ableiten dürfen. Durch eine eigenthümliche Gunst resp. Ungunst des Schicksals sind nämlich in den letzten Jahren in Indien eine solche Unzahl von Ausgaben gerade dieses Stückes erschienen, dafs Herrn Grill, dessen eigene Arbeit schon zu weit vorgeschritten war, um auf sie sämmtlich noch reflectiren zu können, in der That kaum etwas anderes übrig blieb, als darauf eben zu resigniren, und manche kritische Frage zunächst noch bei Seite zu lassen, die auf Grund der sämmtlichen vorhandenen Hülfsmittel bereits jetzt vielleicht näher zu bestimmen sein würde. Nun, sein eigenes ohnehin schon sehr reichhaltiges Material genügt immerhin schon zur Constatirung des Factums, dafs wie bei der Çakuntalâ so auch

hier die in bengalischer Schrift überlieferten Manuscripte so wesentliche Textdifferenzen zeigen, dafs man geradezu von zwei Recensionen des Textes sprechen kann. Und zwar zeigen auch hier wieder ebenfalls ganz wie bei der Çakuntalâ theils einige Devanâgarî-Manuscripte sehr specielle Beziehungen zu dem Bengali-Texte, bilden gewissermafsen eine Mittelstufe, theils liegen auch ferner bereits Beweise für eine von beiden abweichende, südindische Recension vor.

Die grofse Gunst, deren sich somit auch dies Drama offenbar bei den Indern seit langer Zeit erfreut hat und noch immer erfreut, verdankt es nun keineswegs etwa ebenfalls seiner poetischen Bedeutung. Darin kann es sich vielmehr mit dem mit Recht berühmten Werke des Kâlidâsa in keiner Weise messen. Die vielen ellenlangen Composita sowohl, wie die mehrfachen höchst langweiligen und in ungeschicktester Weise ausgedehnten Botschaften, die darin vorkommen, drücken für uns wenigstens das poetische Niveau des Drama's tief hinab, wenn es auch andererseits nicht an kräftigen und energischen Stellen fehlt, an denen auch wir unsere Freude haben können. Auch der Inhalt als solcher ist es wohl nicht, der das Drama so populär gemacht hat, obschon derselbe, die Schilderung nämlich des Kampfes und Sieges der Pâṇḍu-Helden, immerhin wesentlich dazu mitwirkte. Der Hauptgrund dafür beruht vielmehr wohl in der entschiedenen Verherrlichung Kṛishṇa's, die darin durchweg zu Tage tritt, und die (612) es eben zu einem recht eigentlichen Textbuche der Kṛishṇa-Secte stempelt.

Grill hat hiervon, sowie von einigen anderen von ihm geltend gemachten Coincidenzen, Veranlassung genommen, in seiner ausführlichen Untersuchung über den Verfasser des Dramas, Bhaṭṭa Nârâyaṇa, denselben auch seinerseits wie früher schon mehrfach geschehen mit dem gleichnamigen Gründer der Dynastie von Navadvîpa, resp. Stifter eines der fünf bengalischen Brâhmaṇa-Geschlechter, zu identificiren, von welchem eben u. A. auch ausgesagt wird, dafs er zur Familie des Çâṇḍilya gehört habe, welchem letzteren ein (in der Bibl.

Indica übrigens schon seit 1861 gedruckt vorliegendes) Kṛishṇa-sectarisches Textbuch zugeschrieben wird. Und er setzt hiernach ferner die Abfassung des Drama's in die Zeit nach der Niederlassung des Bhaṭṭa N. in Bengalen, diese Zeit selbst aber, resp. den König Âdisûra, auf dessen Wunsch jene Niederlassung stattfand, in das Ende des sechsten Jahrhunderts (p. VI). Er geht dabei von den bengalischen Königslisten bei Abul Fazl und bei Tieffenthaler aus, welche die Pâla-Dynastie der Dynastie Adisûra's folgen lassen. Es scheint uns aber, als ob er sich hierbei auf dem so überaus schwankenden und unsichern Boden angeblich historischer Ueberlieferungen doch mit etwas zu groſser Sicherheit bewege. Für die Zeit der Pâla-Dynastie zunächst haben wir neuerdings durch Târanâtha's Berichte darüber in seiner Geschichte des Buddhismus (Petersburg 1869 deutsch von Schiefner) ganz neues, freilich zum Theil sehr unfertiges Material erhalten. Auch in Bholanauth Chunder's Travels of a Hindoo findet sich manche eigene Tradition darüber. Die Zeit Âdisûra's sodann wird, vergl. die auf p. XXV nachträglich noch auf Grund der Vorrede einer Calcuttaer Ausgabe erwähnte Notiz, vielfach nicht vor, sondern h i n t e r die der Pâla-Dynastie gesetzt, vergl. Prinsep Useful Tables bei Thomas p. 272, Râjendra Lâla Mitra im Journal As. Soc. Bengal 1864 p. 325, 1865 p. 139 ff.; und die dazu stimmenden Angaben des Kshitîçavaṅçâvalîcaritam sind durch verschiedene Synchronismen (s. Pertsch Einl. p. XVIII) kräftig gestützt. Blos auf Grund der Notiz ferner, daſs Bhaṭṭa Nârâyaṇa, der Zeitgenosse Âdisûra's, aus dem Geschlechte des Çâṇḍilya gewesen sei, ihn zu einem Anhänger der Bhâgavata, oder gar der Pañcarâtra-Lehre zu machen, und ihn mit dem Verf. des Drama's zu identificiren, scheint etwas gewagt, und auch die übrigen von Grill hervorgehobenen Coincidenzen sind zwar bedeutsam, sobald die Identität Beider feststeht, genügen aber schwerlich, zu dem Erweise derselben mitzuhelfen. Der Name Bhaṭṭa Nârâyaṇa endlich ist ja nämlich ein auch noch anderweitig bereits mehrfach nachweisbarer (das Verz. der Berliner Sanskṛit-Manu-

scripte kennt vier Männer des Namens) und wird der Natur der Sache nach noch unendlich öfter vorgekommen sein! Hiernach scheint mir die Identität der von Grill identificirten beiden Träger dieses Namens einstweilen noch eine höchst fragliche, und somit auch die Abfassungszeit des Drama's durch die im Uebrigen ihrerseits ja auch eben noch ganz fragliche Zeit jenes einen Namensgenossens seines Verfassers nicht irgend zu bestimmen.

Vielmehr bleibt uns auch hier nur der Weg, darüber entweder durch Daten aus dem Innern des Drama's oder durch directe äufsere Zeugnisse für dasselbe ins Klare zu kommen. In ersterer Beziehung wüfste ich nichts Entscheidendes weiter anzugeben. Dagegen ist in zweiter Richtung von grofser Bedeutung die so überaus häufige Citirung des Werkes durch Dhanika im Scholion zum Daçarûpa, welches ungefähr den fünften Theil aller Verse desselben aufführt; wir ersehen daraus, dafs es im zehnten Jahrh. ebenso beliebt war, wie jetzt. Weiter zurück zu gehen aber sind wir einstweilen noch aufser Stande.

Zu bedauern ist, dafs Grill weder eine Uebersetzung beigefügt, noch aus dem Commentar des Jagaddhara irgend etwas in exegetischer Beziehung mitgetheilt hat. Die Correctheit des Druckes verdient alle Anerkennung; auch zeigt sich Grill in der (613) Verwerthung und Beurtheilung seines kritischen Materials meist ganz verständig und gut orientirt. Eine auffällige Form ist dohiṇam auf 60, 16, wohl unbedingt in doṇham zu ändern. Auch tuyi 13, 8 ist zweifelhaft. — Die Annahme (p. XXVIII), dafs in dem nepâlesischen Manuscript das Datum 807 in 1807 zu ändern sei, ist unberechtigt; es liegt darin eben gar nicht ein Datum nach der saṃvat-Aera vor, sondern eine besondere Zeitrechnung, die auch sonst in nepâles. Manuscripten sich durchweg wiederfindet, und die nach Prinsep Useful Tables, bei Thomas p. 166, im Jahr 870 A. D. beginnt. — Auf p. 177 ist zweimal çakkarî statt çakvarî geschrieben. — Von besonderem Interesse ist der Mâgadhî-Abschnitt im Eingang des dritten Actes.

Die Uebersetzung des Titels des Dramas durch „die Ehrenrettung der Königin“, statt durch: „das Zusammenbinden der Haarflechte“, abstrahirt völlig von dem Wortlaute desselben und basirt rein auf dem Inhalt des Werkes, eine Aenderung, die denn doch als etwas zu willkürlich erscheint, und unserm poetischen Geschmack zu sehr Rechnung trägt.

Es ist jedenfalls für die württembergische Geistlichkeit eine hohe Ehre, und ein treffliches testimonium für den wissenschaftlichen Geist, der in ihr lebendig ist, daſs einer aus ihrer Mitte (Grill ist Diaconus in Calw) sich durch eine so tüchtige Arbeit gleich mitten in den Kreis der Sanskritphilologen einführt. Wir begrüſsen dieselbe in der Hoffnung, daſs eine so gewiegte Kraft sich uns auch noch durch weitere Leistungen, helfend und weiter fördernd, anschlieſsen wird.

---

31. Nâgânanda or the joy of the snake world; a Buddhist Drama in five acts. Translated into english prose, with explanatory notes, from the Sanscrit of Çrî-Harsha-Deva. By Palmer Boyd, Sanscrit scholar of Trinity-College, Cambridge. With an introduct. by Prof. Cowell. London, 1872. Trübner & Co. (XIV, 99 S. 12°.) L. C.-Bl. nr. 23. p. 613—15.

Dies ist ein höchst merkwürdiges Stück und wird nicht verfehlen, allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Es stammt aus der guten Zeit, wo der Buddhismus noch in Indien in seiner vollen Blüthe stand, aus einer Gegend resp., wo er noch die Herrschaft hatte, und daher mit den nebenstehenden brahmanischen Culten sich nach der ihm selbst innewohnenden Toleranz auf das Beste vertrug. Das beste Zeugniſs hierfür ist die hohe Stellung, welche in dem letzten Acte Çiva's Gemahlin Gaurî zugetheilt wird. Auch stimmt dazu, was wir von dem König Çrî-Harsha wissen, dem die Verfasserschaft des Stückes zugetheilt wird. Ja, Cowell hat sogar auch, und unstreitig in geistvoller Weise, eine bestimmte Gelegenheit nachzuweisen gesucht, bei welcher das Drama

zur Aufführung gelangt sei, und es gewinnt dadurch noch ein ganz besonderes Interesse. Danach wäre unter der „Versammlung von Königen", bei welcher dies dem Prologe nach stattfand (sabahumânam âhûya nânâdigdeçâgatena ·râjaçrî-Harshadevasya pâdapadmopajîvinâ râjasamûhena), die zweite jener beiden grofsen Versammlungen der Art am Hofe des Kanyâkubja-Königs Harshavardhana zu verstehen, welche während der Anwesenheit des chinesischen Pilgers Hiouen Thsang (ungefähr 634) stattfanden (die zweite resp. in Prayâga), und über welche er speciell berichtet (s. Stan. Julien 1, 252 ff. 2, 257. 280). Entsprechend seinen Angaben, dafs damals in dem Reiche von Kanouj die Hälfte der Einwohner dem Buddhismus huldigte, während die andere Hälfte den verschiedenen brahmanischen Secten zugehörte, ward am ersten Tage eine Statue Buddha's, am zweiten eine desgl. des Sonnengottes, am dritten ein Bild Maheçvara's unter grofsem Pompe aufgestellt, und Cowell meint nun, dafs das Nâgânandam zur Feier des ersten Tages, ein anderes Drama dagegen, welches in seinem Prologe in fast identischen Ausdrücken demselben König Çrî-Harsha zugetheilt wird, die Ratnâvalî, zur Feier des dritten Tages, vor den versammelten Vasallen und königlichen Freunden desselben aufgeführt worden sei. Dagegen (614) läfst sich nun zwar freilich allerdings geltend machen, dafs in beiden Werken die Veranlassung des Festes verschieden angegeben wird, das Nâgânandam wurde indrotsave, die Ratnâvalî dagegen vasantotsave aufgeführt; trotz dessen aber kann Cowell's Vermuthung insoweit sehr wohl begründet sein, dafs beide Dramen wenn auch nicht zum ersten Male, resp. als bei dér Gelegenheit, für welche je ihre Prologe gedichtet sind, so doch eben factisch auch, bei jenen Festen, von denen Hiouen Thsang spricht, zur Aufführung gekommen sind.

Wenn Cowell im Uebrigen die Autorschaft beider Stücke dem Çrî-Harsha selbst, obschon sie in den Prologen je als von ihm kṛita bezeichnet werden, abspricht, und ihn nur als Patron der ungenannten Verf. gelten lassen will, so beruht

dies allerdings gewissermafsen auf dem Zeugnifs des Kâvyaprakâça (dessen Zeit leider noch immer unsicher ist). Danach empfingen nämlich „Dhâvaka u. A. reiche Belohnung von Çrî-Harsha“, und die Scholien bezeichnen diesen als König, Dhâvaka als den eigentlichen Verf. der Ratnâvalî. Ein neuerer Scholiast zum Kâvyaprakâça liest resp. nach Hall (Vâsavad. p. XVI 1859) statt Dhâvaka vielmehr Bâṇa, ohne jedoch die Ratnâvalî als dessen Werk dabei zu nennen (Journ. As. Soc. Beng. 1862 p. 13). Und es haben somit sowohl Dhâvaka als Bâṇa Ansprüche darauf, zu den von Çrî-Harsha patronisirten Dichtern zu gehören. Der Name des Ersteren erscheint sonst nur noch in der vielbesprochenen Stelle im Prologe des Mâlavikâgnimitram, aber auch nur als Variante, resp. als Name eines der Vorgänger Kâlidâsa's. Bâṇa dagegen ist anderweitig bekannt, und zwar nach Hall's Annahme als Zeitgenosse jenes Königs Harsha zu betrachten, dessen Leben er in seinem Harshacarita beschrieben hat, und der allem Anschein nach mit dem Harshavardhana des Hiouen Thsang identisch zu setzen ist. In diesem Harshacarita nun kommt ein Vers vor, der sich auch in der Ratnâvalî vorfindet, und Hall hat in Folge dessen die Vermuthung aufgestellt, dafs auch dies Drama sein Werk sei, nicht das des Dhâvaka, dem es die Mehrzahl der Scholiasten zum Kâvyaprakâça zutheilt. Und Cowell schliefst sich dem nicht nur an, sondern sucht weiter auch der recipirten Lesart der betreffenden Stelle des letzteren Werkes dadurch gerecht zu werden, dafs er dem Dhâvaka zwar eben die Ratnâvalî abspricht, dafür aber ihm die Abfassung des Nâgânanda zutheilt. Unserer Ansicht nach ist Beides einstweilen noch zurückzuweisen, und einfach zunächst an der Zugehörigkeit zum König Çrî-Harsha festzuhalten. Die von Mammaṭa überlieferte Tradition mag immerhin berechtigt sein, obschon bei einem Zeitintervall von mindestens vier Jahrhunderten auch darüber wohl Zweifel erlaubt sind; da er aber jedenfalls nur den Namen eines Dichters nennt, so kann seine Angabe nicht für zwei derselben gelten. Die

Nennung der Ratnâvalî liegt zudem überhaupt nur in den Scholien vor, und zwar nur in denen, welche den Dhâvaka als im Text genannt aufführen; für eine Beziehung des Bâṇa zu diesem Drama kann man sich somit auf Mammaṭa gar nicht berufen. Es knüpfen sich im Uebrigen an dasselbe, beiläufig bemerkt, noch mannichfache Fragen, insbesondere was sein Verhältnifs zum Mâlavikâgnimitra betrifft, so dafs eine specielle Bearbeitung desselben in der That als höchst wünschenswerth bezeichnet werden mufs.

Die Sprache des Nâgânanda ist einfach und klar, frei von jenen langen Compositen und Erzählungen, die den Veṇîsaṃhâra verunzieren, hie und da fast etwas zu nüchtern und wohl auch ungelenk. Der buddhistische Charakter tritt fast nur in den beiden letzten Acten hervor, und zwar da in voller Hoheit und Schärfe, während in den ersten Acten insbesondere die Leidenschaft der Liebe zu ihrem vollen Ausdrucke kommt. Der Gegensatz ist freilich in keiner Weise vermittelt, und der Uebergang wirkt darum fast etwas verletzend. Das Ganze aber legt trotz dessen ein höchst vortheilhaftes Zeugnifs für die sittliche Kraft des Buddhismus ab. — Die Uebersetzung ist gut, und von verstän- (615) digen Bemerkungen begleitet. Wir sind überzeugt, dafs das Büchlein sich viele Freunde erwerben wird.

---

32. The Indian Antiquary a journal of Oriental research in archaeology, history, literature, languages, philosophy, religion, folklore etc. Edited by Jas. Burgefs. Nr. 1—3. January — March 1872. 96 S. gr. 4. Bombay, 1872. (Leipzig, R. Hartmann; annual subscription Rs. 20 or £ 2, including Indian postage). L. C.-Bl. nr. 24. p. 631—34.

Wir begrüfsen diese neue Monatsschrift mit ganz besonderer Freude, als ein Centralorgan für die zahlreichen durch ganz Indien zerstreuten Träger europäischer Wissenschaft unter Europäern wie Eingebornen. Die auf dem Titel aufgeführten achtzehn Mitarbeiter (unter ihnen sechs Hindu)

tragen sämmtlich Namen von bereits erprobtem, guten Klange. Der Herausgeber, Mr. J. Burgefs, ist u. A. durch seine (nur leider ihres colossalen Formates wegen schwer zu benutzende) Abhandlung über die Tempel des Çatrumjaya-Berges ebenfalls auf das Vortheilhafteste bekannt.

Der gröfsere Theil der in den vorliegenden drei Nummern enthaltenen Abhandlungen ist archäologisch-antiquarischen Inhalts; es fehlt aber auch nicht an literargeschichtlich-philologischen Arbeiten. Gleich das erste Heft beginnt mit einem Artikel (p. 2—5) von J. Beames über das alte Hindi, speciell über das grofse epische Gedicht Prithirâja Râsau des Cand Bardai, welches die Thaten des letzten indischen Königs von Delhi, Prithirâja, schildert und ungefähr um 1200 geschrieben ist. Er setzt dabei die grofsen Schwierigkeiten einer Ausgabe desselben, aber auch die hohe (632) sprachliche Bedeutung durch drastische Vergleiche klar ans Licht. — Daran schliefst sich (p. 5. 6) eine literargeschichtliche Notiz von A. C. Burnell über die 30, resp. 32 praçna des Âpastambasûtra, und die verschiedenen Commentare zu einzelnen derselben, von denen allen er gute Handschriften hat. — Dr. Leitner theilt aus dem noch in Arbeit begriffenen dritten Theile seines „Dardistan" mehrere Abschnitte mit, handelt resp. in Nro. I (p. 7—14) „über Sitten und Gebräuche der Dard" in Bezug auf ihre Vorgnügungen, Getränke, neugeborne Kinder, Hochzeitsritual, und in Nro. III (p. 84—92) über Sprichwörter und Fabeln. — Râmkrishna Gopal Bhandarkar, dem Vernehmen nach der Verfasser jener tüchtigen Kritik über Haug's Aitareya Brâhmana, welche aus der Bombayer Zeitschrift Native Opinion in die Indischen Studien 9, 177—209 übergegangen ist, giebt zunächst in Nro. I (p. 14—18) eine leider übrigens nur von einem Facsimile, nicht auch von einer ordentlichen Transscription begleitete Uebersetzung eines alten Tâmbapattra, Copperplate grant, welches einem Fürsten der Valabhî-Dynastie, Dharasena IV, angehört. Aus dem Jahre 326 datirend, ist dasselbe u. A. schon dadurch von erheblichem Interesse, weil sich daraus für den Grofsvater

dieses Fürsten der Name Çrî-Kharagraha statt des bisher angenommenen Îçvaragraha zu ergeben scheint. Auch enthält dasselbe die Angabe, dafs Dharasena's Vater thoroughly versed in the art of Çâlâturîya d. i. Pâṇini war, was bisher ebenfalls in den bereits bekannten, wesentlich gleichlautenden sonstigen Tâmbapattra dieser Dynastie nicht richtig gelesen worden ist. In Nro. II (p. 45. 46) folgen sodann zwei andere dergleichen Schenkungsurkunden, die erste ebenfalls blos in Uebersetzung, von demselben Dharasena IV herrührend, resp. aus demselben Jahre, die andere auch in Devanâgarî transscribirte, von seinem Grofsonkel Çilâditya stammend, beide dadurch ausgezeichnet, dafs sie nicht wie die übrigen bisher bekannten für Brahmanen, sondern für buddhistische Klöster bestimmt sind. Nach Bhandarkar's Ansicht, welche er in einem besondern Artikel in Nro. II (p. 60. 61) zugleich mit seiner von der hisherigen Erklärung abweichenden Lesung einiger der bei den in Frage stehenden Daten gebrauchten Zahlzeichen, auseinandersetzt, wäre die auf diesen Inschriften gebrauchte Aera die Çâka-Aera, Dharasena IV somit bereits 404 A. D. anzusetzen (!). — Von demselben Verfasser enthält Nro. I (p. 21—23) noch einen höchst interessanten Artikel: Pâṇini and the geography of Afghanistan and the Panjâb. Es ist dies ein Gegenstand, über den Ref. selbst bereits vor längerer Zeit specielle Untersuchungen angestellt hat. Die im ersten Hefte der Indischen Studien (1849) begonnenen „Skizzen aus Pâṇini", von denen dort die erste „über den damals bestehenden Literaturkreis" vorliegt, sollten sich speciell auch hierauf erstrecken; es ist aber keine Fortsetzung erschienen, und zwar aus den ebendas. 5, 6 (vergl. ibid. 4, 87 ff.) auseinandergesetzten Gründen, weil sich nämlich „während der Arbeit selbst die Ueberzeugung von der Unzureichendheit unserer Hülfsmittel und der völligen Unsicherheit insbesondere auch des gaṇapâṭha immer entschiedener aufdrängte". Solange das Mahâbhâshyam nicht vorliegt, ohne welches eine eigentliche Kritik Pâṇini's nicht gut möglich ist und welches u. A. auch für den von Pâṇini im Auge gehabten Inhalt der

gaṇa doch eine gewisse Bürgschaft bieten würde, ist man factisch theils eben mehrfach in Verlegenheit darüber, ob man ein sûtram wirklich als dem Pâṇini zugehörig betrachten darf, theils vor Allem, was den gaṇapâṭha betrifft, mit Sicherheit nur auf das erste Wort jedes gaṇa beschränkt. Bhandarkar's Annahme, dafs: we are safe in ascribing the first three names at least in each to him (Pâṇini nämlich), ist eine ganz willkürliche; warum gerade die ersten drei? warum nicht vier etc.? das vierte etc. Wort hat ebenso viel Anrecht, als das dritte, resp. zweite, d. i. prima facie gar keines. Die Publication des Mahâbhâshya auf der einen Seite, und auf der andern die eines ordentlichen Index zu Pâṇini, in welchem der eigentliche Wortschatz seiner (633) sûtra (unter denen resp. ihrerseits wieder diejenigen zu markiren wären, welche bhâshye na vyâkhyâta sind) von dem Wortschatze des gaṇapâṭha kenntlich geschieden wäre, — dies sind noch immer die beiden grofsen Desiderata, welche einer richtigen, kritisch gesicherten Verwerthung des in Pâṇini enthaltenen reichen antiquarischen Materials im Wege stehen. Immerhin bleibt aber Bhandarkar's Versuch höchst dankenswerth, weil er eben wieder einmal auf die Erledigung dieser Fragen anregend hinwirkt. Unter den von ihm gegebenen Erklärungen scheint uns die Identification von Varaṇâ mit Ἄορνος und von Sâṃkala mit Σαγγαλα eine recht glückliche, ohne dafs wir deshalb gleich mit ihm aus der Einnahme und Zerstörung beider durch Alexander auch auf ihre spätere gänzliche Nichtexistenz und demgemäfs auf Pâṇini's Priorität vor Alexander zu schliefsen brauchen (Σαγγαλα blühte ja wieder zu Menander's Zeit); dagegen seine Erklärung von Arachosia durch den Namen des Berges Ṛikshoda ist eine gänzlich verfehlte und seine Frage: „upon what evidence a river of the name of Sarasvatî is fixed in this district" erledigt sich einfach durch die Identität der Harahvaiti çrîrâ im Vend. 1, 46 mit dem Arachotos der Griechen. — Aufrecht's Erklärung von nishṭur und açvabudhya in vol. XXIV der Zeitschrift der deutschen Morg. Gesellschaft findet sich in Nro. II (p. 56. 57)

übersetzt vor. — In Nro. III (p. 79. 80) handelt J. Beames von der einheimischen Literatur von Orissa. Er führt 82 in Uriya geschriebene Werke auf, zum guten Theil Uebersetzungen aus dem Sanskṛit, darunter drei Uebersetzungen des Mahâ Bhârata (ob wirklich des ganzen Werkes?). — Shankar P. Pandit, der tüchtige Herausgeber des Mâlavikâgnimitra und des Raghuvança, giebt ebendas. (p. 80—84) die Uebersetzung einer Schenkungsurkunde eines Vasallen des Câlukya-Fürsten Tribhuvana-Malla in Çrîkalyâṇa, nämlich eines Muñja, Herrn von Bhogavatîpura, aus dem Jahre 1083. Leider ist weder Facsimile noch Transscription beigegeben. Die Inschrift ist eigenthümlich durch ihr Datum: „six years of the era of Çrî-Vikrama having passed", welches sich nicht auf die alte Saṃvat-Aera, sondern auf eine neue mit Tribhuvana Malla's Thronbesteigung (Çake 998) beginnende Zeitrechnung bezieht. — Blochmann beginnt ibid. (p. 76—79) eine Reihe biographischer Nachrichten über Granden des Hofes der Mogols mit Ṣhaikh Dâud Quraishî.

Von archäologischem resp. geographischem Interesse sind die Abhandlungen von Broadley, Identification verschiedener Plätze in Magadha in Fa-Hian's Bericht (nach Beal's Uebersetzung) p. 18—21. 69—74, — Beames die Jungle-Forts von Nord-Orissa p. 33—37. 74—76, — Râjendra Lâla Mitra über die von Fergusson so genannten Dasyu auf der Sânchi-Tope p. 37—40, in denen er, im Anschlufs an Cunningham, vielmehr einfache Eremiten erkennt, wobei er zugleich ebendaselbst eine bildliche Darstellung der Geschichte des Sâmajâtaka (resp. des Yajnadattabadha) nachweist, — F. Mackenzie über die Haupttempel in Halabîd (p. 40—44) in Maisûr, der einstigen Hauptstadt der Belâla-Fürsten (950—1310 A. D.), und die bildlichen Darstellungen auf den Friesen daselbst, die sich theilweise auf das Mahâ-Bhârata und Râmâyaṇa beziehen, — Rasbihari Bose über den Mandara-Hügel (p. 46—51) in Bihar, eine 700 Fufs hohe steile Granitmasse, die mitten aus der Ebene hervorragt, und auf Grund der bekannten Mythe des Mahâ-Bhârata vom Quirlen des Meeres,

wobei der Mandara als „churning rod" verwendet ward, als heiliger Wallfahrtsort gilt, daher noch immer viel besucht und mit zahlreichen Ruinen versehen, resp. davon umgeben ist, — Francklin's Bericht über die Heiligthümer etc. daselbst (p. 51—54), nebst einem Auszuge aus dem Mandara-Mâhâtmya im Varâha-Purâṇa, — C. Scanlan über die Stämme der Gond und Kirku in den Sâthpurâ-hills p. 54—56, — Growse, Skizzen aus Mathurâ, zunächst über Braj-mandal, das heilige Land des Kṛishṇa-Cultus, p. 65—69.

(634) Im Uebrigen enthält der Indian Antiquary auch noch theils kritische Berichte, so über Beal Catena of Buddhist scriptures, Gover folksongs of southern India, Framjee Moos travels in India, Fausböll Dasaratha Jâtaka, Fergusson rude stone monuments in all countries (Fergusson tritt kräftig gegen deren angeblich hohes Alter auf), Broadley ruins of the Nâlanda monasteries, — theils Berichte über die Sitzungen und Arbeiten der asiatischen Gesellschaften in England und Indien, z. B. über einen Vortrag Bühler's in Bombay, wonach die Zeit Çrî-Harsha's, des Verf.'s des Naishadhîya, in the latter half of the 12th century zu setzen ist (p. 30) — theils mannichfache sonstige kleine Mittheilungen, Queries und Answers, durchweg von Interesse und Bedeutung.

---

33. Notices of Sanskṛit-Manuscripts. By Râjendra Lâla Mitra. Published under orders of the Government of Bengal. Vol. I. Calcutta, 1871. (2, 15, 337 S. gr. 8.) L. C.-Bl. nr. 24. p. 634.

Dieser Band enthält Nachrichten über 519 Manuscripte nach folgendem Schema: Name des Werkes, des Verf.'s, Beschreibung des Manuscriptes (Zustand, Zahl der Blätter, der Zeilen auf jedem Blatt, Schrift, Stoff, Datum), Besitzer, Anfang, Schlufs, Gegenstand. Dieses Schema ist durchweg in Sanskṛit ausgefüllt, und Râjendra Lâla Mitra hat diese ihm überkommenen Materialien je mit eignen Bemerkungen literargeschichtlicher und biographischer Art in englischer Sprache

eingeleitet. Das Arrangement ist somit in der That ganz vortrefflich, zumal eine systematische Uebersicht am Schlufs (p. 301—327) und ein alphabetisches Register aller Namen dazukommen. Leider aber ist der gröfsere Theil der beschriebenen Werke nicht von erheblicher Bedeutung. Am reichsten vertreten ist die Tantra-Literatur, das Nyâya-çâstram und die modernen Upanishad. Unter der Categorie: Vaidika sind von besonderem Interesse verschiedene Çikshâ-Texte. Auch unter kâvya, nâṭaka und smṛiti ist einiges Neue aufgeführt. Im Ganzen scheint aber Bengalen nur dürftig mit wichtigeren Werken versehen zu sein.

---

34. A classified alphabetical Catalogue of Sanskṛit-Manuscripts in the southern division of the Bombay Presidency. Compiled by F. Kielhorn. By order of Government fasc. I. (95 S. 8°.)

35. Catalogue of Sanskṛit-Manuscripts contained in the priv. libraries of Gujarât, Kâṭhiâvâḍ, Kach, Sindh and Khândeç. Fasc. I. Compiled under the superintendence of G. Bühler. By order of Government. Bombay, 1871. (IX, 245 S. 8°.)
L. C.-Bl. nr. 24. p. 634—35.

Diese beiden Cataloge sind ebenso wie der zuvor besprochene hervorgegangen aus einer auf Befehl der Regierung in allen Landstrichen Indiens vorgenommenen systematischen Durchsuchung der Privatbibliotheken und beruhen ebenfalls auf Listen der Art, welche durch Eingeborne nach einem allgemeinen Schema angefertigt sind. Dies Schema umfafst jedoch hier nur Folgendes: Name des Werkes in Devanâgarî und englischer Schrift, Verf., Blattzahl, Zahl der Zeilen auf jedem Blatt, Datum, Besitzer. Wir erfahren somit hier unendlich viel weniger, als bei dem für Bengalen durchgeführten Plane Râjendra Lâla Mitra's, der denn auch nach Bühler's Zusage (p. IX) in Zukunft den noch weiter in Aussicht stehenden Listen, resp. Heften zu Grunde gelegt werden soll. Freilich wird der Umfang der Publicationen dadurch erheblich

wachsen, aber auch ihr innerer Werth ganz unvergleichlich gesteigert werden. Trotz des bedeutend geringeren Umfangs der in ihnen mitgetheilten Daten sind übrigens diese beiden Cataloge schon jetzt insofern von gröfserer Bedeutung für die Wissenschaft, weil die darin verzeichneten Werke fast durchweg von erheblichem Werthe sind. Insbesondere gilt dies von dem durch Bühler redigirten Verzeichnifs, welches sich ausschliefslich nur auf Werke der vedischen Literatur beschränkt. Darunter gehören 183 Manuscripte unter die Rubrik Saṃhitâ, 42 zur Brâhmaṇa-Gruppe (dieser Theil enthielt früher 182 Nummern, (635) die ursprüngliche Liste ist aber leider verloren gegangen, und nur nothdürftig neu ergänzt), 620 zu der Upanishad-Literatur, 320 zur Sûtra-Stufe, 90 zu den Vedâṅga, und 179 Manuscripte rituellen Inhalts sind als Appendix, resp. als Prayoga verzeichnet. Neue çâkhâs finden sich in dem Verzeichnifs zwar nicht vor, aber eine grofse Zahl wichtiger Werke werden theils überhaupt zuerst als existirend nachgewiesen, theils vervollständigt. Und Prof. Bühler erklärt sich bereit, von allen aufgeführten Werken Copieen anfertigen zu lassen, zum Preise von 2½—3 Rupees für 1000 çlokâs für einfache, und von 4—5 Rupees für corrigirte Abschriften, so dafs jeder europäische Gelehrte sich mit Leichtigkeit von dort aus seine Defecte ergänzen kann. Besonders reich ist auch hier die Upanishad-Literatur vertreten; Bühler zählt im Ganzen 112 Schriften dieses Namens auf (die Allopanishad ist wie das Allâsûktam p. 4 wohl das Werk eines zum Islâm bekehrten Hindu?). Unter den Sûtra ist hervorzuheben das Gautamadharmasûtram, Baudhâyanasûtram, Mânavagṛihyam, Mânavaçrautam, Vaikhânasasûtram, Vaitânasûtram, Hiraṇyakeçisûtram gṛihyam und çrautam. Die nächste Lieferung wird die „Sanskṛit Poetry", d. i. die Epen, Purâṇa, Mâhâtmya, Kâvya, Nâṭaka, Fabeln u. dergl. enthalten. Nach Bühler's Berechnung enthalten die Bibliotheken des ihm überwiesenen Districts ungefähr 30,000 Brahmanical Manuscripts, die Zahl der Jaina-Bücher aber rechnet er „four or five times that number",

und auch von ihnen denkt er eine systematische Uebersicht zu geben. — Das von Kielhorn veröffentlichte Heft giebt ein Verzeichnifs sämmtlicher Handschriften hauptsächlich zweier Bibliotheken seines Districts, die auch fast durchweg gute Werke enthalten. Darunter ist der Veda im engern Sinne vertreten durch 60 Manuscripte, nämlich saṃhitâ 7, brâhmaṇa 12, sûtra (darunter auch ein mânavagṛihyasûtram, leider nur ein Bruchstück) und vedâṅga 41; zu den upanishad zählen 93 Nummern.

---

36. Catalogue of a Collection of Sanskṛit-Manuscripts. By A. C. Burnell. Part I. Vedic Manuscripts. London, 1869. (65 S. 16°.) . L. C.-Bl. nr. 24. p. 695.

Ein Separatabdruck der trefflichen in Trübner's American and Oriental Record erschienenen Berichte Burnell's über seine stattliche Sammlung vedischer Manuscripte, die er selbst in Südindien gesammelt hat und die daher auch fast alle in südindischen Charakteren geschrieben sind. Er hat dieselben bei seinem abermaligen Weggange nach Indien der Bibliothek des India Office in Westminster, zugleich mit einer noch viel reicheren Sammlung von Werken der modernen Sanskṛit-Literatur zum Geschenk gemacht, und stehen sie somit dort zur Benutzung. Dem Ṛik gehören Nros. 1—19, dem schwarzen Yajus Nros. 20—121, dem weifsen Yajus 122, dem Sâmaveda 123—182, der Rest dem Atharvaveda, wovon 184—230 allein der Upanishad-Literatur, an. Das Gautamadharmasûtram wird hier zum Sâmaveda gerechnet, das Drâhyâyaṇa gṛihyasûtram dem Khâdira zugetheilt. Die auf p. 52 gerügte Lesart upajâya ca im Eingang des vaṅçabrâhmaṇa hat sich schliefslich doch wieder als berechtigt erwiesen.

---

37. Catalogue of Dictionaries and Grammars of the principal languages and dialects of the world. With a list of the leading works in the science of language. A guide for students and booksellers. London, 1872. Trübner & C. (80 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 24. p. 635.

Ein höchst nützliches practisches Hülfsmittel aller der Werke dieser Art „that can be obtained without difficulty“, alphabetisch geordnet, und in der That auch bibliographisch von nicht geringem Interesse.

---

38. Stenzler, Ad. Fr., Elementarbuch der Sanskrit-Sprache. Grammatik, Text, Wörterbuch. Zweite vermehrte Aufl. Breslau, 1872. Mälzer. (IV, 109 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 30. p. 808.

Dafs in der kurzen Frist von kaum vier Jahren (das Vorwort zur ersten Auflage datirt vom 14. October 1868) eine zweite Auflage des Stenzler'schen Elementarbuchs nöthig geworden ist, zeugt am besten dafür, wie sehr es einem allgemein gefühlten Bedürfnisse entspricht. Und zwar ist in dieser neuen Auflage durch gröfsere Mannichfaltigkeit der Textstücke, deren Umfang sich dem entsprechend von 23 auf 32 Seiten gesteigert hat, auch die Möglichkeit geboten, gleich im ersten Semester einen gröfseren Wechsel zwischen Leichterem und Schwererem eintreten zu lassen, indem aufser dem zu diesem Behufe etwas gekürzten Stücke des Hitopadeça auch die drei ersten Capitel des Nala und einige Strophen des Bhartṛihari hinzugefügt sind. In der „Grammatik“ hätten wir dem entsprechend denn doch auch einige geringe Erweiterungen nicht ungern gesehen. Insbesondere vermissen wir im § 119 etc. bei der Darstellung der Conjugation, die eben fast nur durch Paradigmata erfolgt, die entsprechende Rücksichtnahme und Hinweisung auf den Accent, durch welche der Unterschied der schwachen und starken Formen sofort einen festen Hintergrund erhält, der die Unterscheidung und Einprägung derselben praktisch in hohem Grade erleichtert.

---

39. Ten Jâtakas. The original Pâli Text with a translation and notes. By V. Fausböll. Copenhagen, 1872. Hagerup. (XV, 127 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 30. p. 803—4.

Je mehr wir von den Jâtaka-Texten kennen lernen — und bisher ist dies fast nur durch Fausböll's Thätigkeit geschehen —, je mehr steigt unser Verlangen, dieselben in ihrer ganzen Fülle vor uns zu haben. Die vorliegenden zehn Stücke der Art (eigentlich sind es zwölf, denn zwei derselben sind in doppelter Recension mitgetheilt) zeichnen sich nicht gerade durch die Bedeutung ihres Inhalts, resp. ihren Werth für weittragende literargeschichtliche Combinationen aus; was in dieser Beziehung zu sagen ist, wird durch Fausböll's Bemerkungen in der Preface wohl so ziemlich erschöpft sein, und es giebt unter der grofsen Masse dieser Erzählungen jedenfalls eine ganze Zahl, die schon durch ihren Titel allein unsere Aufmerksamkeit in weit höherem Grade in Anspruch nehmen. Aber die naive Anmuth der Darstellung ist auch in den vorliegenden Stücken die gleiche. Dieselben sind durchweg in einen bestimmten Rahmen gefafst, der an und für sich selbst unbedingt als ursprünglich erscheint, wenn auch damit natürlich nicht die Authenticität der einzelnen Fälle selbst bedingt ist. Es wird nämlich eine jede dieser Geschichten auf Buddha selbst zurückgeführt, und dem entsprechend auch für eine jede die bestimmte Veranlassung angegeben, bei welcher er dieselbe erzählt haben soll. Meist ist die Einkleidung hierbei die, dafs sich die Schüler Buddha's über irgend einen Vorfall des Tages unterhalten; da tritt „der Lehrer“ in ihre Mitte, fragt nach dem Gegenstande ihres Gespräches, und knüpft nach erhaltener Auskunft daran eine Geschichte aus der Vorzeit mit moralischer Nutzanwendung und unter schliefslichem speciellen Hineinweben seiner eigenen Persönlichkeit, die eben in einer früheren Geburt in der und der Gestalt (als Thier oder Mensch) jene Erlebnisse durchgemacht habe. Bei der Stetigkeit dieser Form der Darstellung wird man wohl nicht umhin können, anzunehmen,
(804) dafs in der That Buddha sich derselben behufs

besserer Einprägung seiner ethischen Vorschriften bedient hat, und auch unter den ihm zugeschriebenen Erzählungen selbst sind gewiſs viele, die wirklich auf ihn zurückgehen. Durchweg wohnt ihnen ein volksthümliches Gepräge bei, und die Verse, die in ihnen vielfach zur Bekräftigung angeführt werden, zeigen hie und da auch noch alterthümliche sprachliche Momente. Das eigentlich buddhistische Element tritt in ihnen, bis auf die moralische Absicht und Nutzanwendung, ganz zurück, der beste Beweis, daſs wir es dabei eben, wie sich Fausböll ausdrückt, mit „old folklore in common for all India without regard to religion“ zu thun haben; „many of them treat evidently of prebuddhistic brahmanical affairs and have been made buddhistic in their application only“.

Auf den Text (p. 1—56) läſst Fausböll diesmal nur die Uebersetzung des Kerns der einzelnen jâtaka, unter Weglassung des Einkleidungsrahmens folgen (bis p. 88), und hat dafür den Umfang der sprachlichen Noten (bis p. 106) mehr ausgedehnt, als er dies bisher zu thun pflegte. Darunter sind einige sehr hübsche Bemerkungen. Wenn er dabei übrigens (auf p. 96) die Herleitung von jhâyati aus skr. kshâ in Abrede stellt, und es vielmehr aus √dah ableiten will, so können wir ihm darin nicht beipflichten, da die Erweichung des Anlautes bei √kshâ auch im Mâgadhî der Jaina und im Prâkṛit des Hâla etc. vorliegt; vergl. dazu auch noch skr. jhâmaka (aus kshâma) und √jhar aus kshar.

---

40. Kaccâyana et la littérature Grammaticale du Pâli. Ire partie. Grammaire Pâlie de Kaccâyana, Sûtras et commentaire, publiés avec une traduct. et des notes par M. E. Senart. Paris, 1871. Imprimé par autorisat. de M. le Garde des Sceaux, à l'Imprimerie nationale. 339 S. 8°.)

(Extrait No. 1 de l'année 1871 du Journal Asiatique. Ernest Leroux, Libraire du Journal Asiatique, rue Bonaparte 28.)

L. C.-Bl. nr. 30. p. 804—5.

Der vorjährige Jahrgang des Journal Asiatique enthält zwei vortreffliche Arbeiten aus dem Gebiete der Pâli-Literatur,

beide hauptsächlich auf den Handschriften beruhend, welche Paul Grimblot, dessen frühzeitiger Tod im Interesse seiner vielen, leider nie zur Perfection gelangenden Pläne immerhin lebhaft zu beklagen ist, an Ort und Stelle, in Ceylon wie in Hinter-Indien, gesammelt hatte. Die eine dieser Arbeiten ist die Herausgabe von sieben Pâli-Sûtra in Text und Commentar (so weit durch Grimblot selbst bereits vorbereitet), und mit guter Uebersetzung und ausführlichen Noten begleitet von Leon Feer, leider aber, wie es scheint, nicht auch im Separatabdruck, erschienen. Die andere ist das vorliegende Werk, von welchem 100 Exemplare separat abgezogen sind, — eine in der That ganz ausgezeichnete Arbeit [s. oben p. 83. 93]. Dieselbe giebt sich ausdrücklich als den Anfang einer Reihe von Arbeiten über die grammatische Literatur des Pâli, und bietet daher zunächst nur den Text des Kaccâyana und des Commentars dazu, nebst einer Uebersetzung der Regeln und dazu gehörigen kritischen etc. Noten, und läſst die Gesammt-Erörterung der Fragen über die Abfassungszeit, die Beziehung zu den Sanskṛit-Grammatikern etc. einstweilen noch bei Seite. Auch in dieser letztern Hinsicht giebt sie indessen je im einzelnen Falle bereits höchst dankenswerthe Mittheilungen, insbesondere auch über das schon von E. Kuhn specieller ans Licht gestellte Verhältniſs zu der Kâtantra-Grammatik, welches ja in der That, entsprechend der auf Grund der d'Alwis'schen Angaben zuerst von Ref. hingestellten Vermuthung (s. Ind. Streifen 2, 325) sich immer mehr als ein ganz besonders enges herausstellt. Wir dürfen auf diesem Gebiete jedenfalls noch auf reiche Aufklärung hoffen, zumal da, nach einer freundlichen Mittheilung R. Rost's an den Ref., A. Burnell, der mit unermüdlichem Eifer im Dekhan nach neuen handschriftlichen Schätzen sucht, daselbst neuerdings Yakshavarman's Commentar zu Çâkaṭâyana, über den uns zuerst Bühler (in Benfey's Orient und (805) Occident 2, 691. 3, 182) berichtet hatte, vollständig vorgefunden hat!

Die Grammatik Kaccâyana's ist durch die in ihr vorliegende systematische Anordnung des Inhaltes an und für

sich wohl bereits als eine secundäre Arbeit markirt. Um so auffälliger sind daher die merkwürdigen Inconsequenzen, die sich in jener Anordnung selbst vorfinden, dafs nämlich das taddhita-Capitel (V mit 62 sûtra) vor dem kṛit-Cap. (VII mit 99 sûtra) und dem Uṇâdi-Cap. (VIII mit 50 sûtra) steht; dazwischen ist zudem das Capitel von dem Verbum (VI mit 118 sûtra) eingefügt, und das Capitel von der Composition (IV mit 28 sûtra) steht gar noch vor dem taddhita-Capitel selbst. Und zwar werden diese beiden Capitel (IV. V) nebst dem ihnen vorhergehenden Cap. III (die Casuslehre, mit 45 sûtra) in den Ueberschriften ausdrücklich auch als Abschnitt 6—8 des zweiten Capitels, das von der Declination handelt, bezeichnet.

Hiernach möchte man in der That meinen, dafs nicht blofs das letzte Capitel, über dessen Originalität sich auch Senart selbst (p. 313) bereits zweifelnd ausspricht, sondern die beiden Schlufscapitel gar nicht ursprünglich zum Werke gehört haben, dasselbe vielmehr von vornherein nur die Lautlehre (Cap. I), sodann die Lehre von der Declination (Cap. II), resp. im Anschlufs daran den Gebrauch der Casus, die Composition, die Ableitungsaffixe (Cap. III—V), endlich die Lehre von der Conjugation (Cap. VI) behandelte. Der Name Uṇâdikappa für das letzte Capitel ist überhaupt an und für sich ein Unding, hat in dem Texte selbst keine Begründung, da ein Affix uṇ darin gar nicht vorkommt, und ist eben nur aus der Sanskṛit-Grammatik herübergenommen.

Senart's Bemerkungen zeugen durchweg von voller Vertrautheit mit allen irgendwie in Frage kommenden Einzelheiten. Als unsern Wunsch möchten wir es aussprechen, dafs er bei der wohl noch von ihm in Aussicht stehenden Gesammtübersicht über den von Kaccâyana behandelten Stoff und die Art seiner Behandlung desselben einen Wortindex für die sûtra zu geben nicht verabsäumen möge. Auch die Aufnahme wichtiger Bestandtheile aus dem Commentar wäre ganz wünschenswerth. Zwar wird wohl das von Childers unternommene Pâli-Wörterbuch, dessen erster Theil ja bald

erscheinen soll, vermuthlich den gröfsten Theil der im Commentar enthaltenen Beispiele in sich aufnehmen; es ist aber immer wichtig, je auch den Einzelbestand eines Werkes klar übersehen zu können.

Das Wort samâjnâ (p. 11) findet sich bei Lâṭy. 6, 10, 28: tasmin (evaṃlakshaṇe pratihâre) nyâyyasamâjnâ (nyâyyasamâjnânam) ebenfalls in der Bedeutung saṃjnâ vor, in welcher es von Kaccâyana verwendet wird; eine Variante, von zweiter Hand, hat allerdings: samâkhyâ, aber der Calcuttaer Ausgabe zufolge liest auch Drâhyâyaṇa: samâjnâ.

---

41. Durga-Pûjâ, with notes and illustrat., by Pratâpa-Chandra Ghosha, B. A. Calcutta, 1871. printed at the Hindoo Patriot press, No. 168 Vârâṇasî Ghosha's street. (S. II. XXII. 83. LXX. 8°.) L. C.-Bl. nr. 30. p. 805—6.

Ein Vorwort des Editors des Hindoo Patriot unterrichtet uns davon, dafs derselbe den Verfasser kurz vor Beginn des Durga-Pûjâ-Festes im October v. Jahres zu einer Darstellung dieses „chief national festival of the Hindus of Bengal", und speciell der damit verbundenen Riten und Ceremonien veranlafst habe. Obschon in grofser Hast geschrieben, habe dann diese Darstellung doch so allgemeines Interesse erweckt, dafs eben ihr Wiederabdruck in der vorliegenden Form, unter Hinzufügung nämlich einer Einleitung und specieller Noten, sowie entsprechender Illustrationen, als zweckmäfsig erschienen sei. Wir können diesem Urtheile uns in der That vollständig anschliefsen und begrüfsen diese Abhandlung als einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Kenntnifs der Festbräuche des jetzigen Indiens überhaupt. Zwar (806) die in der Einleitung in nicht ungeschickter Weise vom Standpunkte der comparativen Mythologie aus vorgetragene Vermuthung, dafs Durgâ ursprünglich eine Form der Morgenröthe sei, wofür sich, was der Verf. übersehen hat, sogar noch anführen liefse, dafs Saṃdhyâ in der That personificirt als „wife of

Çiva“ (s. Wilson) erscheint, vermögen wir uns gegenüber dem Umstande, dafs die ältesten Angaben über die Durgâ keinen Anhalt dazu geben (s. Ind. Stud. 2, 187 ff.), nicht anzueignen. Aber die Schilderung des Festes selbst und insbesondere die in den Noten mitgetheilten allgemeinen sowohl als speciellen Angaben über die Utensilien, Sprüche, Vorstellungen und Bräuche des Tantra-Rituals (um dieses handelt es sich eben hauptsächlich) können wir nur als höchst instructiv bezeichnen, vorausgesetzt, dafs, wie in der That wohl anzunehmen, sie sich durchweg als authentisch bewähren. Sprachlich, in der Aufführung der Sanskṛit-Wörter, zeigen sich allerdings gelegentlich einige Mängel; im Ganzen indessen macht auch in dieser Beziehung die Arbeit durchweg einen Vertrauen erweckenden Eindruck. Was das eigentliche Opferritual betrifft, so erfahren wir u. A. hier, dafs, abweichend von dem Brauche der Çrautasûtra, wonach die Hostie durch Ersticken zu tödten ist, dieselben jetzt durch Enthauptung mit einem Schwertschlag oder durch Durchschneiden der Kehle (p. LV. LVI) getödtet werden.

---

42. Indische Sprüche, Sanskrit und Deutsch herausgegeben von Otto Böhtlingk. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 1. Theil: a — gha. 2. Theil: ca — bha. St. Petersburg, 1870. 1872. Vofs in Leipzig in Comm. (I: XVI, 436; II: VI, 511 S. 8°.) 1 Thlr. 27 Sgr.; 2 Thlr. 7 Sgr. L. C.-Bl. nr. 31. p. 828—30.

Zu der ersten Auflage der „indischen Sprüche“ in zwei Theilen Petersb. 1863. 1864 erschien bereits im folgenden Jahre (1865) ein dritter Theil als Nachtrag (v. 3360—5419). Durch die Erwerbung einer Handschrift des Subhâshitârṇava und andere neue Materialien wäre die Hinzufügung eines vierten Theiles indicirt gewesen. Böhtlingk entschlofs sich indessen, da dies manche Unbequemlichkeit mit sich geführt hätte (um einen Spruch, dessen Beginn gegeben, zu finden, hätte man nun an drei Orten nachschlagen müssen) zu einer Umarbeitung des Ganzen, wofür wir ihm, und der Peters-

burger Academie, unter deren Aegide das Werk erscheint, nur dankbar sein können. Die Vermehrung des Stoffes in dieser neuen Auflage ist eine sehr beträchtliche. (829) Da die 4649 Verse der vorliegenden beiden ersten Bände derselben nur 3404 Versen in den früheren drei Bänden entsprechen, so wird der Gesammtumfang dieser letztern (5419 Verse) sich sonach voraussichtlich fast um 2000 Verse vermehren. Um so dringender tritt nun aber das Bedürfnifs nach einer, wenn auch noch so gedrängten, doch annähernden Gesammtübersicht über den reichen Inhalt dieser Fülle von Einzelnheiten hervor. In Ermangelung eines besseren und völlig ausreichenden Eintheilungsprincipes billigen wir vollständig das von Böhtlingk adoptirte alphabetische, nach den Anfangsworten der Verse; davon zieht wenigstens der Sanskrit-Philologe Nutzen, der eben irgendwo einen Spruch findet, und nun (vorausgesetzt, dafs nicht etwa tückischer Weise gerade im Eingange eine Variante vorliegt!) denselben hier leicht verificiren kann; aber freilich auch nur er, und nur für diesen Fall! sonst aber, und für alle Anderen stetig, ist diese treffliche Sammlung wirklich ein subhâshitârṇava, d. i. ein auf- und niederwogendes „Meer schöner Aussprüche", worin Niemand sich zurechtfinden kann. Der anonyme Verfasser des indischen Werkes dieses Namens hat wenigstens seine Sprüche doch nach einigen wenigen allgemeinen Categorien geordnet, womit freilich auch nicht viel geholfen ist, da sich eben doch theils Vieles gar nicht recht einordnen läfst, theils das Auffinden auch so schwierig genug bleibt. Hier kann eben nur eine möglichst ins Detail gehende Inhaltsübersicht Aushülfe schaffen, die sich ihrem Schema nach etwa an die bereits auf indischem Boden vorliegenden Vorbilder der Art — wir meinen damit die synonymisch geordneten Wörterbücher, wie z. B. den Amarakosha — anlehnen könnte, und deren Stichwörter dann freilich aufserdem noch in einem alphabetisch geordneten Verzeichnifs zusammengestellt sein müfsten. Es ist dies eine Arbeit, die, nach Feststellung der Grundzüge, sehr gut einer jüngeren Kraft

(es braucht nicht einmal unbedingt ein Sanskritist zu sein!) übertragen werden könnte, und für die also Böhtlingk seine kostbare Zeit gar nicht zu opfern brauchte, die aber im Interesse der Verwerthung des reichen Inhalts im höchsten Grade zu wünschen ist. Sprachlich bieten ja diese Sprüche obschon eine reiche, durch das Petersburger Wörterbuch eben bereits völlig eingeheimste, lexicalische, doch keine grofse sonstige Ausbeute. Ihr Interesse concentrirt sich vielmehr fast ausschliefslich auf ihren Inhalt, und der wird nur durch eine Verarbeitung in der angegebenen Art allgemein zugänglich und nutzbringend gemacht werden können.

Die Vortrefflichkeit der Behandlung des gewaltigen Stoffes ist bereits so allgemein anerkannt, dafs darüber nichts zu sagen bleibt. Uebersetzung wie Conjecturen sind fast durchweg musterhaft. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, dafs nicht, wie Böhtlingk hier selbst bereits mehrfach schon seine früheren Auffassungen verbessert hat, so auch noch in manchen anderen Fällen seine Uebersetzung einer Correctur bedürftig sein sollte. Und es mögen hier wenigstens beispielshalber ein paar dgl. Stellen angeführt werden, bei denen dies, unserer Meinung nach, in der That nöthig ist. In der „eifersüchtigen“, leidenschaftlichen, nicht gerade „neidischen“ Anrede der Mâra-Frauen an Buddha in v. 3173 ist unmîlya cakshuḥ kshaṇam zu paçya zu ziehen: „an welche (Maid) denkst du, indem du Vertiefung heuchelst? Schlag doch nur einen Augenblick dein Auge auf und sieh uns an, die wir durch die Pfeile des Liebesgottes verwundet sind. Obgleich man dich ...“ — In v. 3435 scheint sidhyati passivisch = sâdhyate, ved. radhyati zu fassen: auch bei den Göttern kommt es vor, dafs ihnen ihr Feind nicht „gelingt“, d. i. dafs sie ihn nicht überwinden können, aufser durch (Erweckung seines) Vertrauens (das sie dann verrathen). Dadurch dafs die Diti ihm traute, d. i. dafs er sie berückte, ihm zu trauen, konnte Indra ihre Leibesfrucht zerstückeln. — In dem kuvalaya-Räthsel v. 1724 bedeuten die Worte prânte ca sambodhanam schwerlich: „was mag ... mit der Schlufssilbe

ein Vocativ sein?" was gar keinen faſslichen Sinn giebt, sondern sie beziehen sich auf das: (830) aye, und ayi saṃbodhane der Lexicographen, und sind zu übersetzen: „was dient in dem Schlusse als Partikel des Anrufs?" Auf die verschiedene Vocalisirung in diesem letzteren Falle kommt es ebenso wenig an, wie unsere Rebus und Worträthsel es mit der Orthographie genau zu nehmen pflegen.

---

43. Die Gaṇachandas, ein Beitrag zur indischen Metrik. Der philosophischen Facultät der Universität Jena zur Erlangung der venia docendi vorgelegt von C. Cappeller, Dr. phil. Leipzig, 1872. (IV, 122 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 31. p. 830.

Unter den indischen Versmaaſsen sind die sogenannten Mâtrâchandas, bei denen es nicht auf feste Silbenzahl, sondern nur auf die Zahl der Moren, d. i. Kürzen, ankömmt, unserm rhythmischen Gefühle sehr fern stehend. Die mannichfachen Wechsel, die dabei erlaubt sind, scheinen aller Regeln zu spotten. Und zwar zerfallen diese Metra in zwei Gruppen, in die mâtrâchandas κατ' ἐξοχήν und in die sogenannten gaṇachandas, bei denen dadurch doch noch eine besondere Schranke gesetzt ist, daſs sie sich, mit bestimmten Ausnahmen freilich, nur innerhalb fester, viermoriger Füſse — diese heiſsen eben gaṇa — bewegen dürfen. Geleitet durch die Namen, welche den einzelnen Variationen dieser gaṇachandas zukommen, und welche gröſstentheils auf Gesang hinführen, hat man schon lange das speciell musikalische Element dieser Metra erkannt. Der Verf. der vorliegenden Abhandlung hat nun aber speciell den Versuch gemacht, das tactische Verhältniſs derselben sowohl an und für sich als auch durch Vergleichung mit den Formen der griechischen und römischen Lyrik an's Licht zu stellen, und zu diesem Behufe in sehr dankenswerther Weise an etwa 1000 Strophen den factischen Bestand der darin für die einzelnen Versstellen vorliegenden Permutationen untersucht. Er verwendet dabei das Wort: Tact geradezu in der Bedeutung von gaṇa, als Name also

für die fünf Varietäten des viermorigen Fufses (⏑⏑⏑⏑, – –, – ⏑⏑, ⏑⏑ –, ⏑ – ⏑), indem er es zugleich als seine Ansicht hinstellt (Einl. p. 4), dafs der Ictus derselben stets auf ihrer ersten Silbe ruhe, diese resp. besonders zu betonen sei. In der kritischen Durchmusterung und Verwerthung des mit vieler Geduld und Umsicht gesammelten Stoffes zeigt er sich als einen gründlichen und scharfsinnigen Forscher, und macht u. A. mehrfach in glücklicher Weise metrische Bedenken gegen die überlieferte Form einzelner Verse geltend. Hierin ruht in der That überhaupt noch eine specielle Schwierigkeit derartiger Untersuchungen, dafs die zu benutzenden Texte vielfach noch nicht kritisch festgestellt sind. Insbesondere gilt dies z. B. von dem Saptaçataka des Hâla, dessen Text einstweilen ja nur auf einer einzigen, ziemlich incorrecten Handschrift beruht, somit noch nicht als ein irgend definitiver bezeichnet werden kann. Cappeller hat selbst bereits einige der metrischen Unzulänglichkeiten desselben zu heben gesucht, und andere werden sich gewifs noch im weiteren Verlauf der Arbeiten darüber beseitigen lassen.

---

44. Haag, Dr. Fr., zur Texteskritik und Erklärung des Mâlavikâgnimitra. I. Thl. Auszug aus dem Programm der Kantonsschule pro 1871/72. Frauenfeld, 1872. (54 S. 8°.)
L. C.-Bl. nr. 31. p. 830—32.

So verständig und tüchtig auch die Art und Weise ist, mit welcher der Verf. des vorliegenden Programms auf Grund der ihm vorliegenden Materialien, der Tullberg'schen Ausgabe nämlich, der Uebersetzungen des Ref. und Marazzi's, der Dissertation Cappeller's (1868), und der Bombayer Ausgabe von Shankar Paṇḍit eine kritische Reconstruction des Textes in Angriff nimmt, so können wir doch zunächst nicht umhin, es zu bedauern, dafs er sich nicht erst noch etwas weiter umgesehen hat, ehe er an seine Arbeit ging. Aus dem „Nachtrag“ zu der Uebersetzung des Ref. ergab sich bereits (p. 105. 107), dafs „Tullberg's kritischer Apparat“,

resp. eine vollständige Collation der Londoner Handschriften, die ihm bei seiner Ausgabe selbst nur in einer unzulänglichen (831) dgl. vorgelegen hatten, noch existirt, und damals in Stenzler's Händen sich befand. Dies zu ignoriren, und bloſs auf Grund der in T.'s Ausgabe mitgetheilten ungenügenden kritischen Notizen zu einer Vergleichung derselben mit den Angaben in der Shankar'schen Ausgabe (Bombay 1869) zu schreiten, ist eben jedenfalls ein gewagtes Unternehmen! Es sind ferner auſser dieser letztgenannten Ausgabe in Indien noch zwei andere Editionen dieses Drama's erschienen, von denen die eine (Bombay 1868) allerdings nur ein bloſser Abklatsch des Tullberg'schen Textes ist, die andere aber (Calc. 1870), durch Târânâtha Tarkavâcaspati veranstaltet, auch einigen selbstständigen Werth hat (in der Vorrede heiſst es curioser Weise, daſs das Werk: bhâratavarshe kadâ 'pi mudritam nâ ''sît, und doch gehen zwei Bombayer Ausgaben vorher! der Text beruhe, auſser auf Tullberg, auf zwei Mss., von denen das eine in Bengali-Schrift geschrieben sei). Beide Ausgaben sind in Trübner's Record längst aufgeführt, und waren durch Trübner auch leicht und ohne groſse Kosten zu beziehen. Es sind ferner auch sogar Bollensen's „Beiträge zur Erklärung der Mâlavikâ" (Bd. 13 der Zeitschrift der deutschen Morgenl. Ges., 1859) und des Ref. Erwiderung darauf (ebendas. Bd. 14, 1860) von Haag ganz unberücksichtigt gelassen, die doch beide ganz allgemein zugänglich vorliegen! Auch Benfey's specielle Besprechung der Uebersetzung des Ref. in den Gött. Gel. Anz. 1856, p. 1202 ff. hätte wohl Berücksichtigung verdient. Endlich wäre auch die von Klein, Geschichte des Drama's III, 326, betonte Beziehung der Mâlavikâ zur Ratnâvalî ins Auge zu fassen gewesen.

Wenn nun trotz dieser bibliograph.-literarischen Unzulänglichkeiten die Haag'sche Arbeit doch als ein dankenswerther Beitrag zur Textkritik der Mâlavikâ anzuerkennen ist, so beruht dies auf der sonstigen tüchtigen Ausrüstung Haag's dazu. Derselbe hat offenbar theils ihr selbst, theils den beiden andern Dramen Kâlidâsa's ein sehr eingehendes

Studium gewidmet, und sich dadurch mit dem Sprachgebrauche des Dichters vertraut gemacht. Auch zeigt er gesundes Urtheil und guten Blick, so dafs er vielfach gewifs das Rechte getroffen haben wird. Ein wohl nur scheinbares Mifsverständnifs liegt auf p. 41 vor, wo saudhânyatyarthatâpât mit „wegen der allzu grofsen Hitze der Paläste" übersetzt wird, somit ganz verkannt scheint, dafs saudhâni als Nom. Plur. zu fassen ist! da indefs einige Zeilen weiter Skankar Paṇḍit's richtige Auffassung des Wortes citirt wird, so liegt hier wohl nur eine nicht ganz klare Ausdrucksweise vor. Die Auffassung der Stelle selbst ist in der Uebersetzung des Ref. offenbar dem von Shankar und Haag Bemerkten gemäfs zu ändern. — Jedenfalls hat Haag mit dem ihm zur Disposition stehenden Material ganz Anerkennenswerthes geleistet, und wir können nur wünschen, dafs er, einmal só weit vorgegangen, nun auch noch den Rest des Drama's in ähnlicher Weise behandle, auf die Gefahr hin freilich, dafs die bereits jetzt vorhandenen und noch mehr die noch weiter in Aussicht stehenden neuen Hülfsmittel bald manche seiner Vorschläge einfach ad acta verweisen werden.

In dieser letzteren Beziehung ist nämlich bereits jetzt bekannt, dafs „Tullberg's kritischer Apparat" seit einiger Zeit in Bollensen's Hände gelangt ist, der sich mit einer neuen Ausgabe des Drama's beschäftigt, und dafs derselbe aufserdem auch bereits F. E. Hall's Handschriften desselben zugesandt erhalten hat. Gegenüber der trotz mancher Ausstellungen immerhin recht tüchtigen Arbeit Shankar Paṇḍit's, ist es im Uebrigen jedenfalls dringend zu wünschen, dafs eine solche neue Ausgabe von Seiten eines europäischen Gelehrten sich auch in Bezug auf die Londoner Handschriften nicht blos auf Nutzbarmachung jener vor langen Jahren gemachten Collationen Tullberg's beschränke, sondern dafs dieselben ebenfalls neu collationirt werden. Es ist dazu auch alle Aussicht vorhanden, da die Berliner Academie den vorjährigen Ertrag der Bopp-Stiftung am 16. Mai d. J. Herrn Dr. R. Pischel zuerkannt hat, und zwar speciell zu dem

Zwecke (832) einer Reise nach England, um dort eben das handschriftliche Material für die Werke Kâlidâsa's neu zu untersuchen. Es ist endlich — last not least — in neuester Zeit im südlichen Indien auch ein Commentar zu unserem Drama von Kâṭavema, dem Scholiasten der Devanâgarî-Recension der Çakuntalâ, aufgefunden worden, und durch A. Burnell's gütige Vermittelung eine Copie davon, in Telinga-Schrift, an R. Rost in London gelangt, so dafs auch für die materielle Texterklärung nunmehr eine festere Grundlage, als bisher, in Aussicht steht.

---

45. A digest of Hindu Law on contracts and successions, with a commentary by Jagannâtha Terkapanchánana. Translated from the original Sanscrit by H. T. Colebrooke, Esqu. Third edition, carefully revised. Complete in two volumes. Vol. I. XXXVI, 466. Madras, 1864. J. Higginbotham. Vol. II. XIV, 640. Ebendas. 1865. (gr. 8°.) Original-Preis: 30 Rs. (20 Thlr.) L. C.-Bl. nr. 32. p. 864—65.

Die vorliegende Ausgabe des berühmten Werkes ist zwar schon vor mehreren Jahren erschienen, ihre Existenz bei uns indefs noch so unbekannt, dafs es zweckmäfsig erscheint, hiermit auf dieselbe aufmerksam zu machen. Das Werk erschien zuerst in vier Bänden (Calc. 1797, 1798), dann in drei (London 1801) und ist eben seit langer Zeit schon nur höchst selten und mit grofsen Kosten aufzutreiben gewesen; freilich ist auch der Preis dieser Ausgabe immerhin noch hoch genug, um die Anschaffung Manchem zu erschweren, der das Buch trefflich brauchen könnte.

Bekanntlich ist dasselbe eine Sammlung von Stellen alter Rechtslehrer, die auf Veranlassung der indischen Regierung durch einen ausgezeichneten Juristen in Bengalen, der noch im Jahre 1815 in dem hohen Alter von 108 Jahren daselbst lebte und als Lehrer wirkte, veranstaltet und mit einem speciellen Commentar ausgerüstet ward. So weit wir wissen, ist das Sanskrit-Original, der vivâdabhangârṇava, nie gedruckt

worden, das Werk des Jagannâtha vielmehr eben nur in dieser englischen Uebersetzung Colebrooke's (die Vorrede datirt aus Mirzapore Dec. 1796) erschienen. Es hat sich durch die treffliche Anordnung, die Zuverlässigkeit seiner Angaben und die Schärfe seiner Deductionen, trotz mancher seitdem im gerichtlichen Verfahren eingetretenen Veränderungen, die Geltung einer „standard authority" erworben, und die Colebrooke'sche Uebersetzung ist allgemein als ein Musterwerk anerkannt, wie ja fast alle Arbeiten dieses trefflichen Mannes den Stempel der Meisterschaft tragen.

Die vorliegende Ausgabe zeichnet sich nun aber vor den beiden früheren noch und zwar nicht unerheblich aus, indem es nämlich dem Verleger gelungen war, für dieselbe in einem „able and experienced judicial officer" (leider ist sein Name nicht genannt) einen „Editor" zu finden, dessen Noten (auch zur Vorrede) in literargeschichtlicher, sprachlicher und sonstiger Beziehung wirklich ganz vortrefflich zu nennen sind. Sie sind fortlaufend numerirt, und dadurch, so wie (aufser in der Vorrede) durch die Marke: Editor, von den Originalnoten kenntlich geschieden, reichen aber leider nicht weit, nur bis p. 186 des ersten Bandes, von wo an die zweite Ausgabe einfach verbatim abgedruckt ist. Es ist dies sehr zu bedauern, obschon es immerhin besser ist, dafs das Werk nun wieder einmal fertig vorliegt, auch ohne diesen Schmuck, als wenn es um seinetwillen auf die lange Bank geschoben und wo möglich gar nicht erschienen wäre. Für eine neue Ausgabe, die denn doch voraussichtlich auch wieder, und hoffentlich bald, nöthig werden wird, möchten wir indessen die Fortführung dieser Noten als sehr wünschenswerth bezeichnen. Als für die gegenwärtige Lage geradezu unumgänglich nothwendig aber stellen wir an eine solche noch eine andere Forderung, die nämlich, dafs bei jedem Autor, wenn irgend möglich, die Stelle seines Werkes genau angegeben werde, in welcher sich der aus ihm citirte Ausspruch vorfindet. Als Muster hiefür mufs der neuerdings von R. West und G. Bühler zusammengestellte Digest of Hindu Law

(Bombay 1867, 1869) gelten, welcher stets ganz specielle Auskunft über die citirten Auctoritäten giebt. Solche Citate, wie: Manu, Yâjnavalkya, Kâtyâyana, Vishṇu etc. genügen jetzt nicht mehr; man will die Stellen in richtiger Citatform, nach Buch, Vers etc. vor sich haben, um bequem auf die Originale selbst recurriren zu können, die ja zum großen Theile jetzt eben bereits gedruckt vorliegen. Zur Orientirung über den reichen Inhalt folge hier eine kurze Uebersicht. Erstes Buch, Schuldrecht. Darlehen und Contracte darüber. Zinsen, Wucher. Pfandrecht, Hypotheken. — Zweites Buch. Deposita, Bürgschaften. Verkauf ohne Eigenthumsrecht (Hehlerei). Societäts- (865) recht. Beschränkung des Veräußerungsrechts. — Drittes Buch. Nichterfüllung von contractlichen und anderen Verbindlichkeiten. Vorenthaltung von Lohn und sonstige Verhältnisse zwischen Herren und Dienern (Sclaven). — Viertes Buch. Eherecht. Pflichten des Mannes, der Frau, der Wittwe. — Fünftes Buch. Erbrecht. Erbfolge. Adoption. Ausschluß vom Erbe. Theilung des Nachlasses. Rechte der Miterben. Nachfolge von Seitenverwandten. Hinterlassenschaft von Frauen.

---

46. Ṛig-Veda-Sanhita, the sacred hymms of the Brahmans, together with the Commentary of Sâyaṇâchârya. Edited by F. Max Müller. Vol. V. Published under the patronage of the right honourable Her Majesty's Secretary of State for India in Council. London, 1872. Wm. H. Allen & Co. (LVIII, 615, 400 S. gr. 4°.)
L. C.-Bl. nr. 42. p. 1143—46.

Als wir in unserer Anzeige des vor zehn Jahren erschienenen vierten Bandes dieser wichtigen Ausgabe in diesen Blättern (s. jetzt Indische Streifen 2, 233) unsere Freude darüber aussprachen, daſs das Erlöschen der „East India Company“ wenn auch leider eine längere Unterbrechung (vol. III war 1856 erschienen), doch eben keinen Abbruch ihrer Publication herbeigeführt habe, konnten wir freilich

nicht ahnen, dafs der weitere Fortgang derselben nunmehr zwar nicht, wie nach Müller's eigener Darstellung (pref. p. LXXVI) das Erscheinen jenes Bandes, durch rein äufserliche Hindernisse, wohl aber durch Müller selbst bedroht und gefährdet sein werde. Niemand wohl von uns hätte aus den Worten, die sich am Schlufs jener Vorrede finden: „my own contributions can for the future be but small" dás entnommen, was dieselben, dem Eingange seiner Vorrede zu dem vorliegenden Bande zufolge, wirklich besagen sollten, dafs nämlich Müller damals „hardly imagined that it would still fall to my lot to bring out the remaining two volumes of this work!" So etwas wäre auf wissenschaftlichem Gebiete wohl kaum noch da gewesen! Zwei Drittel, oder besser, fast vier Fünftel eines solchen Werkes zu vollenden, und dann auf einmal — geradezu Strike machen! die Arbeit ganz liegen lassen wollen, als truncus! Und eigentlich aus, wissenschaftlich betrachtet, gar keinen (1144) Gründen! Nun, wir wünschen Müller sowohl, wie uns selbst, Glück dazu, dafs er sich schliefslich doch eines Besseren besonnen hat, und die Arbeit, wenn auch nicht in dem Anerkenntnifs, dafs ihre Vollendung eine Art Ehrenpflicht sei, so doch eben so zu sagen aus Deferenz gegen die Wünsche seiner Collegen, wieder aufnimmt, und „if life and health be spared" ohne weitere Unterbrechung zu vollenden beabsichtigt. Quod D. b. v.!

Es ist allerdings störend zu wissen, dafs es in Indien ein ganz vollständiges Manuscript von Sâyaṇa's Commentar giebt, welches (pref. p. XVIII) nach Haug's Zeugnifs (s. Ind. Stud. 9, 175) „bears the date of Saṃvat 1526, AD. 1470", und nicht dazu gelangen zu können, sondern sich mit ganz modernen, vielfach ungenügenden, und besonders nach dem Schlusse des Werkes hin immer ungenügender werdenden Abschriften behelfen zu müssen! indessen — das Bessere ist der Feind des Guten, und „das Halbe ist besser wie das Ganze", hat schon der weise Grieche (Thales war es ja wohl) gesagt. Jedenfalls hat Müller mit dem ihm zu Gebote

stehenden Material im Wesentlichen geleistet, was irgend zu leisten war. Besondere Schwierigkeiten machen in dieser Beziehung die in den Commentar eingestreuten Citate aus anderen vedischen Texten etc. In einer derartigen, speciminis caussa schon früher von Müller behandelten, und auch hier in der Vorrede wieder speciell erörterten Stelle vermiſst Ref. irgend welche Bezugnahme auf einige Textverbesserungen dazu, die er seinerseits ebenfalls bereits früher, eben bei Erwähnung jener ersten Behandlung derselben durch Müller, vorgeschlagen (Ind. Stud. 10, 83), und die ihm noch jetzt unumgänglich erscheinen (der betreffende Hymnus selbst erscheint übrigens erst im nächsten Bande); es ist zu lesen: na (doch kann allenfalls auch: taṃ bleiben) ha smâ 'nagnau nidhâyau "danaṃ pacato 'gnau mâṅsam, athâ 'surânnaṃ jagdhve 'kshvâkavaḥ parâbabhûvuḥ, und: pramattasyâ 'sum âhṛityâ 'ntaḥparidhi nyadhattâm.

Einen besonderen Werth erhält dieser Band, der den Text des Ṛik bis zum Ende des siebenten ashṭaka führt, durch die in besonderer Paginirung beigegebene erste Hälfte eines vollständigen Index verborum. Freilich ist dieser Index nicht direct ad hoc gemacht, sondern aus zehn Indices zu den einzelnen maṇḍala entstanden, die sich Müller vor Zeiten selbst angefertigt, die dann für ihn copirt und zu einem Index vereinigt, endlich durch „a young Sanscrit scholar, who once more carefully verified every reference, before the Ms. was sent to Press“ superrevidirt wurden. Der Name dieses jüngeren Gelehrten hätte wohl genannt werden sollen, denn, wenn er wirklich dies gethan, jede Stelle verificirt hat, so ist dies eine so bedeutende Arbeit, daſs ihm dafür mehr als ein blos pecuniärer Lohn gebührte. Wir haben einige Artikel herausgegriffen, und sie in der That in dem, was sie geben, völlig zuverlässig gefunden. Aber wenn sich auch bei speciellerer Benutzung allerhand Defecte, Miſsgriffe und Versehen herausstellen sollten, was bei solcher Arbeit, zumal wenn sie in dieser Weise entstanden ist, kaum irgend zu vermeiden sein möchte, — es bleibt dieser Index

jedenfalls eine äufserst dankenswerthe Gabe. Zwar können wir freilich nicht bergen, dafs er uns in einigen Beziehungen allerdings doch etwas zú wenig bietet, zusehr eben blos eine „rudis moles“ ist. Wir meinen damit vor Allem jene Fälle, wo „two words happen to have the same outward form and the same accent“ und deshalb nun hier im Index „not separated“ erscheinen, obschon sie „differ in their meaning and in their grammatical character“. Diese Fälle sind durchaus nicht so „rare“, wie Müller angiebt; allerdings aber hätte ihre Scheidung eben eine exegetische Vorarbeit vorausgesetzt. Es gehören hierher Wörter wie ajáḥ (√aj oder √jan), áditim (√dâ, dadâti und √dâ, dyati), ándhas Dunkel und ἄνθος, ápât (√pâ trinken und √pâ schützen), áyaḥ (√i 2 p., und aes), áyâmi (√i 1 p., und √yam), aryáḥ (verschiedene Casus von arí und Nom. Sgl. von aryá), áva (√av (1195) 2 p., und Präposition), ávaḥ (√av 2 p. und das Substantivum) etc. Es hat ferner der unbedingte Anschlufs an den padapâṭha manches Mifsliche. Wir entbehren dadurch eben alle die Formen, welche im Saṃhitâ-Text eine Veränderung erfahren, die im Pada-Text nicht markirt ist, also z. B. alle finalen Verlängerungen, alle Fälle wo anlautende Dentalis lingual wird etc. Ein ganz besonderes Curiosum der Art ist es, dafs das Wort iva anscheinend im Ṛik gar nicht vorkommt. Der padapâṭha hat nämlich die Marotte, dasselbe stets als mit dem vorhergehenden Worte componirt aufzuführen; selbstständig kommt es darin also gar nicht vor. Dieser Mangel ist in der That von Uebel. Bekanntlich gehören die Vergleiche mit zu den für uns interessantesten Punkten der dichterischen Darstellung. Man kann sich aber über sie aus diesem Index hier, wenigstens was die gewöhnlichste Vergleichspartikeln betrifft, gar keine directe Auskunft holen; iva fehlt eben ganz darin, und die zweite Partikel der Art, na, hat leider das Mifsgeschick zugleich Negations-Partikel zu sein; beide Functionen derselben sind aber hier im Index nicht geschieden, man mufs vielmehr c. 1400 Stellen nachsehen, um dies zu thun; dies hätte eben am Besten bei deren

Verification, die ja doch je einzeln statt gefunden hat, geschehen können, resp. sollen. — Alle diese kleinen Desiderata thun indeſs der hohen Bedeutung und Wichtigkeit dieser groſsen Arbeit keinen wesentlichen Eintrag; der „Index" bleibt eine vortreffliche, überaus willkommene Zugabe. Wir heben aus dem reichen Inhalte desselben ein Wort heraus, welches neuerdings von M. Müller selbst in seiner Straſsburger Antrittsvorlesung in einer eigenthümlichen, aber wie uns scheint, ganz unberechtigten Weise benutzt worden ist. Er macht es nämlich darin als eine specielle Uebereinstimmung geltend, daſs wie im Griechischen *Ζεύς* im Nominativ den Acut, im Vocativ den Circumflex habe, dasselbe auch im Sanskrit der Fall sei. Und in der That findet sich allerdings an einer Stelle des Ṛik (6, 51, 5) das Wort dyaus als Vocativ wirklich mit dem svarita-Accent vor. Es ist dies indessen nur ein ganz äuſserliches Zusammentreffen, wie denn ja überhaupt der vedische svarita und der griechische Circumflex durchaus nicht [direct] zu identificiren sind. An jener Stelle nämlich haben wir das Wort dyaus zweisilbig (di-aus) zu skandiren, und es ist daselbst einfach, wie alle Vocative, âdyudâtta, also dí-aus zu sprechen. Bei der in der vorliegenden Textredaction vorgenommenen secundären Verwandlung des i in den Halbvocal y muſste, den gewöhnlichen Regeln nach, der udâtta des i in den svarita sich verwandeln.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um unsere Genugthuung darüber auszusprechen, daſs M. Müller für Straſsburg definitiv gewonnen scheint. Für bloſse „Gastrollen" sind unsere Universitäten freilich sich nicht eignend; zu der festen Gewinnung Müller's aber könnten wir der Straſsburger „universitas litterarum" nur Glück wünschen, da er für die dortigen Verhältnisse in jeder Beziehung der richtige Mann scheint. Auch können wir es von patriotischem Standpunkte aus nur als eine Pflicht der Dankbarkeit bezeichnen, daſs Deutschland die erste Gelegenheit, die sich darbot, nicht hat vorüber gehen lassen, den angesehenen Gelehrten wieder zu

gewinnen, der auch im Auslande nie aufgehört hat, warm für die deutsche Sache, wo sich irgend Gelegenheit bot, einzutreten. Gerade den allerhand literarischen Differenzen gegenüber, die Ref. mit Müller gehabt hat und die allerdings hie und da sogar auch, ohne des Ref. Schuld übrigens, einen anderen als sachgemäfsen Charakter angenommen haben, glaubt derselbe um so weniger mit dieser seiner unumwundenen Anerkennung zurückhalten zu dürfen. Hoffentlich bringt die Uebersiedlung Müller's in die Heimath nicht etwa wieder Gefahren für die definitive und baldige Vollendung dieser Ausgabe des Ṛik, seines grofsen Lebenswerkes, mit sich, welches für die Wissenschaft und ihre Geschichte doch vermuthlich diejenige seiner Arbeiten ist, welche die dauerndste und nachhaltigste Wir- (1146) kung, auch in die ferne Zukunft hin, ausüben wird, von wie hoher Bedeutung auch die übrigen für die Mitlebenden gewesen sein mögen und noch lange sein werden. Er hätte sich gewaltig im Lichte gestanden, wenn er dieselbe wirklich, noch dazu ohne Noth, als Torso hätte zurücklassen wollen!

---

47. Bibliothèque Orientale, publiée sous la direction d'un comité scientifique international. Chefs d'oeuvre littéraires de l'Inde, de la Perse, de l'Égypte et de la Chine. Tome premier. Rig-Véda ou livre des hymnes, traduit du Sanscrit par A. Langlois, membre de l'Institut. Deuxième édition, revue, corrigée et augmentée d'un Index analytique par Ph. Ed. Foucaux. Paris, 1872. Maisonneuve et C[ie]. (614 S. gr. Lex.-8. zweisp.) L. C.-Bl. nr. 52. p. 1447—49.

Ueber die geringe Bedeutung, welche die Langlois'sche Uebersetzung der Ṛik-saṃhitâ (Paris 1848—51) für das philologische Verständnifs derselben hat, ist unter den Fachleuten von Anfang an Uebereinstimmung gewesen. Dabei war sie indessen doch, solange der Text nicht vollständig vorlag, auch für sie von einem gewissen Werthe, weil man sich theils von dem Inhalte des ganzen Werkes dadurch eine

anschauliche Vorstellung erwerben konnte, theils auch im einzelnen Falle eines gegebenen Citates daraus ein ungefähres Bild von dem, was der Text etwa enthalten mochte, sich zu entnehmen im Stande war. Seit indessen durch Aufrecht (1861. 1863) der Originaltext allgemein zugänglich gemacht worden ist, hat natürlich der Nutzen der Langlois'schen Arbeit in beiden Beziehungen, wenigstens für alle diejenigen, die eben den Text selbst zu benutzen im Stande sind, ganz aufgehört. Ihre Repristination in dem vorliegenden stattlichen Bande hat daher nur für das gröfsere Publikum Bedeutung, für welches natürlich der erste der obigen beiden Gesichtspunkte noch immer mafsgebend bleibt. Freilich ist Jedem, der Englisch lesen kann, dringend zu rathen, dafs er sich für die gröfsere Hälfte des Werkes lieber an die so weit reichende Wilson'sche Uebersetzung halte (1850—1866), die denn doch auf einer philologisch (1448) viel solideren Basis ruht. Das erste Buch liegt ja im Uebrigen noch in Rosen's lateinischer und Benfey's deutscher Uebersetzung vor; auch sind ja einzelne Hymnen mehrfach anderweitig übersetzt, u. A. zwölf an die Winde gerichtete von Max Müller 1869 unter dem Titel: „Ṛig-Veda-Sanhita, the sacred hymns of the Brahmans, translated and explained vol I", und zwar mit dem Anspruch, „without presumption, the first translation of the ancient sacred hymns of the Brahmans" zu sein. Trotz alledem bleibt aber für die letzten drei Bücher Langlois' Arbeit, wie mangelhaft sie auch factisch ist, doch noch immer das einzige Werk, aus welchem der Laie sich direct ein Gesammtbild schöpfen kann. Nur möge er eben von vorn herein gewarnt sein, auf Einzelnheiten nicht zuviel Gewicht zu legen, sondern sich mit dem Totaleindruck zu begnügen.

Leider ist dieser Sachverhalt aber in der vorliegenden Ausgabe auch mit keiner Silbe angedeutet. In der von Max. Grazia und Jules David unterzeichneten Introduction p. 21—38, welche von orthographischen und anderen Verstöfsen gegen das Sanskṛit voll ist (Gotâma, Vamadeva,

Bharadvadja, Kakshivan, Usha, Dirghâtamas, Aqvameda, Nirritti, Patha l'arbre de la science sacrée etc.), somit eben offenbar von Laien herrührt, ist Langlois' Uebersetzung vielmehr durchweg als wirklicher Ausdruck des Originals behandelt. Ein kurzer Avis auf der Rückseite des Separattitels bezeichnet sie nicht nur als: la seule complète en langue française (diese letzteren drei Worte thun ihr übrigens Eintrag; sie ist überhaupt: la seule complète) sondern auch als: „éminemment littéraire". Jene ganze Einleitung hat im Uebrigen überhaupt etwas sehr Befremdliches; da Foucaux's ehrenwerther Name auf dem Titel steht, so hätte man billig erwarten sollen, dafs dieselbe von ihm selbst herrühren würde! Als Eugène Burnouf's Nachfolger auf dem Sanskrit-Catheder am Collége de France hätte er sich bei solcher Gelegenheit von jenen beiden Herren, zumal er auch selbst mit ihnen Mitglied des Redactions-Comité's der Bibliothèque Orientale ist, nicht bei Seite schieben lassen, resp. unter solchen Verhältnissen seinen Namen zu dieser Publication hier gar nicht hergeben sollen. Damit hätte er freilich überhaupt wohl besser gethan! denn so, wie der Titel abgefafst ist, berechtigt er zu der Annahme, dafs Foucaux weit mehr für diese Ausgabe geleistet habe, als factisch der Fall ist. Es heifst da: révue, corrigée et augmentée d'un Index analytique. Dieser „Index" zunächst fehlt vollständig, davon ist auch nicht die geringste Spur vorhanden, und es ist dies um so mehr zu urgiren, als Langlois' eigne Arbeit wirklich einen ganz dankenswerthen Index hat (vol. IV, 513—544)! Was sodann die Revision betrifft, so beschränkt sich dieselbe, soweit Ref. sehen kann, einfach nur darauf, dafs die bei Langlois am Ende jedes Bandes stehenden Noten hier unter den Text gesetzt, und die darin enthaltenen Verweise der hiesigen Paginirung angepafst sind. Dabei ist man aber, wie es scheint, mit solcher Eile im Druck vorgegangen, dafs ein am Ende des vierten Bandes (p. 511) befindlicher Nachtrag zu einer Note im ersten Bande ganz übersehen worden ist. Auch sind die Hymnen wieder ebenso, wie bei Langlois

selbst, nur innerhalb der einzelnen adhyâya gezählt, nicht im ashṭaka fortlaufend, noch viel weniger natürlich der maṇḍala-Eintheilung nach, was höchst unbequem für das Auffinden ist. Es bleibt somit im Wesentlichen nur die „Correctur" der Druckbogen als wirkliche Leistung Foucaux's übrig.

Ueber den Zweck der „Bibliothèque Orientale" giebt das Vorwort (p. 3—17), unterzeichnet Max. Grazia, A. Pino, Auskunft; auch ist das Namensverzeichniſs der 30 Mitglieder des Comité Supérieur Consultative (fondé en 1868), der 6 des Redactions-Comité's (zu den bereits genannten Namen treten noch H. Dunant und F. G. Eichhoff) sowie von 104 membres correspondents du Comité vorgedruckt. Darunter sind denn allerdings einige illustre Namen, im Ganzen indeſs doch nur (1449) wenige. Vielmehr vermiſst man („wenn schon, denn schon", sagt der Berliner) nicht nur die Namen mehrerer der bedeutendsten Orientalisten Frankreich's, wie Stan. Julien, Jul. Mohl, Caussin de Perceval, Dulaurier, Defremery, Regnier, Renan, — von den tüchtigen jüngeren Kräften, den Mitarbeitern der trefflichen Revue critique: Michel Bréal, A. Barth, Abel Bergaigne, Léon Feer gar nicht zu reden —, sondern es sind auch dagegen eine ganze Zahl von Männern genannt, die unseres Wissens mit dem Orient gar nichts zu thun haben, von dieser Benutzung ihres Namens übrigens vielleicht überhaupt gar nichts wissen. Ein Curiosum der Art ist: Weber (W.), membre correspondent de l'Institut, Allemagne. Ref. kann natürlich nicht gemeint sein, da der Taufname nicht paſst; er entsinnt sich auch nicht, jemals mit dem „Comité" der Bibl. Orientale in „Correspondenz" gestanden zu haben. Und W. Weber in Göttingen, der einzige Namensgenosse des Ref., auf welchen obige Bezeichnung noch passen würde . . . .?? Vermuthlich ist's doch nur ein artiges Quidproquo! Dieser ganze stattliche Stab von 140 Personen nun ist zusammengebracht, um — einige Bände von zum allergröſsten Theile bereits gedruckten Uebersetzungen herzustellen! Tant de bruit pour une omelette! dieser Ausruf drängt sich Einem da unwillkürlich auf.

Reclame in optima forma! — Der Inhalt des zweiten Bandes ist auf dem Umschlag auch bereits angegeben: hymnes Sanscrits, Persans, Egyptiens, Assyriens et Chinois. Indien wird dabei durch eine zweite „Einleitung“ der Herren Max. Grazia und Jules David und durch Uebersetzungen von Barth. St. Hilaire, Pauthier, Foucaux (zum Theil nach Wilson), Langlois, Fauche vertreten sein. Zu Persien wird Eichhoff eine „Einleitung“ liefern, und eigene Uebersetzungen aus dem Avesta „d'après les versions de Spiegel et de Haug“, die hier also in brüderlicher Eintracht vereinigt erscheinen. Was Einem in der Welt nicht doch Alles passiren kann!

47a. Zur Notiz. L. C.-Bl. 1873. nr. 3. p. 93—94.

Mit Beziehung auf die Anzeige der Bibliothèque Orientale in No. 52, p. 1447 fg. des vorigen Jahrgangs dieses Blattes bringen wir den nachstehenden Briefwechsel zur Kenntnifs unserer Leser.

Paris, 9. Janvier 1873.

Monsieur!

J'ai l'habitude d'accepter la responsabilité de ce que je fais mais de ce que je fais seulement. En voyant dans le „Litterarisches Centralblatt“ 28. Dec. dernier un article où mon nom est accompagné de reflexions peu bienveillantes, je vous dirai:

1. Le titre de la Bibliothèque Orientale a été fait sans que j'aie été sonsulté; Ce titre n'est pas le titre primitif. Le livre ayant été vendu à cause de la dissolution de la Société, M. Maisonneuve, acquiéreur des exemplaires, a fait faire un nouveau titre avec son nom.
2. Je n'ai en aucune manière revu le texte français de la traduction du Rigvéda de Langlois.
3. Quant au Comité de rédaction, je ne sais ce qu'il a fait, car je n'ai jamais assisté a ses réunions.

Des trois choses qui précédent je n'ai donc pas à m'occuper.

J'avais fait pour mon usage l'index analytique, on me l'a demandé et je l'ai donné; à cela, et à cela seulement se borne ma collaboration à la nouvelle édition du travail de Langlois.

Il n'y a de moi dans les 2 volumes que les hymnes bouddhiques du Lalitavistara.

Au reste, j'imagine que tous ceux qui sont cités dans le Comité supérieur consultatif n'ont, pas plus que moi, délibéré un seul instant, car l'affaire de la Bibliothèque Orientale n'a jamais, que je sache, fonctionné regulièrement, et c'est justement pour cela qu'elle n'a pas réussi.

Voilà ce que j'aurai dit si l'on m'avait demandé quelques détails sur cette publication et ce que je tenais à vous dire pour que vous sachiez au juste ce qui est vrai et ce qui ne l'est pas.

Veuillez, je vous prie,
agréer mes salutations

P. E. Foucaux.

Geehrter Herr und College!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Zuschrift vom 9. d., die mir wahrhafte Freude gemacht hat. Ich werde nicht verfehlen, dieselbe sofort durch das Literarische Centralblatt publici juris zu machen, um Ihnen in jeder Weise gerecht zu werden. Nur dás begreife ich nicht, warum Sie, wenn die Sachen só stehen, so lange (94) geschwiegen und damit Ihrem „ehrenwerthen Namen“ entschieden geschadet haben. Es gereicht mir zu einer besonderen Freude, dafs gerade meine Anzeige für Sie Veranlassung geworden ist, dieses Schweigen zu brechen und dadurch jenen Makel von sich abzuwehren.

In herzlicher Hochachtung ergebenst

Berlin, 11. Januar 1873.

A. Weber.

1873.

48. Sanskrit-English Dictionary etymologically and philologically arranged with special reference to Greek, Latin, Gothic, German, Anglo-Saxon and other cognate Indoeuropean languages. By Monier Williams, Boden-Professor of Sanskrit in the University of Oxford. Oxford, 1872. (XXVIII, 1186 S. 4°.) L. C.-Bl. nr. 6. p. 176—77.

Gutem Vernehmen nach ist von diesem erst im Laufe des vorigen Sommers erschienenen Werke die ganze Auflage von 1000 Exemplaren bereits soweit verkauft, dafs der Verf. schon an eine neue Ausgabe zu denken sich genöthigt sieht. Bei einem Werke von diesem Umfange ist dies jedenfalls ein Beweis dafür, wie sehr dasselbe einem lebhaft gefühlten Bedürfnifs entgegenkommt. Die beiden ersten Auflagen von Wilson's Dictionary sind eben kaum noch zu haben, resp. zu bezahlen. Die angebliche dritte Auflage ist unter Goldstücker's Händen zu etwas ganz Anderem geworden, und davon eben nur ein nicht einmal den ersten Buchstaben umfassender Torso erschienen. Eine neuerdings in Indien publicirte Abbreviatur des Wilson'schen Werkes leidet, so verdienstlich sie auch sein mag, doch eben durch diesen ihren Charakter. Benfey's Dictionary, dessen Auflage auch bald erschöpft sein soll, ist nicht umfangreich genug. Kurz, es war in englischer Sprache nichts vorhanden, was dem Bedürfnifs entsprach, die ungeheuren Fortschritte, welche die indische Lexicographie in neuerer Zeit, insbesondere durch das Petersburger Wörterbuch gemacht hat, dem betheiligten Publicum anschaulich und bequem vorzuführen.

Dieses Werk selbst ist theils noch nicht ganz vollendet, theils dadurch, dafs es deutsch geschrieben ist, dem indischen Publicum gänzlich, aber auch dem englischen gröfstentheils, verschlossen (es ist wirklich wundersam, wie wenig im grofsen Ganzen die englischen Gelehrten Deutsch verstehen; die Indologen machen noch eine rühmliche Ausnahme, aber auch unter ihnen giebt es viele, die Lassen's Schriften z. B. nie im Original gelesen haben). Da ist es denn kein Wunder, wenn ein Werk, wie das vorliegende, das sich die Aufgabe stellt, unter Bei- (177) seitelassung aller Citate nur den bisjetzt ermittelten Thatbestand in knapper Form zu condensiren, die beste Aufnahme findet. Wissenschaftliche neue Resultate liegen darin, von gelegentlichen kleinen Verbesserungen etwa abgesehen, nicht vor, das Ganze aber ist überaus praktisch geordnet, und präsentirt sich in zwar sehr kleinem, aber sehr klarem und correctem Druck, übersichtlich und geschmackvoll angeordnet. Nur die Wurzeln, resp. Hauptwörter sind in Devanâgarî, zugleich aber auch in lateinischer Umschrift, Ableitungen und Composita dagegen nur in letzterer gegeben; die mit Präpositionen etc. componirten Verba stehen aus Bequemlichkeitsrücksichten nicht unter der Wurzel, sondern je für sich.

Zahlreiche Vergleichungen der übrigen indogermanischen Sprachen sind eine sehr dankenswerthe Beigabe für den praktischen Gebrauch. Ebenso die mehrfachen speciellen Angaben mythologischer Art, sowie gelegentlich einige andere dergleichen aus den Gebieten der Literaturgeschichte etc.

---

49. Grammar of the Sindhi language, compared with the Sanskṛit-Prâkṛit and the cognate Indian vernaculars, by Dr. Ernest Trumpp. Printed by order of her Majesty's Government for India. London, 1872. Trübner & Co. Brockhaus in Leipzig in Comm. (16, L, 540 S. 8°.) 6 Thlr. L. C.-Bl. nr. 6. p. 177—78.

Dies ist eine gar stattliche Arbeit, die ihrem Verf., welchen die Indische Regierung wegen seiner schon bewährten

Verdienste auf diesem Gebiete seit einigen Jahren mit der Uebersetzung des Sikh Granth, der heiligen Schriften der Sikhs, betraut hat, alle Ehre macht. Das Sindhi ist eine rein sanskṛitische Sprache, und hat sich lautlich wie grammatisch in manchen Beziehungen ziemlich alterthümlich gehalten, daneben freilich auch eine ganze Zahl höchst eigenthümlicher selbstständiger Erscheinungen entwickelt, so daſs es einen weit gröſseren Reichthum an grammatischen Formen zeigt, als irgend einer der neuindischen Schwesterdialekte. Einer der interessantesten Puncte in dieser Beziehung ist die specielle Hinneigung zu den iranischen Dialekten, die sich theils durch die vielfache Ersetzung der Sibilanten durch h, theils in den Pronominal-Suffixen kund giebt, die sowohl an Nomina und Präpositionen als auch an Verba antreten können.

Zunächst behandelt der Verf. in einer ausführlichen „introduction" das lautliche Verhältniſs, in welchem das Sindhi zum Prâkṛit und Sanskṛit steht. Es finden sich hiebei anscheinend wirklich Fälle, wo es sogar alterthümlicher ist, als Ersteres, insofern es nämlich mehrfach directe Consonantengruppen kennt, die darin nicht erlaubt sind, oder doch dieselben nur durch Einfügung eines i spaltet, somit ihrem factischen Lautbestande nach auch wirklich erhält. Es ist zwar bei Jenen freilich wohl in jedem einzelnen Falle noch zu fragen, ob es sich dabei nicht etwa um erst moderne Entlehnungen aus dem Sanskṛit handelt, indessen die Neigung der Sprache für solche volle Gruppen bleibt immer charakteristisch. Auch einfache Consonanten finden sich im Inlaute mehrfach vor, wo das Prâkṛit sie ausstöſst. Besonders bevorzugt sind die Lingualen, die häufig für die Dentalen eintreten und nie elidirt werden.

Leider liegt uns das Sindhi, den Sympathien der moslemischen Majorität des Landes entsprechend, meist in arabischer Schrift vor, deren Charaktere, um den eigenthümlichen Lauten desselben gerecht zu werden, mit einer grofsen Zahl von diakritischen Puncten überladen sind. Dadurch sowohl, wie durch ihre neuen grammatischen Formationen gewinnt

die Sprache äuſserlich einen sehr fremdartigen Anstrich, aus welchem der sanskritische Grundstock derselben erst mit vieler Mühe sich herauslösen läſst. Zu bedauern bleibt, daſs es dem Verf. nicht möglich gewesen ist, auch von den verschiedenen aus der altindischen Schrift abgeleiteten, „Banyan characters", deren sich die Hindu-Kaufleute noch jetzt zu bedienen pflegen, vergleichende Proben mitzutheilen. Sie sind zum Theil sehr alterthümlich, reichen resp. (178) nahe an die Schriftform hinan, aus welcher sich, vielleicht etwa im sechsten Jahrh. u. Z., die indischen Zahlzeichen, aus den Anfangsbuchstaben nämlich der betreffenden Zahlwörter, entwickelt haben [s. oben p. 35. 36], in denen, als in „arabischen" Ziffern, bekanntlich die ganze europäisch cultivirte Welt zu rechnen pflegt.

In der Darstellung der grammatischen Structur geht der Verf. mit groſser Umsicht zu Werke, manchmal freilich fast etwas zu ausführlich, so daſs die Uebersichtlichkeit dabei zu Schaden kommt. Vortrefflich sind seine „Annotations", die vergleichenden Blicke nämlich, die er durchweg auf die verwandten anderen indischen Dialekte wirft, und durch die er geradezu den Grund zu einer vergleichenden Grammatik derselben legt. — Zahlreiche Belege aus der Literatur dienen zur Erläuterung, insbesondere bei der Syntax, deren Darstellung allein über hundert Seiten umfaſst.

---

50. A Dictionary of the Pâli-Language, by Robert Caesar Childers, late of the Ceylon service. Part I: a—nib. London, 1872. Trübner & Co. Brockhaus in Leipzig in Comm. (XII, 276 S. Lex.-8.) 10 Thlr. L. C.-Bl. nr. 6. p. 178-80.

An einem Pâli-Wörterbuche fehlte es bisher noch vollständig. Das vorliegende Werk, eine durchaus selbstständige Arbeit, verdient daher schon darum unsern Dank, weil es diese Lücke auszufüllen dient. Die einzige werthvolle Vorlage dafür bildet das am Ende des zwölften Jahrh. nach dem Muster des Amarakoça verfaſste synonymische Wörterbuch

Abhidhânappadîpikâ (Colombo 1824 und 1865), sowie das in Verbindung damit von Tolfrey-Clough publicirte Wurzelverzeichniſs. Die Zahl der publicirten Pâli-Texte ist einstweilen noch bequem zu übersehen. Das erleichterte allerdings die Arbeit. Es entbehren indessen die betreffenden Ausgaben durchweg irgend welcher speciellen Indices. Vollständige Wort-Indices derselben scheinen nun freilich auch Childers nicht zu Gebote zu stehen, seine Arbeit vielmehr nur auf einer aufmerksamen Lectüre derselben zu beruhen. Dafür aber hat er denn andererseits auch wieder sehr Vieles aus ungedruckten Quellen hinzugefügt, die, wie er meint: „equal or perhaps exceed the published ones“. Bei dem ungemein groſsen Umfang der Pâli-Literatur ist indessen unter diesen Umständen an Vollständigkeit natürlich nicht irgendwie zu denken, was bei einem primus conatus der Art billiger Weise ja auch Niemand irgend verlangen kann. Immerhin aber hätten die gedruckten Texte doch noch etwas specieller ausgenutzt werden können. Composita wie z. B. asattughâtaka Dhammapada 223, khîramukha 353, dâsîputta 224, dâsîdhîtâ 216, hatthâcâriya 400, oder wie Ciñcamâṇavikâ 338, Khujjuttarâ 168, Nandagopâlaka 202 sollten eigentlich doch nicht fehlen. Ueberhaupt ist der fast völlige Ausschluſs der, abgesehen von ihrer sonstigen groſsen Bedeutung, ja auch als Sprachgut an und für sich so wichtigen Nomina propria ein entschiedener Mangel, und möchten wir eine besondere Ergänzung nach dieser Richtung hin, etwa durch einen Anhang, dringend befürworten. — Unter den als benutzt aufgeführten Texten vermissen wir gänzlich den von Spiegel und Westergaard angefertigten Katalog der Pâli-Mss. der Kopenhagener Bibliothek, sowie Minayeff's Vuttodaya. Auch die Indices zu vol. IV. V der Indischen Studien hätten einige fehlende Wörter wie khuṃsetvâ, lâlâmukha, bhummajâla liefern können. Senart's Kaccâyana ist leider nicht nach der Paginirung des Separatabdruckes citirt.

Bei der Anordnung des Stoffes hat sich Childers ganz von dem durch die indische Philologie bisher recipirten Modus

losgesagt. Zunächst dadurch, dafs er die Reihenfolge des lateinischen Alphabetes zu Grunde gelegt hat (die Pâli-Wörter sind nämlich nur in lateinischer Umschrift gegeben, nur die entsprechenden Sanskṛit-Wörter in Devanâgarî-Schrift); demgemäfs mufsten denn auch die langen Vocale je hinter den kurzen gestellt werden, so dafs also z. B. âsi, âsî unmittelbar hinter ăsĭ folgen. Sodann (179) aber dadurch, dafs er die thematischen Formen beseitigt hat, die Nomina etc. stets im Nominativ Singul., die Verba in der dritten Person Singul. Praes. aufführt. Endlich dadurch, dafs er, dem entsprechend, die mit Präpositionen componirten Verba in der alphabetischen Reihenfolge, je unter diesen ihren Präfixen, nicht unter dem einfachen Verbum, giebt. Wir können nicht sagen, dafs uns diese offenbar im Interesse der Missionäre etc. sowie wegen einiger in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten getroffenen Einrichtungen besonders behagen. Wer einmal ein Pâli-Wörterbuch braucht, also Pâli mehr oder weniger denn doch studiren will, der mag sich auch die Reihenfolge des indischen Alphabets einprägen. Ohne Sanskṛit, Prâkṛit etc. kommt er dabei ja doch nicht fort, und mufs dasselbe somit schliefslich doch lernen. Die systematische Anordnung des indischen Alphabets birgt zudem eine wissenschaftliche Bedeutung in sich selbst, die der rein willkürlichen Reihenfolge unseres Alphabets nicht innewohnt. Die Beseitigung der thematischen Formen und der Wurzeln sodann will uns noch weniger gefallen. Das wissenschaftlich als richtig Erkannte hätte der blofsen Bequemlichkeit nicht zum Opfer fallen sollen. Die etwaigen Schwierigkeiten hätten sich mit Hülfe einiger Verweisungen, an denen es jetzt wahrlich auch nicht fehlt, leicht beseitigen lassen. In der Aufstellung der Wurzeln besteht ja gerade ein ganz besonderes Verdienst der Sanskṛit-Grammatiker; davon hätte die Pâli-Grammatik nur profitiren können. Den einheimischen Gelehrten wäre damit ein geeigneter Anstofs gegeben worden, der ihre Blicke von vorn herein erweitert hätte. Was endlich die Abtrennung der componirten von den einfachen

Verben anbelangt, so ergeben sich auch dabei einige Uebelstände, die hier bei der ersten lexicalischen Arbeit über das Pâli ganz anders hervortreten, als beim Sanskṛit, wo neuerdings Monier Williams in seinem Sanskṛit Dictionary ja allerdings auch dasselbe Verfahren eingeschlagen hat; dort giebt es ja nämlich noch verschiedene andere Werke, die für den Defect aufkommen, hier dagegen sind wir eben einstweilen nur auf dies eine Werk beschränkt. Diese Uebelstände bestehen nun zunächst darin, dafs Wurzeln, für welche Childers zufällig keine Belege, in denen das Verbum einfach, ohne Präposition erscheint, zur Hand hat, in dieser ihrer einfachen Form gar nicht aufgeführt sind, so z. B. die Wurzel landh, die erst unter pilandh erscheinen wird, die Wurzel kus, die nur unter akkosati etc. erscheint. Es hätten aber zum Mindesten bei jedem einfachen Verbum die Präpositionen, mit denen es componirt erscheint, angegeben werden sollen, wie dies z. B. bei kaḍḍhati in der That geschieht. Ein zweiter Uebelstand ist der, dafs die Aufführung der vorkommenden Verbalformen immer nur je für das einfache, resp. componirte Verbum geschieht, während häufig genug das letztere Formen zeigt, die entweder in ersterem nicht vorkommen, oder die wenigstens Childers eben zufälliger Weise dafür nicht belegen kann. Ein interessanter Fall der Art ist z. B. paricaḍi Dhammap. 144, dritte Sgl. Aor. von tyaj. Ich bemerke hiebei, dafs die Angabe der Verbal-Formen selbst wohl noch etwas vollständiger sein und zum Mindesten die bei Kaccâyana und in der vutti dazu aufgeführten dgl. sämmtlich enthalten könnte; so vermifst man beispielsweise unter bhavati die daselbst angesetzten curiosen Futur-Formen hehissati, hohissati.

In einem eigenthümlichen Gegensatz zu den grofsen Freiheiten, die sich Childers hierbei genommen hat, steht es nun einerseits, wenn unter agâ etc. auf eti, unter addasa, dakkhati etc. auf passati verwiesen wird, die Wurzeln gâ und dass resp. gar nicht anerkannt werden (dasseti wird angeführt, aber als Causativ zu passati!), sowie andererseits, wenn

die zum Vergleich herangezogenen Sanskṛit-Wurzeln durchweg in den von den Sanskṛit-Grammatikern angesetzten Formen auf ṛi, ṛî, e, ai, o erscheinen. Hier wäre, im wissenschaftlichen Interesse, die völlige Emancipation von der grammatischen Doctrin derselben an ihrem richtigen Orte gewesen.

(180) Wenn somit theils in Bezug auf den Umfang des Gegebenen bei aller Anerkennung des Geleisteten doch allerhand Desiderien restiren, theils die Anordnung des Stoffes uns wenig contentirt, so können wir dagegen der sonstigen Behandlung desselben nur unsern ganzen Beifall spenden. Childers bewährt dabei den bereits durch seine bisherigen Arbeiten erworbenen Ruf eines zuverlässigen, sorgsamen Forschers, der seinen Gegenstand in vollem Maafse beherrscht. Seine soweit thunlich jedem Worte beigefügten Vergleichungen aus dem Sanskṛit erweisen sich fast durchweg als völlig zutreffend und die Erklärung selbst ist bei aller Kürze doch stets ausreichend. Schwierigere termini technici werden speciell und zum Theil sehr ausführlich erläutert. Das wichtige Wort nibbâṇa ist geradezu mit einer kleinen Abhandlung bedacht worden (p. 265—274); es kann danach in der That schwerlich noch in Abrede gestellt werden, dafs darunter die völlige Vernichtung des Individuums zu verstehen ist; wohl aber bleibt dadurch die vom Ref. wiederholt gestellte Frage (u. a. auch in diesen Blättern, Jahrg. 1857, No. 49 [Indische Streifen 2, 182], Max Müller gegenüber, der damals noch die von Childers vertretene Anschauung theilte) noch ganz unerledigt, ob es sich nämlich dabei nach Buddha's Ansicht wirklich um „eine Auflösung in das Nichts" handele oder nicht vielmehr um eine Rückkehr in das Unsterbliche, Ewige, Absolute (s. Ind. Stud. 9, 150. Ind. Streifen 1, 122). Die philosophische Doctrin Buddha's, speciell ihr als Axiom geltender Zusammenhang mit der Sâṃkhya-Doctrin Kapila's ist eben einstweilen noch nicht irgend mit der Sicherheit klar gelegt, wie seine ethischen Principien.

Zum Schlufs mögen hier denn noch speciminis caussa einige Wörter folgen, deren Erklärung durch Childers nach Ansicht des Ref. nicht genügt. So möchte Ref. in ajjatagge kein „euphonisches t“ suchen (mit diesen angeblichen euphonischen Einschüben mufs man ja im Pâli überhaupt ziemlich vorsichtig sein), sondern etwa eine durch Antritt von tas an adya entstandene Bildung; — ajjhohâro ist nicht mit adhyavahâra sondern mit abhyavahâra gleichzustellen, und für den Wechsel von abhi mit adhi theils adhippâyo für abhippâyo theils abhirâjo für adhirâjo zu vergleichen; — alla ist wohl durch ârdra zu erklären; vgl. culla aus kshudra; — anămatagge saṃsâre möchte Ref. aus anâmatagge (âmṛita = mṛita Çatap. Br.) gekürzt ansehen: „without end or beginning“; — anâpuchâ ist (umgekehrt) anâprichyă; — añcati to honour ist nicht √añc, sondern √arc, vgl. z. B. âmeṇḍita für âmreḍita; — apalâpa ist apralâpa; — apaṇṇaka steht für apaṇhaka, aus praçna; — apannattika ist aus a + prajnapti + ka zu erklären, — appamañña Demuth, Bescheidenheit, aus alpamanyâ; — angiraso als Name Buddha's ist wohl âñgirasa, nicht añgiras; — apasakkati ist nicht mit sṛip in Verbindung zu bringen, sondern es liegt darin die z. B. Nighaṇṭu 2, 14 aufgeführte curiose Wurzel shvaḥkati vor; — in avasissana liegt das Passiv der √çish zu Grunde; — ejâ gehört wie aneja, ânejja zu √iñg; — kasămbu liegt wohl in skr. kasâmbu, vgl. auch kaçipu, direct vor; — dakkhati ist nicht ein Futurum, das als Präsens gebraucht wäre, sondern eine Desiderativ-Bildung aus √darç, wie deren gerade im Pâli mehrere vorliegen, z. B. ghepp [s. jetzt Ind. Stud. 14, 73], sakkh, makkh (vgl. Hâla p. 260); — aggiṃ dâpeti ist schwerlich auf √dâ, sondern auf √di zurückzuführen, vgl. ji jâpay; — nahuta ist nicht snuta, sondern aus niyuta, bei den Jaina naüya und najua (s. Bhagavatî 2, 427. 428) zu erklären; wie hier a für i, tritt es z. B. in âyasmant (âyushmant) für u ein; ityâdi.

Wir sehen dem zweiten Theile dieses, trotz unsern obigen Ausstellungen doch in der That trefflichen und für die Pâli-

Studien geradezu Epoche machenden Werkes mit lebhaftem Verlangen entgegen.

---

51. Sakuntala annulo recognita, fabula scenica Câlidâsi. In usum scholarum academicarum textum recensionis Devanâgaricae recognovit atque glossario Sanscritico et Pracritico instruxit Prof. Carolus Burkhard, Dr. phil. Breslau, 1872. Kern. (Max Müller. XII, 212; 228 S. 8°.) 4 Thlr. 20 Sgr. L. C.-Bl. nr. 10. p. 303—6.

Nachdem Pischel in seiner werthvollen Dissertation: de Kâlidâsae Çâkuntali recensionibus die Stenzler'sche Ansicht von der gröfseren Alterthümlichkeit der Bengalischen Recension dieses Drama's neu aufgestellt und mit gewichtigen Gründen gestützt hatte, war es eigentlich (vgl. des Ref. Bemerkungen hierüber im Jahrg. 1870, No. 46 d. Bl. [oben p. 49]) die gebotene Pflicht eines Jeden, der eine neue Ausgabe, resp. „Recognitio" der Devanâgarî-Recension geben wollte, nun seinerseits dem gegenüber die „von deren Seite und zu ihren Gunsten aufzustellende Gegenrechnung" uns vorzuführen. Nur dann wenigstens konnte seine Arbeit beanspruchen, irgendwie als eine Förderung der Wissenschaft angesehen zu werden. Die vorliegende Ausgabe nun verzichtet von (304) vorn herein auf einen solchen Anspruch, da sie sich ausdrücklich als „in usum scholarum Academicarum" gefertigt bezeichnet, und damit einer auf jene Prämissen hin zu übenden Kritik die Waffen entwindet. Es bleibt somit nur übrig zu beurtheilen, in wie weit dieselbe den rein praktischen Anforderungen des akademischen Unterrichts wirklich entspricht. Zuvörderst müssen wir in Abrede stellen, dafs ein eminentes Bedürfnifs für eine solche Ausgabe überhaupt bestanden habe, da die zahlreichen indischen Ausgaben des Drama's durch Trübner u. Co. jetzt so leicht und im Verhältnifs zu obigem Preise ($4\frac{2}{3}$ Thlr.) denn doch auch viel billiger zu beziehen sind. Es steht daher zu befürchten, dafs der Verleger mit diesem seinem primus conatus auf dem Gebiete der Sanskrit-

studien, trotz seines dabei ja vielversprechenden Namens Max Müller, nicht eben besondere Geschäfte damit machen wird, es müfste denn etwa das lateinische Gewand des Werkes, das uns im Uebrigen seinerseits auch nicht recht anmuthet, ihm noch besondere, über den deutschen Büchermarkt hinausreichende Chancen eröffnen. Für unsere Studiosen ist der Preis etwas zu hoch gegriffen, auch die äufsere Ausstattung in der That etwas zu splendide ausgefallen. — Das Neue nun, was diese Burkhard'sche Ausgabe von den bisherigen unterscheidet und was dieselbe eben für den akademischen Unterricht insonderheit geeignet machen soll, ist zweierlei, einmal die Beigabe eines vollständigen Glossars aller Wörter und Stellen und zweitens die Weglassung der Sanskṛit-Uebersetzung (châyâ) der Prâkṛit-Abschnitte. Ersteres ist gewifs ganz zweckmäfsig, überdem immerhin auch von wissenschaftlichem Interesse, da ja doch dergl. Einzel-Glossare allein, an denen leider immer noch ein grofser Mangel ist, über den Sprachgebrauch eines Werkes sichere Auskunft bieten können. In dieser Beziehung ist nun aber leider zu bemerken, dafs Burkhard seltsamer Weise, trotz seiner ausdrücklichen Angabe des Gegentheils (praef. p. IX), das Glossar im Wesentlichen doch nur auf die von ihm in dem Text selbst recipirten Lesarten beschränkt, nicht auch auf die in den Noten von ihm angeführten Varianten ausgedehnt hat; gerade in diesen ruht aber mehrfach höchst interessantes und jedenfalls für die Feststellung von Kâlidâsa's Sprachgebrauch mit den Textlesarten zunächst völlig gleichberechtigtes Material. Die Weglassung der châyâ sodann können wir in keiner Weise billigen, da eine solche immerhin doch am Besten geeignet ist, den des Prâkṛit noch unkundigen Anfänger gleich in medias res zu führen, während das Aufsuchen der einzelnen Prâkṛit-Wörter im Glossar bereits ganz erhebliche Vorkenntnisse voraussetzt. Zumal, wenn, wie hier geschieht, die Prâkṛit-Wörter zwar einzeln verzeichnet sind, für alle die Fälle aber, wo es sich um Verbalformen oder um auch im Sanskṛit-Text sich findende Wörter handelt, je nur auf die be-

treffende Sanskṛit-Form, resp. -Wurzel hingewiesen wird und unter diesen dann zwar freilich alle Stellen aufgezählt werden, aber ohne dafs die Formen eben nochmals in ihrer Prâkṛit-Gestalt erscheinen; dá wird ein Anfänger schwer durchkommen! Und dazu tritt nun noch der bereits berührte weitere Uebelstand, dafs im Glossar die in den Noten aufgeführten Wörter zum gröfsten Theile fehlen; freilich pflegt ihnen Burkhard, wenn es Prâkṛit-Wörter sind, meist ihre châyâ beizugeben, aber theils thut er dies nicht stets, theils fehlt doch nun eben im Glossar nicht nur jede Auskunft darüber, sondern auch die Aushülfe, die eine Verzeichnung auch dieser Wörter für andere Fälle der Art zu geben im Stande wäre. So steht z. B. 107, 21 avekkhantî für aprekshantî, während im Glossar für avekkh° nur avekkhidâ = avekshitâ angeführt ist; ähnlich 157, 19 paccakkhido für pratyâkhyâtaḥ (von Rechtswegen erwartet man dafür allerdings paccâcakkhido, siehe indefs des Ref. Abhandlung über die Bhagavatî der Jaina 2, 251), während das Glossar nur paccakkha = pratyaksha hat.

Ganz nämlich hat auch Burkhard, trotz aller Resignation auf Herstellung einer den jetzigen Anforderungen der Wissenschaft (305) wirklich entsprechenden Ausgabe, denn doch dem Drange, wenigstens einiges neue kritische Material dafür beizubringen, nicht widerstehen können. Er hat vielmehr, unter Zugrundelegung der Böhtlingk'schen Ausgabe, zunächst die von Monier Williams, die ihrerseits auf drei Londoner Manuscripten beruht, sodann eine auf dieser wieder im Wesentlichen basirte Bombayer Ausgabe, ferner ein leider sehr incorrectes Berliner Manuscript und endlich die lateinische Abschrift eines in Teliñga-Schrift geschriebenen und dem Anschein nach mit einer châyâ der Prâkṛit-Stellen versehenen Kopenhagener Codex sehr genau collationirt und deren Varianten, auch wo es eigentlich nur Schreibfehler, resp. Druckfehler sind, speciell verzeichnet. Leider bedient er sich hierbei sehr ungeeigneter Siglen, nämlich der Zeichen: c. B., c. H., e. B., e. W., e. Bb.; abgesehen von den vielen einzeln stehenden c. und e., mit denen die Noten hierdurch geradezu

überladen werden, ist die dreifache Verwendung des einen Buchstaben B. im höchsten Grade störend, warum nicht einfach für die beiden Handschriften A und B, und für die drei Ausgaben α., β., γ., oder etwas der Art? Die einzigen wirklich werthvollen Varianten sind nun übrigens die des Kopenhagener Codex, über welchen Burkhard sich aber denn doch aus Spiegel-Westergaard's Catalog der orientalischen Manuscripte der dortigen Bibliothek (p. 14) einige nähere Auskunft hätte holen sollen! Er bezeichnet das Manuscript als „num. XXIII, 57" während es dort als: „XXIII (olim No. 57 coll. Rask)" bezeichnet ist, und überdem als „anno circiter 1819 exaratus, quem annum signum chartarii chartae anglicae impressum exhibet" angegeben wird. Auch ist dort bereits gesagt, dafs es „plerumque cum editione Böhtl. congruit, desinit vero in verbis sexti actus, quae p. 81 l. 19 ed. Böhtl. extant", so dafs Burkhard's Bemerkung, dafs es „nemo quod sciam virorum doctorum unquam perquisiverit" der Sache nach hierdurch hinfällig wird. Lebhaft zu bedauern ist jedenfalls, dafs Burkhard von diesem interessanten Codex nur eine fremde Abschrift, nicht das Original selbst zur Disposition gehabt zu haben scheint, denn es wird eben doch wohl Manches von dem, was uns jetzt in den Lesarten dieses „c. H." als sonderbarlich erscheint, einfach der Abschrift, nicht dem Codex selbst zur Last fallen. So ist u. A. der kleine Kreis, welcher in den Telinga-Manuscripten sowohl als Verdopplungs- wie als Nasalirungs-Zeichen, mit einem kleinen Nebenstrich resp. auch als Längezeichen dient, mehrfach verwechselt worden, z. B. in vilamphimadi 71, 22 (doch wohl vilambîadi). Der Text nun, den uns diese südindische Handschrift darbietet, zeigt bei aller Uebereinstimmung mit der Devanâgarî-Recension im Grofsen und Ganzen, doch auch häufig erhebliche und zwar ganz selbstständige Abweichungen, die hie und da geradezu als alterthümlichere Lesarten zu erachten sind. Insbesondere gilt dies von dem Prâkṛit, bei welchem allein ja eigentlich ein dergl. Schlufs eine gewisse Sicherheit bietet, also z. B. bei paccakkhido (s. oben), bei

saṃkhuhira 39, 21 für saṃkhohiḍa, bei via (so hier) 38, 17. 65, 23 für eva (so wenigstens nach der châyâ). Nähere Auskunft hierüber, resp. über das Verhältnifs der südindischen Manuscripte zur Devanâgarî-Recension überhaupt, dürfen wir wohl in Kurzem von Pischel erwarten, der ja gerade um dieser und anderer die Kritik der Kâlidâsa-Dramen betreffenden Fragen willen sich gegenwärtig in England aufhält [s. ob. p. 129].

Eins aber können wir nicht umhin, hier zum Schlufs doch auch rühmend anzuerkennen, dafs nämlich der Herausgeber, der jetzt freilich seit Kurzem in Wien lebt, den Plan dieser Arbeit gefafst und dieselbe — bei allen hervorgehobenen Mängeln und Uebelständen — denn doch entschieden mit grofsem Fleifs und mühevoller Sorgfalt durchgeführt hat, während er noch Gymnasiallehrer in einer kleinen österreichischen Provinzialstadt war, abgeschieden nahezu von wissenschaftlichem Verkehr und Austausch! Das erklärt und entschuldigt Vieles und, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gereicht dieselbe sogar immerhin (306) ihm und der geistigen Spannkraft, die er dabei bewährt hat, zur vollen Ehre.

51a. Berichtigung. L. C.-Bl. nr. 14. p. 446.

Herr Professor Burkhard in Wien theilt mir in Bezug auf meine neuliche Besprechung seiner Ausgabe der Çakuntalâ mit, dafs er von dem Kopenhagener Codex derselben keineswegs blofs, wie ich die in der Vorrede von ihm gebrauchten Worte gedeutet hatte, eine lateinische Abschrift benutzt habe. Er hat vielmehr „im Gegentheil zuerst das Original“, welches ihm „im Wege der Gesandtschaft zugekommen, ganz collationirt und abgeschrieben, und erst später die Petersburger Copie zu weiterer Vergleichung kommen lassen“. „Da nun gerade in Pischel's und Ihrer Recension bedauert wird, dafs ich nicht die Lesarten des Originals, welche kennen zu lernen interessant wäre, sondern nur die einer (nach Pischel sehr schlechten) Abschrift notirt habe,

so ist in einem sehr wichtigen Punkte nicht nur mein Verdienst geschmälert worden, sondern ich habe mich auch ganz umsonst der Mühe unterzogen, das Original zu erhalten und zu entziffern", da es doch „für die Kritik der Lesarten von nicht unbedeutendem Belang ist, zu wissen, ob diese einem Original oder nur einer Abschrift angehören".

Ich entspreche hiermit gern dem Wunsche des Hrn. Prof. Burkhard, diese seine Berichtigung durch das Liter. Centralbl. demselben Kreise, welcher meine Anzeige seines Werkes gelesen, zugänglich zu machen.

Berlin, den 14. März 1873. A. Weber.

---

52. Comparative grammar of the Modern Aryan Languages of India, to wit, Hindi, Panjabi, Sindhi, Gujarati, Marathi, Oriya and Bangali. By John Beames, Bengal civil service, fellow of the University of Calcutta. Vol. I. on sounds. London, Trübner & Co. (XVI, 360 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 21. p. 657—62.

Es ist ein kühnes Werk, das Beames hier unternommen hat. Bei dem gegenwärtigen noch so unfertigen Stande der Forschung über den Bestand sowohl wie die gegenseitigen Beziehungen der auf dem Titel genannten sieben Sprachen (für welche Hörnle neuerdings, unter Hinzunahme der hier als Unterdialecte behandelten und daher nicht besonders aufgeführten Sprachen: Nepâli und Kashmîrî, den indefs wenig entsprechenden Namen der Gaurian languages in Vorschlag gebracht hat), bereits jetzt eine „vergleichende Grammatik" derselben zu schreiben, erscheint eben fast noch etwas zu gewagt. Und doch, wir können nicht umhin, uns darüber zu freuen, dafs Beames den frischen Wurf gewagt hat. Offenbar hat ihm dabei Caldwell's comparative (658) grammar of the Dravidian languages, zu der er sich mehrfach in directer, und zwar meist gerechtfertigter Opposition befindet, den speciellen Anstofs gegeben. Stellt sich nun auch bei ihm, ebenso wie dort, im Einzelnen gar Manches entschieden als verfehlt heraus, so ist doch das Ganze auch hier

vortrefflich geeignet, über die factische Sachlage zu orientiren und es ist damit ebenfalls ein guter Grund gelegt, an welchen die weitere Forschung sich anschliefsen kann, sei es negirend, sei es bestätigend und weiterführend. Mit den aufgestellten allgemeinen Sätzen wird man sich resp. meist so ziemlich im Einklange befinden, obschon auch sie hie und da wohl noch etwas „premature“ sind, da Beames ziemlich stark dazu neigt, bestimmte Regeln, nebst „reasons“ dafür, aufzustellen, die er denn freilich nur als „hints“ bezeichnet, die ihm aber doch recht ans Herz gewachsen sind; eine Specialität der Art ist z. B. seine Anschauung über das Verhältnifs der Dentalen zu den „cerebrals“, welche letzteren er als ursprünglicher betrachtet, als erstere: originally there were no dentals in the speech of the Aryans p. 246.

Den gröfsten Anstofs aber werden manche Einzelnheiten erregen, die theils auf eine nicht ganz genügende Ausrüstung mit den zu einer solchen Arbeit nöthigen Materialien, theils auf eine gewisse Flüchtigkeit in der Ausarbeitung hinführen. In letzterer Beziehung darf man denn aber freilich nicht aus der Acht lassen, dafs Beames seine Arbeit während des Druckes nicht selbst hat purificiren können; die Vorrede datirt aus Balasore, Orissa, Sept. 1871, während der Druck, der übrigens, Dank Rost's Fürsorge, ungemein correct ausgefallen ist, in London vor sich gegangen ist. Und in gewissem Grade tritt dieser Umstand auch für die theilweise mangelhafte Ausrüstung des Verf.'s unbedingt entlastend ein. Es ist sogar in der That aller Anerkennung werth, dafs derselbe in einem entlegenen Landstriche Indiens, inmitten dringender Berufsgeschäfte, abgeschieden von literarischem Verkehre, im Stande gewesen ist, ein solches Werk vom Stapel zu lassen. Aber allerdings ist nicht in Abrede zu stellen, dafs dasselbe unter diesen Verhältnissen, unter denen es entstanden ist, doch auch bedeutende Einbufse erlitten hat, und darin Manches anders zu wünschen wäre. Vor Allem ist zu bedauern, dafs Beames sich im Sanskṛit entschieden etwas schwach zeigt; vom Pâli ferner macht er nur wenig Ge-

brauch; die Literatur über das Prâkṛit dagegen hat er meist zur Hand, und von den „sieben Sprachen“ sind ihm Hindi, Bengali und Oṛiyâ offenbar sehr geläufig; in ihnen ist er, wie er ja auch schon anderweitig zur Genüge bethätigt hat, völlig zu Hause, mit den andern vier freilich nicht in gleichem Grade vertraut, weil eben nicht durch mündlichen Verkehr, nur durch literarische Hülfsmittel, die denn allerdings zum Theil ja noch sehr unzureichend sind, damit bekannt.

Besondere Anerkennung verdient, dafs er Grimm und Bopp im Original tüchtig durchgearbeitet hat. Auch die romanischen Sprachen zieht er vielfach mit gutem Erfolge zur Vergleichung heran, insbesondere auf Grund der Schrift von Sir G. C. Lewis „essay on the Romance Languages“. Sie bieten ja in der That vielfach ganz vortreffliche Parallelen, wie denn immerhin auch der äufsere Umstand bemerkenswerth ist, dafs (p. 26) „Chand the earliest writer in any modern Indian Language is very nearly contemporaneous with the predecessors of Dante“.

Was die Forschungen auf diesem Gebiete einstweilen noch so besonders schwierig macht, ist die grofse Kluft von, nach Beames, etwa „neun Jahrhunderten“ (p. 23), welche zwischen dem ersten Auftauchen der „modern vernaculars“ und dem alten Prâkṛit besteht; „the curtain falls on Indian languages about the first century and does not rise again till the tenth“; in die Zwischenzeit fällt die Umbildung aus der flectirenden, synthetischen Sprachform in die der alten Flexionsformen fast ganz beraubte, analytische. Welche Gründe ihm gerade für das erste (659) Jahrhundert als die letzte Lebenszeit des Prâkṛit sprechen, giebt uns Beames allerdings nicht an; durch Rücksichten auf die gewöhnliche Annahme über Kâlidâsa's Lebenszeit am Hofe des Vikramâditya, den man 56 a. Chr. anzusetzen pflegt, kann er dabei nicht geleitet sein, da er von dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, also post Chr., spricht. Wir kommen hier eben auf die schwierige Frage, wann ist das Prâkṛit, welches uns in den Dramen und bei den Grammatikern, Vararuci an

der Spitze, bei letztern resp. unter den Namen Mâhârâshṭrî, Çaurasenî, Mâgadhî entgegentritt, wirklich lebendige Volkssprache gewesen? wann hat es aufgehört dies zu sein, und ist von da ab nur als künstliches Idiom in der Literatur fortgeführt worden? Denn es scheint ja leider „to have been the fate of every Indian language, that directly men began to write in it, they ceased to be natural and adopted a literary style which was handed down from one generation of writers to another, almost, if not entirely, unchanged“ (p. 22). Ja Beames ist sogar wegen der grofsen Confusion, welche die Consonanten-Elisionen des Prâkṛit, die daselbst viel gröfsere Dimensionen zeigen, als in den modern vernaculars, mit sich führen mufsten, sehr zweifelhaft, ob die Dialekte desselben „were ever really spoken languages“ (p. 195), ob resp. der betreffende Procefs „was really in vogue beyond the limits of literary composition“ (p. 193). Besonders energisch spricht er sich in Bezug auf die Sprache der Verse des Saptaçataka aus: „the Prâkṛit of the people was not this emasculated stuff“, spricht daher auch denselben den Charakter als „popular songs“ völlig ab und weist sie — nur den dancing girls zu. Nun damit freilich schlägt er sich gewissermafsen selbst, denn es kann eben wohl in Indien kaum etwas Populäreres geben, als die dancing girls, denen daher auch bereits Ref. selbst in seiner Bearbeitung des Saptaçataka (p. 4) die Verse desselben speciell zugewiesen hat. So wenig wie die jetzigen Nautch-girls ihrem Publicum unverständliche Lieder singen, so wenig werden es die damaligen gethan haben! Freilich folgt daraus noch nicht die volle Identität ihrer Sprache mit der jeweiligen Volkssprache, aber zu weit dürfte sich dieselbe doch wohl nicht davon entfernt haben; und was die Elisionen betrifft, so weist Beames selbst (p. 207) mit Recht darauf hin, dafs sich dieselbe „chiefly in Prâkṛit poetry“, weniger in der Prosa finden, womit zwar nicht gerade nothwendig ihr völliger „unreal and merely literary character“, wohl aber doch so viel erhärtet wird, dafs wir darin nicht sowohl einen durchgängigen Charakterzug der

„speech of the people“, als vielmehr zum guten Theil wohl nur ein Hülfsmittel beim Singen von Liedern zu erkennen haben. Haben wir hiernach in jener Anthologie des Hâla wirklich doch Strophen einer volksthümlichen Kunstpoesie vor uns, die, bei aller durch den Inhalt und Zweck bedingten „emasculation“ in „rhyme or rhythm“, dennoch aber den Anspruch erheben, zur Zeit ihrer Abfassung allgemein verständlich gewesen zu sein, so wird hierdurch die Zeitfrage für das Prâkṛit bereits etwas enger gerückt. Es unterliegt nämlich wohl kaum einem Zweifel, daſs das Prâkṛit des Hâla älter ist, nicht nur als das der Dramen, sondern auch als das des Vararuci, s. die Abh. des Ref. p. 51. 54. 59 ff. Nach Garrez's Meinung, s. Journ. Asiat. 1872, Août-Sept. p. 200 ff., wäre es eine directe Vorstufe des Mahrâṭhî, ein Specimen jener alten „poésie mâhârâshṭrî“, welche die Verff. der ältesten indischen Dramen vor Augen hatten und nachahmten (p. 211). Es bezeichnet sich zudem übrigens das Werk des Hâla ausdrücklich als eine Sammlung, die Abfassung der Verse selbst kann somit in frühere Zeit fallen; leider gewähren nun zwar die überlieferten Namen der einzelnen Verff. hierbei keinen weiteren Anhalt; wohl aber ist die Posteriorität des Ganzen nach Çâlivâhana, resp. Vikramârka (s. Z. D. M. G. 26, 739) durch Verse, welche als Ausdruck frischen, gleichzeitigen Lobes erscheinen, gesichert. Wir werden somit das grammatisch spätere Prâkṛit der Dramen doch (660) wohl mindestens etwa um ein oder zwei Jahrhunderte jünger ansetzen dürfen, und würden hierdurch dafür in das zweite, resp. dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung geführt, als die Zeit, in welcher dasselbe wirklich noch als Volkssprache gelebt haben muſs. Wie lange dies dann noch gedauert haben mag, darüber schweigt einstweilen noch die Geschichte.

In ähnlicher Weise aber, wie sich nun hiernach die Lebenszeit des Prâkṛit jedenfalls über das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung erheblich hinabrückt, wird sich denn wohl auch bald umgekehrt der Beginn der „modern verna-

culars“ etwas früher hinauf, als in das elfte Jahrhundert verfolgen lassen, wenn uns nämlich erst durch Trumpp's Arbeiten die Texte und die Grammatik des „Granth“ vorliegen werden. Oder wenn auch etwa diese Texte der Zeit nach doch nicht weiter hinaufreichen sollten, so wird uns doch jedenfalls in ihnen eine viel reinere ältere Form des Hindi entgegentreten, als bei „Chand“, ein mittelalterliches Prâkṛit gewissermaſsen, eine der Zwischenstufen zwischen dem alten Prâkṛit und den modernen Sprachen. Ganz freilich wird die Kluft zwischen beiden schwerlich je ausgefüllt werden, doch werden die Endpunkte näher zusammenrücken.

Gegen specielle Einflüsse der draviḍischen Sprachen macht Beames mehrfach sehr entschieden Front; vielleicht geht er darin hie und da zu weit; es ist dies indeſs nur eine natürliche Reaction gegen das umgekehrte Bestreben, welches neuerdings so speciell hervorgetreten war. Draviḍische Wörter, ebenso wie arabisch-persische (letztere mit einzelnen Ausnahmen) hat Beames absichtlich aus seiner Untersuchung ausgeschlossen, dieselbe eben ausschlieſslich auf das ârische Sprachgut beschränkt; in einem solchen Werke ist er damit auch in seinem vollen Rechte, während die Einzelgrammatik der 7 Sprachen natürlich darauf nicht verzichten könnte. Besonders anerkennenswerth ist sein Bestreben, lautliche Wandlungen auf den Einfluſs des Accentes zurückzuführen; gerade hier indeſs, über den Accent des Sanskṛit nämlich, zeigt er sich häufig nur sehr ungenügend unterrichtet.

Die von den indischen Grammatikern selbst herrührende Eintheilung der Prâkṛit-Wörter in tatsama (reine Sanskṛitwörter), tadbhava (prâkṛitisch entwickelte Wörter) und deçî (unârische Wörter) verwerthet Beames sehr angemessen zur Einzel-Charakteristik der sieben Sprachen. — Die tatsama sind meist neu, gehören resp. den Landstrichen und Dialekten vorzugsweise an, wo sich der brâhmanische Einfluſs am ungestörtesten entfaltet hat, also dem Bengali, Oṛiyâ und Mahrâṭhî; sie erscheinen am häufigsten in den Dialekten, welche erst ganz neuerdings literarische Ausbildung erfahren haben,

dem Bengali also vor Allem, dessen Literatur erst seit dem 16. Jahrhundert beginnt. Der Stil derselben ist daher nahezu „semi-Sanskṛit“ und von der Volkssprache selbst scharf geschieden, so dafs ein bengalischer Journalist von Calcutta im Innern Bengalens ebenso schwer verstanden wird, wie das Neugriechische eines athenischen dergl. im Innern Griechenlands. Doch haben sich gerade in Bengalen auch schon einige Autoren mit Witz und Geschick im wirklichen Volksidiome vernehmen lassen. Sie begleitet Beames im Interesse der Volkserziehung mit seinen besten Sympathien, wie er denn auch für das Oṛiyâ, welches sich noch reiner gehalten hat und some very archaic forms zeigt (p. 54), resp. gegen dessen Verdrängung durch das Bengali, aus gleichem Grunde tapfer eintritt (p. 118. 119). — Die tadbhava-Wörter, welche im Hindi am zahlreichsten sind, und als werthvollster Kern der Sprache diesem, resp. seiner Nebenform dem Urdu die Palme der Zukunft sichern (p. 121), trennt Beames in early und in modern. Jene sind wirklich echte Reste des Prâkṛit, deren Abschleifung noch unter dem Einflusse des alten Accentes stattgefunden hat, diese stammen dagegen eigentlich aus dem Sanskṛit, sind somit alte tatsama, herübergenommen durch den Einflufs der Wiederbelebung des Sanskṛit bei der Verdrängung des Buddhismus durch die Brahmanen (etwa um die Zeit Alfred's p. 280); ihre Abschleifung (661) hat unter dem Einflusse der „modern pronunciation“ stattgefunden (p. 18. 19). Seine tatsama-Bedürfnisse befriedigt das Hindi nicht blofs, wie Bengali, Oṛiyâ und Mahrâṭhî durch das Sanskṛit, sondern eben so sehr (das Urdu resp. ausschliefslich) durch das Arabische und Persische, und stimmen ihm hierin auch die andern drei Sprachen bei. Gujrâti steht dem Hindi am nächsten, näher noch als Mahrâṭhî, welches davon theils durch seine verhältnifsmäfsige Reinheit von arabisch-persischen Wörtern, theils durch verschiedene eigene und alterthümliche Formen (p. 52. 53) getrennt ist. Zwischen Penjâbî und Hindî besteht keine wesentliche Differenz in der Structur, wohl aber im Lexicon und in der Phonetik; in

letzterer zeigt es einige zu den iranischen Dialekten stimmende Eigenheiten, z. B. Verwandlung der Sibilanten in h (p. 75). Ebenso das Sindhi, welches nebst dem Penjâbî, aus geographisch-historischen Gründen, insbesondere durch die völlige Abwesenheit brâhmanisch-sanskritischen Einflusses, die am meisten entfremdete Gestalt zeigt. Und doch ist gerade hier, auch in lautlicher Beziehung, Manches oft geradezu überraschend zum Sanskrit stimmend, der Consonantismus speciell hie und da so hart und voll, daſs er gar nicht durch eine Prâkṛit-Stufe hindurchgegangen zu sein scheint. Wir möchten hierfür daran erinnern, daſs auch das Pâli der Kapardigiri-Inschriften eine noch sehr specielle Beziehung zur sanskṛitischen Phonetik zeigt. — Die deçî-Wörter variiren ihrem Ursprunge nach je nach den verschiedenen Landstrichen. Es mag übrigens unter ihnen wohl noch manches ursprüngliche Gut der „Indogermanic family“ (p. 24) verborgen sein, wenn auch weder Sanskṛit noch Prâkṛit etwas der Art bieten. Es ist dies eine sehr feine Bemerkung von Beames. Bekanntlich enthalten auch unsere sanskṛitischen Dhâtupâṭha einige Wurzeln, die sich durch das Sanskṛit nicht, oder wenigstens erst durch ihnen posteriore, also nicht beweiskräftige Texte, wohl aber durch die verwandten Sprachen belegen lassen; da nun deren Verff. sich diese só beglaubigten Wurzeln wohl eben kaum aus den Fingern gesogen haben (von falschen Abstractionen der Art, die ihnen ja mehrfach zur Last fallen, ist hier nicht die Rede), so bleibt eben nichts übrig, als anzunehmen, daſs sie dabei sei es aus uns verlorenen Texten (und wie viel der Art müssen wir statuiren!!), sei es aus der lebendigen Sprache schöpften. Aus dem von Bühler neuerdings im Indian Antiquary (Jan. 1873) veröffentlichten Specimen von Hemacandra's deçîçabdasaṃgraha ergiebt sich übrigens, daſs die Inder selbst viele Wörter als deçî ansehen, die einfache Prâkṛit-Bildungen (early tadbhava) sind.

Eine moderne ârische Sprache hat Beames aus dem Kreise seiner Untersuchung ganz ausgeschlossen, und zwar

ohne dafs ihm Jemand daraus einen wirklichen Vorwurf machen wird, die Sprache der Zigeuner. Sie verdienen indefs doch auch hier angereiht zu werden, besonders seit neuerdings im Anschlufs an die grundlegenden Arbeiten Pott's der Grieche Paspati über die türkischen Zigeuner so vieles ganz Ueberraschende zu Tage gefördert hat. Wenn aus historischen Gründen ein näherer Zusammenhang ihrer Sprache mit dem Sindhî, als mit einem der andern sechs Dialekte, anzunehmen sein möchte, so mufs doch bemerkt werden, dafs die Entfernung der Zigeuner aus Indien in eine über die Entstehung der jetzigen „vernaculars" überhaupt hinaus liegende Zeit zurückreicht. Ihre Lautcomplexe sind hie und da noch rein sanskritisch, z. B. angušto Finger, ušt Lippe, sastra Eisen, kašt Baum, béršJahr, jakchâ Auge, murž Gatte, mutraloi verharnt, naštik es kann nicht sein, patri Blatt, sasto gesund, trin drei, draki Traube, und es möchte daher wohl auch Manches von dem, was neuerdings Miklosich in seiner trefflichen Abhandlung „über die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europa's" zu den slavischen Elementen in den Mundarten der Zigeuner rechnet, wohl eher als altes Gut zu erachten sein, so z. B. die Praefixa pre, pro, Wörter wie plavinel, plava, pluta, prii (priya), smiao (je (662) souris), stano (sthâna), virtao (tourner) und dergl. Da andere Wörter unstreitig prâkritische Lautformen zeigen, z. B. tumen Ihr, dikhel sehen, tato warm, biknel verkaufen, bokh Hunger, kan Ohr, likha Lausei, phakh Flügel, phučel fragen, sunel hören, wieder andere ein iranisches Gepräge tragen, z. B. efta sieben, beng Teufel, uštel aufstehen, zor Stärke, švendo heilig (slavisch nach Miklosich), so stimmt dies sehr gut zu dem oben in Bezug auf die Kapardigiri-Inschriften und das Sindhî Bemerkten. Die Zigeunersprache bildet eine Art Mittelstufe zwischen Beiden, wie sie selbst ja factisch wohl zum guten Theile in der That aus derselben Gegend stammen, jedenfalls wirklich in die zwischenliegende Zeit gehören. Für das Verständnifs ihrer Sprache wird sich das rechte Licht erst verbreiten können,

wenn sie in den Kreis der „sieben Sprachen" direct eingereiht wird, aber auch sie wird ihrerseits, trotz der grofsen Mangelhaftigkeit ihrer Ueberlieferung, nicht verfehlen, manchen guten Dienst zu leisten, da sie ja eben mehrfach noch auf weit älterer Stufe steht, als diese.

Auch über die Alphabete giebt Beames (p. 54 ff.) eine passende Uebersicht und gute Tafeln derselben (p. 122. 123). Dankenswerth, aber freilich ein schwierig Ding bei einem solchen Werke, wäre ein Index gewesen, und hätte die Benutzung desselben erheblich erleichtert. — Gegenüber den in der Breite des Details sich vielfach ganz verlierenden Einzel-Grammatiken würde, als Ergänzung zu diesem nur die Lautlehre behandelnden ersten Bande, die zusammenfassende Uebersicht der Flexionsformen und der Wortbildung in einem zweiten Bande hochwillkommen sein. Wir möchten dafür aber etwas mehr kritische Durcharbeitung des Details wünschen; nur dann wird dem Verf. für sein verdienstvolles Unternehmen die seinem Eifer und Fleifse schon jetzt gebührende volle und uneingeschränkte Anerkennung zu Theil werden können.

---

53. De astrologiae indicae horâ appellatae originibus; accedunt Laghu-Jâtaki capita inedita III—XII. Dissertatio philologica, quam . . . in universitate Fridericia Guilelmia Rhenana . . die XXIV. m. Julii A. 1872 p. defendet a. Hermannus Jacobi, Rhenanus. Bonn, 1872. (48 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 25. p. 786—88.

Der erste Theil dieser tüchtigen Promotionsschrift (p. 5 —16) handelt von den Quellen der dritten Stufe der indischen Astrologie, welche, s. Ind. Stud. 2, 240, durch die Bekanntschaft mit dem griechischen Zodiacus markirt ist. Nach der Meinung (787) des Verf.'s sind die speciellen Beziehungen zu den griechischen Astrologen hierbei nicht durch eine Bekanntschaft mit den Werken derselben, sondern nur durch mündlichen Verkehr mit ihnen vermittelt zu denken. Für Varâhamihira wäre dies auch wohl anzunehmen,

vorausgesetzt, dafs bei ihm überhaupt noch eine dergleichen directe Beziehung stattfindet; für Varâhamihira's Vorgänger aber hat diese Auffassung denn doch erhebliche Schwierigkeiten; aus dem Umstande, dafs sie die Wörter trikoṇa und durudhara (für τριγωνον, δορυφορια) ihrerseits wohl unstreitig nicht als griechische, sondern als sanskritische Wörter ansahen (für durudhara s. übrigens das unten Bemerkte) einen Beweis nicht nur dafür zu entnehmen, dafs sie ipsa Graecorum scripta non intellexisse, sondern weiter auch dafür, dafs Graecorum libros graece scriptos apud Indos omnino non fuisse, möchte jedenfalls etwas zu weit gehen. Die Beziehungen der horâ-Doctrin zu der εἰσαγωγη des Paulus Alexandrinus (s. p. 7—9) sind só eng, die Adoption der Termini technici derselben eine só weitgehende, dafs man, zum Mindesten gesagt, nicht leicht all dies blos durch mündlichen Verkehr vermittelt sich denken kann (ob Puliça und Paulus Al. zu identificiren sind, ist eine andere Frage, auf die hierbei gar nichts ankommt). Eine sehr genaue Kenntnifs des fremden Idioms von der einen oder der andern Seite ist ja doch auch für den Fall, dafs es sich nur um mündlichen Unterricht gehandelt haben sollte, eine nothwendige Vorbedingung. Warum soll dieselbe denn also nicht auch so weit gegangen sein, dafs eine directe Verarbeitung des griechischen Textes, sei es durch einen Lehrer, sei es durch seine Schüler, stattgefunden hat? die dann entweder nach Art der sonstigen orientalischen Uebersetzungen (das beste Analogon ist die Sanskrit-Uebersetzung des Yaçna und anderer Avesta-Stücke) sclavisch sich an den griechischen Text anschlofs, erst secundär in indische Form umgegossen wurde (worauf dann die als Vorlage dafür gedient habende Uebersetzung verloren ging), oder die schon von vornherein in einer freieren Umschmelzung des gebotenen Materials bestand?

Von erheblicher Wichtigkeit ist der Nachweis, dafs die Lehre von den zwölf Häusern vor Porphyrius Ende des 3. Jahrh. noch nicht gekannt wird, erst bei Firmicus Maternus (336—54) sich findet, die indischen horâ-Texte somit,

für welche dieselbe eine so fundamentale Bedeutung hat, erst in noch späterer Zeit abgefaſst sein können. — Der Verf. schlieſst hieran einige noch weitere Bemerkungen über die Abfassungszeit indischer Werke. Wenn er dabei die Angabe bei Yâjnavalkya 1, 80, daſs der coitus, si vir filium gignat, nur „sustha indau“ stattfinden möge, dem Commentar Mitâksharâ entsprechend, auf das elfte Haus bezieht, so ist dagegen zu bemerken, daſs die Vorstellung von der „natura lunae ad mulieres et genituram pertinens“ bei den Indern nicht blos auf der griechischen Astrologie basirt, sondern eine alte ist, s. Ind. Stud. 5, 228, daher sustha sich nicht nothwendig auf die Häuser beziehen muſs (obschon dies immerhin möglich ist), sondern sich ebensogut auch auf eine der speciell als für Zeugung und Geburt günstig geltenden Mondphasen (Sinîvâlî oder Anumati Ind. Stud. 5, 206. 207. 265) beziehen kann.

Die Bearbeitung der zehn Capp. des Laghujâtaka (p. 19—47) giebt den Text, nebst Uebersetzung und einigen theils kritischen theils sachlichen Noten. Unter letztern ist hervorzuheben die Erklärung des Wortes kemadruma durch *κενοδρομος* (p. 33), die vor der bisherigen durch *χρηματισμος* unstreitig den Vorzug verdient. Wenn der Verf. dagegen (p. 35) veçi, welches im Text ausdrücklich als ein Wort der Yavana angegeben wird, trotz dessen als ein wirklich indisches Wort, aus $\sqrt{}$viç herzuleiten, betrachtet, so können wir ihm nicht beistimmen. Daſs nämlich auch die Inder, welche „primi Graecorum astrologiam litteris mandaverint“, selbst direct Yavana genannt worden seien, ist eine für die Zeit vor Varâhamihira resp. für diesen selbst, schwerlich ohne Weiteres zutreffende Annahme. Das als Erweis dafür an-
(788) geführte Citat Brih. Saṃh. 83, 3, wo sich ein prâkritisches Wort als „Yavana-Terminus“ angeführt finden soll, ist leider unrichtig, so daſs nicht erhellt, welches Wort der Verf. dabei im Auge hat. A priori besteht jedenfalls für solche Wörter, die Varâhamihira als Yavana-Wörter bezeichnet, die starke Präsumtion, daſs es wirklich grie-

chische Wörter sind. Wir können daher dem Verf. nur soweit beitreten, dafs wir annehmen, es habe bei der Aneignung von sei es φασις sei es βασις in der Form veçi eine volksetymologische Beziehung zu √viç stattgefunden (daher das e darin), ähnlich wie z. B. bei hṛidroga für ὑδροχοος. Ein ursprünglich indisches Wort aber ist es keinesfalls, wie es sich denn ja auch nirgendwo sonst vorfindet. — Das unübersetzt gelassene erste Hemistich von 9, 4 bedeutet: „einen der beständig mit vielen Diener- und Haushaltungs-Geschäften (beladen) und daher voll Sorge ist, — im durudhara"; hier bricht eben gerade die Grundbedeutung von δορυφορία, Leibwache, sehr deutlich durch. — Mit Recht weist der Verf. darauf hin, dafs uns in diesem Text des Varâhamihira eine bereits sehr entwickelte Stufe der horâ-Phase vorliegt, daher denn viele Angaben desselben rein indisches Gewächs sind, und kein Correlat dafür in den griechischen Texten sich findet. Hierher gehört es denn auch, dafs die Stellung, welche die Gottheiten der Planeten in der griechischen Mythologie einnehmen, hier im Ganzen nur selten noch zur Geltung kommt, obschon eine specielle Beziehung der Venus zu den Frauen, ihrem Putz und ihrer Anmuth (9, 9. 10. 8. 4, 9. 6. 9, 4), sowie des Mars zu den Kriegern und Waffen (9, 9. 5. 12, 1) doch noch hie und da durchbricht.

Die Sorgfalt, der Fleifs und der Scharfsinn des Verf.'s berechtigen uns zu den besten Hoffnungen für seine weiteren Leistungen auf diesem oder einem anderen Gebiete der indischen Philologie.

---

54. Specimen literarium inaugurale; de Ceremonia apud Indos, quae vocatur jâtakarma scripsit J. S. Speijer. Leyden 1872. Hazenberg. (134 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 25. p. 788-90.

Diese Promotionsschrift steht durch ihre manchmal ins Unklare streifende (was sollen wohl auf p. 14 die Worte: quod totum est a me? der ganze Satz daselbst ist überhaupt höchst sonderbar), behagliche Breite in einem gewissen Gegen-

satze zu der knappen Kürze der Jacobi'schen Arbeit, doch fehlt es ihr auch nicht an Schärfe, die sich in einzelnen Behauptungen sowohl wie in der Behandlung des überlieferten Textes sogar mehrfach zur Kühnheit steigert. So ist gleich in § 1 der Einleitung, welcher von der etwaigen Abfassungszeit und Abstammung der gṛihyasûtra handelt, die directe Beziehung der Worte sûtrabhâshya in der bekannten Stelle des Âçvalâyanagṛihya 3, 4 auf Pâṇini und das Mahâbhâshya (p. 9) jedenfalls äufserst gewagt, und dafs Patañjali, der Verf. des Letzteren, 180 a. Chr. zu setzen sei (ne Müller quidem ante seculum tertium a. Chr. n. aetatem eius reiicit), mufs den speciellen Untersuchungen gegenüber, welche Ref. schon vor 12 Jahren der Frage über das Zeitalter Patañjali's gewidmet hat (Ind. Stud. 5, 150 ff.) und von denen der Verf. hiernach nicht die geringste Kenntnifs zu haben scheinen könnte, während er doch unmittelbar darauf (p. 11) Stellen aus einem früheren Theile der betreffenden Abhandlung citirt, als nicht minder kühn bezeichnet werden. In § 2 berichtet der Verf. von den benutzten sechs Manuscripten, die ihm sein Lehrer Kern zur Disposition gestellt, nämlich (p. 17—23) zwei Manuscripte des Pâraskara, welche von dem Berliner Manuscripte (s. Stenzler in Z. D. M. G. 7, 527 ff.) mehrfach abweichen, u. A. allein im ersten Buche fünf Capitel mehr enthalten, sodann ein Manuscript des ebenfalls zum weifsen Yajus gehörigen Saṃskâragaṇapati (p. 23—28), ein Manuscript von Nârâyaṇa's Comm. zum Âçvalâyaṇagṛihya (p. 28—30), und zwei zum Taitt. Yajus gehörige Ritualtexte, einen Âpastambîyaprayoga und (789) einen Baudhâyanaprayoga (p. 30—35). Dieses schätzbare Material ist denn im Ganzen auch in verständiger Weise verwerthet und behandelt worden. In Cap. I zunächst p. 40—48 berichtet der Verf. kurz über die dem Geburtsritual (jâtakarman) vorhergehenden Ceremonien während der Schwangerschaft (Pâr. 1, 12 hat pakshâdishu, nicht pakshâdau, wie es p. 43 heifst; wenigstens so im hiesigen Codex). In Cap. II führt er sodann zunächst die Angaben des Âçval. gṛihya (bis

p. 59) auf, und schliefst die des Pâraskara daran an (bis p. 72). Hier wäre nun vor Allem eine specielle Beziehung auf die ältere Darstellung im Çatap. 14, 9, 4, 23—28 am Orte gewesen, auf welche nur einmal im nächsten Abschnitte (p. 73), und eben blos ganz gelegentlich, hingewiesen wird. Nicht minder fehlt hierbei irgend welcher Bezug auf Çat. 11, 8, 3, 6, welche Stelle erst auf p. 101 nach einer mittlerweile erfolgten Mittheilung Kern's herangezogen ist. Die darin geschilderte Ceremonie des „Einhauchens des Athems" hat darum ein ganz besonderes Interesse, weil sie, was dem Verf. allerdings unbekannt geblieben ist (s. p. 65. 102), sich ganz ähnlich noch jetzt bei uns in Ostpreufsen und in der Altmark erhalten hat, s. Wuttke deutscher Volksaberglaube § 599. (Zu p. 63 ist zu bemerken, dafs der Rishi nicht Vâtsaprin, sondern Vatsaprî heifst; auf p. 64 ist einfach paçcât zu lesen; zur richtigen Erklärung von prâṇa und apâna p. 66 s. die Angaben im Scholion zu Çatap. 14, 4, 3, 10 p. 1120, 11). — Bei der Darstellung des Âpastambîyaprayoga (p. 72—87), resp. bei Aufführung des einen auch in der Ath. S. 2, 10 in einer Variante sich vorfindenden Hymnus, wird (p. 80) Pâṇini's Erklärung des Wortes kshetriya durch parakshetracikitsya als „in alio agro i. e. per migrationem tantum sanabilis" bedeutend gedeutet, also auf klimatische Kurorte so zu sagen, Heilung durch blofse Luftveränderung, bezogen! Das möchte schwerlich viel Anklang finden! Die Uebersetzung dieses Hymnus durch Ref. ist dem Verfasser offenbar ganz unbekannt geblieben. — Der Baudhâyanaprayoga (p. 87—96) ist ziemlich mager. — Die aus dem Çâñkh. g. 1, 24 citirte Stelle (p. 97) gehört in der That zum jâtakarman (nur das anuprâṇanam geht ihr noch unmittelbar vorher). — In Cap. III (p. 100—124) werden theils allerhand ähnliche Ceremonien bei den verwandten Völkern herangezogen, theils wird das Ritual des jâtakarman selbst in seiner symbolischen Bedeutung erklärt. Dabei fällt dem Verf. auf p. 109 ein starkes peccatum zur Last. Zum Erweise nämlich, dafs visha nur eine durch vorgesetztes v verstärkte Nebenform zu ish sei (welches seiner-

seits auf p. 69 als mit irâ und iḍâ, für isdâ, „verwandt" bezeichnet wurde), führt er Ath. 4, 6, 6 an: arasas ta isho çalyo atho te arasam visham, und meint, daſs hier „isha und visha als Synonyma" gebraucht seien, venenum utrumque designantia; isho ist aber hier Vocativ Sing. zu ishu, Pfeil, kann auch gar nicht Nominativ von isha sein, da es ja doch dann vor çalyo vielmehr ishaḥ lauten müſste! — Die Bedeutung „süſs" ist schwerlich die ursprüngliche bei madhu (p. 111), sondern wohl erst secundär daran geknüpft, das Wort bedeutet vielmehr aller Vermuthung nach ursprünglich entweder eine gequirlte Mischung (√math) oder einen berauschenden Trank (√mad). — Daſs Honig und Butter Symbole des Lichtes seien, erscheint uns nicht gerade als „ab omni dubio remotum" (p. 115). — Ein Appendix über die im Baudhâyanaprayoga aufgeführten, von den nakshatra entlehnten Namen (p. 125—26) ist schon darum von Interesse, weil daraus hervorgeht, daſs die betreffende Aufzählung der nakshatra nicht mehr mit kṛittikâ, sondern mit âçvinî beginnt. Sollte dies auf der Auctorität des Baudhâyanagṛihya selbst beruhen, resp. für dasselbe ebenfalls só anzunehmen sein, so würde daraus allerdings, wie auch der Verf. seinerseits bereits (p. 10) monirt, eine séhr späte Abfassungszeit dafür zu folgern sein. Da indeſs im Âpastambaprayoga nicht (790) die âçvinî-Reihe, sondern (wie im Çâñkh. g. 1, 26) die kṛittikâ-Reihe vorliegt (p. 126; die Worte: sed vel sic Âçvayuj praecedit Kṛittika könnten freilich à deux mains gefaſst werden, aber das unmittelbar Vorhergehende läſst wohl nur diese Deutung zu), so möchten wir meinen, daſs der Baudhâyanaprayoga hier nicht maſsgebend ist für das Baudhâyanagṛihyam, sondern sich eine selbstständige Abweichung hierbei erlaubt hat.

Etwas mehr castigatio würde der fleiſsigen und von gutem Studium zeugenden Arbeit sehr dienlich gewesen sein; auch só begrüſsen wir sie indeſs immerhin als eine willkommene Zugabe zu unserer Kenntniſs der alten patriarchalischen Sitten und Gebräuche der vedischen Inder, die uns

darin ja zum guten Theile wohl geradezu als ein Spiegelbild unserer gemeinschaftlichen indo-europäischen Altvordern gelten können.

---

55. Sakoontalâ, or the lost ring, an Indian Drama, translated into English prose and verse from the Sanskrit of Kâlidâsa; by Monier Williams M. A., Boden prof. of Sanskrit in the univ. of Oxford. Fourth edition. London, 1872. Wm. H. Allen u. Co. (XXXII, 259 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 27. p. 847—48.

Diese Uebersetzung giebt sich selbst als eine freie. Sie geht in dieser Freiheit zwar nicht so weit, als die angebliche von Lobedanz, welche nur noch einen blofsen Schatten des Originales darbietet, hält sich vielmehr im Satzgefüge ziemlich genau an das Original, und giebt auch im Ganzen die Gedanken desselben in entsprechender Weise wieder. Mit dem Wortlaute aber geht sie sehr frei um, ähnlich wie dies Wilson in seinem Hindu Theatre gethan hat. Es ist daher der philologischen Kritik hierbei von vorn herein jeder Boden genommen, da der Uebersetzer eben gar nicht den Anspruch erhebt, vor einer solchen bestehen zu wollen. Den Geschmack des Publicums aber hat er mit seiner Arbeit offenbar gerade getroffen, zu dessen voller Befriedigung; dafür zeugt sowohl der Umstand, dafs 16 Jahre nach der ersten Auflage (1856) nun schon die vierte nöthig geworden ist (während z. B. von der im selben Jahre erschienenen Uebersetzung der Mâlavikâ durch Ref. kaum c. 200 Exemplare verkauft sind!), wie nicht minder das Factum, dafs das Stück neuerdings in Bombay in dieser Williams'schen Uebersetzung wirklich direct zur Aufführung gelangt ist. Angesichts dessen streicht die Kritik mit ihrer Frage nach der Berechtigung und Zweckmäfsigkeit solcher freien Uebersetzungen einfach die Flagge. Das grofse Publicum hat eben andere Bedürfnisse, als die engen Kreise der Fachgenossen.

Wohl aber treten die Ansprüche der Letzteren bei demjenigen Theile des Buches vollberechtigt auf, in welchem ein

Mann von der Stellung des Uebersetzers dem Publicum von dem gegenwärtigen Stande der Forschung in Bezug auf den Autor und das Werk selbst berichtet, bei der Vorrede also. Und hier können wir eben nicht umhin, unser sehr lebhaftes Befremden darüber auszusprechen, dafs der officielle Vertreter des Sanskrit an der Oxforder Universität es im Jahre 1872 für geeignet gehalten hat, seine ursprüngliche Vorrede vom Jahre 1856 unverändert zum Abdrucke zu bringen! Dieselbe enthält nämlich nicht nur das alte Märchen von der Lebzeit König Vikramâditya's und seinem Siege über die Scythians im ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, und von den „nine gems" an seinem Hofe, unter denen Kâlidâsa „by general consent is allowed to have been the brightest", was Alles als völlig historisch verbürgt vorgeführt wird, sondern sie spricht ferner auch von der zuerst durch Böhtlingk (dessen Name aber nicht einmal genannt (848) wird), erst später durch Mon. Williams selbst edirten sogenannten Devanâgarî-Recension des Textes, und von ihrem Verhältnisse zu der durch Jones und Chezy bekannten Bengalischen Recension, einfach in dér Weise, wie dies eben 1856 die allgemeine Ansicht war, dafs nämlich die erstere zweifellos die „true, old and pure version", die andere dagegen nur in „modern and corrupt manuscripts" enthalten sei, „in which the bold and nervous phraseology of Kâlidâsa has been weakened, his delicate expressions of refined love clothed in a meretricious dress and his ideas, grand in their simplicity, diluted by repetition or amplification". Ist denn aber dem Boden-Professor des Sanskrit gar nicht bekannt, dafs neuerdings durch Dr. Pischel in seiner sehr tüchtigen Dissertation „de Kâlidâsae Çâkuntali recensionibus" (Breslau, Juli 1870) gerade die entgegengesetzte Ansicht in unstreitig geistvoller und scharfsinniger Weise aufgestellt worden ist? Nach Ansicht des Ref. ist diese Frage dadurch zwar keineswegs irgendwie bereits entschieden, aber dafs man jetzt darüber nicht mehr só urtheilen darf, wie vor 16 Jahren, liegt für Jeden, der hier mitzusprechen hat, klar auf der

Hand. Ignoriren wollen darf man diesen Stand der Dinge nicht, wirkliche „ignorantia“ desselben aber „nocet“ dem, der sich ihrer schuldig bekennen müfste. Im vorliegenden Falle wird vermuthlich dies Letztere anzunehmen sein; und eine gewisse Art Entschuldigung dafür bietet denn ja allerdings der Umstand, dafs die Bekanntschaft eines guten Theiles der englischen Gelehrten mit den neueren Erscheinungen der wissenschaftlichen Forschung in Deutschland noch immer eine äufserst kärgliche zu sein pflegt. Wie sehr zu ihrem Nachtheile, dafür würde denn eben dieser Fall ein luculentes Beispiel abgeben. Pischel's Schrift ist bald nach ihrem Erscheinen in diesen Blättern vom Ref. ausführlich besprochen, und seitdem auch bereits mehrfach wieder in ihnen auf sie hingewiesen worden. Englische Blätter mögen freilich von ihr bis jetzt noch keine Notiz genommen haben. Aber ein Mann in Williams' Stellung sollte doch seine Blicke über sie hinaus richten.

Die am Schlusse zugefügten „Notes“ sind im Ganzen verständig und angemessen; doch hätten wir Einzelnes auch hier, selbst dem grofsen Publicum gegenüber, anders gewünscht; so z. B. die Angabe (p. 286) „Yavana is properly Arabia, but is also a name applied to Greece“. Die Bezeichnung der Araber durch den Namen „Yavana“ ist in Indien um circa ein Jahrtausend später, als die auf Alexander's Zug dahin folgende Gründung der griechisch-bactrischen Herrschaft, welche den Namen Yavana für die Griechen in Indien, bis nach Ceylon hin, populär machte. Unter den Yavana-Frauen am Hofe der indischen Könige sind resp. (vergl. Note 30 des Ref. zur Mâlavikâ) jedenfalls ursprünglich wohl griechische Sclavinnen zu verstehen.

In dem Namen der Heldin des Stückes ist das u der zweiten Silbe curioser Weise in der oldfashioned Umschreibung mit oo gegeben, während sonst indisches u durchweg richtig, einfach als u erscheint; und zwar ist dies geschehen, so giebt Williams selbst als Grund dafür an „to secure the correct pronunciation of the title of this Drama“. Bei den

anderen Wörtern scheint es also auf ein bischen Incorrectheit dárin nicht weiter anzukommen.

55a. Berichtigung. L. C.-Bl. nr. 40. p. 1277—78.

Mit Bezug auf meine Anzeige der vierten Auflage von Prof. Monier Williams' englischer Uebersetzung der Çakuntalâ in No. 27 d. Bl. freue ich mich, aus einem Briefe desselben Folgendes mittheilen zu können, wodurch der Tadel, den ich über den unveränderten Abdruck der früheren Vorrede aussprechen mufste, im Wesentlichen seine Berechtigung verliert.

„It was a mistake to call it a fourth edition. It was simply a reproduction of the work made by Allen during my long absence abroad last year without my seeing a single proofsheet. Before leaving, I sent one or two notes to be added, and particularly desired that the Preface might not be printed off without my seeing the proofs; but to my astonishment I found that Austin, the printer, had missunderstood me, or rather, fancied he had sent me proofs which he never did, and had reprinted the whole work from beginning to end without giving me an opportunity of making any alterations ... I think I am not generally amiss in noticing what has been done by others in my own books".

---

56. The Life of H. T. Colebrooke, by his son Sir T. E. Colebrooke. London, 1873. Trübner & Co. (XI, 492 S. gr. 8.)

A. u. d. T.: Miscellaneous essays by H. T. Colebrooke with Life of the author. By his son Sir T. E. Colebrooke, in three volumes. Vol. I.

L. C.-Bl. nr. 27. p. 848—50.

Als Einleitung zu einer in Aussicht stehenden neuen Ausgabe von Colebrooke's Miscellaneous essays erhalten

wir hier eine Lebensbeschreibung desselben von der Hand seines Sohnes, deren „substance“ schon bald nach seinem Tode (1837) in dem Journal der Royal Asiatic Society erschienen ist. Die (849) damalige Mittheilung bestand aber nur aus einer „brief notice of his public and literary career“ mit Auszügen aus Familienbriefen aus den ersten zwanzig Jahren seines Aufenthaltes in Indien; hier dagegen erhalten wir die Briefe nicht nur meist vollständig, sondern auch sehr vermehrt, zudem ein Tagebuch (p. 143—189) aus der Zeit von C.'s Aufenthalt am Hofe von Berar in Nagpur (1799. 1800), eine Beschreibung seiner Hinreise und seiner Rückreise von da nach Mirzapur (p. 403—471), und verschiedene andere bisher ungedruckte Beigaben. Auch das Lebensbild selbst ist dem entsprechend weit voller gehalten, als die erste Skizze, und wir können nicht umhin, Sir Edward unsere herzlichste Anerkennung darzubringen für dies schöne Denkmal, das er damit dem Andenken seines Vaters gesetzt hat, so wie unseren besten Dank dafür auszusprechen, dafs er uns eine so anschauliche lebendige Darstellung von der Geschichte der literarischen Thätigkeit eines Mannes gegeben hat, der für alle Zeiten (wir wüfsten ihm für Indien aus der Vergangenheit nur den Araber Albîrûnî, den Zeitgenossen Mahmud's von Ghazna, zur Seite zu stellen) als ein Muster dafür gelten wird, wie man in einem fremden Lande sich dessen gelehrte Sprache anzueignen und die literarischen Denkmäler derselben zu durchforschen hat.

Colebrooke's Arbeiten sind durchweg Zeugnisse eines seltenen Scharfsinnes, dabei aber zugleich von einer so sorgsamen Genauigkeit, getragen von einer so speciellen Detailkenntnifs des von ihm behandelten Gegenstandes, dafs noch jetzt, nachdem nahezu zwei Generationen mit Fleifs und Treue gearbeitet haben, nur höchst selten von dem, was er gesagt hat, etwas sich als geradezu irrig befunden hat. Es war eben seine Eigenthümlichkeit, sich nie von dem Boden des factisch Gegebenen zu entfernen; weithin gehende Speculationen lehnte er geflissentlich ab, wufste aber das sicher

Stehende mit fester Hand zu verwerthen, und die daraus zu ziehenden Schlüsse mit logischer Consequenz zu entnehmen.

Seine juristischen Arbeiten sind ebenso ausgezeichnet, wie seine philosophischen, sprachlich-grammatischen, literarisch-historischen, mathematisch-astronomischen. Letztere allerdings waren ihm offenbar ganz besonders congenial (p. 294), und hat er in ihnen wohl auch in der That der indischen Philologie die gröfsten Dienste geleistet, wenn eben überhaupt hier von einem plus oder minus nach irgend einer Richtung hin die Rede sein darf. (Auch in der vorliegenden Biographie gehören die betreffenden Abschnitte, p. 245—54. 303—314, zu den interessantesten Theilen der Darstellung.) Für die Erforschung der vedischen Texte war damals die Zeit noch nicht gekommen; auch für ihre Kenntnifs und ihr Studium aber hat er durch seine treffliche Abhandlung „on the Vedas" (1805) die Bahn in einer Weise gebrochen, die uns geradezu mit Staunen erfüllt, wenn wir bedenken, wie wenig damals noch in anderen Kreisen eine richtige Vorstellung von dem Umfange und Inhalte dieser Texte irgend zu finden war.

Die Aussicht auf eine vollständige neue Ausgabe der Miscellaneous essays begrüfsen wir mit Freude. Möchte es doch möglich sein, ihr einen Theil der bisher noch ungedruckten Uebersetzungen aus astronomischen Werken, insbesondere die Uebersetzung des Jyotisha (p. 245) beizufügen. Zu hören, dafs eine solche von C.'s Hand existirt, war für Ref. von ganz besonderem Interesse; hätte er davon doch früher Kenntnifs gehabt! Gern sähen wir auch eine neue Ausgabe der „Sanscrit Grammar" (1805), welche treffliche Vorschule für das Verständnifs der indischen Originalgrammatiken ja fast gar nicht mehr zu haben ist; freilich müfste eine solche, dem jetzigen Stande der Wissenschaft zu entsprechen, mit den nöthigen Citaten, Beispielen etc. aus Pâṇini versehen werden, eine allerdings penible Arbeit, für die sich indefs eine jüngere Kraft wohl würde finden lassen. Daran

könnte sich dann mit der Zeit etwa auch eine (850) Weiterführung des leider unvollendet gebliebenen Werkes anschliefsen.

Geboren in London 1765 (15. Juni) schiffte sich Colebrooke, 17 Jahre alt, im August 1782 nach Indien ein. Seine Dienste wurden zuerst in Bengalen im Revenue-department verwendet; 1795 wurde er nach Mirzapore, nahe bei Benares, versetzt, wo er den Grund zu seiner reichen, später (1818) dem East India House überwiesenen Sammlung von Sanskṛit-Manuscripten legte, und von wo aus er zwei Jahre auf einer diplomatischen Sendung in Berar verweilte; 1801 ward er in das neueingerichtete Appellgericht nach Calcutta berufen, wo er dann, als Präsident des Gerichtes seit 1805 (und seit 1807 auch als Präsident der Asiatic Society of Bengal), so wie als Mitglied des „Council" (p. 281), bis zu seinem Weggange aus Indien (1815) fungirte. Sein erster Beitrag zu den Asiatic Researches datirt aus 1795. Das Werk, welches seine danach dann sehr rasche Carrière sowohl wie seinen literarischen Ruhm begründete, war die in Calcutta 1798 in vier Bänden unter dem Titel „Digest of Hindu Law on Contracts and Successions" erschienene Uebersetzung einer auf Veranlassung von Sir W. Jones durch den gelehrten Juristen Jagannâtha in Sanskṛit veranstalteten Sammlung juristischer Beweisstellen [s. oben p. 129 fg.]. Die gröfseren mathematisch-astronomischen, wie die philosophischen Arbeiten C.'s gehören ihrem Erscheinen nach (ihre Entstehung fällt früher, s. p. 231) erst der Zeit nach seiner Rückkehr aus Indien an. Er starb am 10. März 1837.

Das beigegebene Porträt, nach einer Büste von Chantrey gestochen, zeigt eine hohe Denkerstirn und feine, milde Züge. Ein trefflicher Special-Index ist eine äufserst willkommene Zugabe des auch sonst äufserlich auf das Würdigste ausgestatteten Bandes.

---

57. The hymns of the Ṛigveda, in the Saṃhitâ text. Reprinted from the editio princeps. By F. Max Müller, membre étranger de l'Institut de France etc. London, Trübner & Co. 57 & 59 Ludgate hill. 1873. (VIII, 430; 414 S. 8°.) — Dieselben, in the Pada text. (VIII, 430; 414 S. 8°.) Zusammen 3 £ 3 sh. (21 Thlr.) L. C.-Bl. nr. 44. p. 1389—92 [1].

Diese stattliche Ausgabe der Ṛiksaṃhitâ ist der Vorrede zufolge hauptsächlich für Indien bestimmt, und wird dort entschieden auch einem lebhaften Bedürfnisse abhelfen. Auch für uns ist es dankenswerth, den Pada-Text endlich einmal vollständig vor uns zu haben. Allerdings ist derselbe fast etwas zu compreſs gedruckt; das Auge findet zudem nirgends einen rechten Platz zum Ruhen, denn auch die Zahlen der Verse etc. sind in derselben Schrifthöhe gegeben, während durch Einführung kleinerer Schrift dafür das Ganze jedenfalls an Gefälligkeit des Aussehens sowohl wie an Uebersichtlichkeit gewonnen hätte. Im Uebrigen verdienen Ausstattung, wie Anordnung und Correctheit des Druckes (die Correcturen sind von Dr. G. Thibaut gelesen worden) die höchste Anerkennung. Ein kleiner Uebelstand ist indeſs immerhin, daſs die Angabe der sûkta-Zahl innerhalb der anuvâka fehlt; es hätte dem leicht abgeholfen werden können, wenn man einfach dem Beispiele der Aufrecht'schen Ausgabe gefolgt wäre, die in gröſster Kürze alles Nöthige bietet.

Können wir somit das Werk als solches nur willkommen heiſsen, da es, soweit dies der freilich durch die Herstellungskosten vollaus gerechtfertigte, doch aber ziemlich hohe Preis (21 Thlr.) zuläſst, zur Verallgemeinerung der Veda-Studien das Seinige kräftig beitragen wird, so müssen wir dagegen über einige Stellen der Vorrede, die übrigens beiden Theilen vorgedruckt ist (vermuthlich ist also doch wohl jeder derselben separat zu haben?), unser lebhaftes Befremden äuſsern. Zunächst ist schon die Angabe auf dem Titelblatte selbst:

1] über Weiterungen, welche diese Anzeige im Gefolge gehabt hat, s. die Erklärung des Herausgebers des Lit. C.-Bl. in der ersten Nro. (vom 1. Jan.) des Jahrganges 1877 p. 31. 32. — Vgl. im Uebrigen noch A. Barth in der Revue critique 1874 Nro. 15 p. 227, so wie ferner Ind. Studien 14, 409 fg. 15, 453.

reprinted from the „Editio Princeps" etwas eigenthümlich. So nennt man denn doch wahrlich nur eine solche Ausgabe eines Textes, die denselben wirklich zuerst vollständig enthält. Nun ist aber bekanntlich Müller's Ausgabe der Ṛiksaṃhitâ nebst Sâyaṇa's Commentar noch jetzt nicht einmal vollständig. Damals aber als Aufrecht's Ausgabe des Ṛik-Textes erschien (1861. 1863) waren von den 1016 Hymnen in Müller's Ausgabe gar noch 304, also drei Zehntel rückständig. Eine sonderbare Editio princeps das! Zumal wenn man nun gar in Rechnung bringt, dafs nach den Aufklärungen, die uns M. selbst neuerdings in der Vorrede zu vol. V (1872) gegeben hat [s. ob. p. 132], es eigentlich nur Zufall ist, dafs dieselbe überhaupt von ihm noch über vol. IV hinaus weitergeführt wurde, und nicht ein reiner truncus geblieben ist! „When in the preface of the fourth volume of my edition of the Ṛigveda I felt it my duty to state that for the future my (1390) contributions to Vedic literature could be but small, I hardly imagined that it would still fall to my lot to bring out the remaining two volumes of this work", — nämlich eben dieses jetzt so emphatisch als Editio princeps bezeichneten Werkes! Einen drastischeren Gegensatz kann es wohl kaum geben. Es überbietet dies beinahe noch den anderen starken Gedächtnifsfehler, den sich Müller ebenfalls neuerdings (1869) in der Vorrede zu dem ersten, übrigens nur elf Hymnen enthaltenden, Bande seiner „Uebersetzung der Ṛiksaṃhitâ" hat zu Schulden kommen lassen, wo er mit ziemlich gleichen Worten wie eben sich folgendermafsen ausdrückt: „when some twenty years ago I decided on undertaking the first edition of the two texts and the commentary of the Ṛigveda I little expected that it would fall to my lot to publish also what may, without presumption (!), be called the first translation of the ancient sacred hymns of the Brahmans". Es existirt nun aber curioser Weise ein Prospectus zu einer Ausgabe des Ṛigveda, Text und „Uebersetzung mit vollständigem Commentar von Sâyaṇâcârya" (Königsberg, im

Verlage von Ad. Samter). Derselbe ist unterzeichnet: „London im Sept. 1846, Dr. Max Müller“, und verheifst ausdrücklich: „Dem jedesmal publicirten Theile des Textes und des Commentares wird eine wörtliche prosaische Uebersetzung des erstern nach der Auffassung des letztern, sowie Anmerkungen und andere zum Studium des Veda nothwendige Beiträge folgen“. Sehen wir Müller somit in einer erheblichen Gedächtnifsschwäche befangen in Bezug auf das, was er selbst früher gesagt hat, so kann man sich dann auch nicht wundern, wenn seine Angaben in Bezug auf Andere sich nicht als ganz stichhaltig erweisen. So spricht er denn in dieser Vorrede, für deren möglichste Verbreitung in die weitesten Kreise durch wiederholten Abdruck derselben in Trübner's American and Oriental Record noch speciell Sorge getragen worden ist, davon, dafs Aufrecht behufs seiner Textausgabe sich an ihn „for the loan of the Mss. of the two Maṇḍalas, which I had not yet published“ gewendet und dieselben auch bereitwillig von ihm erhalten habe. Aufrecht selbst aber in seiner Vorrede sagt: „für die ersten sieben maṇḍala stand mir die vortreffliche Textausgabe von Prof. Müller zu Gebote. Die letzten drei maṇḍala sind aus vier Handschriften derselben Sammlung und zwei der India Office Library herausgegeben worden“. Dadurch schrumpft die „Editio princeps“ Müller's abermals um 92 Hymnen zusammen; sie bestand resp. damals nur aus 620 Hymnen, d. i. sechs Zehnteln des Ganzen. Und dafs dies richtig ist, folgt im Uebrigen auch noch aus einigen einfachen chronologischen Daten. Aufrecht's Vorrede zum zweiten Bande seiner Ausgabe, auf dessen achtzigster Seite das achte maṇḍala beginnt, datirt vom 7. Januar 1863 (Heft 1. 2 wurden am 11. Dec. 1862, Heft 3 am 23. März 1863 versendet); die Vorrede zu Müller's vol. IV dagegen, auf dessen 282ster Seite das achte maṇḍala beginnt, datirt vom October 1862. Es ist also klar, dafs eine Benutzung derselben durch Aufrecht nicht gut stattgefunden haben kann, falls derselbe nicht etwa von Müller die Aushängebogen er-

halten haben sollte, was aber theils dieser bis jetzt nicht behauptet hat, theils Aufrecht jedenfalls „acknowledged“ haben würde. Folglich bleibt für Ṛik VIII—X, zwei Fünftel des Ganzen, Aufrecht's Ausgabe factisch die „editio princeps“, während sie Müller nur als „reprint“ seiner eigenen Ausgabe bezeichnet!

Die ganze Art und Weise überhaupt, wie sich Müller über Aufrecht's Ausgabe ausläfst, die er eben eigentlich nur als „transcript“ gelten lassen möchte, ist höchst befremdlich. Er spricht von den Mss. der Bodleyan library und des East India House, welche Aufrecht dazu benutzt hat, und welche Müller ihm auf seine „application“ dazu herauszugeben hatte, als seien dieselben sein eigenes Privat-Eigenthum gewesen („I lent them to him most gladly“, „I lent him, not my transcript of (1391) these Mss., but the Mss. themselves“). Bei der, man kann wohl sagen nahezu unverantwortlichen, und gegen die Interessen der Wissenschaft ganz rücksichtslosen Verschleppung und Verzögerung, welche die Herausgabe der Ṛiksaṃhitâ unter Müller's Händen erfahren hat (der erwähnte Prospectus hatte jährlich 2—3 Lieferungen, jede zu c. 20 Bogen, verheifsen), war es ein wahrer Dienst für die Wissenschaft, dafs sich Aufrecht dazu entschlofs, den Knoten zu zerhauen und wenigstens den Text endlich publici iuris zu machen. Hätte Müller ihm dazu die Mss. jener beiden Bibliotheken verweigern wollen (er thut ja so, als ob er allein darüber zu disponiren gehabt hätte: „I lent“), nun, so würden die Handschriften der Berliner Bibliothek, die auch so noch gelegentlich fleifsig zu Rathe gezogen worden sind, völlig dieselben Dienste geleistet haben. Eine solche Verweigerung, nota bene zu einer Zeit, wo Müller selbst, wie wir jetzt von ihm wissen, „hardly imagined“, dafs er seinerseits das Werk je zu Ende führen werde, wäre somit überdem gänzlich nutzlos gewesen. Verhindern konnte Müller den im alleinigen Interesse der Wissenschaft gefafsten Entschlufs nicht; es war daher nur klug von ihm, „bonne mine au mauvais jeu“ zu machen. Er hat dies aber freilich fast mit etwas zu viel Grazie gethan, wenn er sagt: „no one

could have rejoiced more sincerely than I did at the romanised transliteration of the Ṛigveda, carried out with so much patience and accuracy by Prof. Aufrecht"; diese Worte möchten doch schwerlich viele Gläubige finden! — Ein besonderer Punkt in Müller's Darstellung dieser Angelegenheit verdient übrigens noch specielle Berichtigung. Er spricht wiederholt davon, dafs Aufrecht's Ausgabe nur durch „the liberal subsidy of two learned societies", nämlich „the assistance of the German Oriental Society and the liberality of a Royal Academy" möglich geworden sei. Hierzu ist einfach zu bemerken, dafs die deutsche Morgenländische Gesellschaft den betreffenden beiden Bänden der „Indischen Studien" keine gröfsere Subvention zugewendet hat, als die aus ihren Rechnungsberichten bekannten jedesmaligen 90 Thlr. pro Band. Die Berliner Akademie hat allerdings, wie ebenfalls aus ihren Jahresberichten ersichtlich, ein Honorar von 360 Thlr. (54 £) für die beiden Bände an Aufrecht bewilligt, zu den Druckkosten aber hat sie nichts beigesteuert. Eine Lebensbedingung des Unternehmens war übrigens dieses Honorar nicht; Aufrecht würde es auch ohne dasselbe durchgeführt haben; Ref. aber, der Herausgeber der „Indischen Studien", hielt es für eine Ehrensache, dafs eine solche Arbeit nicht ohne einen gewissen, im Verhältnifs zu den Ansprüchen Anderer freilich doch nur sehr geringen, Ehrensold bleibe, und die Berliner Akademie ging bereitwillig auf seinen dieserhalb gestellten Antrag ein. Die ganze so ziemlich an den Haaren herbeigezogene wiederholte Erwähnung dieses „liberal subsidy" soll übrigens nur als Folie dienen für das immerhin unliebsame Factum, dafs die von Müller selbst im Jahre 1856 in Leipzig begonnene Textausgabe des Ṛik nicht über das erste maṇḍalam hinausgekommen ist. Wir erfahren jetzt den Grund hiefür: „Though everything was ready, the expense of the undertaking proved too great to allow the German publisher to continue the work to the end", und Müller selbst war damals auch „too poor to do it". Jetzt scheint er glücklicher Weise besser situirt, und sich

daher auch wohl selbst direct an den Herstellungskosten betheiligt zu haben; wenigstens spricht er zu zweien Malen von der Höhe derselben in einer kaum anders zu deutenden Art: „The large pecuniary loss thus incurred will have to be borne by Mr. Trübner and myself", und weiterhin: „I am authorized to state by Mr. Trübner that as soon as the loss which we have incurred shall be covered the price of the work will be considerably reduced, so as to make it the cheapest Sanskrit text ever published". Von dem etwaigen Ausfall eines Honorars — ein Schicksal, das andern Sterblichen nicht ganz unbekannt sein soll — sind solche Worte denn doch wohl kaum zu verstehen? Dafs uns der etwas bäng- (1392) liche, man könnte fast sagen, nach Reclame schmeckende Tenor derselben bei einem Manne in Müller's Stellung besonders behage, können wir übrigens nicht gerade behaupten. Vermuthlich wird denn doch auch die geschäftliche Seite dieser Ausgabe sich schliefslich noch ganz günstig stellen[1]! Die Mythe des Alterthums weifs von „Sonnenhelden", welche die Gabe hatten, Alles was sie berührten, in Gold zu verwandeln[2].

Endlich ist noch ein Punkt in dieser eigenthümlichen Vorrede bemerkenswerth. Müller behauptet alles Ernstes: „no one who knows the peculiarity of the Sanskrit alphabet would suppose that a Roman transcript could ever occupy less space than the original Devanâgarî", und zum Erweise beruft er sich speciell darauf, dafs seine Ausgabe des Saṃhitâ-Textes hier nur 844 Seiten zähle „against 920 pages required for the Transcript in Roman letters". Nun, es ist ja richtig, dafs Zeile für Zeile gemessen die Devanâgarî-Schrift der lateinischen Umschrift gegenüber einen kleinen Vorsprung hat, aber dafür gehen andererseits beiweiten nicht so viel Zeilen auf die Seite! Und bei dem Vergleiche

---

1] im Juni 1877 erschien bereits eine zweite Ausgabe, zu dem Preise von 32 shill.

2] es bezieht sich dies auf die reizende Skizze: „the Oxford Solar Myth" in „Kottabos" (Dublin 1870 p. 145—154).

der beiden Ausgaben hat Müller eben einfach gar nicht in Rechnung gezogen, dafs bei Aufrecht auf jeder Seite durchschnittlich vier Zeilen für Noten abgehen, so dafs dieselbe nicht 31 Zeilen zählt (wie sie sollte und könnte gegenüber den 24 Zeilen bei Müller), sondern nur 27; es ergiebt dies bei 920 Seiten nach Adam Riese eine Differenz von (4×920 = 3680 Zeilen) 136 Seiten (à 27 Zeilen), so dafs hiernach Müller's 844 Seiten nicht 920, sondern nur 784 Seiten gegenüberstehen, woraus sich gerade umgekehrt ein Profit tout clair von 60 Seiten zu Gunsten der lateinischen Umschrift herausstellt. Und dazu kommt ferner noch, dafs bei Aufrecht jeder der in runder Zahl 2000 varga, der besseren Uebersicht halber, mit neuer Zeile beginnt, während bei Müller leider alles fortlaufend gesetzt ist; es ergiebt auch dies wohl ungefähr 1000 Zeilen, also noch weitere 37 Seiten zu Gunsten der Transscription. Da Müller auf seinen obigen Calcül später noch wiederholt (in Trübner's Record 1873 p. 48 und p. 125) sich berufen hat, so hielt Ref. diese specielle Rectification desselben für nöthig. Dafs man im Uebrigen mit lateinischer Schrift enger, in kleineren Lettern, mit geringerem Durchschufs drucken kann, wie mit Devanâgarî, darüber lohnt es sich überhaupt nicht, nur ein Wort zu verlieren. Als besonderer Vorzug der ersteren tritt aber noch hinzu, dafs man eben jedes Wort von dem andern trennen kann, dafs man ferner cursiven, gesperrten Satz und sonstige mannigfache typographische Hülfsmittel zur Disposition hat, welche bei dem unbehülflichen Devanâgarî gänzlich mangeln. Endlich, so hoch auch in neuerer Zeit die Anforderungen der Setzer für den Satz sprachwissenschaftlicher Werke in lateinischer Schrift gestiegen sind, — billiger ist derselbe immer noch, als der Satz in Devanâgarî, zu welchem doch nur selten Gelegenheit ist, die daher der Natur der Sache nach stets noch besonders verwerthet wird, zumal eben nur Wenige sind, die sich auf Devanâgarî-Satz verstehen.

---

58. Keçirâja's Jewel mirror of grammar with the Commentary of Nishṭhûrasamjayya. Mangalore, 1872. C. Stolz. Basel Mission Book and Tract depositary. (XXVI, 420 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 45. p. 1419—21.

Da Ref. des Canaresischen unkundig ist, eine kritische Beurtheilung dieses stattlichen Werkes selbst sich somit seinem Leistungsvermögen entzieht, mufs sich derselbe im Wesentlichen darauf beschränken, aus der reichen Vorrede des Herausg., F. Kittel, einiges Hergehörige zu entnehmen. Danach ist Keçava's (resp. Keçirâja's) Çabdamaṇidarpaṇa die beste aller vorhandenen Grammatiken des Canaresischen, und zwar ein bereits ziemlich altes Werk, vermuthlich „about 700 years ago" abgefafst. Der Verf. war ein Jaina, stammte resp. aus einer ârischen kshatriya-Familie, die dem Yâdava-Stamme angehörte. Er war nicht der Erste, der über canaresische Grammatik schrieb, da sich bei ihm theils einmal ganz offenbar eine directe „grammatical quotation" findet, theils einige Male unmittelbare Beziehung auf Grammatiker (vaiyâkaraṇa, çâbdika) überhaupt genommen wird. Möglicher Weise könnte er dabei freilich Sanskṛit-Grammatiker im Auge haben, wie er denn factisch sich gelegentlich an Pâṇini anlehnt und unter dem von ihm erwähnten Beispiele: daçavyâkaraṇa vermuthlich doch wohl auch „10 Sanskṛit-grammars" zu verstehen sind. Sein Commentator nimmt resp. wiederholten Bezug auf Sanskṛitregeln, citirt indefs freilich am häufigsten eine in Sanskṛit geschriebene canaresische Grammatik, Namens Çabdânuçâsana, von welcher auch Kittel ein Manuscript zur Disposition hatte, welches die sûtra selbst, nebst einem Commentar des Bhaṭṭâkalaṃka, enthält; dasselbe beginnt: atha çabdânuçâsanam ârabhyate, keshâṃ çabdânâṃ? karṇâṭakânâm, sûtra: siddhâ hi çuddhakâs || 1 || vṛitti: akârâdayo varṇâḥ çuddhakâs, te hi loke prasiddhâ eva veditavyâḥ. Vermuthlich ist dasselbe später als Keçava. Dieser aber verfafste sein Werk, zwar jedenfalls eben im Anschlusse an die Sanskṛit-Grammatik, nach Angabe des Scholion resp. speciell seine Liste „of Canarese verbal roots in the

same manner as Bhîma did his list of Vedic verbal roots" (Bhîma wird von Sâyaṇa in seiner vṛitti zum dhâtupâṭha citirt, s. Westergaard Radices ling. Sanscr. Vorr. p. III), dennoch aber ganz selbstständig, indem er es auf die ihm vorliegenden Dichtwerke in canaresischer Sprache gründete, wie er denn auch seinerseits darin dichtete, u. A. ja auch dieses Werk selbst geradezu in Versen abgefafst hat. Er macht denn auch theils eine ganze Zahl von dergl. Dichtern namhaft, in Summa zehn, theils beruft er sich wiederholt auf die alten Dichter und ihre Werke (purâtanakavi, purâtanakṛiti), die er den modernen Dichterlingen als Muster gegenüberstellt. Er war übrigens auch in der Sanskṛit-Literatur tüchtig bewandert; (1420) seine Beispiele beziehen sich ungemein häufig auf die „characters figuring in the Mahâbhârata and Râmâyaṇa". Der Harivançа lag ihm bereits in canaresischer Uebersetzung vor; Lakshmîça's Uebersetzung des Jaimini-Bhârata aber wird von Kittel (p. x. xi), wenigstens in ihrer „present edition", später als Keçava gesetzt, ebenso wie die Abfassung des Bâsava Purâṇa, welche letztere auf Çake 1291 A. D. 1369 fixirt ist. Das Canaresische war damals bereits reichlich mit Sanskṛit-Wörtern, in tadbhava- oder tatsama-Form, versehen, stand resp. überhaupt damals schon wesentlich auf dem jetzigen Niveau mit allen den „niceties of its present form, as the essence of the language has not changed in the least".

Das ganze Werk besteht, nach einer Vorrede in zehn Versen, aus acht Büchern, wie in v. 8 derselben ausdrücklich angegeben wird, mit 322 Versen, denen noch ein neunter, vermuthlich also secundärer Abschnitt, und ein Nachwort in vier Versen folgt. Jedem Verse hat Kittel eine kurze, englische Inhaltsangabe beigefügt. Das erste Buch (v. 1—71) p. 9—87 handelt on letters and euphonism, — das zweite (v. 72—161) p. 88—193 on nouns (dabei v. 80—87 speciell davon, wie Sanskṛit-Wörter im Canaresischen zu behandeln, resp. zu flectiren sind), — das dritte (v. 162—196) p. 194 —231 on compounds, — das vierte (v. 197—215) p. 232

—252 on secondary nominal themes, d. i. über taddhita-Bildungen, — das fünfte (v. 216—251) p. 253—301 über Conjugation. — Das sechste p. 302—333 enthält ein Verzeichnifs von 968 canaresischen Verbalwurzeln (nach dem Muster von Bhîma's excellent list of Sanskṛit roots, heifst es eben in einem, wie es scheint, eingefügten Verse) resp. mit englischer Angabe ihrer Bedeutung. Das siebente Buch (v. 252—299) p. 334—387 handelt in sehr systematischer Weise von den Verstümmelungen, welche die in das Canaresische aufgenommenen Sanskṛit-Wörter bei ihrer Aufnahme erleiden; es giebt zunächst ganz allgemeine Angaben darüber, sodann die Regeln über dergl. Veränderungen im Anlaut (v. 268—272), Inlaut (v. 273—277), Auslaut (v. 278—280), further changes (v. 281—288), und handelt endlich theils von der Composition von tadbhava-Wörtern unter einander (v. 289—296), theils von den tatsama-Wörtern und Compositionen damit. Das achte Buch endlich (v. 300—322) p. 388—402 betrifft Partikeln und ähnliche Wörter. Der neunte Abschnitt (p. 403—7) ist lexicalischer Art, giebt „the meaning of some uncommon words", liegt resp. in zwei Recensionen vor, von denen die eine nur 55, die andere, auch anders geordnete, dagegen 191 dergl. Wörter aufführt.

Soweit Ref. sich hier eben ein Urtheil verstatten darf, kann er nicht umhin, diese Arbeit Kittel's als eine ungemein sorgsame und hochverdienstliche zu bezeichnen. Das Factum allein schon, dafs uns eine so festgeordnete Grammatik des Canaresischen aus einer allem Anscheine nach schon so frühen Zeit her erhalten ist, verdient unsere ganz specielle Beachtung. Es liegt uns hier offenbar ein weiteres Document jener practischen Richtung der Jaina-Secte vor, der wir auch auf dem Gebiete der Sanskṛit- und der Prâkṛit-Grammatik so bedeutende Leistungen verdanken. Dafs dieselbe aber auch einer der draviḍischen Sprachen bereits eben in so früher Zeit sich zugewendet hat, ist in der That überraschend genug, und könnte daher a priori fast Bedenken erregen! Wäre doch auch einer der modernen ârischen Dialekte Indiens

schon so früh grammatisch behandelt worden! Da fehlte es aber eben freilich an einer als Grundlage dafür zu benutzenden Literatur! Denn in Hindostan war die Literatur-Sprache damals noch nur Sanskṛit oder Prâkṛit; im Dekhan dagegen traten die draviḍischen Stämme ihre Rechte nicht so weit an die brâhmanischen Einwanderer ab, dafs sie völlig darauf verzichtet hätten, sich in ihrer eigenen Sprache auch literarisch zu bewegen. Es mag hierzu im Uebrigen wohl auch der mehr populäre Charakter der Jaina-Religion das Seine beigetragen haben, da dieselbe die (1421) geistigen Kräfte des niederen Volkes direct in Anspruch nahm und belebend auf sie wirkte. Endlich aber kam dazu wohl auch, dafs der Dekhan niemals durch die Moslims so systematisch, man möchte fast sagen zerwühlt worden ist, wie dies in Hindostan wiederholt der Fall war. Hat sich ja doch auch für die Sanskṛit-Literatur selbst mehrere Jahrhunderte hindurch in Folge dieser Umstände die literarische Thätigkeit hauptsächlich auf den Dekhan concentrirt (s. des Ref. Akad. Vorlesungen über indische Lit.-Geschichte p. 247).

---

59. Burnell, A. C., the Vançabrâhmaṇa (being the eighth Brâhmaṇa) of the Sâmaveda, edited together with the Commentary of Sâyaṇa, a preface and index of words. Mangalore, 1873. Stolz & Hirner. Basel, Mission Press. (XLIII, 12, 12 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 45. p. 1421-22.

Wie dem Umfange, so ist auch dem Inhalte nach die Vorrede der weitaus bedeutendste Theil dieses Schriftchens; ja wir stehen nicht an, dieselbe mit zu dem Wichtigsten zu zählen, was uns die letzten Jahre für die Geschichte der indischen Literatur überhaupt gebracht haben. Dieselbe beschäftigt sich ausschliefslich mit dem Leben und Wirken des grofsen Commentators Sâyaṇa. Nach der Liste der Aebte des Klosters von Çṛingerî wurde Mâdhavâcârya mit dieser Würde bekleidet im Jahre 1253 der Aera des Çâlivâhana d. i. 1331 A. D. und starb in dieser Stellung, in welcher er

den Namen Vidyâraṇyasvâmin führte, im Jahre 1308 derselben Aera, 1386 A. D. Nach der bisherigen Annahme war er der ältere Bruder Sâyaṇa's; Burnell dagegen macht es äufserst wahrscheinlich, dafs beide Namen nur eine und dieselbe Person bezeichnen; Sâyaṇa sei nur „the bhoganâtha or mortal body of Mâdhava, the soul identified with Vishṇu". Er wird gewöhnlich Sohn des Mâyaṇa genannt; am Schlusse des Comm. zum ersten Theile der Sâmasaṃhitâ indessen erscheint dieser Name in einem Berliner Manuscripte (s. des Ref. Abhandlung über Kṛishṇa's Geburtsfest p. 220) als Nârâyaṇa, wozu Mâyaṇa somit wohl eben auch nur eine auf irgend welchem mystischen Grunde beruhende Afterbildung sein wird. Mit dem obigen Datum seines Todes steht nun übrigens eine Inschrift in Widerspruch, in welcher eine von ihm (und zwar als Çrîman Mâdhavarâja) an 24 Ṛik-Brâhmaṇa gemachte grofse Landschenkung ausdrücklich in das Jahr Çaka 1313 = A. D. 1391 verlegt wird. Burnell's Angabe hierüber (p. xv n.) ist nicht ganz genau; wie der Widerspruch zu lösen sein wird, mufs abgewartet werden. — Burnell zählt 29 verschiedene, zum Theil bekanntlich höchst umfangreiche Werke auf, die unter Mâdhava's Namen gehen. Nach seiner Meinung sollen dieselben wirklich sämmtlich von ihm selbst verfafst sein (p. xxii), ohne wesentliche Hülfe von Anderen dabei in Anspruch zu nehmen. Seine Stellung an der Spitze des Klosters, als infallibler jagadguru, guru of the world „almost precludes the possibility", dafs er irgend Jemand zu Rathe gezogen habe. Auf die „inconsistency" seiner Erklärungen dürfe man kein Gewicht hiefür legen, „circumstances rendered it impossible for him to be a consistent critic". Es scheint uns, als ob Burnell hierin doch etwas zu weit geht. Es handelt sich in den Werken, welche Mâdhava's Namen tragen, nicht blos um einander widersprechende Erklärungen an den verschiedenen Stellen, sondern auch um wirkliche Verschiedenheiten in der Anschauung, ja sogar in der Sprache selbst, resp. im Stile der Darstellung. Die oben erwähnte Inschrift zudem, in welcher 24 Ṛik-Brâhmaṇa (ṛik-

çâkhâdhyâyinaḥ) speciell mit Ländereien bedacht worden, deren Gesammtheit den Namen Mâdhavapura führen sollte, ist wohl an und für sich bereits eine Art Testimonium dafür, dafs es sich hiebei nicht blofs um ein Studium des Ṛik durch dieselben, sondern zugleich auch um Dienste ihrerseits in dieser Beziehung handelte, für die sie in dieser Weise belohnt werden sollten.

Besonders dankenswerth sind Burnell's Angaben über die Vorgänger Mâdhava's in der Erklärung des Veda (p. XXIV ff.); ebenso sein Hinweis darauf, dafs er ein Telugu-Brâhmaṇa
(1422) war, somit seine Manuscripte vermuthlich in Telugu-Schrift (p. XXXVI) schrieb, unsere jetzigen Devanâgarî-Manuscripte also erst secundäre Copieen sind, woraus sich denn manche ihrer Fehler leicht erklären lassen.

Dem schon früher in den Ind. Stud. publicirten Texte des Vaṅçabrâhmaṇa ist hier nun eben Sâyaṇa's Comm. beigefügt. Zu der Lesart upajâya ca (p. 3) bemerkt Ref., dafs seine Angabe über dieselbe in d. Bl. (Jahrgang 1872, No. 24, p. 635 [oben p. 115]) auf einem Briefe Burnell's selbst (Tanjore Oct. 3d 1871) beruht, in welchem es hiefs: „as nearly all the mss. of the text of the Vaṅçabr. read: upajâya ca, I must, I find, give up Sâyaṇa's plausible reading". Sâyaṇa hat nämlich upajâyata, was eben nach des Ref. Meinung nicht recht passen will.

---

60. Muir, J., Original Sanskṛit texts on the Origin and History of the people of India, their religion and institutions, collected, translated and illustrated. Volume fourth, comparison of the vedic with the later representations of the principal Indian deities. Second edition, revised. London, 1873. Trübner & Co. (XV, 524 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 45. p. 1422—23.

Dafs in zehn Jahren bereits eine neue Auflage dieses vierten Bandes nothwendig geworden ist, erscheint auf diesem Gebiete der Forschung immerhin schon als ein unmittelbarer Beweis für den hohen Werth der Darstellung

selbst, welchem denn auch von dem Ref. gleich bei dem ersten Erscheinen derselben in Jahrg. 1863, No. 28 d. Bl. [oben 2, 226] dankbare Anerkennung gezollt worden ist. Mit Ausnahme einzelner Zuthaten, die durch das ganze Werk, hauptsächlich in Notenform, vertheilt sind und den Umfang desselben denn doch erheblich vermehrt haben, ist die Darstellung darin im Wesentlichen dieselbe geblieben. Es ist eben in der Zwischenzeit auf dem betreffenden Gebiete nicht viel Neues zu Tage gekommen. In Bezug auf den Kṛishṇa-Cult wäre zwar allerdings wohl eine besondere Rücksichtnahme auf des Ref. speciclle Untersuchungen über das Geburtsfest desselben, die Kṛishṇajanmâshṭamî, zu wünschen gewesen. Sollten die daran sich anknüpfenden Fragen etwa doch theilweise auf etwas zu heikele Punkte treffen, die Muir daher eben lieber ganz unberührt liefs? Nachdem neuerdings Burnell in der Academy (June 14) nicht nur von verschiedenen Pehlevi-Inschriften, die er während „a recent tour through the Cochin and Travancore states“ daselbst gefunden, und welche für das einstige Bestehen von „large settlements of Persians probably Manichaeans“ daselbst Zeugnifs ablegen, berichtet, sondern daran auch die weitere Vermuthung geknüpft hat, dafs „much in the modern philosophical schools of India comes from some form of Christianity derived from Persia“, wie denn hierdurch auch „the origin of the modern Vedânta sects in Southern India exclusively“ seine Erklärung finde, treten die gleichen Vermuthungen, die Ref. schon damals in jener seiner Abhandlung (p. 220, vgl. ibid. p. 330) aussprach, in ein viel helleres Licht, und gewinnt überhaupt die ganze Frage nach den Beziehungen zwischen Kṛishṇa-Dienst und christlicher Legende, wie er sie dort zu stellen versucht hat, einen noch bestimmteren Hintergrund. Allerdings ist andrerseits ganz neuerdings, durch das Bekanntwerden des Mahâbhâshya, für die Existenz eines Kṛishṇa-Cultus überhaupt anscheinend eine weit ältere Zeit gesichert, als bis dahin annehmbar erschien; es wird indessen eben diese ältere Phase desselben von der späteren direct getrennt zu halten sein.

Gerade sie war es, die durch allerhand Anknüpfungspunkte, die sich in ihr vorfanden, die unmittelbare in-Bezug-Setzung der christlichen Legenden dazu hervorrief und veranlafste. — Auch in Bezug auf das Râmâyaṇam und die durch des Ref. Abhandlung darüber angeregte Frage, in wie weit dabei die Umgestaltung der alten buddhistischen Form der Râma-Legende durch Vâlmîki etwa unter dem Einflusse der Bekanntschaft mit dem homerischen Sagenkreise gestanden habe, hat sich Muir sehr vorsichtig zurückgehalten, ja nicht einmal erwähnt, dafs diese Frage überhaupt neuerdings gestellt worden ist! Dabei möchte denn doch die (1423) schonende Rücksicht auf die Vorurtheile der Hindu fast etwas zu weit getrieben sein! Ignoriren läfst sich diese Frage nicht mehr; dafür sorgen schon diese selbst, da sie sich in ihren patriotischen Gefühlen durch jene Ketzerei arg gekränkt fühlen, wie die mannichfache Polemik, die darob in indischen Journalen gegen Ref. gerichtet worden ist, zur Genüge beweist.

---

61. Kittel, Rev. F., a tract on sacrifice (yajnasudhânidhi). Mangalore, 1872. C. Stolz. Basel, Mission Book & Tract Depository. (134 S. 12°.) L. C.-Bl. nr. 46. p. 1457-58.

Eine merkwürdige Verquickung von Tractätlein-Stil und wirklich wissenschaftlicher Kenntnifs der vedischen Anschauungen (1458) über Opfer und Opfer-Ritual. Ueber die practische Bedeutung des Schriftchens als Missionsproduct enthält sich Ref. natürlich jedes Urtheiles; den auf das vedische Ritual bezüglichen Theil desselben aber kann er als im Wesentlichen richtig und auf verständiger Benutzung der Texte beruhend empfehlen.

---

62. Archaeological Survey of India. Four reports made during the years 1862—65. By Alexander Cunningham, Major general. Vol. I et II. Simla, 1871. Printed at the Gov. Central Press. (I: p. VIII, IV, XLIII; 359, XLIX; — II: p. V, 459, LIII gr. 8.) L. C.-Bl. nr. 46. p. 1458—59.

Diese beiden stattlichen Bände enthalten die officiellen Berichte Cunningham's über die von ihm im Auftrage der indischen Regierung während vier aufeinander folgender Jahre im eigentlichen Hindostan, d. i. nördlich des Vindhya-Gebirges unternommenen archäologischen Expeditionen. Der Zweck derselben war „eine genaue von Plänen, Maafsen, Zeichnungen oder Photographieen, sowie Copieen von Inschriften begleitete Beschreibung der bemerkenswerthesten Baudenkmäler, unter stetem geschichtlichem Rückblicke und unter Angabe der noch an Ort und Stelle vorhandenen Traditionen darüber". Die im ersten Bande vorliegenden Berichte über die Jahre 1861—1863 sind bereits (jedoch ohne die zahlreichen Beigaben von Plänen u. dgl.) im Journal der Asiatic Society of Bengal publicirt worden, nämlich p. 1—130, die Strecke von Gayâ bis Benares behandelnd, in einem Supplementheft des Jahrgangs 1863 p. III—CXIX, — sodann p. 131—231, von Delhi etc. handelnd, in einem desgl. des Jahrgangs 1864 p. I—LXXXVII, — endlich p. 231—358 über Mathurâ bis Kâbar sich erstreckend, im Jahrgang 1865 p. 155—278. Auch ist ihr Inhalt, wie der von vol. II, von Cunningham in seiner Ancient Geography of India vol. I 1871 (s. Jahrg. 1871, Nro. 34 d. B. [ob. p. 67]) speciell verwerthet worden. Und zwar umfafst vol. II zunächst den Bericht über die Expedition von 1863—1864 p. 1—240, der in zwei Theile zerfällt, nämlich erstens eine ethnologische Uebersicht über die Völker des Penjâb giebt und sodann erst die Antiquitäten des nordwestlichen Indiens von Peshâwer bis Thanesar, resp. Caturbhuj behandelt. Der zweite Theil des Bandes (p. 241 ff.) betrifft die Expedition von 1864—1865, beschäftigt sich resp. mit dem Landstrich zwischen der Yamunâ und Narmadâ,

dem westlichen Theile des madhyadeça also, von Bairâṭ (Vairâṭa) bis Mahoba (Mahotsavanagara). Der Dekhan aber ist eben ganz ausgeschlossen, und der Titel des Buches sollte somit richtiger etwa lauten: archaeological survey of Upper, oder Northern, India. Die Darstellung hält sich zunächst stets, soweit eben möglich, an die Angaben in Hiouen Thsang's Reisebericht, in welchem Cunningham mit Recht einen gewissenhaften Vorgänger anerkennt. Damit vergleicht er dann stets, was etwa noch aus früherer Zeit, durch die Griechen also, bekannt ist, und knüpft daran theils weitere historische Betrachtungen theils die Resultate seiner gegenwärtigen Untersuchungen an. Der Reichthum des von ihm dabei ans Licht gestellten neuen und möglichst zuverlässig gesichteten Materials ist ein ganz ungemein grofser. Beigefügt sind 99 Pläne und Zeichnungen der mannichfachsten Art, sämmtlich von ihm selbst mit eigner Hand entworfen und ausgeführt, darunter denn auch verschiedene Copieen von Inschriften. Die wichtigste derselben ist jedenfalls plate XLI, das Facsimile jenes Theiles der Felseninschriften von Khalsi, welcher „the names of Antiochus, Ptolemy, Antigonus, Magas and Alexander" enthält. Dieser Theil der Edicte Piyadasi's ist nämlich hier in Khalsi besonders gut erhalten, während er in den übrigen Exemplaren dieser Edicte bekanntlich nur äufserst mangelhaft vorliegt. Cunningham hat daher theils einen vollständigen Abdruck der ganzen Inschrift genommen, theils dieselbe auch selbst „by eye" neu copirt, und bereitet auf Grund dessen eine neue Publication des Ganzen unter Vergleichung mit den übrigen Exemplaren, insbesondere (1459) mit dem von Kapardigiri, vor. Der Name Alexander's erscheint hier auf Zeile 6 der Tafel besonders deutlich als: Aliksadala nâma, ich möchte nämlich die Curve unterhalb des k nicht als u, sondern als virâma-Zeichen auffassen. Da sich im Uebrigen der das n bezeichnende anusvâra-Punkt sehr leicht verflüchtigt haben kann, so wird man sogar wohl geradezu: Aliksandala nâma lesen können; das r in der letzten Silbe erscheint als l, da diese Version überhaupt, auch in indischen

Wörtern, kein r anerkennt, dasselbe stets durch l giebt. In Zeile 7 stehen offenbar die Worte: yona-ka(m)bojesu, und über das Zusammenstehen dieser beiden Namen Yavana und Kamboja s. des Ref. Bemerkungen in seinen Indischen Streifen [oben] 2, 321.

Eine besonders dankenswerthe Zugabe zu diesem trefflichen Werke bildet die Introduction, welche in kurzen Umrissen eine Geschichte der indischen Archäologie von ihren Anfängen an vorführt. Die innigen Beziehungen, in denen Cunningham, damals noch ein junger Mann von 23 Jahren, zu James Prinsep, unsterblichen Andenkens, gestanden hat, der ihm alle seine stolzen Entdeckungen, frisch wie sie gemacht wurden (1837 ff.), in dem vollen Jubel seines Herzens brieflich mittheilte, geben dieser Darstellung (p. VII—XVIII) ein ungemein lebhaftes und warmes Colorit. Auch die Angaben über Kittoe, der ebenfalls viel zu früh dahinging, erwecken unsere herzlichste Theilnahme. Mit liebenswürdiger Bescheidenheit erklärt der selbst auf diesem Gebiete so hochverdiente Verf. am Schlusse dieser Introduction: „we field-archaeologists make no claim to more than ordinary scholarship“. Nun, die „professed scholars“ wissen sehr gut zu würdigen, was sie den Männern schuldig sind, die in einem Klima, wie das indische, in ihrem Eifer für die Forschung und für die Wissenschaft nie ermüden, und immer neue Ansprüche auf den Dank derselben sich erwerben.

Eine specielle Anerkennung verdienen auch noch die ausführlichen Indices, die jedem Bande beigegeben sind, um die Benutzung des reichen darin aufgespeicherten Materials zu erleichtern.

---

63. Grammar of the Tulu Language. By Rev. J. Brigel, B. M. S. Mangalore, 1872. Basel Mission Book & Tract Depositary. (IV, 144 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 47. p. 1487.

Als erster Versuch einer grammatischen Bearbeitung der Tulu-Sprache hochwillkommen. Das Tulu ist eine der dravidischen Sprachen in South-Canara und wird nur von einer

halben Million Menschen etwa gesprochen. Die gedruckte Literatur besteht blos aus Uebersetzungen der Missionäre, die sich beim Druck des canaresischen Alphabetes bedienen. Die Darstellung Brigel's ist systematisch, kurz und gedrängt, besteht resp. zu einem guten Theil nur aus Paradigmen, doch ist auch die Syntax anschaulich behandelt (p. 113—131), und zum Schlufs werden auch einige Specimina der Sprache (p. 133—139) mitgetheilt, insbesondere 50 Sprichwörter.

Der Unterschied zwischen „common Tulu“ und dem „Brahmin's dialect“ erscheint als ein ungemein grofser. Nähere Auskunft darüber ist indefs nicht gegeben.

64. Grammar of the Pashṭo or language of the Afghans compared with the Iranian and North-Indian idioms. By Dr. Ern. Trumpp. Printed under the auspices and by the aid of the Imperial Academy of Sciences, Vienna. London, 1873. Trübner & Co. Tübingen, Heckenhauer. (XVI, 412 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 47. p. 1487-88.

Während man bisher das Pashṭo, von früheren Verirrungen, die es als eine semitische Sprache bezeichneten, abgesehen, speciell zu der irânischen Sprachfamilie rechnete, ist es nach Trumpp's Meinung, wegen specieller lautlicher wie flectioneller Verwandtschaft mit den indischen Prâkṛit-Sprachen, insbesondere dem Sindhi, vielmehr in eine nähere Beziehung zu diesen zu stellen; es ist indessen keineswegs selbst als ein Prâkṛit-Idiom zu erachten, sondern eine alte unabhängige Sprache, welche den ersten Uebergang vom Indo-Ârischen zum Irânischen bildet, und daher an den charakteristischen Eigenschaften beider Theil nimmt, obschon eben mit vorwiegendem prâkṛitischen Gepräge. Er hat diese Ansichten übrigens schon vor mehreren Jahren in zwei speciellen Abhandlungen über die Verwandtschaftsverhältnisse des Pashṭo in der Zeitschrift der deutschen Morgenl. Gesellschaft 21, 10—155 (1867) und 23, 1—183 (1869) ausführlich erörtert; ja man kann das vorliegende Werk eigentlich fast geradezu als eine Umarbeitung jener beiden Abhandlungen

bezeichnen, auf welches Verhältnifs indessen eigenthümlicher Weise (1488) sich hier nirgendwo eine Andeutung findet, wie hier denn überhaupt keinerlei Hinweis auf dieselben irgend vorliegt. Aus einer Vergleichung beider Darstellungen ergiebt sich übrigens, dafs die vorliegende entschieden weit reifer ist als die dortige, in welcher zudem die Polemik gegen Trumpp's Vorgänger, insbesondere Raverty, eine specielle Rolle spielte.

Ohne sich nun irgendwie eine Entscheidung in der streitigen Frage anmaafsen zu wollen, welche erst auf Grund specieller Abwägung aller in Betracht kommenden Momente erfolgen könnte, wenn sie überhaupt erfolgen kann, mufs Ref. doch ein allgemeines Bedenken, welches ihm gegen Trumpp's Ansicht zu sprechen scheint, geltend machen. Das Pashto ist uns nur aus verhältnifsmäfsig eben doch ganz moderner Zeit bekannt. Nach Raverty ist Shekh Malî „who has described the conquest of Soât (A. D. 1413—1424)“ der älteste Pashto-Autor; Trumpp bemerkt indefs, dafs auch dies unsicher sei, da es nicht scheine, als ob Raverty „the work in question“ selbst gesehen habe. Wenn wir nun bedenken, in wie hohe Zeit wir zurückgehen müfsten, um für das Pashto ein Sprachniveau zu gewinnen, auf welchem es als „eine alte unabhängige Sprache“, resp. „als ein erster Uebergang vom Indo-ârischen zum Iranischen“ denkbar sein könnte, so will es uns eben zum mindesten äufserst gewagt erscheinen, anzunehmen, dafs in dem gegenwärtigen, nur etwa vier Jahrhunderte zurück verfolgbaren, und im Uebrigen offenbar doch schon ganz auf analytischem Boden stehenden Sprachbestande sichere Reste eines só alten, und zumal dann doch entschieden noch der synthetischen Stufe zuzuweisenden Sprachniveaus erhalten haben sollten. Auch die etwaige Annahme, dafs bei den Afghanen, einem ja eben zwischen Irân und Indien in der Mitte liegenden Grenzvolke, die den Ârya beider Länder gemeinsame Grundsprache überhaupt niemals speciell nach den in ihnen beiden je besonders hervortretenden Eigenthümlichkeiten hin gravitirt hat, sondern ruhig ihre

eignen Wege gegangen ist, könnte nur dann sich empfehlen, wenn es sich hier etwa um ein Volk handelte, das von alter Zeit her auch selbst in steter ununterbrochener Ruhe friedlich fortgelebt hätte. Da es sich hier aber gerade umgekehrt um einen Landstrich handelt, dessen Bewohner seit zwei Jahrtausenden in steter Unruhe, stetem Kampfe, stetem Ringen um ihre Existenz gelebt haben, die oft zu einem guten Theil nahezu vertilgt wurden, in deren Bestande somit ein steter Wechsel, eine fortdauernde Mischung stattgefunden hat, so will jedenfalls eine dergl. sprachliche Continuität a priori wenig glaublich erscheinen. Vielmehr möchte sich die Vereinigung von sowohl irânischen wie prâkṛitischen Spracheigenthümlichkeiten in der Sprache der Afghanen, só, a priori, gefaſst, eben eher als ein Resultat gerade dieser historischen Verhältnisse deuten, einfach nämlich dáraus erklären lassen, daſs dieselben in der That ein Mischvolk sind.

Die Arbeit selbst macht, wie die bisherigen Schriften Trumpp's, durchweg den Eindruck sorgsamer Studien und solider Gründlichkeit. Die Darstellung ist sogar hie und da fast etwas zu sehr in die Länge gezogen, so daſs die Uebersichtlichkeit darunter leidet. Besondere Hervorhebung verdient auch noch die correcte Ausführung des schwierigen Druckes, so wie die elegante Ausstattung desselben.

---

65. Holy Bible in the Sanskṛit language. Vol. IV. Containing the prophetical books; translated out of the original tongues by the Calcutta Baptist Missionaries with native assistants. Calcutta, 1872. Baptist Mission Press. (IV, 538 S. 8°.) — Ivrîyabhâshâto vyâkṛitaḥ dharmagranthaḥ, Yiçâyiyâdînâm bhavishyadvâdinâṃ granthasaṃgrahaḥ.
L. C.-Bl. nr. 47. p. 1488—89.

Diese Uebersetzung ist theils in Prosa, theils in çloka abgefaſst, und liest sich besonders der metrische Theil sehr flieſsend und angenehm; von ihm kann man in der That sagen, daſs er mehrfach den Eindruck macht, als ob man hier eine ursprüngliche Conception, keine Uebersetzung vor

sich habe. — Worauf sich in (1489) dem englischen Titel dieses Bandes der Plural: the original tongues bezieht, ist unklar, der Sanskrittitel hat richtig den Singular: ivrîya-bhâshâtaḥ.

---

66. Specimens of S. Indian dialects, collected by A. C. Burnell. No. 2. Mâppila-Mâlayâlam. p. 26, 20; No. 3. Koḍagu (Coorg) p. V, 10; No. 5. Toḍa (Nîlagiri-hills) p. 14; No. 6. Baḍaga-Mâlayâlam. p. 10. Mangalore, 1873. Stolz & Hirner. Basel, Mission Press. (16.)
L. C.-Bl. nr. 47. p. 1489.

Aufser seinen Sanskritstudien betreibt Burnell auch in erfreulicher Weise das Studium der südindischen Dialekte. Behufs gegenseitiger Vergleichung derselben sammelt er Uebersetzungen der Parabel vom Sämann (Matthäus 13, 1—34) und läfst dieselben je einzeln mit kurzem Vorwort erscheinen. Es sind schon fünf dergl. Heftchen erschienen, andere sollen noch folgen und sich daran eine allgemeine Untersuchung über die Dialekte der Westküste anschliefsen, die von einer ethnographischen und statistischen Karte begleitet sein wird. Von den vorliegenden vier Heftchen ist No. 2 in den beiden Malayâlam-Dialekten abgefafst, welche die Mâppila (Moslims) von Mangalore, S. Canara und die von Amîndîvi (Laccadive-Inseln) sprechen. Dieselben haben sich dafür eine modificirte Form des arabischen Alphabetes zurechtgemacht, dessen Gebrauch sich auch über das ganze Tamil-Land erstreckt und von allen Moslims in Süd-Indien, die Anspruch auf Erziehung machen, angewendet wird. Burnell giebt daher den Text sowohl in lateinischer Umschrift, als in dieser durch mehrere Puncte und zwei neue Vocalzeichen vermehrten arabischen Schrift. In der Einleitung berichtet er zunächst über die Literatur der Mâppila, und über die Schwierigkeiten, welche die eigenthümlichen Agrar-Verhältnisse Malabar's der Bekehrung zum Islam oder Christenthum entgegenstellen, und geht sodann näher auf die sprachlichen Differenzen dieser beiden Dialekte der Mâppila von Mangalore von dem gewöhn-

lichen Mâlayâlam ein. Dieselben haben in Folge der Isolirung der Mâppila einige alterthümliche Formen bewahrt und enthalten überdem etwa fünf Procent arabische Wörter. Die Uebersetzung in den Mangalore-Dialekt stammt von dem Munshi Safdar Hosain, und ist dann durch die Vermittelung von Gabr. Stokes auf Amîndîvi selbst von den dortigen Gelehrten revidirt und ihrem Dialekte angepafst worden; die Varianten, die sich daraus ergaben, sind in Gestalt von 175 Noten mitgetheilt.

Das Coorg-Specimen stammt aus Kittel's Feder, der es vorher der Kritik „of a number of the most intelligent natives of Coorg“ unterwarf. Diese Sprache ist ein Dialekt des Tamil und wird vermuthlich bald aussterben, da sich auch die Missionäre nicht ihrer, sondern vielmehr des Canaresischen für ihre literarischen Productionen bedienen.

Noch näher dem Aussterben als das Coorg ist das Toḍa in No. 5, das nur noch von etwa 700 Personen gesprochen wird; die Uebersetzung stammt von dem Missionar Metz, der sich speciell mit diesem Stamme beschäftigt hat. Das Leben desselben concentrirt sich rein auf seine Büffel, daher ist auch die Sprache sehr arm, und der Missionar mufs sich behufs irgend welcher abstracten Gedanken meist fremder Wörter, insbesondere aus dem Baḍaga, das die meisten Toḍa verstehen, bedienen. Sie selbst kümmern sich nicht viel um Religion. Die ihrige ist „a very convenient one; heaven is nothing else but a place where they will have plenty of buffaloes, and as no Toḍa has any doubt about his going to heaven, he thinks that the occupation in the other world, viz. feeding buffaloes, does not require any preparation“.

No. 6 ist in dem canaresischen Dialekte abgefafst, welchen die aus Mysore eingewanderten Baḍaga der Nîlagiri-hills sprechen. Die Uebersetzung rührt ebenfalls von dem Baseler Missionar Metz her, der auch allerhand Volkslieder der Baḍaga gesammelt hat.

67. Kâçîvidyâsudhânidhiḥ. — The Paṇḍit, a monthly journal, of the Benares College, devoted to Sanskṛit Literature. Nos. 1—79[1]) Benares June 1866—Dec. 1872. vol. I Nos. 1—12. pagg. 188. VIII. — II Nos. 13—24 pagg. 274. — III Nos. 25—36. pagg. 268. III. XII. — IV Nos. 37—48 pagg. 276. XIII—LX. — V Nos. 49—60 pagg. 328. LXI—CIV. — VI Nos. 61—72 pagg. 306. CV—CXVIII. — VII Nos. 73—79 (Dec.) pagg. 170. p. CXIX—CLXVI. Folio. — Preis des Jahrgangs 24 shill. Z. D. M. G. 27, p. 164—94.

Diese nun schon im siebenten Jahre stehende Monatsschrift verdient auch bei uns allgemeiner bekannt zu werden, als dies bis jetzt der Fall ist. Dieselbe wird von den Professoren des Benares College herausgegeben, zu dem Zwecke, wie es in dem in Trübner's American and Oriental Record abgedruckten Prospectus hiefs: „to publish rare Sanskṛit works which appear worthy of careful editing, to offer a field for the discussion of controverted points in Old Indian Philosophy, Philology, History and Literature, to communicate ideas between the Aryan scholars of the East and of the West, between the Paṇḍits of Benares and Calcutta and the Sanskṛitists of the Universities of Europe".

Von diesen verschiedenen Aufgaben ist insbesondere die erste in den vorliegenden Bänden in wirklich durchaus respectabler Weise gelöst worden, wenn auch unter Beschränkung auf zwei bestimmte Gebiete, das der Philosophie und das der sogenannten schönen Literatur.

Bleiben wir zunächst bei der ersteren. Gleich in No. 1 beginnt Viṭṭhalaçâstrin[2]) nach einer leider unvollständigen, mit fol. 78 im Beginn des zehnten Buches abbrechenden Handschrift die Herausgabe der prakaraṇapañjikâ[3]) des Çâli-

1) Nos. 68. 70 fehlen in dem mir vorliegenden Exemplar der Berliner Kön. Bibliothek.

2) dessen Tod leider während der Arbeit erfolgte; s. den von Govindadevaçâstrin in Sanskṛit abgefafsten Nekrolog in No. 12 p. 177—8.

3) so, nicht pañcikâ, wird der richtige Titel sein, da das Werk eben weit mehr als fünf prakaraṇa umfafst.

kanâthamiçra, eines Anhängers, ja nach Hall (Bibl. Index of the Indian Philos. systems p. 195) eines Schülers des Prabhâkara, dessen Auffassung der pûrvamîmâṅsâ-Lehre zu vertreten er sich darin zur Aufgabe macht. Die in den Nos. 1—16 mitgetheilten Abschnitte, prakaraṇa, führen folgende Namen: I çâstramukham, II (metrisch; 50 vv.) nîtipatha, III jâtinirṇaya, IV nayavîthî (metrisch, 77 vv.), V pramâṇapârâyaṇam (mit 6 paricheda), VI amṛitakalâ (metrisch, 73 vv.), VII nirmalâñjanam, VIII tattvâloka, IX nyâyaçuddhi, X mîmâṅsâjîvarakshâ (Polemik gegen die Bauddha etc., bricht eben leider bald (165) ab). Der Schluſs des Werkes wird, und zwar nach Fol. 100—126 derselben Handschrift (saṃvat 1641), die mittlerweile aufgefunden waren, in Nos. 53—56 von Bâlaçâstrin, Professor der Sâṃkhya-Lehre, publicirt; die zwischen liegenden Abschnitte (fol. 79—99) fehlen noch. Dieses zweite Fragment beginnt im zweiten paricheda der vâkyârthamâtṛikâ und es folgen dann noch drei prakaraṇa Namens vishayakaraṇîyam, aṅgapârâyaṇam und atideçapârâyaṇam (metrisch, in 67 vv.). — Als Gegenstück zu dieser Darstellung des Guruprabhâkaramata giebt Bâlaçâstrin sodann in Nos. 57—65 den tarkapâda des Bhâṭṭacintâmaṇi des Gâgâbhaṭṭa, alias Viçveçvarabhaṭṭa, aus dem Geschlecht (Einl. v. 3) des Bhaṭṭanârâyaṇa, resp. Viçvâmitra. Von den drei auf Jaimini's System basirten Lehren des Guru (Prabhâkara), des Bhaṭṭa (Kumârila) und des Murâri[1]) sei nämlich der dvâdaçâdhyâyîvyâkhyânaparo nibandhaḥ des Letzteren (Muravidvish nennt ihn Gâgâbhaṭṭa selbst im Eingange) nicht mehr vorhanden, und von den Bhâṭṭa-Schriften seien Bhâṭṭadîpikâ, Çâstradîpikâ, Bhâṭṭarahasyam etc. zu ausführlich, zu schwierig, überdem leicht [?] zu haben, der Bhâṭṭacintâmaṇi aber sei klar geschrieben, und wenn auch nicht

1) Colebrooke und Hall kennen keinen mîmâṅsâ-Autor dieses Namens. Aber in Mâdhava's Saṃkshepaçaṃkarajaya 15, 162 wird Murârimiçra als von Çaṃkara besiegt erwähnt, s. Aufrecht Catalogus 258b. Der bei Hall p. 24 genannte Murâribhaṭṭa ist ein Logiker und wohl viel später (vgl. etwa den Murârigupta bei Wilson Sel. works 1, 152?). Ueber einen Logiker Murârimiçra in Mithilâ s. Mookerjea Magazine 1, 128 (1872).

sehr alt, so doch auf die ältesten Ueberlieferungen sich stützend, gedrängt (saṃkshiptaḥ) und das Wesentliche aller Bhâṭṭa-Schriften zusammenfassend, überdem sehr selten (atidurmilapustakaḥ). Nun, mit der Gedrängtheit ist es nicht weit her. Nur im Eingange liegt der Anschein vor, als ob das Werk direct ein Commentar zu dem ersten (tarka-) pâda des Jaiminisûtra sei (so Hall p. 181), in der That aber werden in den vom Herausgeber im Eingange aufgezählten 54 prakaraṇa weit darüber hinausgehende Fragen erörtert, und zwar recht ausführlich. —

Das System der uttara-mîmâṅsâ (vedânta) ist zunächst vertreten durch Çaṃkara's upadeçasahasrî[1]) in Nos. 33—53 nebst dem Commentar (padayojanikâ) des Râmatîrtha, Schülers des Kṛishṇatîrtha, ebenfalls durch Bâlaçâstrin herausgegeben. Das Werk zerfällt, s. Hall p. 99, in zwei Theile, einen dialogisch gehaltenen Prosa-Theil (gadyaprabandha) in drei prakaraṇa (bis No. 37), und einen metrischen (padyaprabandha) in 19 prakaraṇa, Namens: I upodghâta, II pratishedha, III îçvara, IV ahampratyaya, V mûtrâçaṅka, VI chittvâ, VII buddhyârûḍha, VIII matitilâpanam, IX sûkshmatâ, X dṛiçi, XI îkshitṛitva, XII prakâça, XIII acakshushṭva, XIV svapnasmṛiti, XV nâ 'nyad anyad, XVI pârthivam, XVII samyaṅmati, XVIII tat tvam asi, XIX âtmamanaḥsaṃvâda, mit in Summa 673 vv. — Sodann liegt in Nos. 69—79 der schon mehrfach publicirte von demselben Râmatîrtha abgefaſste Commentar zu Sadânanda's Vedântasâra, Namens Vidvanmanorañjinî, in Text und Uebersetzung vor, eine gemeinschaftliche Arbeit von A. E. G. (Gough) und G. D. (Govinda-Devaçâstrin). — Besonders stark aber ist die theistische Richtung (166) der Vedânta-Lehre vertreten. Ein dgl. Commentar zum Vedântasûtra, Namens çaivabhâshyam, liegt in Nos. 72—79 (geht bis 2, 4, 27) vor, edirt durch Vecanarâmaçarman. Derselbe ist das Werk des Çrîkaṇṭhaçivâcârya, eines Schü-

1) resp. sakalavedopanishatsâro padeçasahasrî.

lers des Çrîçvetâcârya[1]), und bezieht die Angaben des Textes durchweg eben auf Çiva (ist resp. sâkâraçivanirûpaṇatâtparyaka). Der Herausgeber schätzt ihn etwa 5—6 Jahrhundert alt; er mag aber leicht noch älter sein. Eine metrisch abgefafste „çrîkaṇṭhîya-saṃhitâ or Çrîkaṇṭhî“ nämlich wird von Kshemarâja, Schüler des Abhinavagupta, in seiner çivasûtravimarçinî mehrfach citirt, s. Hall p. 197; Abhinavagupta aber wird schon in Mâdhava's sarvadarçanasaṃgraha (p. 94) unter den Commentatoren des çivaïtischen pratyabhijnâ-Systems genannt (s. auch noch Hall p. 199). — Und zwar findet sich ein dgl. Commentar desselben, Namens îçvarapratyabhijnâsûtravimarçinî, hier in Nos. 23—32 vollständig vor[2]), in drei prakaraṇa (mit 15 âhnika), edirt von Bâlaçâstrin. Das commentirte Werk selbst wird dem Utpaladeva zugeschrieben, der ebenfalls ibid. von Mâdhava (p. 92) genannt wird. — Ein drittes dieser Richtung angehöriges Werk ist der nareçvaraparîkshâprakâça des Bhaṭṭarâmakaṇṭha, Sohnes des Nârâyaṇakaṇṭha, in drei prakaraṇa resp. kâṇḍa, in Nos. 16—22 durch Vecanarâmaçarman edirt, und auch zur älteren Literatur gehörig, da der Verf. sowohl wie sein Vater von Mâdhava a. a. O. p. 87. 88 unter den Erklärern des Çaiva-darçana aufgeführt werden. — Zur gleichen Richtung gehörig, aber nicht dem Çiva, sondern dem Vishṇu huldigend, ist die tattvamuktâvalî des Gauḍa-Pûrṇânandacakravartin in 122 vv., in No. 64 ebenfalls durch Vecanarâmaçarman edirt. Der Verf. war, s. Hall p. 160, ein Schüler des Nârâyaṇabhaṭṭa, und sein Werk wird bereits von Mâdhava in dem Abschnitt über das Râmânujadarçanam citirt (p. 51).

1) Einleitung v. 4 lautet: namaḥ çvetâbhidhânâya nânâgamavidhâyine | kaivalyakalpatarave kalyâṇagurave namaḥ || Dieser çivaïtische Çveta spielt bekanntlich auch in den Purâṇa (Vâyup. bei Aufrecht Catalogus 52a) eine Rolle, vgl. hiezu meine Vermuthung Ind. Stud. 1, 421. 2, 398; danach wäre dort etwa ein versprengter christlicher Missionar darunter zu verstehen.

2) über eine andere derartige Schrift (paramârthasâra) desselben Autors, in 100 âryâ-Versen s. Aufrecht Catalogus p. 238, so wie das unter Sâṃkhya Bemerkte. [Ueber Abhinavaeupta A D. 1015, Utpala c. 930, und das Çaivaçâstram in Kashmîr s. jetzt Bühler's Reisebericht im Journal Bombay Br. R. A. S. 1877 p. 77 fg.]

Die Sâṃkhya-Lehre ist in No. 56 durch die von Bâlaçâstrin edirte und von ihm, auf Grund der bekannten landläufigen Identification, in der Ueberschrift geradezu dem bhagavat-Patañjali zugeschriebene âryâpañcâçîti des Çesha vertreten, in welcher das Verhältnifs von prakṛiti und purusha erörtert wird, jedoch so, dafs dabei, wie soeben, in der Weise der vishṇuitischen Richtung der Vedânta-Lehre Vâsudeva, resp. Upendra, Vishṇu mit dem brahman identificirt wird. Es steht diese Schrift denn auch zu einem der so eben erwähnten çivaïtischen Vedânta-Texte in einer ganz besonderen Beziehung. Es wird nämlich, s. Aufrecht Catalogus p. 238b, im schol. zu Abhinavagupta's Paramârthasâra dem Çeshâkhya muni, resp. Anantanâtha, ein metrisches Werk gleichen Inhaltes (sâṃkhyanayoktopadeçânusâreṇa prakṛitipurusha-vivekajnânât paraṃ brahmâvâptir iti) zugeschrieben, dasselbe indefs allerdings mit anderm Namen genannt, Paramârthasâra selbst näm- (167) lich, oder Âdhârakârikâs. Und Abhinavagupta seinerseits bezeichnet in v. 2. 3 der Einleitung ein Werk letztern Namens direct als Grundlage seiner eignen Arbeit, welche nur tatsâram darstelle, freilich eben, seiner Stellung gemäfs, unter Uebertragung des darin von brahman Gesagten nicht auf Vishṇu, sondern auf Çiva[1]). Da nun den 85 Versen der âryâpañcâçîti am Schlufs noch, offenbar wohl als secundäre Zuthat, ein 86ster Vers zugefügt ist mit folgendem Wortlaut:

vedântaçâstram akhilaṃ viloḍya Çeshas tu jagad-âdhâraḥ[2]) |
âryâpañcâçîtyâ babandha paramârthasâram idam ||

und da ferner auch in v. 7 der âryâp. selbst sich ausdrücklich letzterer Name dafür direct gebraucht findet:

tam praṇipatyo 'pendraṃ vakshye paramârthasâram idam |

so kann an der Identität derselben mit den Âdhârakârikâs

---

1) garbhâdhivâsapûrvaka -maraṇântakaduḥkhacakravibhrântaḥ |
Âdhâram bhagavantaṃ çishyaḥ papracha paramârtham || 2 ||
Âdhârakârikâbhis taṃ gurur abhibhâshati sma tatsâram |
kathayaty Abhinavaguptaḥ çivaçâsanadṛishṭiyogena || 3 ||

2) eine Kürze fehlt.

in der That wohl kaum noch irgend ein Zweifel bestehen. Der Wortlaut der bei Aufrecht noch mitgetheilten 13 Verse Abhinavagupta's zeigt freilich wenig directen Anklang zu dem der âryâpañcâçîti, indessen der Gedankeninhalt ist eben offenbar von da herübergenommen. — Aus Târânâtha Tarkavâcaspati's Commentar zu der von ihm edirten Sâṃkhyatattvakaumudî finden sich in No. 79 zwei Stellen durch A. E. Gough übersetzt vor, nebst dem Text; die erste Stelle handelt über the illusory evolution of the Universe as taught by certain Vedântins, die zweite über Buddhist sensationalism.

Für das Yoga-System treten die Nos. 28—68 ein, in welchen Govindadevaçâstrin[1]) das dem Patañjali zugeschriebene yogasûtram, mit Auszügen aus Bhoja's Commentar dazu, von Buch III an „in continuation of the work begun by the late Dr. Ballantyne“, in Text und Uebersetzung mittheilt.

Das nyâya-System des Gautama (Akshapâda) ist in Nos. 66—79 durch den Schlufsabschnitt eines der neueren Hauptwerke darüber vertreten, durch das çabdakhaṇḍam nämlich, das vierte Buch des nyâyacintâmaṇi des Gañgeça, mit dem Commentar des Rucidatta, herausgegeben von Bâlaçâstrin. Schon in No. 5 p. 64. 65 hatte Viṭṭhalaçâstrin zur Herausgabe des Cintâmaṇi aufgefordert, unter Angabe der einzelnen Abschnitte des gewaltig weitschichtigen Werkes, das vollständig kaum irgendwo zu finden sei und mit seinen massenhaften Commentaren[2]) die gröfste Beachtung verdiene, wenn auch eine Herausgabe auch nur eines derselben im Paṇḍit selbst, eben wegen dieses Umfangs, kaum als möglich erscheine.

1) Professor of Hindu Astronomy in the Benares S. college.

2) da deren Aufzählung dabei sehr concinn gefafst ist, so mag dieselbe hier eine Stelle finden: Gautamena maharshiṇâ praṇîtasya nyâyaçâstrasya suparishkṛitavicâreṇa vyavasthâpitânâṃ siddhântanirmalaratnânâm prâptisthânabhûtatayâ "karagranthamûrdhanyo nyâyacintâmaṇir nâma Gañgeçopâdhyâyena Mithilâdeçâlaṃkaraṇabhûtena praṇîtaḥ, prathamaṃ Cakravarti-Pragalbha-Pakshadharamiçra-Sârvabhauma-Mathurânâthaprabhṛitibhir Vañga-Maithilapaṇḍitair vistṛitaṃ vyâkhyâtaḥ, paççâd Raghunâthaçiromaṇinâ naiyâyikapravareṇa Bhavânanda-Jagadîça-Gadâdharâdimahânaiyâyikavyâ-

(168) Endlich enthalten die Nos. 32—69 auch eine vollständige Ausgabe der vaiçeshika-sûtra des Kaṇâda nebst dem upaskâra genannten Commentare des Çaṃkaramiçra[1]), und zwar Beide begleitet von einer vollständigen Uebersetzung durch A. E. Gough (vgl. Roer's Uebers. in voll. XXI. XXII dieser Zeitschrift).

Zu diesen höchst verdienstlichen grössern Arbeiten, Text-Ausgaben wie Uebersetzungen von Werken der philosophischen Literatur gesellen sich nun aber noch eine ganze Reihe kleinerer demselben Zweige der Literatur gewidmeter Artikel. Insbesondere enthalten die ersten zwanzig Nos. mehrere dgl. „from the pen of the lamented Dr. Ballantyne“[2]), wiederabgedruckt aus früheren Jahrgängen (1849 ff.) des eingegangenen Benares Magazine; so Nos. 2—4 seine Abhl. „on the nyâya-system of Philosophy and the correspondence of its divisions with those of modern science“, Nos. 5. 6 „eternity of sound“, Nos. 7—8 „the thread of Gautama's aphorisms“, No. 10 „the Paṇḍits and their manner of teaching“, Nos. 14. 15 „the gist of the Vedânta as a philosophy“, Nos. 16

---

khyâtayâ maṇidîdhitinâmikayâ vyâkhyayâ viçadîkṛita, idânîṃtananaiyâyikapaṇḍitaiḥ pustakâbhâvât kârtsnyena na pariçîlitaḥ kvacid eva deçe kasyacid eva paṇḍitasya pustakâlaya upalabhyate . . . Näheres hierüber s. bei Hall p. 28—40 (nach ihm führt auch Gadâdhara den Beinamen Cakravartin), Aufrecht Catal. p. 240. 242, mein Verz. der Berl. S.-H. p. 197—202. — Ein ganz romantischer Bericht über Streitigkeiten unter den verschiedenen Partisanen desselben, auf Grund der an die Namen Pakshadhara, Vâsudeva, Raghunâtha und den Sieg des Letztern (ungefähr um 1514) über den Ersten sich knüpfenden Traditionen, findet sich in dem interessanten Artikel „the antiquity and importance of Nuddea (Navadvîpa) and the history of its Sanskṛit university, 1. the school of Logic“ in Mookerjea's Magazine Sept. 1872 p. 123 ff. Der Artikel stammt vom Herausgeber Çambhu Candra Mukhopâdhyâya selbst, unter Benutzung zweier von Paṇḍit Mâdhava Candra Çarman (Educational Deputy Inspector) erstatteten Berichte und anderer Materialien, s. das Feuilleton der Spenerschen Zeitung vom 26/4. 1873 No. 193. — Gañgeça lebte danach „seven centuries ago“ in Mithilâ.

1) beide übrigens schon früher in Calcutta publicirt, in der Bibl. Indica New Series Nos. 4. 5. 6. 8. 10 (1860. 1861).

2) nach dem in No. 8 auf pag. 120 befindlichen Verzeichniss von „Dr. Ballantyne's publications, procurable from the English Librarian, Queens College, Benares“ (unter Angabe der Preise) kann man sich von der fabelhaften Thätigkeit dieses in der That unsern Studien viel zu früh entrissenen Mannes einen ungefähren Begriff machen. — In No. 18 ist eine neue Ausgabe seiner trefflichen Bearbeitung der Laghukaumudî, durch Griffith besorgt, angezeigt.

— 19 „on the Ontology of the Vedânta“, Nos. 21 — 25 „the paṇḍits“. — Bâlaçâstrin handelt, und zwar in Sanskṛit, in No. 3 über die Ansichten der verschiedenen Secten vom Îçvara, und in Nos. 17. 19 über verschiedene einzelne Formen von Syllogismen (nyâyasvarûpanirûpaṇa), nämlich den brâhmaṇavasishṭhanyâya, gobalivardanyâya, sthâlîpulâkanyâya, dehalîdîpanyâya, madhyamaṇinyâya, kâkâkshigolakanyâya, vṛiddhabrâhmaṇavaraṇyâya. Ebenso Viṭṭhalaçâstrin in No. 8 über Kaṇâda und Akshapâda, und Veçanarâmaçarman in No. 13 über Kapila's sûtra und die sonstige Saṃkhya-Literatur.

Nicht minder thätig und erfolgreich sind die Mitarbeiter des Paṇḍit auf dem Gebiete der schönen Literatur, und zwar sind es zum guten Theil dieselben Namen, deren Träger auch hier als Herausgeber fungiren.

(169) An die Spitze stellen wir die Uebersetzung des zehnten Buches des Sâhityadarpaṇa (§ 631 — 757) in Nos. 4 — 23 durch P. D. M. (Pramadâ Dâsa Mitra?). Und im Anschlufs daran mögen denn auch gleich die poetischen Uebersetzungen verschiedener Abschnitte des Raghuvançça in Nos. 10. 26—28. 34, und des Râmâyaṇa in Nos. 11 — 50, letztere doch wohl von Griffith's[1]) Hand?, sowie die des Meghadûta in Nos. 20—24 erwähnt werden. Wichtiger als diese letzteren sind für uns die Texte, unter denen die Dramen besonders hervortreten, unter diesen resp. wieder die des Râjaçekhara (s. Wilson Hindu Th. 2, 360. 362). So das auch sonst schon edirte Bâlarâmâyaṇam desselben, in 10 Acten, in Nos. 25 — 35 edirt von Govindadevaçâstrin, und zwei bisher noch nicht publicirte Stücke, die Viddhaçâlâbhañjikâ, in 4 Acten, in Nos. 65—73 und die nur in Prâkṛit abgefafste Karpûramañjarî, auch in 4 Acten, in Nos. 73—76, beide herausgegeben von Vâmanâ-

1) dessen „Râmâyan of Vâlmîki, translated into English verse“ voll. I. II von No. 56 an mehrmals als nunmehr erschienen „advertised“ wird. — Griffith (Griphitha) wird, neben Gough (Gâpha), in den Einleitungen der eingeborenen Herausgeber mehrmals als die Anregung, anujnâ, zu den betreffenden Editionen gebend, erwähnt.

câryа[1]). Ein durch Aufrecht's Catalogus p. 141 bekanntes Drama Jayadeva's[2]), Prasannarâghavam, in 7 Acten, liegt in Nos. 18—25 vor, edirt durch Govindadevaçâstrin; und ein bisher ganz unbekanntes dgl., die Vṛishabhânujâ (= Râdhâ) des Mathurâdâsa, in 4 Acten, von Kṛishṇa und Râdhâ handelnd, in Nos. 36—39, edirt durch Vecanarâmaraçâstrin.

Der Inhaltsverwandtschaft mit dem letztgenannten Stücke wegen mögen sich hier aus der kâvya-Literatur zunächst anreihen das Harivilâsakâvyam des Lolimbarâja[3]), in 5 sarga[4]), in Nos. 16. 17 edirt durch Vecanarâmaçarman, — die Gopâlalîlâ des Râmacandrabhaṭṭa[5]), in 19 sarga, in Nos. 65—71 ebenfalls durch Vecanarâmaçarman edirt, — sowie die angeblich von dem Affen Hanumant, dem Bundesgenossen Râma's, stammende khaṇḍapraçasti, ein von den zehn avatâra Vishṇu's in 129 vv. handelndes Poëm, nebst dem saṃvat 1641 von dem Jaina Guṇavinayaguṇi, Schüler des Jayasomaguṇi verfafsten ausführlichen Commentar, in Nos. 49—63 edirt (170) von Vâmanâcârya[6]). End-

1) ebenso wie Govindadev. jyotiḥçâstrâdhyâpaka in Benares.

2) nach Hall Vorrede zum Daçarûpa p. 36 vor Dhanika. Am Schlufs seines candrâloka (in 10 mayûkha) nennt er sich Sohn des Mahâdeva und der Sumitrâ (der Vf. des Gitagovinda war Sohn des Bhojadeva und der Râmâdevî).

3) Vf. des Vaidyajîvana, zur Zeit König Bhoja's am Hofe des Harihara im Dekhan lebend, resp. çrî Sûryasûnu-Haribhûmibhujo niyogât schreibend.

4) Cap. I mit 31 vv. Kṛishṇabâlakrîḍâvarṇanam, II mit 29 vv. râsakrîḍâvarṇ., III mit 59 vv. ṛituvarṇ., IV mit 45 vv. bhagavadvarṇ., V mit 80 vv. Kaṅsavadho nâma.

5) der Einleitung des Herausgebers zufolge saṃvat 1540 in Kaṃkaragrâma in Tailaṃga geboren, als Sohn des Lakshmaṇabhaṭṭa und jüngerer Bruder des çrî Vallabhâcârya. Er verfafste aufserdem ein anderes Gedicht Kṛishṇakautûhalam, und zwar, dem letzten Verse desselben zufolge, im Jahre saṃvat 1577 in Sâketa (Ayodhyâ); da dasselbe im Vergleich zur Gopâlalîlâ „suparishkṛita" sei, so sei es vermuthlich später als diese verfafst.

6) der einleitende Bericht desselben über die Entstehung des Werks und seines Namens lautet: ... çrî Hanûmân mînâdyavatâravishayakam padyâtmakaṃ kâvyaṃ racayitvâ jaladhisetuprastareshu vililekha | tato 'nalpe kâle vyatîte dhanârjanârthino dvîpântaraṃ gachantaḥ svapotayânâḥ sâṃyâtrikâḥ kadâcit setupatham âgatya prastareshu padyabandhaṃ kâvyaṃ dṛishṭvâ tallekhane prayatâ babhûvuḥ, paraṃ tu jaladhijalakallolair dṛishadâṃ nâçât tat sampûrṇaṃ no 'palabdham | tataç ca te khaṇḍitam eva tad vilikhya svapuram etya vidvatsadasi prâdarçayan, te ca dhîmantaḥ kavayo dṛishṭvâ tat khaṇḍitaṃ kâvyaṃ svaçaktyâ pûrayanti sma khaṇḍapraçastyabhidhayâ tair vyavahṛitaṃ ca.

lich ist hier noch ein ganz modernes Gedicht zu nennen, das Kâçîrâjakânanaçatakam des Bengalen Târâcaraṇatarkaratna[1]), eine erotisch-elegische Waldidylle in 105 (meist vasantatilakâ-) Versen, çake 1790 (? randhrâñkâruṇavâjicandravimite khyâte çakâbde = A D. 1868) verfaſst zu Ehren des Çrîçvarîprasâda-Nârâyaṇasiṅha, Râja von Kâçi[2]), und in Nos. 25—29 (June—Oct. 1868) edirt durch Râmanagararâjadhânin[3]). Ein besonderer poetischer Werth kommt allen diesen Musenproducten nicht gerade zu. Des Stoffes wegen verdienstlicher schon ist der Kâdambarîkathâsâra des Abhinanda[4]), Sohnes des Çrîbhaṭṭa Jayanta, in 8 sarga, in Nos. 10—15 edirt durch Anon. — Und nunmehr kommen wir zu den beiden Hauptwerken der kâvya-Literatur, die uns der Paṇḍit bietet, dem Bâlabhârata in Nos. 40—64 und dem zweiten Theile des Kumârasambhava in Nos. 2—9.

Was zunächst ersteres Werk betrifft, so liegt uns diese, in der vortrefflichen und von guten Anmerkungen begleiteten neugriechischen Uebersetzung[5]) des Demetrios Galanos (Athen 1847 pp. 69. 867) schon lange bekannte, Bearbeitung des Mahâbhârata durch den Jaina Amaracandra, Schüler des Jinadattasûri, Râsillasûri und Jîvadevasûri, in Vâyaṭa im Dekhan wohnhaft, hier nun zum ersten Male im Originaltexte vor, herausgegeben von Vecanarâmaçâstrin (sâṃkhyaçâstrapradhânâdhyâpaka). Nach den einleitenden Bemerkungen des Herausgebers, in denen er noch theils über die Jaina im Allgemeinen, theils nach den Angaben des Schluſs-Capitels über Jîvadevasûri handelt, wird der Vf. von den Jaina selbst später als Amarasiṅha gesetzt; es gehören ihm resp. noch zwei andre Werke zu,

1) s. unten p. 235—237.
2) s. unten p. 235.
3) wenigstens lautet so [°dhânî] die Unterschrift jedes Abschnittes; als Name eines Mannes klingt dies freilich etwas fremdartig!
4) s. Bühler's interessante Abh. darüber im Indian Antiquary 2, 103 ff. Danach lebte Abhinanda bereits 880—850 AD. [Zusatz bei der Correctur, 20. Juni 1873].
5) über den ersten Theil derselben hat Höfer in dieser Z. [D. M. G.] 1, 201. 202 berichtet.

eine kâvyakalpalatâ in 3350 vv. und ein syâdiçabdasamuccaya in vier ullâsa, letzterer abgefaſst saṃvatsare 1548[1]). Es zerfällt das Werk im Wesentlichen in dieselben parvan, wie sein Vorbild das Mahâbhâratam selbst; doch geht auch eine andere Abtheilung in 44 sarga durch. Der Gesammtumfang wird vom Autor selbst am Schluſs (44, 46) auf 6550 anushṭubh angegeben[2]). Damit stimmen aber zunächst sonderbarer (171) Weise die je am Schluſs der einzelnen parvan befindlichen Angaben des Autors über deren Umfang nicht überein; deren Addition ergiebt 6955 anushṭubh! Noch weniger sodann stimmt jene Angabe zu der wirklichen Verszahl, die sich vielmehr nur auf 5421 beläuft! Diese letztere Differenz indessen löst sich leicht. Wir haben einfach hier unter anushṭubh offenbar nur die Zahl von 32 Silben zu verstehen, und die in andern Metren abgefaſsten Verse dárauf zu reduciren[3]), vgl. über das analoge Vorgehen im Çrauta-Ritual meine Angaben in den Ind. Stud. 8, 25. Der Vf. zeigt nämlich eine ganz besondere metrische Kunstfertigkeit; der çloka ist selten verwendet; in der Regel beherrscht je ein Metrum einen ganzen sarga, jedoch so, daſs fast durchweg am Schluſs auch noch andre Metra zur Verwendung kommen. In einigen sarga herrscht kein bestimmtes Maaſs. — Ich halte es für angemessen, hier eine Gesammtübersicht über den Umfang des Werkes zu geben.

I. âdiparvan (Galanos p. 1—230), 12 sarga mit 1908 anushṭubh, nach 12, 99[4]).

No. 40 sarga 1, 107 (upajâti) Purûrava(ḥ)prabhṛitirâjacatushṭayavarṇano nâma

1) der Vîra-Aera wohl? das gäbe nach der Rechnung der Jains of Gujerath, Stevenson Kalpasûtra p. 96, welche Vîra's Tod 526 a. Chr. ansetzen, 1022 p. Chr.

2) caturyuktacatvâriṅçatsargair âsann anushṭubhâm | shaṭsahasram pañcaçatî pañcâçad bâlabhârate ||

3) freilich würde es dabei manchmal wohl schwer halten, die Angaben des Autors mit dem vorliegenden Bestande von Silben völlig in Einklang zu bringen; eine mühsame und wenig ersprieſsliche Arbeit übrigens.

4) sargâ dvâdaça tair ekaṃ sahasram navaçaty api | ashṭety anushṭubhâṃ saṃkhyâ niçcitâ 'trâ "diparvaṇi || Capp. 1—12 enthalten aber nur 1214 vv. (Galanos stimmt hier, wie durchweg, wo nichts Abweichendes bemerkt ist, mit den

No. 41 sarga 2, 84 (upajâti) Pûrupramukhâshṭadaçarâjavarṇano nâma
- 42 — 3, 131 (mañjubhâshiṇî[1])) Bharataprabhṛitidvâdaçarâjavarṇano nâma
- 43 — 4, 236 (çloka) Pâṇḍava-Kauravasambhavo nâma
- 44 — 5, 121 (vasantatilaka) Draupadîsvayaṃvaro n.
- 45 — 6, 103 (upajâti) Pâṇḍavarâjyârdhalâbhavarṇ.
- — — 7, 84 (vasantatilaka) vasantavarṇ.
- 46 — 8, 84 (vaṅçasthâ) pushpâvacayâmbukelivarṇ.
- — — 9, 108 (rathoddhatâ) candrodayavarṇ.
- 47 — 10, 84 (svâgatâ) surâpânasuratavarṇ.
- — — 11, 73 (mâlinî) Kṛishṇârjunâstralâbho n.
- 48 — 12, 99 (pramitâksharâ) Khâṇḍavavanavarṇ.[2])

II. sabhâparvan (Galanos p. 231—310), 5 sarga mit 680 (683 Gal.) anushṭubh nach 17, 106[3]).
- — — 13 (1), 105 (upajâti) Jarâsaṃdhavadho n.
- 49 — 14 (2), 154 (çloka) sarvadigvijayo n. (172)
- — — 15 (3), 84 (85 Galanos; rathoddhatâ), râjasûyavarṇano n.
- — — 16 (4), 106 (103 Galanos, çloka), Kauravâmarsho n.
- 50 — 17 (5), 106 (upajâti etc.) Pâṇḍavapravâso n.

III. âraṇyakaparvan (Galanos p. 311—371), 4 sarga mit 477 anushṭubh nach 21, 111[4]).
- — — 18 (1), 81 (upajâti etc.), tîrthopâsano nâma
- — — 19 (2), 99 (98 Galanos, varr.), Himavadadhirohaṇo nâma

---

betreffenden Zahlen völlig überein, enthält aber resp. ebenso auch am Schluſs der einzelnen parvan je dieselben Angaben über die Gesammtzahl der anushṭubh darin).

1) nicht pramitâksharâ, wie Aufrecht Catal. p. 5a angiebt; s. noch Ind. Stud. 1, 466.

2) von den beiden letzten Versen dieses Cap. bemerkt Galanos: *οὗτος ὁ στίχος κεῖται ἐν τῷ τέλει τῆς πρώτης Πάρβας, ἔξω τῆς ὑποθέσεως, σημαίνων μόνον τὸ τέλος τῆς Πάρβας.*

3) amushmin pañcabhiḥ sargaiḥ sabhâparvaṇy anushṭubhâm | jâtâni adhikâçîtisaṃyutâni (lies: tryadhi°) çatâni shaṭ || *ἑξακόσιοι δὲ καὶ ὀγδοήκοντα τρεῖς στίχοι*, Galanos. Cap. 13—17 enthalten nur 555 vv., bei Galanos resp. 553.

4) catuḥçatî saptasaptiviçishṭâ 'sîd anushṭubhâm || Capp. 18—21 enthalten nur 471 vv., bei Galanos 469.

No. 51 sarga 20 (3), 80 (rathoddhatâ) Arjunasaṃgamo n.
\- — — 21 (4), 111 (110 Galanos, çloka) dharmadarçano n.

IV. Virâṭaparvan (Galanos p. 372—437), 4 sarga mit 586 anushṭubh nach 25, 87[1]).

\- 52 — 22 (1), 108 (varr.), Pâṇḍavaguptir n.
\- — — 23 (2), 63 (aupachandasaka) Kîcakavadho n.
\- 53 — 24 (3), 158 (lalitâ), dakshiṇottaragograhe Pâṇḍavajayo n.
\- — — 25 (4), 87 (upajâti). Abhimanyupâṇigrahaṇo n.

V. udyogaparvan (Galanos p. 438—516), 5 sarga mit 627 (635 Gal.) anushṭubhâṃ çloka, nach 30, 109[2]).

\- 54 — 26 (1), 151 (çloka) sainyasaṃvarṇano n.
\- — — 27 (2), 86 (rathoddhatâ), durbodha Duryodhano n.
\- 55 — 28 (3), 88 (vaṅçasthâ), prayâṇavarṇano n.
\- — — 29 (4), 52 (drutavilambita), nivâsaniveço n.
\- 56 — 30 (5), 109 (upajâti), samarasamârambho n.

VI. Bhîshmaparvan (Galanos p. 517—572), 2 sarga mit 426 anushṭubh, nach 32, 280[3]).

\- — — 31 (1), 103 (102 Galanos, svâgatâ) prathamadinasaṃgrâmavarṇano n. (sâṃgrama° Text)
\- 57 — 32 (2), 280 (281 Galanos, çloka), daçadivasasaṃgrâmavarṇanaṃ tadanu Bhîshmavadho n.

VII. Droṇaparvan (Galanos p. 573—665), 4 sarga mit 680 (677 Gal.) anushṭubh, nach 36, 196[4]).

\- — — 33 (1), 84 (upajâti), dinadvayasaṃgrâmavarṇano n.

---

1) anushṭubhâm pañcaçatî shaḍaçîtiç ca niçcitâ || Capp. 22—25 enthalten nur 416 vv.

2) sargaiḥ pañcabhir udyogaparvaṇy asminn anushṭubhâm | çlokâḥ saptâdhikâ viṅçat (tri°?) tathâ caiva çatâni shaṭ || *ἑξακόσιοι δὲ καὶ τριάκοντα πεντε στίχοι κατὰ τὸ μέτρον τῆς Ἀνουστούπας;* Capp. 26—30 enthalten nur 486 vv.

3) sargâbbyâm abhavad dvâbhyâm amushmin bhîshmaparvaṇi | anushṭubhâṃ catuḥçatî shaḍviṅçatisamanvitâ || Capp. 31. 32 haben 388 vv.

4) sargaiç caturbhir apy atrâ 'nushṭubhâṃ Droṇaparvaṇi | açîtisaṃnikṛishṭâni nirdishṭâni çatâni shaṭ || *ἑξακόσιοι δὲ καὶ ἑβδομήκοντα ἑπτὰ στίχοι,* Galanos. Capp. 33—36 haben 595 vv.

No. 58 sarga 34 (2), 97 (svâgatâ), tritîyadivase 'bhimanyuvadho n.

- — — 35 (3), 218 (çloka und varr.), caturthadine Jayadrathavadho n.

- 59 — 36 (4), 196 (çloka), pañcamadine Dronavadho n.

(173) VIII. Karnaparvan (Galanos p. 666—687), 1 sarga mit 173 anushtubh, nach 37, 125[1]).

- — — 37[2]) (1), 125 (upajâti), Karnavadho nâma.

IX. Çalyaparvan (Galanos p. 688—712), Buch IX u. X ein sarga mit 300 anushtubh, nach 38[b], 111[3]).

- 60 — 38[a], 185 (184 Gal., çloka), sagadâyuddhaṃ çalyaparva.

X. Sauptikaparvan (Galanos p. 713—727).

- — — 38[b], 111 (109 Gal., çloka), saishîkasauptikaparvakîrtano n.

XI. strîparvan (Galanos p. 728—753), 1 sarga mit 208 anushtubh nach 39, 161[4]).

- 61 — 39, 161 (aupachandasaka) strîparvakîrtano n.

XII. çântiparva (Galanos p. 754—781), ein sarga mit 186 anushtubh, nach 40[b], 49[5]).

- — — 40[a], 134 (183 Gal.[6]), çloka) râjadharmaḥ.

- 62 — 40[b], 49 (çloka) çântiparvaprakîrtano nâma.

XIII. anuçâsanaparva (Galanos p. 782—791), 1 sarga mit 76 (86 Gal.) anushtubh nach 41, 54[7]).

- — — 41, 54 (upajâti) bhîshmasvargamano nâma.

---

1) anenaikena sargeṇa karṇaparvaṇy anushṭubhâm | çatam ekam iho 'tpannaṃ tribhir yuktâ ca saptatiḥ | [Es sind nur 125 vv.]

2) só bezeichnet (als 37ster sarga); bisher wurden die sarga nur innerhalb der parvan gezählt.

3) anayor ekasargeṇa çalyasauptikaparvaṇoḥ | ekena kalitâny âsan çatâni trîṇy anushṭubhâm || es sind nur 296 vv., darunter aber 6 vierzeilige. Galanos hat in fortlaufender Zählung 293 vv.

4) çatadvayam iha spashṭam ashṭottaram anushṭubhâm | es sind nur 161 vv.

5) etasminn ekasargeṇa çântiparvaṇy anushṭubhâm | çatam ekaṃ yutâ shaḍbhir açîtir abhavat tathâ || es sind 188 çloka, darunter indefs zwei vierzeilige Verse in andrem Maafs.

6) nämlich bei Gal. findet keine Trennung des Cap. in zwei Theile statt, sondern die Zählung geht ununterbrochen fort.

7) anushṭubhâṃ vinirdishṭâ saptatiḥ shaḍbhir uttarâ | ὀγδοήκοντα καὶ ἕξ, Gal. Es sind 54 vv.

xiv. **âçvamedhikam** parva (Galanos p. 792—802), Buch xiv—xviii bilden **einen** sarga mit 281 anushṭubh nach 42[e], 27[1]).

No. 62 sarga 42[a], 93 (92 Gal., çloka)

xv. **âçramavâsikam** parva (Galanos p. 803—811).

- — — 42[b], 61 (çloka)

xvi. **mauçalaparva** (Galanos p. 812—819).

- — — 42[c], 58 (çloka)

xvii. **prâsthânikam** parva (Galanos p. 820—824).

- 63 — 42[d], 32 (çloka)

xviii. **svargâdhirohaṇam** parva (Galanos 825—829).

- — — 42[e], 27 (varr.) (174)

xix. (bei Galanos p. 830—864), 1 sarga mit 258 anushṭubh, nach v. 165[2]).

- — — 43, 165 (164 Gal., upajâti), âdiparvasambandhî çrî **Âstîkaprabhâvo** nâma

- 64 — 44, 46[3]) (varr.), praçastisarga.

In dem Schlufs-Cap., welches in seinem letzten Theile durch einige Lücken entstellt ist, bei Galanos resp. gänzlich fehlt, giebt der Autor allerlei Kunde über sich selbst, seine Lehrer Jinadattasûri etc. wie über die Entstehungsgeschichte seiner Arbeit, aus denen der Herausgeber die Data für seine Einleitung geschöpft hat. In einem Nachwort berichtet dieser noch, dafs er für sarga i—xi auf ein einziges Mspt., welches Governor çrî Meklauṭ (Mac Leod?) in der Königl. pâṭhaçâlâ in Benares deponirt habe, beschränkt gewesen sei, von da ab aber noch ein zweites Mspt. habe benutzen können, das sich im Besitz des çreshṭhivara Hariçcandra in Vârâṇasî befinde.

---

1) asyâm ekena sargeṇa pañcaparvyâm anushṭubhâm | prapañcitaṃ çatadvandvam ekâçîtisamanvitaṃ || Es sind 271 (270 Gal.) çloka, darunter 20 vierzeilige Verse in andrem Maafs.

2) sarge 'mushminn anushṭubhâṃ çatadvayam samuddishṭam ashṭapañcâçadanvitam | es sind 211 Verse.

3) 89 (navâçîtir) anushṭubh nach v. 45.

Der von Viṭṭhalaçâstrin edirte zweite Theil des Kumârasambhava umfaſst folgende zehn sarga (8—17):

VIII (91) Çivayoḥ sambhogavarṇano nâma
IX (51) Kailâsagamano n.
X (60) Kumârotpattir n.
XI (49) Kumârakaumâravarṇano n.
XII (58) Kumârasaiṇâpatyavarṇanaṃ n.
XIII (50) Kumârasainâpatyâbhisheko n.
XIV (50) senâprayâṇaṃ n.
XV (56) surâsurasainyasaṃghaṭṭo n.
XVI (50) dvandvapradhanaṃ n.
XVII (56) Târakâsurabadho n.

Und an dieses Werk knüpft sich denn eine ganze Reihe kritischer Discussionen in den Nos. 2. 5. 9. 10. 25. 27. 28, auf die wir hier im Interesse der Sache etwas näher eingehen wollen[1]).

Zunächst tritt in No. 2 der Herausgeber selbst für die Aechtheit dieser zehn sarga ein. Er beginnt mit dem Dictum, daſs Kâlidâsa's Werke nach seinen drei Lebensaltern zu vertheilen, einem jeden derselben resp. ein khaṇḍakâvyam (kleines Gedicht), ein mahâkâvyam und ein nâṭakam zuzuweisen sei, seiner Jugendzeit nämlich (anatiprauḍhe vayasi) der Shaḍritusaṃhâra, Kumârasambhava und das Mâlavikâgnimitram, seinem reiferen Alter (prauḍhe buddhipratibhâdyatiçayavati) der Meghadûta, Raghuvança und Çakuntalâ, seinem höheren Alter endlich (pariṇâmonmukhavayâḥ) das Râkshasakâvyam, der Nalodaya und die Vikramorvaçî, — eine völlig willkürliche, durch nichts irgend motivirte Vertheilung, in welcher überdem sonderbarlicher Weise ein höchst erbärmliches Ding, das Râkshasakâvyam, welches mit Kâlidâsa gar nichts zu (175) thun hat, demselben zugetheilt wird, während doch das unter diesem Namen bekannte khaṇḍakâvyam vielmehr das Werk eines ganz modernen Stümpers (Namens Ravideva) ist. Wenn nun von dem Kumârasam-

1) vgl. das über die beiden ersten derselben und die Frage selbst bereits im Lit. C.-Bl. 1867 p. 442 (Ind. Streifen 2, 370—3) von mir Bemerkte.

bhava, fährt er fort, in der Regel nur 7 sarga erklärt und studirt würden, so liege dies einfach an dem Inhalt des achten sarga, der von dem Liebesgenufs des neuvermählten Götterpaares handele, und daher verpönt sei. Dagegen trete für dessen Aechtheit der Umstand ein, dafs v. 6 daraus im schol. zum Sarasvatîkaṇṭhâbharaṇa unter Kâlidâsa's Namen citirt werde; dafs aber auch der Rest von Kâlidâsa stamme, dafür spreche, dafs derselbe doch wohl schwerlich ein in seinem „Jugendalter“[1]) abgefafstes Werk Namens „Entstehung des Kumâra“ mit der Hochzeit von dessen Eltern geschlossen haben würde, ohne eben auch die Geburt dieses K. zu schildern; wenn er nun aber in Cap. 10 diese dargestellt hat, so werde er dann doch wohl auch in den übrigen 7 sarga den schon in Cap. 7 angedeuteten Sieg über Târakâsura, um deswillen die Geburt ja eben nur stattfand, geschildert haben. Es fänden sich im Uebrigen nicht nur einige Verse aus Cap. 7 bei gleicher Veranlassung im Raghuv. Cap. 7 wieder[2]), sondern ebenso auch ebenda einige anushṭubh-Verse aus Kum. Cap. 16, mit der Differenz freilich, dafs sie in das dem übrigen dortigen Textbestande des Raghuv. entsprechende Metrum (upajâti) umgesetzt seien[3]). Endlich kehrten auch einige Verse aus Kum. Capp. 2. 3. 6. 10, nur mit einigen Differenzen im Ausdruck, in Raghuv. 10. 16. 15 wieder, und es ergebe sich hieraus zur Genüge, dafs die 17 sarga des Kum. von demselben Dichter wie der Raghuvaṅça verfafst sein müfsten.

Hiegegen tritt nun in No. 5 ein Anonymus[4]) auf, zwar in sehr curiosem Sanskrit und überhaupt in etwas verworrener, mit Wiederholungen überladener Weise, aber unstreitig theil-

---

1) dies ist ein circulus vitiosus.

2) die Reden der Städterinnen über das Brautpaar Kumâras. 7, 57—62. 64. 66. 69 und Raghuv. 7, 6—11. 12. 14. 16.

3) die Differenzen sind hier überhaupt denn doch etwas gröfser, als im vorigen Falle, doch ist im Ganzen die Gleichheit der Schilderung unverkennbar, und zwar ist dieselbe im Kum. 16, 2—49 ausführlicher und dem Anschein nach eine Nachahmung von Ragh. 7, 34—56.

4) mit den Anfangsbuchstaben Çi° markirt; ob Çivaprasâda?

weise mit kritischem Acumen. Der Kumârasambhava habe es seinem Namen nach nur mit der Entstehung des Kumâra zu thun, schliefse somit mit Recht bei Cap. 7 ab; dessen Geburt und sein Kampf mit dem Asura in Cap. 8—17 gehörten gar nicht mehr dazu; dieselben seien vielmehr das Werk irgend eines Dâkshiṇâtya; in den rhetorischen Lehrbüchern gäbe es nirgendwo ein Citat daraus; dieselben zeigten zudem nicht einen Schatten der Feinheit Kâlidâsa's, vielmehr vielfach Anklänge an Mâdhavâcârya, den Vf. des (Çaṃkara)digvijaya, der sich selbst den Namen „der neue Kâlidâsa" gegeben habe (digvijayakârakamâdhavâcâryety (sic) abhinavakâlidâseti svasaṃjnâm abhikathayata eva bahudhâ châyâ 'sti); auch grammatisch seien Cap. 1—7 viel reiner gehalten (tâdṛiçavyâkaraṇavyutpanna); wenn das Gedicht bis zum Tode des Târaka gegangen wäre, hätte es Târakavijaya oder, wie der Çiçupâlavadha, Târakavadha heifsen müssen. Da nun Mallinâtha, (176) der getreue Scholiast Kâlidâsa's, vom Kumâras. nur Cap. 1—7 erkläre, so sei somit die Abfassung von Cap. 8 ff. erst später als dessen Zeit zu setzen. Das schol. zum Sarasvatîkaṇṭhâbharaṇa sei neu, der eine Vers darin könne etwa auch aus einem andern Werke genommen sein (. . ekaṃ yat padyaṃ tat tv anyagranthîyatvenâ 'pi tâdṛiçapadyasya tatro 'dâharaṇaṃ syât). Nach dem Jyotirvidâbharaṇa habe der an Vikramâditya's Hofe unter den neun ratna lebende Kâlidâsa überhaupt nur drei kâvya verfafst, und zwar, demselben Werke zufolge [1]), im 24sten Jahre von dessen Aera (vikramaçakavarshe cai 'tâvati gate 24 sati). Es habe überhaupt dreimal dgl. neun ratna gegeben, bei Vikramâditya, bei Bhojarâja, und bei — Akbar, Akabarasya (!), und dem entsprechend, wie mehrere Varâha(mihira) [2]),

1) nach 22, 22 nämlich „im Jahre Kali 3068"; die saṃvat Aera beginnt resp. Kali 3044 (56/57 a. Ch.; das Kaliyuga beginnt 3101 a. Ch.).

2) evaṃ vârâhâdibhedo 'pi vartate, saṃhitâyâṃ hy ayanâṅçâṃkabhedâd (!) iti. Diese Worte sind mir nicht klar; sollten sie etwa auf die (Bṛihat-) saṃhitâ, die yâtrâ und das gaṇitam gehn? In Jyotirvidâbh. 22, 10 steht übrigens Varâha nicht an der Spitze der neun ratna, sondern erst an achter Stelle; die Astronomen werden allerdings in v. 19 Varâhapûrvâḥ genannt, in v. 9 aber steht V. erst an zweiter Stelle.

so auch drei Kâlidâsa. Die Dramen (dṛiçyam) rührten resp. nicht von demselben K. her, wie Raghuvança und die andern dgl. Gedichte (çravya); sie gehörten nebst Ṛitusaṃhâra und Nalodaya dem Kâlidâsa des Bhoja an, die „drei kâvya" dagegen (also Kum. Raghuv. Meghad.) und das Jyotirvidâbharaṇam dem Kâlidâsa des Vikramâditya[1]), wie dies ja im Jyotirvidâbh. ausdrücklich gesagt sei (s. daselbst 22, 20 kâvyatrayaṃ raghuvançapûrvam); vom Kâlidâsa des Akbar endlich stamme: âryâdaṇḍakacaṇḍavṛishṭiprayâteti kâvyaprakâçaviçesharacanâviçeshaç ca[2]).

In Nos. 9. 10 antwortet Viṭṭhalaçâstrin hierauf, unter Bezeichnung seines Gegners als eines die von ihm (V.) angeführten Gründe zu würdigen unfähigen Gauḍa, Folgendes: 1) durch Cap. 2, 1. 31. 33. 52—58. 62. 63 sei das sainâpatyam des Kumâra gegen Târaka deutlich als Ziel der Dichtung hingestellt, die Capp. 8—17 daher nothwendig dazu gehörig; — 2) wie aus Capp. 8—17, so finde sich auch aus Cap. 2 kein Citat in irgend einem Sâhityagrantha, und doch werde man dasselbe deshalb dem Kâlidâsa nicht abstreiten wollen. Uebrigens habe Mammaṭa (Kâvyaprakâça Cap. 7) mit seinem Verbot der Schilderung des Liebesgenusses von Götterpaaren (er bezeichnet dies als eine höchst unpassende Profanation, wie wenn man von den eigenen Eltern dgl. schildern wollte) offenbar gerade Capp. 8. 9 des Kum. im Auge; — 3) Capp. 8—17 zeigten in jeder Beziehung dieselbe Feinheit des Ausdrucks (çabdâlaṃkâra, wie arthâlaṃkâra), wie sie in Capp. 1—7 vorliege, und dem Kâlidâsa speciell zu eigen sei; es lasse sich im Uebrigen dgl. nur durch genaues Studium und Special-Angaben, (177) nicht durch blofses Hineingucken in ein

---

1) auf die Abfassung des raghuvança durch Kâlidâsa legt die indische Tradition auch noch sonst besonderes Gewicht; im Trikâṇḍa Çesha 2, 7, 26 erscheint raghukâraḥ unter den Beinamen desselben; daneben noch Medhârudraḥ und Koṭijit.

2) so an der ersten Stelle; âryâcaṇḍavṛishṭiprayâtadaṇḍakastavakâvyaprakâçaviçeshabhaṃgiracanâdi ca an der zweiten Stelle. Was eigentlich hiermit für Schriften gemeint sein mögen, ist mir einstweilen noch unklar; s. übrigens diese Z. [D. M. G.] 22, 714 (1868). Ueber caṇḍavṛishṭiprayâta als Name einer Species des daṇḍaka-Metrums s. Ind. Stud. 8, 406—12.

Buch erhärten; rasch über dgl. absprechen und ein ganzes Werk oder Stellen darin einem Autor absprechen, sei höchst wohlfeil; — 4) der Name Târakavadha sei um der Capp. 8—17 willen nicht nothwendig; wohl aber würde für Capp. 1—7, da am Ende von Cap. 7 Kumâra noch gar nicht geboren sei, der Name Kumârasambhava höchst unpassend sein; nicht jeder Vorgang, der in einem Dichtwerk geschildert werde, sei geeignet, demselben den Namen zu geben, vielmehr nur der, welcher sich als der Hauptgegenstand desselben ergebe; das sei aber hier die Geburt des Kumâra, deren Darstellung hier, mit ihren Vorstufen, die ersten 11 sarga umfasse, somit den gröfsten Theil des Werkes einnehme; — 5) dafs Capp. 8—17 zu Mallinâtha's Zeit noch nicht existirt haben sollten, weil er sie nicht erklärt habe, sei lächerlich. Mallinâtha sei jünger als Mammaṭa[1]), der doch nach dem ad 2) Bemerkten Capp. 8. 9 gekannt habe. Eben wegen des von diesem über diese Capp. ausgesprochenen Tadels habe Mallinâtha dieselben nicht commentirt. Beim Çiçupâlabadha habe übrigens Mallinâtha die letzten beiden çloka sowie die fünf çloka, welche das Geschlecht des Dichters schildern, auch nicht commentirt; sei das etwa auch ein Beweis dafür, dafs er sie noch nicht gekannt habe? — 6) wenn sich in Capp. 8—17 nach Ansicht des Gauḍa einige grammatisch auffällige Wörter finden, so liege das nur daran, dafs er selber wohl damit nicht recht Bescheid wisse. Das Wort vṛindâra für Gott sei ganz correct, durch das Wörterbuch[2]) so wie durch die Analogie des im Sâhityaçâstra üblichen Wortes çriñgâra gesichert. Uebrigens hätten Bhâravi, Bhaṭṭi, Mâgha allerhand apaçabda gebraucht, das sei licentia poetica, und [hier] wohl auch mit auf Rechnung dávon zu setzen, dafs Kâlidâsa den Kumârasambh. verfafst habe, als er noch jung und noch nicht voll entwickelt war. Letzterer Umstand aber

1) vgl. Aufrecht Catalogus p. 113 b.

2) koçe câ 'pi tathaiva paṭhitaḥ. Nach dem Çabdakalpadr. findet es sich in der Çabdamâlâ, aber nicht in der Bedeutung von deva, nur in der von manojna; wohl aber ist vṛindâraka in dieser Bedeutung mehrfach belegt.

erhelle zur Genüge, wenn man die im Kuṃ. und Raghuvança sich findenden Parallelstellen vergleiche, aus denen eben theils die gemeinschaftliche Herkunft von demselben Dichter, theils die spätere Abfassung[1]) des Ragh. klar hervorgehe. Also der Lobpreis des Brahman in Kumâras. 2, 4—8. 17. 18 und der des Vishṇu in Ragh. 10, 16. 20. 33. 36, der Kampf der deva und asura in Kum. 16, 2. 45. 46. 47 und der des Aja mit seinen Gegnern in Ragh. 7, 37. 47. 53. 51; — und so gebe es noch viele andere Stellen, welche für die Einheit des Vfs. der 17 Capp. des Kum. und der 19 Capp. des Ragh. einträten. Wenn übrigens bei den in Dhârâ wohnhaften Abkömmlingen (vançya) das Kâlidâsa noch jetzt der Raghuvança (nicht 19, sondern) 26 sarga habe, so beruhe dies nicht auf Verschiedenheit des Vfs., sondern auf Verschiedenheit seines Aufenthaltes[2]).

(178) Der nächste hergehörige Artikel, in Nos. 25. 27. 28. Juni, Aug., Sept. 1868, ist von Râma-Nârâyaṇaçâstrin. Und hier wird uns ein unverhofftes Licht. Es war nämlich mittlerweile die dritte Auflage von Târânâtha Tarkavâcaspati's Ausgabe des Kum. nebst Mallinâtha's Commentar erschienen[3]), in deren Vorrede[4]) die Angabe enthalten ist,

---

1) der bâlabhâva des Vfs. zur Zeit der Abfassung des Kum., und der atiprauḍhabhâva zur Zeit der Abfassung des Raghuvança. Worin dies liegen soll, darüber spricht sich Viṭṭh. freilich gar nicht aus! es ist eben nur eine Assertion. Der Vergleich zwischen Ragh. 7, 84 ff. und Kum. 16, 2 ff. spricht jedenfalls vielmehr zu Gunsten der Priorität des Ragh. vor diesem Theile des Kum., s. oben p. 218 note 3.

2) na kartṛibhedaḥ, kiṃ tu kartur avasthâbheda eva; wie sich V. dies gedacht haben mag, darüber spricht er sich ebenfalls nicht aus.

3) Calc. 1868; die erste Ausgabe 1851, die zweite 1863. — Die dritte Auflage enthält eben auch den Text von Capp. 8—17 (pp. 4. 53).

4) diese Vorrede handelt im Uebrigen in etwas wundersamer Weise von Kâlidâsa. Auf Grund von Jyotirvidâbharaṇa 22, 7. 10. 19. 20. 22 wird nämlich erhärtet, dafs Kâlidâsa, als eine der neun Perlen am Hofe des vor 1925 Jahren in Ujjayinî residirenden Mâlava-Fürsten Vikramâditya, zunächst „drei kâvya" d. i. Raghuvança, Kum., Meghadûta, sodann ein von vedischen Ceremonieen handelndes, aus Utkala (Orissa) verdrängtes (? oder umgekehrt: dort verbreitetes) Werk Namens smṛiticandrikâ (! smṛiticandrikâbhidha Utkaladeçapracalito vedoktakarmapratipâdakaprabandhaḥ; im Jyot. heifst es nur: kiyachrutikarmavâdaḥ), endlich das Jyotirv. selbst, die dárin nicht genannten drei Dramen dagegen eben dárum erst später, verfafst habe. Das Gleiche gelte von den im Jyot. ebenfalls nicht erwähnten beiden Gedichten Ṛitusaṃhâra und Nalodaya,

dafs Kâlidâsa denselben, und zwar eben in 17 sarga, auf Grund der in adhyâya 12—18 des uttarakhaṇḍa des Çivapurâṇa vorliegenden Geschichte von der Tödtung des asura Târaka verfafst habe (çaivâbhidhamahâpurâṇottarakhaṇḍîyadvâdaçâvadhyashṭâdaçâdhyâyaparyantapratipâdya târakâsuravadhakathâm âçritya praṇîtam). Und (179) zwar habe sich der Dichter dabei in einigen Punkten von der Darstellung des Purâṇa entfernt; während nämlich dort Mahâdeva auf Grund der Büfsungen der Pârvatî sich ihr sofort geneigt zeige und den svayaṃvara verstatte, werde hier erst die Schaar der sieben ṛishi als Brautwerber zum Himavant entsendet, um die Pârv. von ihm zu erbitten (Kum. 6, 1 ff.; tatra Pârvatîtapasyânantaram Pârvatîm prati prasannena Mahâdevena svayaṃvaravidhânakartavyatâyâ upadeçaḥ, iha tu saptarshimaṇḍalasya tatprârthanârthaṃ Himavantam prati

---

in Bezug auf welche es indefs zweifelhaft sei, ob sie von demselben Vf. herrührten, yadi tatkṛitatvam, während bei den Dramen dies feststeht, tatkṛitatvaṃ suvyaktam eva. (Ueber ein modernes Werk Namens: smṛiticandrikâ s. Aufrecht Catalogus p. 275a. 279b. 295a.). — In der Vorrede zum zweiten Theil erwähnt Târ. zunächst, dafs das eine der beiden Mss., aus denen derselbe im Paṇḍit publicirt sei, vor 40 Jahren durch Marshal (Mârselasâhebena) aus dem Dekhan (dâkshiṇâtyadeçâd) mitgebracht sei, und führt sodann unter Anschlufs an Viṭṭhalaçâstrin's Behauptung der Aechtheit von Capp. 8—17, resp. ihrer Zugehörigkeit zum Vf. des Raghuvança, noch einiges Weitere dafür an. Schlösse das Werk mit Cap. 7, müfste der Titel etwa Çivavivâha sein; der Schlufs von 7, 94 kautukâgâram âgât weise unbedingt auf etwas noch Folgendes hin, só könne das Werk nicht schliefsen. Ebenso weise Cap. 2 auf den Tod des Târaka in Cap. 17 hin. Der Kum. werde im Uebrigen stets als mahâkâvya bezeichnet, ein solches aber habe mindestens 12 (bis 18) sarga. Es seien ferner die, welche Capp. 8—17 als Werk des Bhojadevîya Kâlidâsa (oder irgend eines andern Dichters) betrachten wollten, einfach damit abzuweisen, dafs man ja doch nur dichte, um sich selbst Ruhm zu erwerben; wie werde wohl ein Dichter sein Werk als das eines Andern ausgeben! Lasse ein Dichter ein Werk unvollendet zurück, so pflege es ein Anverwandter unter seinem eignen Namen weiterzuführen, wie dies das Beispiel der durch Bâṇa's Sohn vollendeten Kâdambarî lehre. Wenn ferner weder Mallinâtha noch ein Andrer dieselben commentirt habe, — nun es gäbe noch viele andere Werke, bei denen dies zutreffe; den richtigen Grund hiefür habe übrigens Viṭṭhalaçâstrin bereits angegeben (die Unpafslichkeit des Inhalts von Cap. 8). Endlich sei auch der Name Kumârasambhava, welcher [dies ist sehr sonderbarlich] als kumârasya mahâmahimâ zu fassen sei, deutlich auf die Besiegung des Târaka in Cap. 17 hinweisend, daher auch die Forderung hinfällig, dafs der Name des Gedichtes im Fall der Aechtheit des zweiten Theiles Târakavadha heifsen sollte; das Wort sambhava vereinige eben beide Bedeutungen: utpatti und mahimâtiçaya; beim Çiçupâlavadha spiele die utpatti keine Rolle, daher dort eben jener Name ausreiche, während dagegen hier ein ähnlicher nicht an der Stelle wäre.

preshaṇam ity eva kavikalpitam, na tu tat purâṇakathâmûlam ity eva viçeshaḥ).

Hiegegen tritt nun Râma-Nârâyaṇaçâstrin zunächst in No. 25 ziemlich scharf auf, bezeichnet resp. diese Angaben als höchst verkehrt (atyantam asaṃgatam). Nicht das Çaiva Purâṇam, sondern vielmehr der Çivarahasya-Abschnitt in der Çaṃkarasaṃhitâ des Skanda Purâṇa[1]) bilde die Quelle des Kumârasambhava. Daselbst werde die Entsendung der 7 ṛishi ganz ebenso erzählt wie hier[2]), und zum weiteren Erweise möchten die folgenden nahezu identischen Stellen dienen: Kum. 1, 25. 26 und zwei Verse in Çivarahasya adhy. 2, Kum. 2, 16. 19. 31. 33 und vier Verse in adhy. 4. 5, Kum. 3, 42 und zwei Verse in adhy. 10, Kum. 4, 8—10. 18 und neun Verse in adhy. 12, Kum. 5, 57. 58. 70 und fünf Verse in adhy. 13. 14, Kum. 6, 32. 34. 65 und 3 Verse in adhy. 15, Kum. 7, 49. 60. 59. 58. 62. 64[3]). 65 und acht Verse in adhy. 22. Der Parallelismus dieser Verse nun (und ihnen schliefsen sich gewifs auch noch andere an, vgl. das von R. N. für den ganzen Inhalt von Kum. 6 speciell Bemerkte) ist in der That ein só enger, zumal wenn man die Verschiedenheit des Metrums (çloka im Çivarahasya) in Rechnung bringt, dafs an der speciellen Beziehung des einen Werkes zu dem andern kaum irgend gezweifelt werden kann. R. N.'s Annahme, dafs hierbei das Purâṇa die Quelle, der Kum. der entlehnende Theil sei, mag von vornherein für Capp. VIII—XVII wohl auch ganz

1) in dem mit 50 khaṇḍa „geschmückten" Skânda Purâṇa befindet sich (tadantargatâ) eine çâṃkarî saṃhitâ mit 30,000 (çloka, triṅçatsahasragranthastireṇa [vistareṇa?] suvistṛitâ); ein Abschnitt darin heifse çivarahasya, und zerfalle in 7 kâṇḍa (sambhavâsuravîramâhendrayuddhadevadakshopadeçakâṇḍabhedât), welche die Tapferkeit des Kârttikeya schildern; die Kämpfe mit den drei Brüdern Çûrapadma, Siṃhavaktra, Târaka bilden den Inhalt der âsurakâṇḍîyâ kathâ; der Kum. resp. beruhe auf dem sambhavakâṇḍa: Kâlidâsas tu Kumârasambhavaṃ kâvyaṃ sambhavakâṇḍîyakathâmâtrâçrayeṇa racayâmâsa, na tu Çaivâbhidhamahâpurâṇasya kathâm âçritya.

2) vakshyamâṇe purâṇe Pârvatîpariṇayechayâ saptarshimaṇḍalasya smaraṇaṃ, tena ca samâgateshu teshu tatpariṇayârthaṃ Himâlaye tanmaṇḍalapreshaṇam ity âdikathâ yathâ vartate tathai 'vâ 'sminn api kâvye 'sti, anene 'dam eva purâṇaṃ tatkâvyamûlam iti niçcîyate |

3) diese letzten fünf Verse gehören zu denen, welche im Raghuv. Cap. 7 identisch sich vorfinden.

paſslich erscheinen. Gerade aus diesen Capp. aber bringt er keine dgl. Analogieen bei, vielmehr nur aus Cap. I—VII, bei denen jedenfalls die umgekehrte Annahme, uns wenigstens, weit näher liegt.

In No. 27 wiederholt R. N. zunächst seine in No. 25 dargestellte Ansicht; statt aber nun auf eine weitere Anführung von etwaigen Parallelstellen zwischen dem Çivarahasya und Kum. 8—17 einzugehen, wendet er sich vielmehr dazu,
(180) für sechszehn Verse des achten Cap.'s (8, 1. 5. 6. 8. 13—16. 18—20. 25. 32—34. 41) den von ihm aufgefundenen Commentar des Mallinâtha[1]) darüber mit dem neuen Comm. des Premaoandra, Herausgebers des Kâvyâdarça, zu vergleichen, wobei er ziemlich unbarmherzig über Letztern herfährt[2]).

In No. 28 endlich kommt R. N. zunächst auf Târânâtha's Ansicht zurück, stellt resp. aus der im uttarakhaṇḍa des Çivapurâṇa vorliegenden, der Darstellung des Kum. von der Geburt der Pârvatî[3]) an bis zum Tode des Kâma entsprechenden, Relation acht Verse aus adhy. 13. 14 mit ihren Parallelstellen in Kum. 1, 23. 24. 26. 30. 54. 60. 2, 3. 6, deren groſse Congruenz[4]) anzuerkennen er nicht umhin kann, zusammen, meint aber dennoch, daſs nicht das Çivapur., sondern das Skandapur. (Çivarahasyam) Quelle für den Kum. sei.

---

1) der sich also durch die Indecenz des Inhalts nicht hat abschrecken lassen, ebenso wenig wie Premacandra, dies Cap. zu commentiren. Beide scheinen aber über dies Cap. nicht hinausgegangen zu sein. Bei Mallinâtha heiſst es in der Einleitung dazu v. 5: atha sambhogaçṛiñgâram anayoḥ samarâgayoḥ | kumârasambhavaphalaṃ kâvye 'sminn âha samprati.

2) derselbe war nicht mehr am Leben, sonst würde er wohl nicht minder scharf geantwortet haben! Er starb am 25. März 1867, s. seinen Nekrolog in No. 12 des Paṇḍit (May 1867).

3) die Darstellung der Geburt selbst differirt. Im Purâṇa ist Menakâ schon 5 Jahre schwanger, und kann die Beschwerden kaum noch ertragen; die Versicherung Nârada's aber, daſs die Geburt nach 10 Jahren sicher stattfinden werde, erleichtert ihr den Schmerz, und so wird denn Pârvatî nach 15 Jahren endlich geboren.

4) dieselbe ist um so gröſser, da die Verse des Çiva Pur. nicht durchweg in çloka, sondern auch in andern, vierzeiligen Maaſsen abgefaſst sind; sie schlieſsen sich daher zum Theil sogar viel enger dem Wortlaut des Kum. an, als die Verse der Çaṃkaras., was sich insbesondere bei einem Verse (Kum. 1, 26), der in beiden Purâṇa seine Parallele hat, deutlich zeigt.

Er stützt sich dafür zunächst auf die zwischen Kum. 3, 51 und einem Verse des 11. adhy. des Çivarahasya bestehende Analogie[1]), sodann darauf, daſs im Çiva Pur. nichts dem Klagelied der Rati in Kum. 4 ähnliches sich finde, dieselbe vielmehr daselbst, gleich nach dem Verschwinden des Çiva durch eine himmlische Stimme getröstet, nur wenig Schmerz leide und auch von dem durch ihre pûjâ gnädig gestimmten Mahâdeva bald Erfüllung ihres Wunsches erlange. „Wenn dies nicht so wäre", fährt R. N. curioser Weise fort, „müſste man ja auch das Kâlî-Purâṇa als Quelle des Kum. ansehen". Denn auch da erhalte Mahâdeva, durch die Askese der Kâlî erfreut, auf seine Anfrage an sie wegen des Grundes derselben etc. von ihr die Antwort, daſs sie ohne Erlaubniſs des Vaters ihn nicht heirathen dürfe, nehme dann, von ihr veranlaſst, auf dem Bergesgipfel seinen Aufenthalt, und sende ganz ebenso wie in Kum. 6 die auf sein ihrer-Gedenken herbeikommende Schaar der sieben Ṛishi als Brautwerber ab[1]). Dagegen finde sich im Kâlî-Pur. ebenso wenig wie im Çiva-Pur. etwas der im Çivarahasya adhy. 1 verheiſsenen und dann später speciell geschilderten Kumâra-lîlâ Entsprechendes, folglich könne nur dieses Werk für die betreffende Darstellung (in adhy. 11) des Kum. Quelle sein. Und um dies (181) zu erweisen, giebt er sodann eine summarische Inhaltsangabe von Kum. 9—12 sowohl wie von den entsprechenden im Einzeldetail indeſs erheblich abweichenden Abschnitten des Çivarahasya. Seltsamer Weise soll dieselbe zugleich auch dafür eintreten, daſs Kum. Capp. IX —XVII nicht von Kâlidâsa herrühren könnten[2]), wie er sich denn zum Schluſs auch noch ganz ausdrücklich mit den in No. 5 entwickelten Gründen für die Unächtheit des zweiten Theiles des Kum., unter Beschränkung indeſs auf Capp. IX —XVII, da Cap. VIII von Mallinâtha commentirt, dieser Com-

1) mit der es indessen gerade gar nicht sehr weit her ist; weder wörtlich noch inhaltlich; R. N. aber meint: ittham asmatpakshe kathâsâmyaṃ spashṭam eva, tatpakshe (des Târân. nämlich) tan nâ 'sti.

2) uttarakumâranavamâdisargâṇâṃ kavivarakâlidâsakṛititvâbhâvaṃ sphuṭayitum.

mentar resp. schon lange Telugudeçe gedruckt sei[1]), einverstanden erklärt. Da er nun ja aber doch in No. 25 specielle Beispiele aus Capp. I—VII zum Erweise dafür, dafs das Çivarahasyam die Quelle dafür bilde, beigebracht hat, während er hier in No. 28 dafür plaidirt, dafs es die Quelle auch für Capp. IX—XVII sei, so müfste er von Rechtswegen nicht blos diese letzteren, sondern auch die ersteren, also das ganze Werk dem Kâlidâsa absprechen. Wie er sich die Sache somit eigentlich gedacht hat, bleibt unklar. Möglich, dafs er nur nicht den richtigen Ausdruck für die Lösung hat finden können, die sich für uns aus dem Bisherigen in der That wohl als die wahrscheinlichste ergiebt, dafs nämlich der erste Theil des Kum. als Quelle für die betreffenden Darstellungen des Çiva Pur., Skanda Pur. und Kâlî Pur. zu erachten sein wird, während dagegen der zweite Theil seinerseits wohl etwa auf dem entsprechenden Abschnitte des Skanda-Pur. (Çivarahasya) beruhen könnte, wo dann der aus R. N.'s Angaben zu schliefsende Mangel an speciellen Uebereinstimmungen im Wortlaut etwa als absichtlich aufzufassen sein würde (?). Ohne eine Vergleichung desselben läfst sich indessen einstweilen hier nicht recht urtheilen, und ist die Möglichkeit, dafs entweder auch hier das Purâṇam der entlehnende Theil sei, oder dafs etwa beiden Texten eine gemeinsame Quelle zu Grunde liegt, jedenfalls zunächst ebenso berechtigt. Für die Authentität der Cap. VIII ff. würde sich übrigens hieraus, mag die Frage nun so oder so entschieden werden, direct kein Beweis entnehmen lassen; sie könnten ja immerhin die Quelle für das Pur. sein, ohne doch von dem Autor der Cap. I—VII herzurühren. Nur wenn sich etwa durch eine Vergleichung des Wortlautes die Abhängigkeit der Cap. VIII ff. von dem Skanda-Pur. herausstellen sollte, würde umgekehrt ihre Unächtheit natürlich ohne Weiteres entschieden sein.

Einstweilen bleiben dieselben jedenfalls zum Mindesten ziemlich verdächtig. Für Cap. VIII liegen zwar in der That

1) ich habe bis jetzt hierüber keine weitere Kunde.

noch allerhand directe Beglaubigungen seiner Existenz in den rhetorischen Texten vor[1]), ein Commentar (182) des Mallinâtha hat sich ja nun auch dazu eingefunden; die folgenden Cap. aber sind ganz ohne dgl. äufsere Beglaubigung ihrer Existenz zu irgend welcher annähernd fixirten Zeit. Es müfste denn sein, dafs die in No. 5 darin gesuchten Anklänge zu dem digvijaya des Mâdhava, der sich selbst als abhinava Kâlidâsa bezeichnet habe[2]), sich wirklich bewahrheiten sollten. Colebrooke (misc. ess. 2, 102) spricht gar von 22 Büchern des Kum., als der Tradition nach früher vorhanden. — Bei den speciellen Beziehungen, welche unstreitig zwischen dem Kum. und dem Raghuvaṅça bestehen, ist die Angabe Viṭṭhala-çâstrin's von Bedeutung, wonach „die Geschlechtsgenossen des Kâlidâsa, welche in Dhârâ wohnen“ noch jetzt einen Text dieses Gedichtes hätten, der nicht 19, sondern 26 sarga umfafst[3]). Dieser Umstand möchte nämlich, falls er sich bewahrheitet, in der That dafür eintreten[4]), dafs dies Werk nicht dem Kâlidâsa des Vikramâditya, sondern dem des Bhoja, Königs von Dhârâ, zuzutheilen sei, wie denn ja auch die specielle Verherrlichung des Bhoja-Geschlechtes bei ihm (s. meine Abh. über die Râm. Tâp. Up. p. 279) in gleicher Richtung zu verwerthen sein könnte.

Für eine berühmte Dreiheit des Namens Kâlidâsa, etwa nach Art dessen, was uns in No. 5 vorgeführt wird, habe ich schon früher (s. diese Z. 22, 713) die in der kavi-

1) s. Ind. Streifen 2, 372. Der fünfte Vers wird, ohne Nennung des Gedichtes allerdings, in Dhanika's Schol. (zehntes Jahrhundert?) zum Daçarûpa 4, 12 citirt; ebenso v. 31, und zwar unter Kâlidâsa's Namen, nach E. B. Cowell's Mittheilung im Saṃkshiptasâra des Kramadîçvara, resp. mit einer Variante, die in einem hiesigen Mspt. des achten Buches wiederkehrt (dûrayati, während Viṭṭhal. und Târân. dhûnayati lesen). Aufserdem wird im Sâhityadarpaṇa zu § 218 und zu § 577 auf Stellen daraus, auf die Darstellung nämlich des verstellten Unwillens einer nâyikâ, und (wie von Mammaṭa) auf die unschickliche Schilderung des Liebesgenusses des vermählten Götterpaares hingewiesen.

2) s. Hall a. a. O. p. 222, diese Z. 22, 729.

3) der tibetische Geschichtsschreiber Târanâtha weist dem Raghuvaṅça 80,000 Verse zu, und nach einer brieflichen Mittheilung G. Bühler's (16. Sept. 1871) haben die Jaina ein Werk: Raghuvaṅçasûtra, das sie auch dem Kâlidâsa zuschreiben.

4) s. meine Abh. über das Râmâyaṇam p. 44.

kalpalatâ des Devendra (Aufrecht Catalogus p. 211[b]) vorliegende Aufführung dieses Wortes unter denen, welche drei bedeuten, geltend gemacht. Unsere Kenntnifs von Männern dieses Namens wächst fortwährend. Der im ÇKDr. unter punarvasu als Vf. eines râtrilagnanirûpaṇam citirte[1]) Kâlidâsa könnte wohl mit dem Vf. des Jyotirvidâbharaṇa identisch sein. Höchst interessant ist die neuerdings von Çaçagiri Çâstrin in Madras im Ind. Antiquary 1, 341 (Nov. 1872) gemachte Mittheilung, dafs sich auf der dortigen Bibliothek ein gewissermaafsen einen practischen Commentar zu den Uṇâdisûtra bildender koça befindet, der als von çrî-Kâlidâsa verfertigt bezeichnet wird, und zu dem ebendas. auch ein Comm. von Nicula Yogîndra vorliegt. Diese Gruppirung zweier Namen, die sonst unter ganz andern Verhältnissen verbunden erscheinen (s. diese Z. 22, 727. 26, 808) hat in der That etwas sehr Ueberraschendes.

Doch nun zurück zum Paṇḍit.

Die Streitfrage über den Kumârasambhava mag uns hinüber leiten zu den sonstigen „discussions of controverted points", welche aufser den Text-Ausgaben noch zu den speciellen Zielen und Zwecken desselben gehören. Es sind dies theils rein wissenschaftliche und zwar entweder dem sprachlichen oder dem astronomischen Gebiete angehörige, theils aber auch (183) historisch-sociale Fragen, die so zur Erörterung kommen[2]); auch Mittheilungen aus der

---

1) der daraus citirte Vers (in ratboddhatâ) lautet: madhyavartmani çarâsanâkṛitâv amvarasya suramâtṛibhe gatâḥ | liptikâḥ sumukhi pañca târake pakshapâvakamitâ dhaṭodayât ||

2) ein interessantes Curiosum aus einem dritten Gebiete ist eine in No. 81 (Dec. 1868) sich findende Anfrage von Léon Rodet, ingénieur des manufactures de l'état, service des tabacs à Paris, der im Interesse seines Schwagers, Mr. Goubaux, Professors der Anatomie an der Veterinärschule in Alfort, sich als „assiduous reader" des Paṇḍit an den Editor wendet, um durch seine Vermittelung von den „learned men meeting at Benares" zu erfahren, ob es irgendwo in Indien eine Rasse von Pferden gebe, die durch irgend ein charakteristisches Merkmal von den europäischen Pferderassen getrennt sei, speciell wie viel Wirbel (vertebrae) dieselbe in den Lenden habe, ob sieben, wie nach Ansicht Einiger das afrikanisch-asiatische Pferd? oder nur sechs (or five), wie nach deren Ansicht das ursprünglich asiatische von den Ârya nach Europa mitgebrachte Rofs? und ob diese Differenz stets oder etwa nur accidentally dabei

Gegenwart finden sich einige Male vor, die von erheblichem Interesse sind.

In erster Beziehung sind zunächst die kritischen Untersuchungen zu nennen, welche in Nos. 5—7. 10. 14. 17. 29 von Râjârâmaçâstrin (dharmaçâstrâdhyâpaka) und Bâlaçâstrin gemeinschaftlich[1]) über Werth und Unwerth der verschiedenen Commentare und Glossen zum Paribhâshenduçekhara angestellt werden, eine ziemlich scharfe castigatio derselben mit Rücksicht auf einzelne speciell hervorgehobene Punkte. Es sind ihrer dreizehn[2]); es verfaſste nämlich: 1) prathamataḥ Pâyaguṇḍopanâmaka Vaidyanâtho gadâm, 2) Bhîmâcâryaḥ paribhâshârthamañjarîm, 3) Çaṃkaraḥ çâṃkarîm, 4) Manyudevo 'py ekâm, 5) Sadâçivabhaṭṭaç cai 'kâm, 6) Vishṇubhaṭṭaç cai 'kâm, 7) Bhairavamiçraç cai kâm, 8) Râghavendrâcâryas tripathagâbhidhâm, 9) kaçcid Gauḍadaṇḍî pradarçitavyâkhyâbhya eva katipayapaṅktîr uddhṛityai 'kâm, 10) anyaḥ kaçcana saṃgrahâbhidhâm, 11) kaçcana Maithilo 'prâptasamîcînavyutpattir adhyayanakâla eva gurubodhitârthâbhijnânâya kathaṃcid udgrathanagrathitâm ambâkartrîti prasiddhâm, 12) Umâpatir indirâpatim, 13) svodayaṃ kartukâmeno 'dayaṃkareṇâ 'pi prakṛitaṃ nibandham asamîcînam abhimanvânenâ 'dhyâyatrayâtmakaḥ paribhâshâpradîpârcir-abhidho 'bhinavo granthaḥ prâṇâyi. Es gehören hieher ferner Pramadadâsa-Mitra's treffliche Bemerkungen in No. 1 über Goldstücker's enlarged edition of Wilson's Sanskṛit Dictionary, speciell zu den Artikeln abhidhâna, aṅucitârtha, aparo-

sich zeige, wie dies Goubaux's Meinung sei, der von einem constanten Rassenunterschied hierbei nichts wissen wolle. Im Paṇḍit findet sich keine Antwort; auch ich vermag natürlich keine zu geben, doch will ich bei dieser Gelegenheit wenigstens darauf hinweisen, daſs man beim Schlachten der Opferthiere schon bemerkt hat, daſs das Roſs 34 vaṅkri Rippen (Ṛ. 1, 162, 18), der Ziegenbock dagegen nur 26 hat (Ait. Br. 2, 6. Çâṅkh. Çr. 5, 17, 6) [s. jetzt Huxley's Brief an Max Müller in der Academy vom 20. Febr. 1875 p. 196].

1) dieser innigen Verbindung Beider verdanken wir ja auch die im vorigen Jahre in Benares erschienene Ausgabe des Mahâbhâshya. Möchten sie uns doch nun auch noch die Kâçikâ vṛitti zugänglich machen!

2) drei derselben, die unter 1. 7 und 8 genannten, hat auch Kielhorn in seiner äuſserst sorgsamen Ausgabe und Uebersetzung dieses schwierigen Werkes (Bombay 1868 und 1873, Nos. 7 und 9 der Bombay Sanskṛit Series) benutzt.

pita, abhavanmatayoga, amataparârtha, abhavya, — die kritische Studie eines Anon. „Kâlidâsa and M. Hippolyte Fauche“ in No. 3 („we really think K. has suffered enough at the hands of M. F. . .“), — Vecanarâma's curiose Untersuchung über das Indeclinabile put in No. 8, (184) — Çivaprasâda's Bemerkung über die zu *βαρβαρος* stimmenden indischen Wörter in No. 23, — desselben Memorandum über die transliteration of Oriental words in No. 28 Suppl., nebst Bâbu Râjendra Lâla Mitra's Gegenrede in No. 29 und den daran sich knüpfenden weiteren, zum Theil etwas erregten[1]) Erörterungen in Nos. 35. 37. 38, — endlich der in Sanskṛit geschriebene Bericht Çivaprasâda's über Max Müller's „translation of the Ṛig-Veda“ in No. 41 nebst der unmittelbar angeschlossenen Replik der beiden brahmanisch-conservativen Dioskuren Râjârâmaçâstrin und Bâlaçâstrin gegen Alle, welche Sâyaṇa's Commentar des asvârasikatva zeihen, und der darauf wieder in No. 43 folgenden Gegenrede von Âdityarâmaçarman.

Die astronomische Wissenschaft ist schon in No. 1 vertreten durch Bâpûdevaçâstrin's[2]) Beschreibung (in Sanskṛit) der astronomischen Instrumente und Bauten, die zu der berühmten Sternwarte (mânamandira) des Mânasiṅha in Benares gehören, und von dessen Geschlechtsgenossen Jayasiṅha vor c. 150 Jahren derselben hinzugefügt worden sind; sodann in No. 3 von Govindadevaçâstrin durch einen Artikel (ebenfalls in Sanskṛit) sâyanavâda, in welchem er die Ansichten der früheren (prâcîna) und der jetzigen (navîna) siddhânta einander gegenüberstellt; auch die alten Astronomen hätten übrigens das richtige Verhältniſs in Bezug auf Umlauf der Erde um die Sonne etc. gekannt, nur der Bequemlichkeit halber die Sache umgekehrt dargestellt. Aehnlichen Inhalts ist ein Artikel von Bâpudeva in No. 6, und desselben siddhântatattvâvivekaparîkshâ in Nos. 14. 21.

---

1) Çivaprasâda hatte von der „awkwardness of Bengali pronunciation“ gesprochen, was ihm sein Gegner etwas scharf heimgiebt.

2) Kâçikapâṭhâlayîyajyotiḥçâstrâdhyâpaka.

Einer seiner Schüler Vinâyakaçâstrin (Vetâlopâhva) giebt in Nos. 76—79 unter dem Titel katipayapraçnavicâra in Frage und Antwort eine metrische Lösung verschiedener alter und neuer geometrischer Probleme (bahûnâṃ navînânâm praçnânâm bhangân pûrvoktakatipayapraçnânâm prakârântarâṇi ca) in drei prakaraṇa, I mit 38 vv. akshakshetra, II mit 37 vv. carajyâdi, III samamaṇḍalapraveça in 2 khaṇḍa mit 39 und 53 vv.

Was die Erörterung historischer u. dgl. Fragen anlangt, so ist zunächst aus Nos. 10—14 zu nennen J. Muir's Abhandlung „the relations of the priests to the other classes of Indian Society in the Vedic age", ein „reprint" aus dem Journal R. As. S., wie denn auch einzelne der bekannten poetischen Schilderungen Muir's sich hier vorfinden, so sein „Indra" in Nos. 32. 33, „Parjanya" in No. 78, „Varuṇa" in No. 46, „Asita and Buddha" in No. 60. — Çivaprasâda theilt in No. 38 eine leider verstümmelte alte Säulen-Inschrift, wie es scheint eines Dharmapâla, nebst Facsimile mit, und in No. 40 eine Kupferplatte von König Jayacandra aus saṃvat 1232 (Variante, resp. Duplicat zu einer schon bekannten dgl.). — Hall's Monographie: Benares ancient and medieval ist „reprinted" in Nos. 30. 31. — Ein Anonymus giebt in No. 11 in Sanskṛit seinen patriotischen Gefühlen einen etwas elegischen Ausdruck in einer Untersuchung über den früheren und den jetzigen Stand von Wissenschaft und Kunst (vidyâçilpayos) in Indian (bhârate varshe). — Gegen „idolatry and the Hindu doctrin of necessity" tritt Çaçiçekhara Sanyala in (185) No. 16 kräftig auf, mit Bezug auf einen Angriff, den Lingam Lakshmaji Pantlu Garu's „lecture on the social status of the Hindus" von Seiten eines Partisanen jener beiden Doctrinen erfahren hatte. — „My duty towards my neighbor" eine Zusammenstellung verschiedener Aussprüche darüber, insbesondere aus dem Mahâ Bhâr., in Text und Uebersetzung in No. 19 bezweckt ebenso wie ein andrer dgl. Artikel von Pramadâ Dâsa Mitra in No. 57 die indische Morallehre als der christlichen ebenbürtig hin-

zustellen. Auch A. E. G. (Gough) widmet der „Indian Morality“ in No. 39 einige treffliche Worte. —

Der Zeitgeschichte gehören zunächst einige Nekrologe an[1]), so die von Viṭṭhalaçâstrin und Premacandra in No. 12, von Hirânand in No. 15, von Yâtrâmulle und Goldstücker (nach Trübner's Record, in Sanskṛit) in No. 74. — Sodann einige Artikel über widow marriage. Den Reigen beginnt A. E. G. (Gough) in No. 34 mit einigen Bemerkungen über die von Vishṇu Paraçurâma Çâstrin in Bombay gegebene Antikritik des punarudvâhapratishedha, in welchem die „Benares Pandits undertook to refute the arguments of Paṇḍit Îçvaracandra Vidyâsâgara and others“ zu Gunsten der Wiederverheirathung. Insbesondere ist es ein çloka der Nâradasmṛiti resp. Bṛihatparâçarasmṛiti, der dafür hervorgeholt wird: nashṭe mṛite pravrajite klîve ca patite patau | pañcasv âpatsu nârîṇâm patir anyo vidhîyate || A. E. G. seinerseits verweist speciell auf den „Veda and the residuum of history in the legends of the epics“ zum Erweise dessen, daſs die „early Âryas“ in dieser Beziehung anders dachten als ihre Nachkommen noch bis jetzt. In No. 36 folgt hierauf eine geharnischte Replik von Bâlaçâstrin, in welcher er den Vishṇuçâstrin, dessen Polemik gegen Râjârâmaçâstrin freilich auch ihrerseits nicht gerade sehr höflich gehalten zu sein scheint, geradezu piçâcâveçadûshitacitta nennt und in seinem Auftreten einen Beweis dafür sieht, daſs der dakshiṇadeça (dem er ihn zuschreibt), dessen Bewohner früher doch die Zier Indiens (Bhâratavarsha) gewesen seien, jetzt in sehr übler Lage (durdaçâ) sich befinde, da so schamloses Geschwätz von da ausgehe (yat tatrai 'vaṃvidhâ avyutpannâ niḥçaṃkaṃ khelanti

1) Erwähnung verdient auch die freudige Aufnahme, welche Dr. Max von Thielmann's am Tage nach der Schlacht bei Sedan in Sanskṛit an mich geschriebener Feldpostbrief in No. 55 (Dec. 1870) gefunden hat. Çivaprasâda erkennt in diesem Factum allein bereits eine Bürgschaft für den Sieg des Fürsten, in dessen Lande solche Männer wohnen: dhanyaḥ sa bhûpatir yasya deça îdṛigvilakshaṇavyavasâyinaḥ purushâḥ santi | atas tasya jayaḥ sambhâvyata eva |

nirbhayâ nirvrîḍâç ca pralapanti). In No. 41 findet sich sodann eine gemeinschaftliche Apostrophe von Râjârâmaçâstrin und Bâlaçâstrin, in welcher der Vers ud îrshva nâri (und zwar als in Taitt. Âr. 6 befindlich, s. daselbst 6, 1, 8) auf Grund von Sâyaṇa's Comm. zu Ṛik 10, 18, 8 auf das anusaraṇam[1]) bezogen wird. In No. 52 endlich berichten zwei Schüler Beider, Dhuṇḍhirâjapanta und Çâligrâmamiçra über eine zu Poonah (puṇyagrâma) abgehaltene sabhâ, in welcher nach Abhörung der Gründe und Gegengründe des Vishṇuçâstrin und seines Gegners Nârâyaṇâcârya die Majorität sich entschieden für die Unzulässigkeit der „widow marriage" ausgesprochen habe etc. (186) Da sich resp. dabei abermals ein Hieb über die Abnahme der Sanskṛitkenntnifs bei den Dâkshiṇâtya einschlich, so folgt in No. 54 ein im Ganzen indefs doch etwas elegisch gehaltener Protest, unterzeichnet: ma. bho. ku. nâmâ dâkshiṇâtyakaravîrasthaçâstrî. — Von erheblich höherem Interesse sind verschiedene Actenstücke, die sich auf die Colleges in Benares und die „examinations for honours in arts" daselbst beziehen. So zunächst in No. 25 die Sanskṛit-Uebersetzung einer bei solcher Gelegenheit gehaltenen trefflichen Rede des Gen. Gouverneurs Will. Muir. Danach ist die samskṛitapâṭhaçâlâ daselbst 1791 gegründet, ein englisches (âñgala) Colleg 1830 hinzugekommen, und beide 1844 vereinigt worden unter der Leitung seines Bruders Dr. John Muir (Jân Myûra), welchem 1853 Thomson (Tâmasana) als Vorstand folgte. Aus den Ansprachen Beider, bei ähnlichen Preisvertheilungen gehalten, Einiges von hervorstechender Bedeutung, z. B. über das gegenseitige Verhältnifs von Gautama und Bacon, entnehmend, richtet der Gen. Gov. milde und eindringliche Worte an die Schüler, um sie zu ernstem Studium der Wahrheit zu ermahnen. In No. 56 (Jan. 1871) sodann berichtet Paṇḍit Çîta-

1) d. i. doch wohl das anumaraṇam? der Text hat übrigens daselbst, ebenso wie jetzt auch Müller's Ausgabe, nicht so, sondern asusaraṇa (!) nämlich: janitvam jâyâtvam abhilakhya sambabhûtha sambhûtâ 'si asusaraṇaniçcayam akârshîḥ.

laprasâda tripâṭhin in Sanskrit[1]) über die im vorhergehenden Jahre, saṃvat 1926, durch den Râja von Kâçi, Îçvarîprasâda Nârâyaṇasiṅhaçarman[2]) mit Hülfe der Paṇḍit Bastîrâmadviveda, çrî Târâcaraṇatarkaratna[2]) etc. gegründete çrî-Kâçîdharmasabhâ, für deren Prüfungen derselbe jährlich 1000 mudrâ zu Preisen ausgesetzt hat; und die nächste No. (57) bringt von ihm einen Specialausweis über eine demnächst bevorstehende dgl. Prüfung. Danach umfafst die Anstalt 200 Schüler und es wird darin über alle Zweige der indischen Wissenschaft und Literatur, sogar über Musik und ars amandi (!) examinirt. Die „honours“ stufen sich dreifach ab; das Prädicat (upâdhi) der ersten (uttama) Classe (çreṇi) ist: „tadvidyâpâraṃgata“, der Examinand mufs 100 Striche für gute Antworten erlangen und bekömmt aufser dem dafür festgesetzten Preise (pâritoshikam) einen Beinamen und ein praçaṇsâpatra, in der dritten Classe mit dem Prädicat: „tadvidyâpravishṭa“ nur das letztere. Jedoch gilt dies nur für die Brâhmaṇa; Kshatriya und Vaiçya können sich zwar auch examiniren lassen, und die drei Prädicate sowie das praçaṅsâpatram erlangen, aber keinen Preis. Die regulären Preise sind:

1) vede 101 (Rup.) in erster çreṇî, 31 in zweiter, 11 in dritter; Examinatoren: Paṇḍit Bâpûbhaṭṭa[3]) und P. Jayarâmabhaṭṭa, resp. für die mit der Mâdhyaṃdinaçâkhâ beginnenden (oder: in der M. hauptsächlichen?) vier Gegenstände (mâ°khâpramukheshu caturshu vishayeshu) noch P. Kṛipâkṛishṇa und sechs andere; —

2) vyâkaraṇe 51. 31. 11; P. Sakhârâmabhaṭṭa, P. Candraçekharatripâṭhin; —

3) jyotishe 51. 31. 11; P. Bâpûdevaçâstrin, P. Devakṛishṇamiçra; —

---

1) vgl. seine ebenfalls in Sanskṛit abgefafsten beiden Artikel in Nos. 64. 65 (Uebersetzung aus dem Benares Mag. 1849), in denen er dafür plaidirt, das Sanskṛit für die indischen Gelehrten als lebende Sprache festzuhalten.

2) s. oben p. 211.

3) jedem Namen ist ein çrî vorgesetzt.

(187) 4) nyâye 51. 31. 11; Râdhâmohanatarkabhûshaṇabhaṭṭâcârya, Târâcaraṇatarkaratnabhaṭṭâcârya; —

5) sâṃkhyayogayoḥ 21. 11. 5; P. Becanarâmatripâṭhin, P. Râjârâmaçâstrin; —

6) dharmaçâstre 51. 21. 11; Râmadulâravidyâmaṇibhaṭṭâcârya, P. Bâlakṛishṇaçâstrin; —

7) vedânte 51. 31. 11; Examinatoren noch unbestimmt; —

8) pûrvamîmâṅsâyâm 51. 31. 11; P. Harakṛishṇa, P. Gaṇeçaçâstrin; —

9) sarvadarçane 51. 31. 5; Jayanârâyaṇatarkâlaṃkârabhaṭṭâcârya, Târâcaraṇatarkaratnabhaṭṭâcârya; —

10) dvaitavâde 31. 21. 11; Examinatoren noch unbestimmt; —

11) kâvyâlaṃkârayoḥ 41. 21. 11; P. Çîtalaprasâdatripâṭhin, P. Râmacandraçâstrin; —

12) purâṇetihâsayoḥ 41. 31. 11; P. Bhâûçâstrin, P. Parameçvaradatta; —

13) vaidyake 31. 21. 11; P. Râmacandraçâstrin, P. Harirâma; —

14) saṃgîte 41. 21. 11; Harirâmavâjapeyin (für svarabheda), andere Examinatoren noch unbestimmt; —

15) mantraçâstre 31. 21. 11; P. Gaurîçaṃkara, Udayacandraçiromaṇibhaṭṭâcârya; —

16) sûtre[1]) 31. 21. 5; Examinatoren noch unbestimmt; —

17) koshe 51. 21. 11; Examinatoren wie eben; —

18) kâmaçâstre (!) 31. 21. 11; Examinatoren wie eben.

Den genannten Examinatoren gesellen sich als Beisitzer noch zu: P. Devadattadviveda, P. Vastîrâmadviveda, P. Vibhavarâma, Kâlîprasâdaçiromaṇibhaṭṭâcârya, Kailâsacandraçiromaṇibhaṭṭâcârya, P. Anantarâmabhaṭṭa, P. Lakshmînṛisiṅhaçâstrin, P. Ḍhuṇḍhirâjapantadharmâdhikârin, P. Veṇîrâmaçesha, P. Vâmanâcârya; und als Aufseher (nirîkshaka, kṛitâkṛitâvekshaka), resp. wohl als Patrone: Bâbû Aiçvaryanârâyaṇasiṅha, Bâbû Çivaprasâda, Bâbû Pramadâdâsa

1) was mag damit eigentlich gemeint sein?

Mitra (Mitropanâmako Bâbû Pramadâdâsaḥ), Bâbû Hariçcandra, P. Raghunâthaprasâda. Aufser den regulären Preisen waren noch ausgesetzt:

1) 101 Rup. von Aiçvaryanârâyaṇasiṅha für richtiges Lesen und Erklären der Kauthuma-Schule (Kauthumaçâkhâyâṁ pâṭhe vyâkhyâne ca); —

2) von Târâcaraṇatarkaratnabhaṭṭâcârya, α. 25 für die erste Classe in nyâya, β. 25 für richtiges Lesen und Erklären der Mâdhyaṃdinaschule, aber nur für einen aus Bengalen stammenden Schüler (Gauḍajâtîyâyâ 'ntevâsine), γ. 10 für die erste Classe im saṃgîtaçâstra.

3) von Bâbû Hariçcandra, α. 50 für die erste Classe in kâvya oder in kâmaçâstra (!), β. 1000 für richtiges Lesen und Erklären des ganzen Yajus (samagrasya yajushaḥ), γ. 100 vedântaçâstre raçmau (?) bhâshyaprakâçe (?) ca, δ. sollte in irgend einer Classe irgend einer Wissenschaft, mit Ausnahme des vedânta, irgend eine vanitâ, ein weibliches Individuum also, die Prüfung rite bestehen, so soll sie den achtfachen Preis erhalten.

(188) Diese letztere Bestimmung ist in der That vom höchsten Interesse; es hat ja allerdings, von den weiblichen ṛishi des Ṛik und den gandharvagṛihitâ Frauen der Brâhmaṇa-Texte ganz abgesehen, auch im neueren Indien von Zeit zu Zeit immer einige Frauen gegeben, die sei es in der Dichtkunst, sei es in der Wissenschaft selbst, sogar in der Jurisprudenz[1]) thätig waren, wie denn ja die indische Geschichte auch von einigen trefflichen Fürstinnen und Königinnen zu erzählen weifs; doch waren dies eben immer Ausnahmen; dafs aber bei einer solchen Gelegenheit, wie hier, die directe, erfolgreiche Betheiligung von Frauen daran, an einem gelehrten Examen also, ihr Gelangen zu akademischen Würden so zu sagen, als eine wenn auch, wie die bedeutende Erhöhung des Preises zeigt, ferne, immerhin aber doch als

1) der Commentar der Lakshmîdevî zur Mitâksharâ steht in hohem Ansehen, s. West-Bühler Digest of Hindoo Law vol. I (Bombay 1867) introd. p. V und p. 369, Hall Index p. 175. — Auch im Mahâbhâshya ist von weiblichen Lehrerinnen mehrfach die Rede.

eine effective Möglichkeit ins Auge gefafst wird, und dafs dies überdem in dem so streng an der alten Sitte haltenden Benares in so zu sagen officieller Weise geschieht, ist in der That höchst bemerkenswerth.

Zum Schlufs ist hier denn noch eine äufserst werthvolle Beigabe zu erwähnen, welche von No. 35 an dem Paṇḍit als „Supplement" beiliegt, und zwar Nummerweise je 2 oder 4 Seiten, ein Catalog nämlich der in der Universitätsbibliothek in Benares befindlichen Sanskṛit-Mss. (râjakîya Vârâṇasîvidyâmandirasarasvatîbhavanavartipustakânâm). Derselbe ist zwar nur sehr kurz gehalten, — nach dem Namen des Werkes folgt eine Angabe darüber, ob es vollständig oder nur ein Fragment, sodann die Blattzahl, die Jahreszahl, der Schriftcharakter, endlich der Name des Vfs. und etwa eine Bemerkung über Correctheit oder Incorrectheit der Handschrift —, trotz dessen aber sehr willkommen. Fast jeder Band (veshṭanam) enthält mehrere Schriften, und die Gesammtzahl ist daher eine beträchtliche. Vom Ṛigveda werden 20 veshṭana aufgeführt; darunter ein Mspt. des Kaushîtaki-Brâhmaṇa von saṃvat 1414 (A.D. 1358), wohl eine der ältesten Handschriften, die überhaupt vorhanden sind[1]. Vom Yajurveda, mit 41 veshṭana, hebe ich ein gutes (çuddham) Mspt. des Nigamapariçishṭa von saṃvat 1718 hervor, ein ebenfalls als gut bezeichnetes Mspt. des Uvvaṭakṛita yajurbhâshya von saṃvat 1834, und ein andres von saṃvat 1635, ein Çulvasûtram des Baudhâyana mit Comm. des Dvârakânâthabhaṭṭa und ein dgl. von Âpastamba mit Comm. des Kapardisvâmin, zwei dharmasûtra auf 34 foll. saṃvat 1797 und auf 24 foll. saṃvat 1731, ein Exemplar der Kâṇvasaṃhitâ, einige Bücher des Kâṇvabrâhmaṇa, ashṭaka I. IV. VI der Kapishṭhalasaṃhitâ (foll. 48. 52. 57 saṃvat 1709), den khilakâṇḍa der Maitrâyaṇîyasaṃhitâ[2] (foll. 105 und 64,

1] das hat sich seitdem sehr geändert. Schon 1874 wies Râjendra Lâla Mitra (Notices of S. Mss. 3, 68) auf ein Devanâgarî-Mspt. aus saṃvat 1189, A. D. 1132/3, hin; die Data der nepâlesischen Mss. aber reichen anscheinend gar bis A. D. 883 zurück, s. das unten in No. 115 Bemerkte.

2] s. Ind. Stud. 13, 103. 117 fg. Leop. Schröder in Z. D. M. G. XXXIII.

saṃvat 1529), ein Yajurvedânukramaṇîbhâshyam von Deva in fünf adhyâya, das Hiraṇyakeçisûtram (saṃvat 1667). Dem Sâmaveda gehören zwölf Bände zu, darunter ein upagranthasûtram (foll. 21, prapâṭh. I—IV) und ein kshudrasûtram (foll. 15, prap. I—III, saṃvat 1534), ein sâmapañcavidhisûtram (11 foll. saṃvat 1678); — dem Atharvaveda vier Bände, — dem vyâkaraṇa 57, darunter verschiedene Schriften der Kâtantra- und der Kâlâpa-Grammatik, — dem jyotisha 39 Bände,
(189) darunter eine Parâçarahorâ (43 foll., saṃvat 1860), ein Pârasîprakâça (7 foll.) von Kṛishṇadâsa, die Gargasaṃhitâ (50 foll., doch wohl das von Kern benutzte Mspt.?), ein Yavanajâtakam (20 foll.), — dem chandograntha 3 Bände, — für koça[1])- nâṭaka-sâhitya-saṃgîta-nîtikâvyâdi 45 Bände, darunter eine subhâshitamuktâvalî von Purushottama (32 foll. s. 1835), eine Vâmanasûtravṛitti (foll. 64 saṃvat 1884), Çârṅgadharavrajyâ (211 foll., saṃvat 1851), ein Pârasîkosha (foll. 16) von Kṛishṇadâsa, eine caturarthikâ genannte Çâlivâhanasaptaçatîvyâkhyâ (120 foll., navînâ 'çuddhâ ca), eine ûshârâgodayanâṭikâ von Rudracandradeva (foll. 46, saṃvat 1639), ein Kaṅsavadhanâṭakam (foll. 57, saṃvat 1883) von Çeshakṛishṇapaṇḍita, ein çaṃkarîsaṃgîtam von Jayanârâyaṇa; — dem mantraçâstra (tantra-Sprüche) 30 Bände, darunter einige Fragmente von Siddhanâgârjuna's Kakshapuṭa (21 foll., 50 foll.); — den purâṇa 58 Bände, — den upapurâṇa 13, — den itihâsa 51, — den vaidyakagrantha 17, darunter eine von den Krankheiten der Elephanten handelnde gajacikitsâ, auch pâlakâvyam und gûḍhaprakâçikâ genannt (186 foll.), eine Schrift über Veterinärkunde çâlihotram (foll. 8), — der sâṃkhya-Doctrin 5 Bände, der Pâtañjala-Lehre 6, dem vedânta 96, darunter zahlreiche Commentare zu den kleineren Atharvopanishad von Çaṃkarânanda (nicht von Çaṃkarâcârya), z. B. zur atharvaçikhop., ârunop., haṅsop., jâbâlop., garbhop., amṛitavindûp., nṛisiṅhatâpanîyop. etc., so wie ein Taittirîyavârttikam

1) d. i. Wörterbuch, nicht etwa: Anthologie; die Zusammenstellung freilich mit der Gruppe ist sonderbar.

(foll. 38 und foll. 10) und eine ṭîkâ dazu von Anandajnâna (60 foll. und 84 foll.), eine bṛihadâraṇya vârttikaṭîkâ (foll. 114 und foll. 149), ein Sureçvaravârttikam nebst einem Comm. Namens sârasaṃgraha (19 foll.), die von Çaṃkarâcârya verfafste vajrasûcî upanishad, — der mîmâṅsâ 149 Bände, darunter zahlreiche Fragmente von Kumârila's tantravârttika, von Çabarasvâmin's bhâshya, von Pârthasârathimiçra's Çâstra-.dîpikâ und Somanâtha's Comm. dazu, Namens mayûkhamâlikâ, — dem dharmaçâstra[1]) 75 Bände, darunter[2]) nur wenige eigentliche Smṛiti-Texte, aufser Manu und Yâjnavalkya noch Atri, Budha, Daksha, Pârâçara, — dem nyâyavaiçeshikaçâstra 26 Bände (No. 79 bricht hier ab), darunter hauptsächlich die an Gaṅgeça's tattvacintâmaṇi [s. ob. p. 207. 8] sich anlehnenden Schriften. Da die Aufzählung rein auf der Reihenfolge der Bände beruht, die ihrerseits zwar stets innerhalb einer bestimmten Literaturgruppe sich halten, aber doch oft sehr gemischten Inhalts sind, somit innerhalb jeder Gruppe Alles pêle-mêle durch einander geht, so wird hoffentlich am Schlufs ein alphabetischer General-Index beigefügt werden.

Möge diese Monatsschrift, deren Textausgaben sich durch Correctheit vor manchen der neuerdings in Calcutta edirten Texte höchst vortheilhaft auszeichnen, kräftig weiter blühen! Die alten Vorurtheile, die darin mehrfach noch scharf genug hervortreten, werden mit der Zeit schon besserer Erkenntnifs weichen. Fehlt es doch auch jetzt bereits darin nicht an begeisterten Vertretern der europäischen (yuropîya) Wissenschaft. Zu wünschen wäre, dafs bei (190) der Auswahl der zu publicirenden Texte fortab noch etwas mehr auf ihr Alter und auf ihre Bedeutung für das alte Indien, die vedische Zeit also, Rücksicht genommen würde, die Beschränkung auf die Philosophie und die Dichtwerke überhaupt fortfiele.

---

1) sonderbarer Weise hier dazwischen geschoben.

2) hier gerade fehlen freilich in dem mir vorliegenden Exemplar des Paṇḍit die sechs zu Nos. 68. 70 gehörigen Seiten des Supplement.

Als Anhang lasse ich hier noch, da der „Paṇḍit", schon seines ziemlich hohen Preises wegen, bei uns ziemlich selten ist, theils diejenigen Verse des Çivarahasya und des Çivapurâṇa folgen, welche Râma Nârâyaṇaçâstrin als Parallelen zu Versen des Kumârasambhava anführt (s. oben p. 222 ff.), theils auch seine Inhaltsangabe der Erzählung des erstern.

α) aus dem Çivarahasya (Çaṃkarasaṃhitâ des Skanda-Purâṇa, adhyâya II—XXII).

1. adhyâya II. Kuṃ. 1, 25.
dine dine vardhamânâ rekhâ cândramasî 'va sâ |
apushad vapusho vṛiddhim ânandena pituḥ saha ||

2. adhy. II. Kum. 1, 26 (s. unten β. 2).
parvatâpatyatâṃ yâtâ pârvatî 'ty abhidhâṃ dadhe |
mâtro me 'ti nishiddhâ yad umâkhyâ praṇavâtmikâ ||

3. adhy. IV. Kum. 2, 16.
iti stutaḥ suraçreshṭhaḥ suraçreshṭhair nijâçritaiḥ |
prasâdâbhimukho bhûtvâ prâha sma karuṇânidhiḥ ||

4. adhy. V. Kuṃ. 2, 19. 28.
kim idaṃ kim idaṃ vatsâ yûyaṃ sambhûya sâdaram |
vishaṇṇavadanâ devâḥ çaraṇam mâṃ samâgatâḥ ||

5. adhy. V. Kuṃ. 2, 31.
yad âttha bhagavann evaṃ surâ viprakṛitâs tarâm ||
sarvâtmanâṃ tvam âtmâ 'si katham nai 'va tu budhyase ||

6. adhy. V. Kum. 2, 33.
padmabandhuḥ padmahastaḥ çûrapadmasya vidvishaḥ |
vikâsayati padmâni tâvanmâtrâtapaḥ sadâ ||

7. adhy. X. Kum. 3, 42.
gatavastraṃ nabhas tûshṇîṃ nandîçâjnâvaçena vai |
cakampire na vṛikshâç ca cakrur bhṛiṅgâ na huṃkṛitim |
cukûjire 'ṇḍajâ naiva tadâ citrârpitâ iva |

8. adhy. XI. Kum. 3, 51.
atha kshaṇeṇa nirmuktaṃ mohât pañcaçaras tadâ |
punaç câ "dâya saçaraṃ vepamânaḥ çarâsanam ||

9. adhy. XII. Kum. 4, 3—9. 18. 10.
hâ nâtha jîvasî 'ty âçu bruvantyo 'tthitayâ tayâ |
kaṇaçaḥ kaṇaço bhasma samâloke (°ki?) nabhaḥsthale ||

tataḥ sâ vahuçokântâ viluṭhantî dharâtale |
vikîrṇamûrdhajâ câ 'tha vilalâpâ "kulendriyâ ||
ayi nâtha viçâlâksha tavâ 'ṅgam atisundaram |
jagat susukumârâṇâm upamânaṃ kva vâ gatam || (191)
api mâṃ tvatparâdhînajîvitâṃ tyaktasauhṛidaḥ |
vihâya vidruto 'si tvaṃ nissetv ambujam ambuvat ||
aparâddhaṃ mayâ kiṃ te tvayâ mahyaṃ na kiṃcana |
akasmâd darçanaṃ mahyaṃ vilapantyai na dîyate ||
bandhanaṃ mekhalâdâmnâ tvaṃ gotraskhaliteshu te |
kshamasva tac ca me kânta svakarṇotpalatâḍanam ||
mama tvaṃ hṛidaye nityaṃ vasasî 'ti mṛishâ vacaḥ |
na satyaṃ yadi tat satyaṃ tvayi dagdhe na me 'kshatiḥ ||
tvayâ kṛitam idam me 'ṅge maṇḍanam paushpam ârtavam |
dṛiçyate na tvam adye 'tthaṃ katham îçena nâçitaḥ ||
asmâl lokâd amuṃ lokam prasthitasya tavâ 'dhunâ |
padavîm pratipadye 'haṃ vidhinâ vañcitâ 'munâ ||

10. adhy. XIII. Kum. 5, 57. 58.

kshaṇaṃ nidrâṃ gatâ bâlâ 'pararâtrau pratikshapam |
svapne dṛishṭvâ patim bhûyaḥ prabuddhâ vilalâpa ca |
he kânta vrajasi kva tvam iti gṛihṇâti bâhunâ |
. . . sarve 'pi ca tvâṃ vedântâ rodasî vyâpya vishṭhitam |
vidvâṅso 'pi purâ "ryâdyâḥ paripûrṇaṃ vadanti hi |
kathaṃ na vetsi bhâvasthaṃ janaṃ jagadadhîçvara ||

11. adhy. XIV. Kum. 5, 70.

mattavâraṇam ârûḍhau dampatî dvijapuṃgavaiḥ |
svastivâcanakais tûryai(ḥ) stuvanti kila vandinaḥ ||
yuvâṃ vṛiddhoksham ârûḍhau bhûtavetâlasevitau |
nirîkshya janatâ loke smeravaktrâ bhavishyati ||

12. adhy. XV. Kum. 6, 32. 34.

arundhatî ca kalyâṇî prâgalbhyaṃ tatra yâtu sâ |
puraṃdhrî bhûdharendrasya yathâ na vivadet tathâ |
evaṃvidheshu kâryeshu puraṃdhrîṇâṃ pragalbhatâ ||
. . . iti vedântavijnânaviniçcitayatîçvare |
parigrahonmukhe te 'pi jahur vrîḍâm tathâvidhâm ||

13. adhy. XV. Kum. 6, 65.

procur aṅgirasaṃ sarve kathayeti kathâvidam |

atha teshâm puraḥ çrîmân aṅgirâ munisattamaḥ |
uvâca madhuram vâkyam sarvabhûdharanâyakam ||
14. adhy. XXII. Kum. 7, 49.
khelagâmî sa tam devam uvâha vṛishabheçvaraḥ |
dhunvan muhuḥ protaghane vishâṇe dhṛitacâmare ||
15. adhy. XXII. Kum. 7, 60. 59. 58. 62. 64 (Ragh. 7, 9. 8. 7. 11. 12).
utsṛishṭanîvîvasanam savyenâ "dâya câ 'rbhakam |
anyena kâcit tvarayâ pâṇinâ prâpa jâlakam ||
anyâ sambhâvya nayanam añjanena çalâkayâ |
anyad vismṛitya nayanam âgavâksham jagâma sâ ||
alaktakena sambhâvya pâdam ekam athâ 'parâ |
nirgatya tâvanmâtreṇa vartma cakre tadañcitam ||
pure puraṃdhryaḥ prâsâdajâlâni svarmukhâmbujaiḥ |
ambhojâvaraṇânî 'va cakrur indîvarekshaṇâḥ ||
vilokya devadeveçam âsâm akshâṇi mânasaiḥ | (192)
sâkam sarvâtmanâ cakshuḥ prâpa tam sutarâm iva ||
16. adhy. XXII. Kum. 7, 65.
bâlâ 'pi devadeveçam bâlendukṛitaçekharam[1]) |
cacârâ 'to mahad gaurî tapo[2]) duçcaritam ciram ||
β) aus dem Çivapurâṇa, uttarakhaṇḍa adhy. XIII. XIV.
1. adhyâya XIII. Kum. 1, 23. 24.
diçaḥ praseduḥ pavanaḥ sukham vavau
çaṃkham nidadhmur gaganecarâs tadâ |
papâta bhûmau kusumâñjalir mudâ
babhûva tajjanmadinam sukhapradam ||
menâ tayâ pûrṇaniçeçavaktrâ
sphuratprabhâmaṇḍalayâ rarâja sâ |
yathâ Vidûrâcalabhûmir ambuda-
svanottarâ ratnaçalâkayâ mune ||
2. adhy. XIII. Kum. 1, 26 (s. oben α. 2).
tâm pârvatî 'ty âbhijanâc ca nâmato
juhâva sadbandhujanaḥ svabhâvataḥ |
mâtrâ nishiddhâ tapase yadâ tu sâ
yayâv umâkhyâm bhavabhaktibhâvinî ||

1) çesharam, im Paṇḍit.
2) tayo desgl.

3. adhy. XIII. Kum. 1, 30.
gañgâṃ yathâ haṅsagaṇâḥ çaratsu vai
râtrau svabhâsas tu yathâ mahaushadhîḥ |
gurûpadeçâd upadeçapaṇḍitâṃ
tâṃ pûrvasaṃskâragaṇâ yayur mudâ ||
4. adhy. XIII. Kum. 1, 54.
yadâ dehaṃ satî devî daksharoshât sasarja ha |
tato vimuktasaṃgo 'bhût çaṃkaras tv aparigrahaḥ ||
5. adhy. XIII. Kum. 1, 60.
samâdher anumene tâṃ giriçaḥ paripanthinîm |
6. adhy. XIV. Kum. 2, 3.
atha sarvasya dhâtâraṃ te sarve sarvatomukham |
vâgîçaṃ vâgbhir arthyâbhiḥ praṇipatyo 'patasthire ||
7. adhy. XIV. Kum. 2, 6.
darçayan mahimânaṃ tvaṃ tisṛibhir mûrtibhiḥ prabho |
utpattisthitinâçânâm eko 'bhûḥ kâraṇaṃ smṛitaḥ ||

γ) Çivarahasyakathâsaṃkshepaḥ.

bahukâlaparyantaṃ Çûly evaṃ vicitrodyânâdishu çanaiḥ çanais tyaktavrîḍayâ navoḍhayâ saha krîḍâsaktamanâḥ samabhavat. tado 'tsavânte svaṃ svaṃ lokam prati Çûly-utsṛishṭâ mahâMeruguhâvâsâ Harimukhâ devâḥ sambhûya mantrayâmâsuḥ: „satyavâk satyapratijno Mahâdevaḥ: „svam âtmajam utpâdyâ 'dya vo (193) rakshishya" ity avocat, tad evaṃ tasyâḥ pratijnâyâ mahân vilambo jâta iti, Devî-divyântaḥpuravâsî jagatpatiḥ kiṃ karotîti jnâtum Sadâgateḥ prâṇimâtraprâṇatvât tatra Vâyur eva preshya" iti; paraṃ tu kâmasye 'va svasyâ 'pi gatim manyamânaḥ Prabhañjano devakâryaṃ kartuṃ nâ 'numene; tadâ Brahmâdisakalasuralokaprârthanayâ rajatâcalaṃ sa gantumanâḥ prabhur babhûva; tadâ Vâyur dvârasthair bhîmair gaṇair alakshitaḥ sarvajnakalpasya „Candracûḍântaḥpuraṃ coravat kim iti praviçasi" 'ti vâcâ bhartsayato 'ntaḥpurâdhipater Nandino nikaṭaṃ jagâma; „athâ 'sti mamâ 'parâdho mahâṅs, tvayai 'va kshamyatâṃ, Candracûḍântaḥpuraṃ ca mâṃ naye" 'ti Vâyu-niveditaḥ kruddho Nandî: „na te 'yaṃ samayaḥ Samîraṇe" 'ti taṃ nivârayâmâsa. tataḥ surâçritaṃ ratnâsanam âçv Âçugaḥ khinno jagâma;

Parameçvaragatim ajânatâ Vâyunâ nivedyamânâ Devâdhidevadvâradeçasamâçrayaṇam evo 'pâyatvena niçcinvantaḥ suragaṇâḥ Sumeruçailataḥ Kailâsaçailam âgatya tatra yadṛichayâ bahirdvâradeçam âçritaṃ siddhagandharvagaṇopasevitaṃ[1]) Nandînaṃ saṃtânakaprasûnakair abhyarcya stutibhis toshayitvâ ca Târakakṛitaçokamahârṇavamagnajagaduddharaṇakâraṇam Parameçvaram upasevituṃ nivedayâmâsuḥ. atha Nandî tasmai surân sevâyai samâgatân vyajijnapat; atha Nandî tadâjnâṃ samprâpya paçcât surân prâpayat. saha Devyâ divyasiṅhâsanârûḍhaḥ smayamânamukhâmbujo Mahâdevaḥ prîtikaṇṭakitatvagbhyo devebhyo darçanam pradadau; avaçântarâtmânas te 'pi stutyaṃ taṃ stutibhir astuvan. atha divishatprârthito vadanashaṭkâlaṃkṛitatanuḥ Pârvatîm sâkâṅkshaṃ vyalokayat; tadaivo "rdhvaretaso nayanashaṭkena koṭisûryakâlâgnisaṃnibhaṃ tejaḥ shoḍhâ niragât; tenâ 'titarâm bhîtânâṃ devânâṁ prârthanayâ saṃtushṭasya Mahâdevasya smṛitimâtreṇa carâcarajagadvyâptam api çârvam retas tadantikaṃ tatkshaṇam eva samprâpa; athâ 'tiçântaṃ sûkshmîbhûtaṃ tat tejo devâṅç ca vilokya „he Vahni-vâyû idam mattejo nayatâ[2]) "çv Âpagâm ante çaravaṇaṃ ca" iti Mahâdevo 'vocat[3]).

evam „Murâriprabhṛitayo 'marâ apy anuyântv idam" iti Mahâdeva âjnâpayâmâsa, Pavamânaḥ Pâvako 'pi parasparaṃ shaḍvidhaṃ tat samûhya kathaṃcid Gaṅgâṃ nayataḥ sma, sâ ca çârvaṃ reto 'sahamânâ çaratataṭâkamadhyasthapadmamadhyam anayat, tad aiçaṃ tejas tatrâ 'lpenaiva kâlena vadana-

---

1) °gaṇapa° im Paṇḍit.

2) sic! der Dual ist nöthig.

3) im Kum. ist dies Alles viel kürzer und statt Vâyu ist es vielmehr **Agni**, der in Gestalt einer Taube als Kundschafter in das sambhogagṛihaṃ der Pârvatî dringt und von der Erzürnten verflucht mit Çiva's entfallenem, resp. auf ihn gefallenem, Saamen abgeht (9, 16). Mahâdeva beschwichtigt die Pârv. wieder, und **nun** erst meldet Nandin ihm die an der Thür harrenden Götter. Er entläfst dieselben (9, 36), steigt mit Pârvatî auf seinen Stier und reitet auf ihm zum Kailâsa. Beim Anblick des daselbst ihm zu Ehren einen Tanz aufführenden Paares Bhṛiṅgin und Kâlî wird Pârvatî so entsetzt, dafs sie sich eng an Mahâdeva anschmiegt (9, 49). (Wer ist denn **diese** Kâlî? sie trägt einen Schädelkranz um den Hals, und beim Tanzen ist ihr Antlitz daṅshṭrâ**karâla**. Mahâdeva ist ihr **Herr**, prabhu; ihm zu Liebe begrüfst sie die junge Braut mit ihrem Tanze. Bhṛiṅgin wird als calad**vishâṇa**, vikaṭâṅgabhaṅga, dantura, çushkasutîkshṇatuṇḍa bezeichnet.)

shaṭkena dvâdaçabhujaiḥ pâdadvayena ca virâjamânaṃ vapuḥ puposha, tataç ca sarvaṃ jagat tutosha; atha samâhûya Kṛittikâshaṭkaṃ Vishṇur enaṃ stanyam apâyayat; (194). atha eko 'pi bâlaḥ shaṭkṛittikâ-toshârthaṃ tadaiva shoḍhâmûrtir abhavat. atha putravaktrâmbujekshaṇotsuko Mahâdevaḥ saha parvatarâjaputryâ vṛisham ârubya pratasthe, tadanu çaravaṇântikam âgatâ Pârvatî Parameçvarâjnayâ shaḍ api bâlân âlilinga, pûrvavad eva shaḍvaktram ekam evai 'kîcakâra, atha pitarau putreṇa saha Kailâsam âjagmatuḥ[1]).

bâlas tv acireṇai 'va kâlena sakalavidyâḥ samabhyasya sakalalokâlokanavismayakaraṃ mallayuddhâdikaṃ vidhâyai "kadâ Sumeruçṛingavikshepakrîḍâṃ kurvaṅs tanmâyâpahṛitajnânena Devendreṇa saha samaravilâsam âracayan Gîshpatistutyâ tushṭo bhûtvâ tatprârthitaṃ sainâpatyam[2]) angîcakâra; tadanu Murâriprabhṛitayo 'marâ api Kailâsasyai 'vai 'kasmin çikhare sarvasaubhâgyabhâjanaṃ Skandapuraṃ viracayya tatra Harâtmajaṃ sainâpatye[2]) 'bhyashiñcan. evaṃ gate mahati kâle Murâriprabhṛitidevaprârthanayâ saṃtushṭamânasau Pârvatî-Parameçvarau sarvaçatrunibarhiṇîm ekâṃ çaktiṃ manaso

---

1) im Kum. erkennt Agni, dessen Leib von dem flammenden Saamen Çiva's gebrannt wird, nach Beredung mit Devendra als einziges Mittel dagegen ein Bad in der Gangâ angezeigt, findet auch in ihrem Wasser (10, 35 Nachbildung zu Bhartṛihari 1, 31) Erquickung, während sie das von ihm in ihre Fluthen gesenkte çârvam retas nur schwer tragen kann; dasselbe theilt sich durch ihr Wasser den zufällig, da es mâgha-Monat ist (eine Anspielung auf den alten yuga-Beginn?), zum Baden herbeikommenden sechs Kṛittikâ mit, die es dann, unfähig es zu tragen, im Röhricht (çaravaṇa) deponiren (10, 59), wo es sich zum Shaṇmukha gestaltet, und von der Gangâ mit der Milch ihres Busens genährt wird (11, 1). Als sich nun einst die Gangâ, Agni und die Kṛittikâs darüber stritten, wem der Knabe gehöre, kamen zufällig Pârvatî und Parameçvara dazu, und von ihrem Gatten über das Sachverhältnifs unterrichtet, nahm Pârvatî den Knaben auf ihren Schoofs (11, 22), reichte ihm die Brust, sie hoben ihn auf ihren Wagen und fuhren mit ihm nach dem Kailâsa, wo darob grofser Jubel entstand (11, 30). — Die Legende von der Geburt des Kriegsgottes im Çaravaṇa, Röhricht, ist wohl eine volksetymologische Deutung des Pfeildickichts der Schlacht, ebenso wie seine Beziehung zu den sechs Kṛittikâs nur eine fälschliche Deutung seines Namens Kârttikeya, der vielmehr darauf zurück geht (s. Ind. Stud. 1, 269), dafs im herbstlichen kârttika-Monat (kârttikîṃ samatikramya) die Kriegszüge unternommen zu werden pflegten (also umgekehrt wie die Römer den März nach dem Mars benannten). Der Pfau als Vogel des Gottes (s. z. B. Meghad. 45) bezieht sich wohl auch auf den prahlerischen Schmuck und Stolz des Kriegers. [Zur Erklärung des Namens Skanda s. das unten in No. 105 Bemerkte.]

2) senâ° im P.

'tpâdya tatsampannam putram âliñgya mûrdhni câ "ghrâya „surârâtîn saṃhare“ 'ty âjnâpayâmâsatuḥ, nânâstrasampannam etam prasthâpayâmâsatuç ca[1]).

---

1) im Kum. wird zunächst geschildert (11, 89), wie der Knabe nun fröhlich und zur Lust seiner Eltern gedieh und mannichfache Kurzweil (bâlakrîḍâ) trieb. Als nun Devendra einst seinethalben mit den Göttern den Maheça aufsuchte, ertheilte dieser, durch die Bitten der Götter bewegt, ihm den Auftrag als ihr Heerführer den Târaka zu vernichten, worauf er denn auch bereitwillig einging (12, 56) und worob sich Pârvatî höchlichst freute. — Im Ganzen machen diese Differenzen des Kum. einen günstigen Eindruck, und erwecken eher die Vorstellung, dafs das Çivarahasyam später sei, als die umgekehrte, dafs es die Quelle für Kum. 9—12 bilde.

1874.

68. Geschichte der indischen Religion, im Umrifs dargestellt von **Paul Wurm**, theol. Lehrer am Missionshaus in Basel. Basel, 1874. Bahnmeier's Verlag (C. Detloff). (VIII, 303 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. **10.** p. 289—92.

Da Wuttke's Geschichte des Heidenthums „für den jetzigen Stand der Wissenschaft nicht mehr genügen kann", und „die **(290)** Gelehrten so sehr mit Detailforschungen beschäftigt sind, dafs seitdem Keiner eine Uebersicht über den ganzen Entwicklungsgang der indischen Religion geliefert hat", da aber „das historisch Begründete einem gröfseren Leserkreise zugänglich gemacht werden mufs, wenn die Geschichte der indischen Religion für die theologischen Kämpfe der Gegenwart verwerthet werden soll", so hat sich der Verf. zu der vorliegenden Zusammenstellung entschlossen. Er bittet dafür indefs theils die Theologen, für die, und zwar zunächst für das Bedürfnifs der Missionäre, er eben speciell geschrieben hat, theils die Orientalisten um Nachsicht, da er sich in keiner Weise zu den Männern des Fachs rechnen könne. Insbesondere betont er noch, dafs er, weil die Baseler Missionäre unter dravidischen Völkern arbeiten, sich genöthigt gesehen habe, seine Zöglinge — das Buch ist eben aus Vorträgen über Religionsgeschichte im Baseler Missionshause erwachsen — besonders in das Verständnifs der südindischen Religionsformen einzuführen. Auch ist ebenfalls aus praktischen Gründen beim Buddhismus der chinesische Zweig specieller berücksichtigt worden, als für eine Geschichte der indischen Religion nöthig gewesen wäre,

einfach darum, weil ein Theil der Baseler Zöglinge nach China ausgesendet wird.

Selbstständig gewonnene wissenschaftliche Resultate zu geben, ist somit nicht der Zweck dieser Arbeit. Auch was der Verf. als seine eigene Hypothese über den Ursprung des Çivaïsmus hinstellt, dafs Çiva nämlich ein „ursprünglich dravidischer Gott sei, der in der Zeit des Kampfes zwischen Brahmanismus und Buddhismus mit seiner Familie in das brahmanische Göttersystem aufgenommen und mit dem vedischen Rudra identificirt wurde“, ist nicht so ganz neu, wie er zu denken scheint, sondern bereits von Andern (er führt ja auch selbst Stevenson's ähnliche Meinung an) vermuthet worden. Burnell freilich hat neuerdings einen gewichtigen Einwurf dagegen erhoben (Vorrede zum Sâmavidhânabrâhmaṇa p. xII).

Innerhalb jener von dem Verf. selbst angegebenen Grenzen aber verdient seine Arbeit in der That alle Anerkennung, insbesondere auch wegen des vorurtheilsfreien Geistes, von dem sie im grofsen Ganzen getragen ist. *Ganz* vertraut mit dem *gegenwärtigen* Stande der Forschung zeigt er sich freilich nicht, was am Ende auch von ihm füglich nicht erwartet werden kann. Trotz anerkennenswerther Berücksichtigung auch neuerer Werke steht seine Kenntnifs vielmehr im Wesentlichen eben noch auf *dém* Standpunkt der indischen Studien, den dieselben vor 15 Jahren einnahmen, als der Verf. durch Roth „die erste Einführung in die Religionsgeschichte und in das Sanskrit erhielt“. Des Ref. Abhandlungen über Kṛishṇa's Geburtsfest (1868) und über das
(291) Râmâyaṇam (1870) sind ihm z. B. gänzlich unbekannt. Auch die „Indischen Studien“ hätten wohl etwas besser ausgenutzt werden können; über die beiden Açvin z. B., deren Namen er curioser Weise direct durch: equi (p. 31) erklärt (während er umgekehrt ibid. in Ṛik. 2, 115, 8 bhadrâ açvâ haritaḥ mit „die glücklichen schnellen Açvin (Pferde)“ übersetzt!) hätte die Ind. Stud. 5, 234. 266 (1862) versuchte Deutung ihres Wesens wohl erwähnt werden sollen.

Die in den Hymnen des Ṛik vielfach vorliegende Erscheinung, dafs der je angerufene Gott mit solchen Epithetis verherrlicht wird, als ob er der allerhöchste Gott sei, ist der Verf., und darin zeigt sich eben einmal sein theologischer Standpunkt, geneigt, als „Rest von einem ursprünglichen Monotheismus“ zu betrachten. Das Einfachere jedenfalls ist, darin vielmehr das Drängen nach einer einheitlichen Zusammenfassung der Vielheit zu erkennen, welches denn schliefslich auch geradezu zu der Conception des Savitar als prasavitar devânâm, sodann des prajâpati, endlich des brahman (masc. und neutr.) geführt hat. Die Varuṇa-Ormuzd-Hypothese Roth's, die wir noch immer für zu Recht bestehend halten, steht damit nicht in Widerspruch; denn wenn auch ihr zufolge bei Varuṇa innerhalb des Veda entschieden eine absteigende Bewegung aus der übersinnlichen zur sinnlichen Auffassung des Göttlichen stattgefunden hat, so ist doch Varuṇa seinerseits keineswegs ursprünglich schon als eine übersinnliche Conception aufzufassen, vielmehr wird gerade bei ihm, theils durch die Bedeutung seines Namens, theils durch die Identität desselben mit dem griechischen *Οὐϱανός* die rein sinnliche Vorstellung, dafs er nämlich eigentlich von vornherein nur die nächtliche Himmelsdecke repräsentirt, klar und deutlich verbürgt. — Die Lieder an soma, die Verherrlichungen seiner berauschenden Kraft, und Indra's Entzücken darüber erinnern allerdings hie und da an die begeisterten Apostrophen, welche von unseren Dichtern (man denke z. B. an das schöne Lied von Novalis: auf grünen Bergen ward geboren der Gott) an den Wein gerichtet werden. Es spricht sich in ihnen eben das naive Entzücken über die edle Gottesgabe aus. Die berauschende Wirkung, die der Priester, resp. Sänger, an sich selbst davon erfuhr, ward Veranlassung, den edlen „Saft“ (sollte nicht der alte soma, zend. haoma, ursprünglich doch ein anderer Stoff gewesen sein, als der Saft von Asclepias acida?) eben auch vor Allem dém Gotte darzubringen, den man der Gefahren wegen, die er in seinen Kämpfen mit den Dämonen zu be-

stehen hatte, am meisten einer solchen Kräftigung und Stärkung bedürftig wähnte. Dafs aber hierdurch der Indra-Dienst, als Dienst eines „besoffenen Gottes“ „an den Schamanismus und Fetischismus der uncultivirten Völker“ erinnere (p. 38), erscheint uns als ein etwas hartes Urtheil. Bacchus liegt näher, nur dafs der soma-Cult jedenfalls doch noch eine weit höhere geistige Stellung einnimmt. — Dafs die Ṛibhu (p. 45) „vergötterte Menschen“, also drei wirklich gelebt habende menschliche Individuen seien, ist denn doch wohl jetzt ein überwundener Standpunkt! — Dafs Referent in neuester Zeit sich zu der Ansicht „von dem indischen Ursprunge der nakshatra“ bekannt habe (p. 58), ist demselben gänzlich unbewufst; an der dafür angegebenen Stelle (Ind. Stud. 9, 432) steht nichts der Art. — Dafs von allen den Stellen, die für das Menschenopfer in vedischer Zeit angeführt worden sind, „keine einzige ganz unwidersprechlich“ sei (p. 57, s. auch p. 102. 103), ist uns vollig unverständlich; wie läfst sich denn den speciellen Ritualvorschriften hierüber, welche in des Ref. Ind. Streif. 1, 56—67 ausführlich vorgeführt worden sind, irgend ein triftiger Einwand entgegenstellen? Es ist eben nicht blofs „eine tiefere Sündenerkenntnifs“ oder „blutdürstiger Sinn“ der Völker, die zum Menschenopfer führen, sondern es genügt dazu auch der einfache Begriff des Sühnopfers überhaupt. In Lhassa ist noch jetzt zum Neujahr ein grofses Fest, das 23 Tage währt und wobei ein Mensch nach dem (292) Kloster Same, der Schatzkammer von Tibet, geschleppt und dort geschlachtet wird. Man glaubt, dafs in seiner Person das Uebel zerstört wird („Unsere Zeit“ 5, 910. 1869). — Der angebliche Gott Bhûtavân (p. 81) hätte nicht wieder aufgewärmt werden sollen, s. Ind. Stud. 9, 269; auch zu nârâyaṇa wäre es passend gewesen (p. 83), auf Ind. Stud. 9, 2 zu recurriren. — Die avidyâ (p. 83. 118) wird besser als „unconsciousness“, denn als „Unwissenheit, Täuschung“ zu fassen sein. — Dafs der Hindu einen Begriff von einer „Gesammtschuld der Menschheit“, von der „Erbsünde“ also habe (p. 91), ist doch nur cum

grano salis zu nehmen. Vielmehr ist ihm nur die Existenz, die Einzelexistenz nämlich, an und für sich ein Uebel, von dem er sich zu befreien hat; aber das karman, d. i. das nothwendige Resultat, welches seine in einer früheren Existenz begangenen Handlungen in seiner jetzigen Existenz zur Folge haben, bezieht sich nur auf die äufseren Momente und Bedingungen derselben, nicht auf seine geistige und moralische Kraft; in dieser ist er vielmehr frei und kann durch „Eingehen auf den richtigen Pfad" sich sogar vollständig frei machen und ganz aus den Banden der Endlichkeit erlösen. Erst in den indischen Secten, die aber darin vermuthlich auf christlichem Boden stehen, wird dazu das freilich viel bequemere Mittel der bhakti verwendet. — Zu der Annahme, dafs die Seelenwanderungslehre der Hindu „dravidischen Ursprungs" sei (p. 93), liegt zunächst kein irgend fafslicher Anhaltspunkt vor. — Die Thieropfer spielen im vedischen Ritual denn doch eine ganz andere Rolle, als die ihnen hier (p. 102 ff.) zugetheilte; unter nirûḍhapaçubandha ist nicht „das nichtzufällige, sondern regelmäfsige", sondern das für sich stehende, selbstständige Thieropfer zu verstehen, s. Ind. Stud. 10, 347. — Unter den Arbeiten über indische Philosophie (p. 113) wären auch die von Roer und Hall und die mannichfachen Ausgaben etc. in der Bibliotheca Indica und im Paṇḍit zu nennen gewesen. — Die ziemlich ausführliche Schilderung des Buddhismus schliefst sich mit Recht wesentlich an Köppen an. — Unter den Angaben über den „neueren Brahmanismus" findet sich manches Werthvolle aus Missionsberichten entlehnt, die nicht allgemein zugänglich sind. Ueber den Brahmasamâja (p. 290) wird im Ganzen gerecht geurtheilt, doch fühlt man dabei einige Zurückhaltung heraus. Bekanntlich ist M. Müller neuerdings in seiner trefflichen „Lecture on Missions" warm für denselben eingetreten. Hoffen wir, dafs er mit seiner sympathischen Auffassung desselben Recht behalte.

Noch haben wir eine rein äufserliche Ausstellung zu machen, in Bezug nämlich auf die Gestalt, in der die indi-

schen Namen vom Verf. theilweise aufgeführt werden. Wirkliche Fehler zwar (von einigen Versehen, wie z. B. sabda sansaya auf p. 116 für çabda, saṃçaya, abgesehen) liegen eigentlich nicht vor, ausgenommen etwa die constante Schreibung des Wortes vṛittra mit zwei t (p. 38; 42. 43). Wohl aber erscheinen die thematischen Formen der Namen bald in unrichtiger, bald in richtiger Gestalt, so sâma und sâman, — brahma, brahmâ und brahmân, — dandi, brahmatschâri, sanyâsi (!), und parameshṭhin, yogin, — ferner zwar manas, radshas, aber Yadschusch. Auch die Pluralformen: Rakshase, Apsarase etc. wollen uns nicht behagen. Den r-Vocal giebt der Verfasser durch ri, ohne Marke an dem r, also Tvashṭri, Savitri. All dies wirkt irreleitend auf Diejenigen ein, welche die richtige Form nicht anderweitig kennen.

Jedenfalls legt dies Buch ein gutes Zeugnifs von der Art und Weise ab, wie bisher bei den Baseler Missionären der Unterricht über diesen Gegenstand betrieben worden ist, und können wir nur wünschen, dafs man so fortfahre.

---

69. Aristoteles' Metaphysik, eine Tochter der Sankhya-Lehre des Kapila. Eine indisch-griechische Studie von Dr. C. B. Schlüter, Prof. der Philosophie. Münster, 1874. (96 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 10, p. 293—95.

Wenn ein „Professor der Philosophie" über einen Gegenstand schreibt, wie er in der vorliegenden Schrift behandelt ist, so hat man vor Allem von ihm zu verlangen, dafs er sich richtige Information zu verschaffen suche, nicht blofs aus zweiter oder dritter Hand schöpfe, sondern an die Quellen selbst gehe, welche dafür vorhanden sind. Der Verf. hat dies indefs in keiner Weise gethan. Seine Quellen für die Kenntnifs der Sâmkhya-Lehre sind nicht die Arbeiten von Colebrooke und Barthelemy St. Hilaire selbst, sondern nur die Citate daraus, die sich bei Hegel, Ritter, Schelling, Georg Weber, Laforet, M. Duncker, Lenormant, Gioberti vorfinden, sodann speciell Friedrich Windischmann, und als

einziges Werk aus neuerer Zeit, dessen Autor auf die Texte selbst zurückzugehen im Stande war, die deutsche Uebersetzung von Max Müller's essays (Leipzig 1869). Davon, dafs, ganz abgesehen von den anderen kleineren Schriften Ballantyne's, dessen Uebersetzung der Sâṃkhya-Aphorisms of Kapila schon seit 1865 in der Bibliotheca Indica gedruckt vorliegt, hat der Verf. offenbar nichts gewufst. Jedenfalls hätte seine Darstellung einen ganz anderen Boden gewonnen, wenn er, anstatt überall zusammenzuklauben, was etwa Der oder Jener über die Sâṃkhya-Lehre gesagt hat, sich einfach an das als Textbuch derselben geltende Werk selbst gewandt hätte. (Wir wollen ihm beiläufig hierbei mittheilen, dafs auch die yogasûtra bereits übersetzt vorliegen.)

Sein Verfahren besteht nun darin, dafs er, nach einer Einleitung, die aus den angegebenen Excerpten besteht, zunächst (294) (p. 29—51) zu den von ihm selbst als solche angesetzten vier Grundprincipien der Sâṃkhya-Lehre: prakṛiti, buddhi, ahaṃkâra und purusha — auf deren (nb. der in der sâṃkhya-kârikâ selbst vorliegenden Viertheilung der darin aufgezählten fünfundzwanzig Grundprincipien) Zusammentreffen mit der „natura non creata sed creans“ (d. i. nach Schlüter: der heiligen Trinität) etc. des Scotus Erigena schon Colebrooke misc. ess. 2, 244 hingewiesen hatte — die nach seiner Meinung entsprechenden Lehren des Aristoteles beibringt. Aber auch hier giebt er eben nicht die Stellen selbst, sondern in vierfacher Abstufung das, was Biese, Hegel, Zeller, Ueberweg als Lehre des Aristoteles hinstellen. Nachdem er so in diesen verschiedenen Darstellungen der Aristotelischen Metaphysik „unverkennbar, wenn auch theilweise mit verschiedener Schärfe ausgeprägt, die Grundzüge der Sankhya“ gefunden hat (mit welchem Rechte, das mögen die Herren Philosophen selbst entscheiden! uns scheint das Meiste ganz irrelevant), wendet er seinen Blick auf die Sâṃkhya-Lehre selbst zurück, um „die Grundursachen und Principien des Aristoteles, wie sie uns klar geworden, noch einmal in ihrem Ursprunge zu erblicken“, und giebt zu diesem

Zweck — einen 22 Seiten langen Auszug aus Windischmann's vol. II p. 1796—1883 (1834)! Dafs die sâṃkhyakârikâ (ibid. p. 1812 ff.) auch von Lassen (1832) und Wilson (1837) behandelt worden ist, davon scheint Schlüter nichts zu wissen, wenigstens beobachtet er darüber altum silentium. Es folgt sodann ein Abschnitt: Aristoteles in der christlichen Welt-ära (p. 75—91), der in einer Schrift, welche den obigen Titel führt, jedenfalls gar nichts zu suchen hat, und endlich „Schlufsbemerkungen über die muthmafsliche erste Entstehung des Systems der Sankhya oder des Dualismus überhaupt im Geiste und Gemüthe des gefallenen, religiös nachdenkenden Menschen“.

Gesetzt nun übrigens, es seien die von dem Verf. aufgespürten speciellen Beziehungen zwischen Aristoteles und dem, was er als Sâṃkhya-Lehre hinstellt, wirklich berechtigt, so würde damit doch noch keineswegs etwa dér Schlufs bedingt sein, den er seinerseits ohne Weiteres daraus zieht, dafs nämlich Aristoteles der entleihende Theil sei! Schlüter nimmt zwar (p. 21) nach Laforet, der sich also wohl auf Barth. St. Hilaire stützt (was Ref. im Augenblick zu verificiren nicht im Stande ist), an, dafs die kârikâ im Beginn der christlichen Zeit erschienen sei. Theils nun wäre dies denn doch immerhin einige Jahrhunderte nach Aristoteles, theils erhellt ferner in keiner Weise, worauf sich diese Annahme selbst gründet. Wir wissen vielmehr nur, dafs der Verf. der kârikâ vor Gauḍapâda, der seinerseits allerfrühestens etwa in das sechste Jahrhundert u. Z. gehört, gelebt hat. Nach Hall steht resp. nichts weiter fest, als dafs er vor dem neunten Jahrhundert gelebt habe. Was sodann den vorliegenden Text der Sâṃkhyasûtra betrifft, so ist es nach den trefflichen Einleitungen Hall's zu seiner Ausgabe desselben (Calc. 1856) und zu der des sâṃkhyasâra (Calc. 1862), von deren Existenz Schlüter natürlich auch keine Ahnung hat, wohl nicht mehr zweifelhaft, dafs Kapila selbst, der traditionelle Gründer der Sâṃkhya-Lehre, dieselben gar nicht wirklich verfafst haben kann; es erhellt z. B. aus ihnen, um

nur Eines zu erwähnen, die Existenz von Pâṭaliputra (1, 28), *Παλιμβόδρα*, und zwar offenbar als einer allbekannten Stadt; dieselbe ward aber der Tradition nach erst kurz vor Buddha's Tode gegründet, während Kapila ja doch lange vor Buddha gelebt haben soll! Wir haben ferner ja überhaupt für das, was uns als Sâṃkhya-Lehre vorliegt, zwar die allgemeine Ueberlieferung, dafs dieselbe durch die Mittelstufen Âsuri, Pañcaçikha, Sanâtana und Sanandana auf Kapila zurückgeht, aber wir können dies weder im Einzelnen erhärten, noch endlich etwa irgendwie mit Bestimmtheit sagen, wann nun dieser Kapila selbst wirklich gelebt haben mag. So lange wir daher jene Lehren mit ihrer eigenthümlichen Terminologie nicht höher hinauf verfolgen können, als dies bis jetzt der Fall ist (die älteren Upa- (295) nishad haben nichts davon, erst bei Manu, in der Bhagavadgîtâ, und in den späteren Upanishad finden sich einige der betreffenden Termini technici), so lange wird es vom Standpunkte der indischen Philologie aus als abenteuerlich bezeichnet werden müssen, Aristoteles als Schüler gerade dieser Form der Sâṃkhya-Lehre hinzustellen! Gewisse Tendenzen derselben freilich lassen sich ja allerdings hoch hinauf verfolgen, bis in die Ṛiksaṃhitâ hinein, und es würde sich wohl lohnen, einmal die philosophischen Speculationen, die sich in dieser wie in den übrigen Saṃhitâ und in den Brâhmaṇa vorfinden, von dem Gesichtspunkte aus zu beleuchten, inwieweit darin eben die Keime der späteren philosophischen Systeme vorliegen (und ob eventualiter für diese Vorstellungen irgend welche Beziehungen zum Abendlande anzunehmen sind). Für Kapila und Patañjali speciell haben wir zwar unstreitig wohl eine Art Verwandtschaftsverhältnifs zu dem im Lande der Madra wohnenden Patañcala Kâpya zu statuiren, der uns im Yâjnavalkîya kâṇḍa als Zeitgenosse des Janaka, resp. des Yâjnavalkya selbst, entgegentritt, zumal ja auch ein Âsuri theils unter den im Çatap. Br. citirten Lehrern, theils im Schlufsvaṅça direct als Schüler des Letzteren erscheint. Aus der bloſsen Nennung solcher Namen folgt denn aber doch

noch nicht das Mindeste für die damalige Existenz der jetzt unter ihrer Firma vorliegenden Texte! Wo sich uns daher irgendwie aus inneren Gründen eine só enge Beziehung zwischen älteren griechischen Philosophemen und denen dieser Texte ergeben sollte, dafs eine Entlehnung von einer von beiden Seiten nothwendig angenommen werden müfste, würde, a priori betrachtet, wie die Sachen jetzt stehen, den Griechen der Vorrang schwerlich streitig gemacht werden können. Anders steht es freilich mit den Neuplatonikern (Philo z. B.) in Alexandrien und den sich daran später anschliefsenden Gnostikern, sowie deren Nachwuchs. Bei ihnen liegt die umgekehrte Annahme nicht nur näher, sondern ist zum Theil sogar mit Sicherheit nachweisbar, da es sich hierbei um Ansichten handelt, die auf indischem Boden ihre genetische Erklärung finden, während sie dort eben als exotisch erscheinen (vgl. Lassen 3, 879 ff., Ind. Stud. 9, 473 ff.).

---

70. On some Pahlavi inscriptions in South India. By A. C. Burnell. Mit 3 Tafeln. Mangalore, Stolz u. Hirner. Basel, 1873. Mission press. (16 S. 4°.) L. C.-Bl. nr. 10. p. 307—8.

Dies ist wieder ein ganz neues Gebiet, auf dem wir Burnell's rastloser Thätigkeit begegnen. Die christlichen Antiquitäten Südindiens sind bisher hauptsächlich auf den Einflufs der syrischen Christen zurückgeführt worden. Die Absicht dieser Schrift ist es, auf die den Syrern vorangehenden Niederlassungen persischer Christen und die von ihnen hinterlassenen Spuren „basreliefs of the cross with Pahlavi inscriptions, still existing in several places in S. India“ die Aufmerksamkeit der Archäologen zu lenken. Burnell tritt dabei als ein rüstiger Kämpe für die Ansichten auf, die Ref. von jeher verfochten hat (aus neuerer Zeit vgl. z. B. das in der Abhandlung über Kṛishṇa's Geburtsfest p. 320 u. 322 Z. D. M. G. 27, 166 [ob. p. 205] Bemerkte), dafs nämlich der Einflufs der christlichen Lehren und Anschauungen auf Indien und die

Entwicklung der indischen Secten, speciell auf die innerhalb derselben wie der philosophischen Systeme überhaupt sich immer mehr geltend machende monotheistische Richtung, bisher erheblich unterschätzt worden ist. Was wir sogar jetzt noch beim Lichte der Neuzeit, wo die Presse Alles klar stellt, doch noch vor unsern Augen in dem Brahmasamâja vor sich gehen sehen, eine unmittelbare, von ihren Urhebern selbst aber nicht als solche direct anerkannte Aneignung christlicher Anschauungen, das hat gewifs in früheren Zeiten, wo es keine Presse gab und man noch unendlich viel naiver in dergleichen Dingen verfuhr, in noch weit höherem Grade stattgefunden.

Burnell führt zunächst die historischen Zeugnisse auf, welche für die Beziehungen des Manes und seiner Schule, der Manichäer, zu Indien vorliegen, verweist sodann auf die nach Haug in den ersten Theil des neunten Jahrhunderts zu setzende, von Hindu, Arabern und Persern als Zeugen attestirte syrische Schenkung an die „Tarissa-Church at Cranganore", bringt den darin genannten Aufenthaltsort der persischen Colonie Maṇigrâma direct mit dem Namen des Manes in Verbindung (zu dem Namen Tarissa vgl. den tarçâka-dîn in Nerosengh's Uebersetzung bei Yaçna 9, 75 ed. Spiegel), und stellt auf Grund dessen die Vermuthung auf, dafs die syrischen Christen erst im 11. u. 12. Jahrh. an die Stelle „of the earlier Persian sects" getreten seien. Damit geht er indefs doch etwas zu tief hinab, da das von ihm selbst auf p. 14 noch nachträglich aus des Ref. Abhandlung über Kṛishṇa's Geburtsfest p. 330 angeführte Zeugnifs des Nilos Doxopatrios, welches dahin lautet, „dafs vor Alters (πάλιν) der (308) Patriarch von Antiochien auch Indien umfafst habe, wo er noch bis jetzt (καὶ ἕως τοῦ νῦν) den Katholikos von Romogyri einsetzte", selbst bereits aus den zwölften Jahrh. datirt. Er wendet sich sodann zu einer Beschreibung der beiden ihm zunächst bekannten Kreuze mit Pahlavi-Inschrift, wovon das eine at Koṭṭayam in Travancore befindlich ist (wo resp. zwei dergl. Kreuze vorhanden sind, doch

hat das eine derselben die Inschrift nur zur Hälfte), das andere „at the Mount near Madras“, während seiner Meinung nach „many more still exist not only in Travancore but in other parts of India“; wenigstens sei dies zu der Zeit, aus welcher die älteste Notiz hierüber datirt, in dem „Viaggio“ nämlich des P. Vincenzo Maria di S. Caterina, der im 17. Jahrh. nach Travancore kam, und dessen speciellen Bericht er denn auch vollständig im italienischen Text mittheilt, offenbar noch der Fall gewesen. Das Kreuz auf dem „Berge“ bei Madras ist 1547 durch die Portugiesen bei Gelegenheit einiger Ausgrabungen gefunden worden; eine christliche Kirche bestand nicht mehr daselbst, während in Travancore die Kreuze, und zwar durchweg in der Gestalt des Kreuzes der „Cavalieri di S. Mauritio di Sauoia“, sich in den Wänden der Kirchen eingelassen fanden, resp. in Koṭṭayam eben noch finden. Die Inschriften selbst, wie sie „on the older tablet at Koṭṭayam and on the one at the Mount“ vorliegen, sind identisch und besagen, nach Burnell: „in punishment (?) by the cross (was) the suffering of this (one): (he) who is the true Christ (mshîhâ) and God above and guide ever pure“, eine Uebersetzung, die er Wort für Wort mit den ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln belegt, keineswegs aber irgend für sicher hält, sondern nur als einen ersten Versuch der Kritik der speciellen Pahlavi-scholars übergiebt.

Um nun übrigens Alles zu vereinigen, was gegenwärtig an Zeugnissen für den Aufenthalt der Perser in Süd-Indien vorliegt, fügt er noch die Beschreibung und Erklärung hinzu, welche West und Haug von den oben erwähnten Sassanian-Pahlavi und Chaldaeo-Pahlavi Zeugenvermerken gegeben haben, s. Haug's essay on the Pahlavi language, Stuttgart 1870, p. 80 ff., und theilt dieselben überdies, ebenso wie die mit Hülfe der Photographie für ihn copirten Kreuzinschriften, auf den drei beigefügten Tafeln in lithographischem Facsimile mit.

Die wesentlichen Grundzüge dieser trotz ihres geringen Umfanges äufserst bedeutsamen Schrift liegen übrigens bereits

in einem Briefe vor, den Burnell im Mai vorigen Jahres an den Editor der Academy richtete, und der sich daselbst in vol. IV, No. 74, June 14, p. 238 abgedruckt findet.

---

71. Mayr, Aurel, Dr. jur. et phil., das indische Erbrecht. Wien, 1873. Alfr. Hölder (Beck'sche Univ.-Buchh.). (189 S. 8°.) 2 Thlr. 10 Sgr. L. C.-Bl. nr. 11. p. 340—41.

Wir erhalten hier eine recht dankenswerthe Verarbeitung des im ersten Bande von West und Bühler's Digest of Hindu Law (Bombay 1867) aus den alten dharmasûtra mitgetheilten Materials, unter steter Vergleichung desselben mit den schon früher bekannten Vorschriften bei Manu etc., und zwar folgt jedem einzelnen Paragraphen, resp. Abschnitte, eine Aufführung der betreffenden Textstellen selbst, so dafs man die Darstellung darin je immer hierdurch direct controliren kann. Dieselbe zerfällt in drei Abtheilungen: 1) die Vertheilung des Vermögens (p. 13—71) in 17 §§, — 2) die Successionsordnung (p. 72—151) in 24 §§, — 3) die Stellung der Weiber im indischen Erbrecht (p. 152—189) in 5 §§. Die juristische Bedeutung der Arbeit zu beurtheilen, mufs Ref. den Rechtshistorikern überlassen: über den antiquarisch-philologischen Werth derselben aber kann er sich nur sehr anerkennend aussprechen. Der Verf. hat es verstanden, auch über die ihm direct vorliegenden Texte noch weiter hinauf zurückzugehen, und hat insbesondere mehrfach mit gutem Erfolge die Ṛiksaṃhitâ selbst herangezogen. Da ist denn aber freilich noch viel nachzuholen, wie denn auch die bereits gedruckten Brâhmaṇa und Sûtra noch manche gute Ausbeute bieten konnten.

Gestützt auf verschiedene Vorschriften der alten Rechtsbücher theils über die Leviratsehe und sonstige Zeugung eines Sohnes durch einen Anderen mit Erlaubnifs des Gatten, theils über die Erbfähigkeit auch ganz ohne Wissen und Zuthun des Mannes ihm von seiner Gattin geborener, also eigentlich völlig illegitimer Söhne, stellt der Verfasser die Meinung

hin, daſs die Weiber der Ârya ursprünglich den Stammesgenossen überhaupt geradezu gemeinsam gewesen seien. Ja, er behauptet sogar, daſs diese Gemeinschaft der Weiber auch in der indogermanischen Zeit bereits gegolten habe. Hiergegen sprechen indessen denn doch sehr erhebliche Zeugnisse. Zunächst der schon von ihm selbst (p. 163) angeführte Umstand, daſs die Indogermanen gemeinschaftliche Namen haben für Schwiegervater, Schwiegermutter, Schwiegertochter, Schwiegersohn und Schwager, womit in der That das monogamische Familienleben als die allgemeine Norm wohl ziemlich sicher beglaubigt ist. Und so giebt es denn ferner auch für die vedische Zeit ein sprachliches Zeugniſs, welches ganz in gleicher Richtung spricht, der Dual dampatî nämlich, „die beiden Hausherrn“, zur Bezeichnung von Mann und Frau, wie denn ja auch schon das einfache patnî selbst, *πότνια*, „die Herrin“, als Bezeichnung der Gattin, den Gedanken an einen Zustand, in welchem das Weib nur als Sache gilt, direct ausschlieſst. Nach unserer Meinung datiren die Verhältnisse, auf welche sich jene an zweiter Stelle genannten Angaben der Rechtsbücher beziehen, vielmehr erst aus nachvedischer Zeit, oder, um genauer zu sein, aus der Zeit nach der Verlassung der alten Sitze im Fünfstromlande, und sind eben gerade hierdurch, durch den Einfluſs nämlich der Einwanderung der Ârya nach Indien, bedingt

(341) worden, resp. wohl überhaupt nur zeitweise in Kraft gewesen, so lange nur als, wie Mayr selbst (p. 75) angiebt, „der Zuwachs an Arbeitern höchst erwünscht und von Uebervölkerung keine Spur war“. Da mochte der Grundsatz wohl gelten, den Vasishṭha anführt: „wer die Kuh hat, dem gehört das Kalb“. Von der Annahme einer gewissen Laxheit in Bezug auf Ausschreitungen der Weiber, durch welche dieselben denn freilich in ziemlich hohem Grade gefördert worden zu sein scheinen, da wir in den Brâhmaṇa und Sûtra in der That mehrfach sehr verfängliche Zeugnisse über die eheliche Unzuverlässigkeit der Frauen vorfinden (vgl. Ind. Stud. 10, 83), bis zu der Annahme einer völlig gesetz-

lichen Weibergemeinschaft, wie dieselbe nach Mayr bestanden haben soll, ist im Uebrigen denn doch auch immer noch ein großer Schritt. Jedenfalls müssen nach Obigem auch jene Zeugnisse der Brâhmaṇa-Texte über die Liederlichkeit der Weiber immerhin etwas milder beurtheilt werden. War jene Laxheit wirklich vorhanden, ja sogar zeitweilig etwa gar im Interesse des Anwachsens der Population wirklich gewissermaaßen usuell, so kann man sich über die Folgen nicht wundern, die ein solches Verfahren auf die Moralität der Frauen ausüben mußte. — Auffällig ist uns übrigens noch, daß Mayr bei der wiederholten Betonung des Satzes (s. z. B. p. 73), daß der Sohn eines Bruders als der Sohn der übrigen galt, gar nicht eines Umstandes aus der Brâhmaṇa-Zeit gedacht hat, der hiergegen eigentlich ziemlich scharfen Protest einlegt, die Verwendung nämlich des Wortes bhrâtṛivya, Brudersohn, in der Bedeutung: Feind, die ganz zu dem stimmt, was uns noch in späterer Zeit der Brief des Vidarbha-Königs im Eingange des Mâlavikâgnimitram für die Könige wenigstens, resp. für fürstliche Vettern, als das gewöhnliche Verhältniß hinstellt.

Von praktischem Interesse für die Jetztzeit ist der Abschnitt über die Wiederverheirathung der Wittwen (p. 103 ff.), eine bekanntlich für die gegenwärtige Generation Indiens noch immer brennende Frage.

Durch die Schwierigkeit des Satzes theilweise wohl entschuldigt, immerhin aber in dém Grade höchst störend sind die vielen Druckfehler in den Sanskritwörtern. Auch Plurale, wie „die sûtrâ's", dâyâdâ's oder gar „sûtrâs" sind geradezu beleidigend für das Auge. — Die Lesung pârîṇâhya (p. 166) wird durch Ts. 6, 2, 1, 1, Kâṭh. 24, 8 gestützt. — Die Angabe, daß Bâlambhaṭṭa der Schriftstellername der Lakshmîdevî sei (p. 9), ist irrig, wie sich aus dem Nachtrage bei West und Bühler p. 359 ergiebt.

72. Goldschmidt, Paul, Specimen des Setubandha. Inauguraldissertation zur Erlangung der philos. Doctorwürde an der G. A. Universität Göttingen. Göttingen, 1873. (106 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 11. p. 347—48.

Auf dem Gebiete des Prâkṛit ist jetzt ein frisches Leben erwacht. Während man lange nur einestheils auf Vararuci's Grammatik in Cowell's Ausgabe (1854. 1868) und auf die Excerpte aus anderen dergleichen Grammatikern in Lassen's grundlegenden „Institutiones linguae pracriticae" (Bonn 1837), sowie in Aufrecht's Catalogus (1859), anderntheils auf die Prâkṛit-Stellen in den Dramen, welche in den einheimischen wie in den europäischen Ausgaben derselben gröſstentheils nur in ziemlich unkritischer Weise behandelt vorliegen, angewiesen war, tritt man nunmehr theils an selbstständige Prâkṛit-Texte heran, theils hat man ganz neue handschriftl. Materialien für Prâkṛit-Grammatik und -Lexikographie aufgestöbert, theils endlich ist man damit beschäftigt, für die kritische Herstellung der Prâkṛit-Texte in den Dramen durch Vergleichung der aus verschiedenen Gegenden Indiens stammenden Handschriften eine festere Grundlage zu gewinnen. Die vorliegende Dissertation gehört zu den Arbeiten der ersten Kategorie und nimmt darunter einen ehrenvollen Platz ein. Der Verf. theilt darin nach der einen Berliner Handschrift des Werkes die beiden ersten Capitel des Setubandha mit, eines Gedichtes über die Sage des Râmâyaṇa, welches unter diesem Namen bereits von Daṇḍin und Bâṇa erwähnt wird, vermuthlich also vor das 6., 7. Jahrhundert zu setzen ist. Der Name des Autors erhellt nicht aus dem Gedichte selbst, die Tradition bringt es aber mit den Namen Pravarasena und Kâlidâsa in Verbindung, und zwar geschieht Ersteres eben schon bei Bâṇa. Curioser Weise ist nun aber neuerdings auch der Name des Werkes selbst unsicher geworden; es wird nämlich zwar in den in Sanskṛit abgefaſsten Unterschriften der Handschriften, sowie in den Commentaren eben als setubandha bezeichnet, aber aus einer Mittheilung auf p. 103, welche der Verf. seinem Namensvetter Prof. Sieg-

fried Goldschmidt in Strafsburg verdankt, der bereits vor ihm den Plan zu einer vollständigen Ausgabe des Werkes gefafst hatte und dazu reiches handschriftl. Material zur Disposition hat, geht hervor, dafs im Innern des Werkes selbst vielmehr der Name: Râvaṇabaham (Râvaṇabadha) oder Dahamuhavaha dafür angegeben wird, wie sich denn letzterer Name auch in den in Prâkṛit gehaltenen Capitel-Unterschriften einer Londoner Handschrift verwendet findet.

Die Sprache des Werkes ergiebt sich als im Wesentlichen auf gleicher Stufe stehend mit der der gâthâ-Strophen in dem Saptaçataka des Hâla. Sie wird von Daṇḍin (1, 34) ausdrücklich als mahârâshṭrâçayâ bhâshâ bezeichnet, und es stimmt hierzu nicht nur die Angabe des Sâhityadarpaṇa (s. des Ref. Abh. über Hâla p. 4, n. 1), dafs in den gâthâ edler Frauen das Mâhârâshṭrî zur Anwendung komme, sondern es hat auch neuerdings Garrez directe Beziehungen zwischen der Sprache des Hâla und dem jetzigen Mahrâṭhî nachgewiesen. Die derselben eigenthümliche lautliche Abschleifung und Verweichlichung hängt wohl speciell mit der besonderen Verwendung des Dialektes für das Singen zusammen. Auch im Munde unserer Sängerinnen pflegen sich die Consonanten sehr zu verflüchtigen und oft nur die Vocale hörbar zu sein. Vermuthlich hat im Uebrigen auch hier die Consequenzmacherei der Schreiber manche Schuld, da die Handschriften in der Beibehaltung oder Ausstofsung der Consonanten mannichfach differiren. In den grammatischen Formen zeigt sich dagegen manches höchst Alterthümliche, wodurch wir unmittelbar zu dem Pâli der Buddhisten und dem Mâgadhî der Jaina geführt werden.

Der Verf. läfst dem corrigirten Texte zunächst die handschriftlichen Lesarten, danach eine treue deutsche Uebersetzung, hierauf Auszüge aus dem Commentar, die in der Regel mit der Sanskṛit-Uebersetzung des Textes beginnen, folgen. Er hat dann (348) aber auch noch (p. 66—88) zur Rechtfertigung seiner Auffassung recht dankenswerthe Anmerkungen, sowie einen Wortindex (p. 89—98) zugefügt

und giebt zum Schlusse noch allerhand Zusätze und Berichtigungen, wesentlich auf Grund der ihm durch Prof. Goldschmidt gemachten Mittheilungen aus einem Londoner Manuscripte etc. Die Arbeit ist eine durchaus sorgfältige und mit gutem Verständnifs gemacht. Die zu 1, 12 (p. 72) vorgeschlagene Zurückführung von sâhaî auf √çâs wird auch von Sâdhâraṇa zu Hâla so angegeben, während andere Scholiasten darin vielmehr √sâdh suchen; — die Schreibung cia, cea ist nach dem von Garrez Bemerkten mit Recht als die richtige bezeichnet (p. 79); — die Annahme, dafs in abaha für ubha noch das ursprüngliche a von ambo ἀμφω erhalten sei (p. 81), erscheint doch als etwas bedenklich; der gaṇa mukula bei Hemacandra enthält mehrere Wörter, in denen a secundär an Stelle von u getreten ist; — appuṇṇa (p. 83) im Sinn von âkrânta erscheint bei Hemacandra als apphuṇṇa und ist jedenfalls zu dem von Goldschmidt selbst bereits beigebrachten apphundaî gehörig, mit diesem resp. vielleicht (?) auf √skand + â zurückzuführen, vergl. das von ihm p. 74. 75 über ähnlichen Wechsel Angeführte; — pamhaṭṭha (p. 87) gehört nicht zu √smar, sondern zu √marsh, vergl. Hâla pag. 196. 197 und Hem. 4, 75. 183. 257 (wo freilich überall mhus statt mhas erscheint); — statt rumbhiûṇa (p. 87) liegt es nahe, ruñjbiûṇa zu lesen und entsprechend dann auch bei Vararuci 8, 49 und Hem. 4, 217: rudher (rudho Hem.) udhañjhau für udha-mbhau zu corrigiren; es ist indessen zu bemerken, dafs sich bei Hem. 4, 244 (Ref. benutzt hier durchweg die vor Kurzem in Bombay erschienene höchst dankenswerthe Ausgabe dieses trefflichen Werkes) für die Passiva der Wurzeln duh, lih, vah und rudh ausdrücklich bbh, während in der nächstfolgenden Regel für das Passiv der √dah vielmehr jjh als Substitut angegeben findet, welches letztere dann ferner in 247 auch für √rudh, aber nur nach sam, anu und apa als solches erscheint; und so führt denn auch der Comm. ausdrücklich die Formen: dubbhaî, libbhaî, vabbhaî (man sollte vubbhaî erwarten, da es im Texte heifst: uc câ'taḥ, und im Schol.: vaher akârasya co 'kâraḥ), rumbbhaî, und

resp. ḍajjhaï, saṃrujjhaï, aṇurujjhaï, uvaruṇjhaï auf; einer so speciellen Angabe gegenüber fällt es in der That schwer zu zweifeln, und doch wollen Referent diese Formen dubbhaï, libbhaï etc. nicht recht einleuchten; sollte hierbei nicht einfach ein Mifsverständnifs von Seiten Hemacandra's selbst anzunehmen sein, der sich etwa durch die in den Jaina-Manuscripten vorliegende Aehnlichkeit der Gruppen jjh und bbh habe verleiten lassen? von einer lebendigen Kenntnifs des Prâkṛit kann ja doch bei ihm nicht irgend die Rede sein; [s. hiezu jetzt Z. D. M. G. 28, 436] — hittha (p. 88) ist wohl dhvasta, nicht trasta.

---

73. Hitopadesa. Eine indische Fabelsammlung. Von der Erwerbung eines Freundes. Mit metrischer Uebertragung der Verse aus dem Sanskrit übersetzt von L. Fritze, Seminarlehrer in Drossen. Breslau, 1874. Rud. Hoffmann. (81 S. 8.) 15 Sgr. L. C.-Bl. nr. 11. p. 350—51.

Wir haben bekanntlich vom Hitopadeça eine im Ganzen sehr wohl gelungene Uebersetzung von M. Müller, mit welcher dieser sich vor nunmehr 30 Jahren (1844) in den Kreis der Sanskṛitphilologen einführte. Dafs gegenwärtig in derselben, insbesondere auch in dem ihr zu Grunde liegenden Texte, bei dem inzwischen vorgeschrittenen Stande der Wissenschaft Manches zu ändern ist, liegt in der Natur der Sache. Jedenfalls hatte Derjenige, der jetzt mit einer neuen, ex professo aus dem Originale gemachten Uebersetzung auftreten wollte, die Ehrenpflicht, gerade hierauf sein specielles Augenmerk zu richten, denn wozu überhaupt eine solche neue Uebersetzung, wenn dieselbe nichts Besseres giebt? Die vorliegende Schrift hat sich diese Aufgabe indessen nicht gestellt. Sie gründet sich vielmehr fast ausschliefslich nur auf Müller's Arbeit, zeigt nur hie und da Spuren davon, dafs ihr Verf. wohl auch den Text selbst eingesehen haben mag, und das Neue an ihr ist im Wesentlichen eben nur eine ungemein freie, gereimte Uebertragung der metrischen Stellen, auf Grund dessen, wie dieselben von Müller aufgefafst worden sind. Als

Beleg hierfür diene beispielsweise Folgendes. Das zweite Hemistich in v. 22 des ersten Buches (hier, wie in Müller's (351) Uebersetzung, ist es v. 20, da v. 10 und v. 20 beiderorts fehlen), dessen wörtlicher Sinn ist: „mit überall só Ueberlegen käme man nicht einmal zum Essen", lautet bei Müller: „beim Genuſs ist ihre Ueberlegung stets unnütz" uud bei Fritze: „doch beim Genieſsen stört uns immer ihr Zaudern und Bedenken"; und der vierte pâda des 51. Verses (46 bei Müller und Fritze), wörtlich übersetzt: „denn die Zeit streckt ihre Arme nach dem Unglücklichen aus und erfaſst ihn selbst aus der Ferne" lautet bei Müller: „wenn die Zeit ihre Unglückshand ausstreckt, so erfaſst sie auch von ferne", und bei Fritze: „das Schicksal regt die Unheilsarme und rafft auch aus der Ferne fort". Freilich beruht die richtige Uebersetzung dieses letzten Verses auf einer durch Böhtlingk vorgenommenen Textänderung, aber davon scheint dieser neue Uebersetzer „aus dem Sanskṛit" überhaupt keine Ahnung zu haben, daſs sich eben fast sämmtliche Verse, die er so schön in Reime gebracht hat, in Böhtlingk's „Indischen Sprüchen" speciell behandelt finden. Um nun aber auch aus der Prosa ein Beispiel der gänzlichen Unselbstständigkeit Fritze's zu geben, — die Worte Hiraṇyaka's: „wenn dich hier auch das Geschick im Netze gefangen zu werden getroffen hat, so darfst du doch auf keinen Fall daraus auf ein Vergehen von deiner Seite schlieſsen und dich etwa selbst verachten" lauten bei Müller: „wenn ein Netz zum Fangen aufgestellt ist und du Böses ahnest, so muſst du nie dir selber miſstrauen", und bei Fritze: „wenn wieder (!) ein Netz zum Fangen aufgestellt ist und du Unheil befürchtest, so darfst du dir nie miſstrauen". Wo er nun aber einmal wirklich selbstständig zu Werke geht, da kommen denn auch ganz sonderbare Dinge zu Tage. So erscheint bei ihm z. B. v. 9 in folgender Gestalt: „mehr als 'ner Kupplerin belehrend Wort gilt vor Gericht, was aussagt ein Brahman', auch wenn er sich befleckt mit Rindesmord", eine Verballhornung, an der Müller gänzlich unschuldig ist.

Das Auffälligste an der ganzen Procedur ist nun aber, dafs, da jedes Vorwort fehlt, Müller's Name nicht ein einziges Mal auch nur genannt ist, so dafs das grofse Publicum, für welches diese Reimerei offenbar bestimmt ist, eigentlich denken mufs, die Arbeit sei von Hrn. Fritze ganz „ex propriis“ gemacht worden. Auch fehlt auf dem Titel jede Andeutung, dafs das Büchlein nur das erste Buch des Hitopadeça enthält (auf p. 18 liefs sich die Angabe „Erstes Buch“ freilich nicht gut umgehen), somit noch drei dergleichen Hefte in Aussicht stehen. Wenn deren jedes ebenfalls wieder 15 Sgr. kostet, so wird diese neue Uebersetzung gerade das Dreifache von dem kosten, wofür man seiner Zeit das jetzt allerdings wohl vergriffene Original derselben, die Müller'sche Arbeit nämlich, haben konnte, die ihrerseits freilich nicht so schön und luxuriös gedruckt ist, wie das vorliegende Heftchen, welches sich in dieser Beziehung in der That sehr stattlich ausnimmt.

73a. Erklärung. L. C.-Bl. nr. 21. p. 709—10.

Durch eine an meine Anzeige von L. Fritze's Uebersetzung des ersten Buches der Hitopadeça in No. 11 dieser Blätter (p. 350) sich anschliefsende Correspondenz habe ich die Ueberzeugung gewonnen, dafs die Einrichtung des Titels derselben, sowie das Fehlen eines orientirenden Vorwortes nur eine Ungeschicktheit, nicht aus unedlen Motiven hervorgegangen ist, von welcher letzteren, durch den Anschein gebotenen Voraussetzung jene Anzeige ausgeht. Auch habe ich anzuerkennen, dafs meine Vermuthung, Herr Fritze habe Böhtlingk's Indische Sprüche nicht benutzt, nicht zutrifft. Zeugnifs dafür legt u. A. gerade jene von mir als „Verballhornung“ bezeichnete Uebertragung des neunten Verses ab, welche in der That auf der in der zweiten Auflage dieses Werkes gegebenen Uebersetzung beruht. Wenn dieselbe von Böhtlingk auch in seiner soeben in der Jenaer Literaturzeitung (Artikel 281) (710) erschienenen, in unmittelbarem

Gegensatze gegen meine Anzeige gehaltenen Besprechung der Fritze'schen Schrift als die „einzig richtige“ hingestellt wird, so mufs ich meinerseits doch trotz dessen bei meiner Auffassung verharren. Hat denn etwa wirklich „das belehrende Wort einer (noch so klugen) Kupplerin“ irgend welchen Anspruch darauf, „vor Gericht“ mehr zu gelten als das eines „mit Rindesmord befleckten Brahmanen?“ Für mich ist die alte Uebersetzung noch immer die „einzig richtige“. Die Kupplerin ist ein niedriges Weib, aber klug, der Brahmane steht hoch, handelt aber schlecht (dies ist hier der Sinn des goghna); wenn nun die Welt Beiden folgt, so beweist dies, dafs sie sich gewöhnt hat, nicht selbst zu urtheilen (dies allein ist das punctum saliens hier), sondern für ihr Urtheil auch gemeine Leute zur Richtschnur zu nehmen, wenn sie nur entweder klug sind oder hoch stehen.

Berlin, 15. Mai 1874.

---

74. The law of partition and succession from the Ms. Sanskrit text of Varadarâja's Vyavahâranirṇaya by A. C. Burnell, Mangalore. Basel, 1872. C. Stolz, Mission book deposit (XX, 56 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 12. p. 383.

Nachdem Burnell schon 1868 eine Uebersetzung des Mâdhavîya-Dâyavibhâga (Madras, Higginbotham u. Co.) publicirt, giebt er uns hier einen zweiten der fünf noch gegenwärtig im südlichen Indien für Erbrecht gültigen Texte (Mitâksharâ, Smṛiticandrikâ und Sarasvatîvilâsa sind die übrigen drei). Die gehaltvolle Vorrede richtet sich zunächst gegen allerhand irrige Ansichten über indisches Recht im Allgemeinen, sowie über einzelne Rechtsbestimmungen im Besonderen, und gegen die mifsbräuchliche Praxis, die in Folge dessen mehrfach in die englische Justizpflege in Indien Eingang gefunden hat: „at present the study of Hindu Law in India is in a deplorable condition“. Sodann wendet sich Burnell zu dem vorliegenden Werke selbst und giebt eine Schilderung der besonderen Schwierigkeiten, mit welchen das

richtige Verständnifs indischer Werke der Art überhaupt verknüpft ist. Zuletzt berichtet er über den Verf., der vermuthlich ein „native of the Tamil country“ war und Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts lebte. Derselbe schliefst sich speciell an Manu an, abweichend von den sonstigen „Digests in Southern India“, hat aber auch eine ganze Zahl von Citaten aus Yâjnavalkya (die Mitâksharâ wird zwar nicht direct erwähnt, aber passages taken from it almost literally occur on pp. 54, 5), Kâtyâyana, Nârada, Bṛihaspati etc. Hie und da sind diese Citate „attributed to wrong authors“, oft auch incorrect, und da sich nichts Neues darunter findet, welches über den „stock of texts we find in older works“ hinausgeht, werden sie wohl gröfstentheils nur „second-hand quotations“ sein. Das Werk selbst behandelt zunächst Erbtheilung und Nachfolge der Söhne (bis p. 32), sodann die Erbfolge, im Fall keine Söhne vorhanden sind, von p. 43 ab speciell das strîdhanam. Die Darstellung desselben ist kurz und „free from pedantic discussions“. Burnell's Uebersetzung ist möglichst wörtlich und genau (es war nicht seine Absicht, „to make a readable translation“), und die ganze Arbeit zeugt denn überhaupt von derselben Treue und Gewissenhaftigkeit, welche auch seinen übrigen Publicationen charakteristisch ist und seinem Namen bei uns seit seinem ersten Auftreten auf dem Gebiete der Sanskṛitphilologie einen guten Klang erworben hat.

---

75. The Sâmavidhânabrâhmaṇa (being the third Brâhmaṇa) of the Sâmaveda, edited together with the commentary of Sâyaṇa, an english translation, introduction and index of words by A. C. Burnell. Vol. I: Text and commentary with introduction. London, 1873. Trübner & Co. (XXXVIII, 104 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 13. p. 422-25.

Im Çrauta-Ritual des Sâmaveda, s. Agnisvâmin zu Lâṭy. 6, 1, 1: sâmpratam sâmavidhânaṃ vakshyati tṛicaikarcakḷiptiṃ ca, wird unter sâmavidhâna speciell die Lehre von den fünf sâma-

vidhi, die zur Herstellung eines sâman aus einer ṛic nöthig sind, nämlich: prastâva, udgîtha, pratihâra, upâya (upadrava) und nidhanam verstanden. Im Titel des vorliegenden Werkes aber hat das Wort eine ganz andere Bedeutung, bezieht sich nämlich auf die rituelle Verwendung der sâman bei verschiedenen Vorkommnissen des gewöhnlichen Lebens, des gṛihya-Rituals also, ganz ebenso wie in gleicher Weise auch das Wort ṛigvidhânam verwendet wird. Während aber die Texte, die diesen letzteren Namen führen, sich zwar auch als auf Çaunaka zurückgehend bezeichnen, somit gewisse Ansprüche auf Alterthümlichkeit erheben, ist das sâmavidhânam geradezu zu dem Range eines Brâhmaṇa erhoben worden. Unstreitig ist es eben, schon seiner Abfassung in Prosa nach, erheblich älter als die uns vorliegenden metrisch abgefafsten ṛigvidhâna-Texte (s. Verz. d. Berl. S.-H. p. 31. 32), die geradezu fast an den Purâṇa-Styl erinnern; indessen unter die Brâhmaṇa-Texte direct ist es doch, seinem Style wie dem ganzen äufseren Habitus nach, nur sehr uneigentlich gehörig, ebenso wie einige andere jener zum Theil ganz fragmentarischen Texte der Art, die von Sâyaṇa zu den „acht" bereits von Kumârila (nach Burnell A. D. 650—700) gekannten Brâhmaṇa des Sâmaveda gerechnet werden. Von Interesse ist, beiläufig bemerkt, dafs nach Kum.'s Angabe alle diese acht Brâhmaṇa damals schon ohne Accente vorlagen, während zur Zeit des bhâshikasûtra, s. Kielhorn in
(423) Ind. Stud. 10, 421, das Brâhmaṇa der Tâṇḍin wenigstens, das Pañcaviñçam also doch wohl?, wirklich noch, und zwar in der Weise des Çatapatha Br., accentuirt vorlag. Aehnliches scheint ja auch der leider verderbte Comm. zu Pushpasûtra 8, 8, 29, s. Ind. Stud. 1, 47, anzugeben; es ist zu bedauern, dafs Burnell in seiner Recapitulation dieser Stelle, Einl. p. VII, nicht auch noch den den dortigen Worten: Tâṇḍyatra u. s. w. entsprechenden Wortlaut seines Textes angegeben hat; zu den betreffenden Differenzen bemerken wir, dafs a. a. O. der Ind. Stud. statt: svâdhyâyaçabdaḥ pûrvavat, wie auch die Berliner Hdschr. Ajâtaçatru's liest, der Kürze

und Deutlichkeit halber eben diese frühere Erklärung: svâdhyâye ûhe selbst direct aufgeführt ist; die übrigen Differenzen bestehen sämmtlich zu Recht; was speciell den Namen der Kâlabavin anbelangt, so wird er nicht nur hier, sondern auch an elf Stellen des Anupada und an drei Stellen des Nidânasûtra durchweg nur mit b, nicht mit bh, geschrieben (s. auch Açval. çr. 12, 14 Gâlava-Kâlavava). Dafs dér Vararuci, welcher in den südindischen Mss. als Autor des dort Phullasûtra genannten Werkes genannt wird (während das Pushpasûtram dem Gobhila zugehört), „must be Kâtyâyana Vararuci the wellknown grammarian", dafür ist uns Burnell die Erweise schuldig geblieben, vergl. hierzu des Ref. Abh. über Hâla's Saptaçatakam p. 258. 259. — Aber nicht nur der Styl des Sâmavidhânabrâhmaṇa, sondern auch sein Inhalt, resp. die Art der Anordnung und Aufführung desselben, weist es, wie dies auch Burnell vortrefflich auseinandersetzt, direct aus der Brâhmaṇa-Gruppe hinaus, und vielmehr hinüber in die der kalpasûtra oder besser noch der gṛihya-sûtra nach Art des Kauçikagṛibya. Dieser Inhalt besteht nämlich in der allerdings meist nur sehr fragmentarisch gehaltenen Beschreibung theils von Sühnceremonien, theils von Ceremonien magischer Art überhaupt, vermittelst derer man gewisse Wünsche zu erreichen sucht, und in der Angabe der dábei eben zur Verwendung kommenden sâman. Und zwar treten uns denn hierbei, wie ja im gṛihya-Ritual überhaupt, höchst mannichfache abergläubische Vorstellungen und Bräuche entgegen, von denen viele ganz ähnlich in dem Aberglauben der übrigen indogermanischen Völker wiederkehren, sich somit als schon áltes Gut erweisen. Es finden sich aber ferner darunter auch allerhand Sühnen für wirkliche Sünden und criminelle Vergehen, in denen wir nach Burnell „the elements of the criminal law of later times" zu erkennen haben (p. xv ff.). Fast scheint es uns, als ob er darin doch zu weit geht und den betreffenden Angaben etwas zu viel Ehre erweist. Mit dem Strafrechte haben sie jedenfalls direct nichts zu thun, sind eben schwerlich bestimmt unmittelbar

als Surrogat dafür zu dienen, und erscheinen vielmehr als ein opus supererogatorium, zu dem Zwecke die moralische Verschuldung von dem Schuldigen zu nehmen, während er die rechtliche Bufse und Strafe dafür wohl noch extra zu leisten hatte, obschon immerhin eine gewisse Erleichterung und Milderung derselben (s. p. xx) durch Ableistung jener Sühnen wohl bedingt gewesen sein mag. Einzelne dieser Angaben kehren nach Burnell wörtlich in dem Chândogyagṛihyapariçishṭa wieder. Was derselbe bei dieser Gelegenheit über die Entwicklung des indischen Rechtes sagt, ist höchst bemerkenswerth. Ebenso was er über den vermuthlichen Zusammenhang des hier vorliegenden Rituals mit den Zauberformeln der Tantra-Literatur bemerkt. Die Atharvapariçishṭa geben hierfür die bündigsten Anhaltspuncte, wie denn umgekehrt in einem neuerdings durch Bühler nach Berlin gelangten Zauberbuche Namens Nâgârjunam (sóweit ist dieser einst so hoch gefeierte Name herabgesunken) direct auf die Âtharvaṇa mantra hingewiesen wird. Dafs der erste Theil des Aitareya Âraṇyaka „rivals the most obscene Tantras of the worshippers of Çakti", beruht indefs wohl auf irgend einem Mifsverständnifs; die dem Ref. vorliegende Abschrift des prathamâraṇyaka aus einer Tübinger Handschrift, die er Prof. S. Goldschmidt verdankt, enthält nichts der Art, sondern be- (424) schäftigt sich nur mit der Herstellung des mahâvrataçastra. Auch die schon oben berührten Beziehungen zu den popular superstitions of Europe, welche Burnell speciell hervorhebt, und seine allgemeinen Bemerkungen über diesen Gegenstand (p. xxv ff.) sind durchweg treffend. Er verweist uns für das Einzelne auf die Noten zu seiner noch ausstehenden Uebersetzung, und die deutschen Quellen, die er dabei u. A. als benutzt angiebt (Wuttke, Schwartz, Frischbier, Grimm), zeigen eben, dafs er völlig richtig orientirt ist.

Die Sâman-Citate des Werkes sind theils den gâna entlehnt, theils der Saṃhitâ, deren daçat-Theilung mehrfach erwähnt wird (s. p. 22. 23 etc.; auch von einer 1000maligen Recitation der ganzen Saṃhitâ ist gelegentlich die Rede, s.

p. 25), und zwar speciell dem Âraṇyakagâna und dem Grâmageyagâna, wovon denn Burnell Veranlassung nimmt (p. 31 ff.), über die betreffenden Differenzen selbst sich des Näheren auszulassen.

Was den Text selbst anbelangt, so vermuthen wir, dafs auf p. 16. 17 prâktûleshû'daktûleshu vâ anstatt °kkû° zu lesen ist, kkû und ktû sind in den Devanâgarî-Mss. leicht zu verwechseln und kann ein dgl. Fehler von da leicht auch in die Grantha-Mss. übergegangen sein; er kommt bei diesem Worte auch sonst noch vor, s. Petersb. W. unter prâktûla. Es ist ferner wohl zu lesen p. 29: na hy ekâkî, p. 31: parusham uktvâ, p. 48. 49 nyagrodhaçuñgân, p. 63. 64 sacâm getrennt von kâcakapushpîm, p. 68 utpâṭya (?), p. 81. 82 vîrasûsubhagâ-'vidhavâ-strîkam (?). In sprachlicher Beziehung ist zu bemerken, dafs irgendwelche alterthümliche Formen nicht vorkommen; in lexicalischer Hinsicht indessen trägt die Verwendung der beiden nakshatra-Namen (die nakshatra spielen hier überhaupt eine grofse Rolle): proshṭhapada p. 58. 80 (nicht bhadrapada) und tishya p. 74. 75. 86, allerdings neben pushya p. 46. 66, einen alterthümlichen Anstrich. Dagegen beruht die eigenthümliche Verwendung von guṇîbhû p. 58—60, guṇîbhûta p. 93, guṇîsyât p. 62 im Sinne von untergeben (avaça), die sich sonst nur noch ganz sporadisch (s. Pet. W.) nachweisen läfst, auf dem secundären Sprachgebrauch des çrautasûtra-Styles, welcher guṇa als „untergeordnetes Element einer Handlung" verwendet; an einer Stelle (p. 58) ist übrigens in höchst sonderbarer Weise guṇî von bhavati durch hâ'sya getrennt! (ein anderes wirkliches Compositum der Art ist noch nishpurîshîbhâva p. 33). Auch die Rechnung nach varshâṇi (mehrfach), nicht nach çarad, führt zeitlich abwärts; maṭha, Laubhütte (triṇakuṭî, schol.) p. 99 findet sich hier zuerst. Die Wurzel plî, viplîyante p. 99, kommt bis jetzt nur hier vor; ebenso ahama (angeblich = ahaṃkâra), mohama und mañhama p. 11; desgl. â angeblich als vâ p. 36, kâhala (= açlîla) p. 31, abhighâta [ob °vâta?] als Particip Perf. Pass. (goshv abhighâtâsu etc.) p. 45, sam-

karevâsinî als Name einer Gottheit p. 82. Die Wörter jâtarûpa, Gold, p. 88, sumanasas (noch nicht ku-suma) Blume p. 73. 80. 82. 99, sarûpavatsâ p. 50. 71. 89, sampâta p. 65 weisen zu den gṛihya-Texten hin. Von Maaſsen werden âḍhaka (p. 45) und droṇa (p. 87. 89), von Münzen kârshâpaṇa (p. 94) genannt, letztere in einer Verbindung, die an den Säckel des Fortunatus erinnert. Einige der erwähnten Pflanzennamen bezeichnet Burnell als „unquestionably Dravidian" (p. x); es ist uns unklar, welche er wohl meint, ob etwa rakeraṭî (oder wie lautet die Form?) p. 69 und uḍaṃgava p. 72? Das Pantheon ist im Ganzen noch das vedische, speciell eben das der sûtra-Zeit, also: indra p. 60, indrâṇî p. 61, mahendra, yama, varuṇa, prajâpati und brahman, p. 81, vaiçravaṇa p. 60, vâsuki p. 81, die asurarakshâṅsi, pitṛipiçâcâs s. auch p. 93), yakshâs und gandharvâpsarasas p. 60, die jambhakâs p. 95; neben rudra und vishṇu werden indessen auch schon vinâyaka und skanda genannt p. 28, çiva aber erscheint neben çamya nur als Beiname (des parameçvara, nach Sâyaṇa) p. 11, und ebenso ist lakshmîs (p. 78) nicht als n. pr. gebraucht; — (425) mahârâja (p. 80. 81) als Name eines Gottes (ob des kuvera etwa?) und mâṇibhadra[1]] p. 79 (desgl., = mahârâjânucara nach Sâyaṇa) klingen buddhistisch an (s. Pet. W.), zumal dabei dem den mahârâja Verehrenden verheiſsen wird, daſs er: âsurân poshân pushyati!

---

76. The Devatâdhyâyabrâhmaṇa (being the fifth Brâhmaṇa) of the Sâma Veda, the Sanskrit text, edited with the commentary of Sâyaṇa, an index of words &c. By A. C. Burnell, Mangalore, 1873. Basel. Mission press. Stolz & Hirner. (XII, 16; VI S. 8.) L. C.-Bl. nr. 13. p. 425.

Was aus den vier §§ dieses fragmentarischen Textes nur irgend herauszuholen ist, das hat Burnell in seiner Vorrede bereits zusammengestellt. Das Hauptinteresse desselben liegt

1] Fürst des Yaksha Ath. Par. 76, 99.

in den beiden metrischen §§, von denen übrigens der eine (§ 3), in Gemeinschaft mit der entsprechenden Stelle aus Yâska's Nirukta, bereits früher in des Ref. Abh. über die Metrik der Inder (Ind. Stud. 8, 28—64) publicirt und im Einzelnen verwerthet worden ist; für die von Burnell hier auf p. XII besprochene Stelle liegt in einem der daselbst benutzten Mss. die von ihm proponirte Lesung stobhayity-uttarapadâ factisch vor, doch hat Ref. seinerseits dafür lieber stobhayaty-utt. vorgeschlagen. Aus der Erwähnung des ahar brâhmyam und aus dem smaran (im Sinne von pûrvajâtyâdikaṃ smaran) in den çloka am Ende dieses § schliefst Burnell mit Recht auf die secundäre Abfassung derselben; auch die Erwähnung des „kṛitayuga" darin spricht jedenfalls in gleicher Richtung; doch ist es nicht ganz richtig, wenn er meint, dafs „no other text claiming to be part of the Vedas" die vier yuga erwähne. Dieselben finden sich nicht nur im Shaḍviṅçabrâhmaṇa (s. Ind. Stud. 1, 39. 283), sondern in der Geschichte des Çunaḥçepa auch schon im Aitareya Brâhmaṇa und Çâṅkhây. çrauta vor, hierbei allerdings in einem Verse, der möglicher Weise als Einschub betrachtet werden könnte; s. Roth, „die Lehre von den vier Weltaltern" Tübingen, 1860, p. 25; dafs die vier Würfel dabei gemeint seien, ist schwerlich mit Roth anzunehmen; bei Manu 9, 302 wird der Vers wenigstens ganz bestimmt auf die yuga bezogen, s. Ind. Stud. 9, 315.

---

77. De Grammaticis Pracriticis, Dissertatio inauguralis, quam scripsit ad veniam docendi rite impetrandam Riccardus Pischel, Dr. phil. Vratislaviae, 1874, apud Gosohorskyum (Ad. Kiepert). 47 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 14. p. 461—64.

Diese Habilitationsschrift Pischel's ist ein Griff ins Volle; sie läfst uns einen Blick thun in die gewaltige Masse handschriftl. (462) Stoffes, welche er sich während seines dreizehnmonatlichen Aufenthaltes in England, zu welchem den ersten Anhalt gegeben zu haben die Bopp-Stiftung sich wahr-

haft zur Ehre rechnen kann, für das Prâkṛit zu eigen gemacht hat, und zwar in Gestalt von Originaltexten sowohl wie umfangreichen Commentaren dazu, in Devanâgarî, in Bengalî und in den schwierigen, südindischen Schriftarten. Einzelnes davon war schon aus den kleineren Mittheilungen, die er da und dort gegeben hat, und die sämmtlich von einer staunenswerthen Fülle des Materials Zeugnifs ablegten, bekannt. Die vorliegende Schrift giebt uns einen Gesammtüberblick darüber.

Sie beginnt mit denjenigen wirklichen oder angeblichen Autoren über Prâkṛit-Grammatik, deren Werke verloren und nur durch Citate bekannt sind, Çâkalya, Bharata, Kohala, Kapila und Pâṇini. Das dem Letzteren zugeschriebene Prâkṛitalakshaṇam ist nach Pischel nur auf ein opus recentissimum zu beziehen.

Er wendet sich sodann zu Vararuci, den er mit dem Verf. der vârttika zu Pâṇini identificirt, und zwar theils deshalb, weil beide auch Kâtyâyana heifsen, theils weil der vârttikakâra „linguas Prâcriticas certe iam cognitas habuit". Wir sind nicht im Stande, auf solche Gründe hin uns dieser Meinung anzuschliefsen. Der vârttikakâra heifst in den älteren Texten durchweg nur Kâtyâyana, und die Art und Weise, wie im Mahâbhâshya von einem Vârarucaṃ kâvyam die Rede ist, bürgt wohl dafür, dafs dem Autor desselben sein bhagavân Kâtyaḥ nicht als Verf. dieses kâvya, resp. nicht als Vararuci galt. Von den bei M. Müller (Anc. S. Lit. p. 240) angeführten Stellen, in denen derselbe mit dem Namen Vararuci benannt wird, geht keine über Somadeva hinaus; denn jenes Prâtiçâkhya, welches in „Wilson's Catalogue of the Mackenzie Collection" „is ascribed to Vararuchi", ist schwerlich Kâtyâyana's Vâjas. Prâtiçâkhya, wie Müller meint, sondern es handelt sich an der betreffenden Stelle (er giebt sie zwar nicht an, meint aber doch wohl 1, 7 Nr. 33) vielmehr um jenen Vararuci, der als eine der drei Auctoritäten des Comm. zum Taittirîya-Prâtiçâkhya erscheint. Unter den zahlreichen Werken aller Art, die von Shaḍguruçishya, Ende des 13. Jahrhunderts, dem Kâtyâyana auf die Schultern ge-

laden werden, befindet sich die Prâkṛit-Grammatik *nicht* (s. Verz. d. Berl. S.-H. p. 13. 14). Dafs in neuerer Zeit, nachdem man sich einmal gewöhnt hatte, den berühmten Sanskṛit-Grammatiker sowohl Kâtyâyana als Vararuci zu nennen, ein so moderner Scholiast, wie der Verf. der prâkṛitamañjarî umgekehrt nun auch den Prâkṛit-Grammatiker Vararuci mit dem Namen Kâtyâyana benennt, darauf ist schwerlich ein solches Gewicht zu legen, um damit die sonst durch *nichts* erhärtete Identität Beider zu begründen. Viel mehr für sich hätte es von vorn herein, *diesen* Vararuci, den Pfleger des Prâkṛit, mit seinem unter den neun Perlen am Hofe Vikrama's genannten Namensvetter zu identificiren; doch haben wir auch darauf zunächst zu verzichten. Zu einer Identification desselben mit dem wahrlich doch durch kritisches acumen hoch hervorragenden vârttikakâra stimmt es, last, not least, sehr wenig, dafs er, wie Pischel selbst angiebt, von Hemacandra und den noch neueren südindischen Grammatikern *animo critico superatur!* Und dás sollte der unerbittliche castigator des Pâṇini sein! — Es folgen Kramadîçvara, Râmatarkavâgîça, Mârkaṇḍeya, Vasantarâja (eine Handschrift des çâkuna eines Vasantarâja datirt Saṃvat 1724, s. Verz. der Berl. S.-H. p. 268), Vidyâvinoda, Candraçekhara, Vâmanâcârya, *Hemacandra*. Das Werk des Letzteren, dessen kürzlich in Bombay erschienene Ausgabe wir schon neulich mit Ehren erwähnten, wird uns von Pischel baldigst in kritisch berichtigter Gestalt geliefert werden. An ihn speciell haben sich die südlichen Prâkṛit-Grammatiker angeschlossen, nämlich Trivikramadeva, Siṅharâja und Çubhacandra.

Von allen diesen und noch einigen anderen Werken (u. A.
(463) einem vor Zeiten für Dr. Leyden angefertigten Prâkṛit-Wörterbuche in Bengali-Schrift) giebt Pischel mehr oder weniger specielle Auskunft; aufserdem aber gewinnt seine Darstellung auch noch durch mehrfach eingestreute detaillirte Untersuchungen sprachlicher und literargeschichtlicher Art, z. B. über Geschlechtswechsel im Prâkṛit (p. 4—8),

über Candraçekhara, den Scholiasten der Çakuntalâ (p. 23 —26), über den Ursprung der prâkṛitischen Dialekte (p. 30 —34), ganz besonderen Werth. In dieser Beziehung ist indefs freilich ein Umstand zu erwähnen, der hie und da etwas peinlich berührt. Pischel geht nämlich in dem frischen Eifer für seine eigenen Meinungen oft etwas zu weit und wird dabei nahezu declamatorisch. Dafs er von den verschiedenen Recensionen der Çakuntalâ nicht anders als in Superlativen des Lobes für die eine (optimam), der Verachtung für die andere (pessimam et recentissimam) spricht, sind wir von ihm schon gewohnt. Wenn er aber weiter theils sagt (p. 30), dafs von Allen, welche die Frage über Natur und Ursprung der Prâkṛit-Dialekte bisher behandelten, nur ein Einziger dies verständig gethan habe, nämlich Tiresias-Beames, welcher: *οἶος πέπνυται τοὶ δὲ σκιαὶ ἀΐσσουσιν*, also einzig und „allein wahrnehme, die Andren sind flatternde Schatten“, und wenn er ferner (p. 31) ohne Weiteres Jeden als caecus bezeichnet, der nicht zugeben wolle, dafs das Mâhârâshṭrî des Hâla der jüngste aller Prâkṛit-Dialekte sei, so verstöfst dies doch etwas hart gegen die gewöhnlichste Höflichkeit, die man seinen Mitforschern schuldig ist. In dem von ihm im letzteren Falle angeblich als Specimen des Hâla'schen Mâhârâshṭrî vorgelegten Satze hat er zudem einen sehr erheblichen Irrthum begangen; das Gerundium von kar heifst nämlich darin nicht karia, wie er angiebt, sondern kâûṇa, und diese richtige Form parirt gerade seinen Angriff vollständig, denn sie ist älter sogar als die Sanskṛit-Form kṛitvâ, geht direct auf vedische Vorbilder zurück. Ueberhaupt ist unserer Meinung nach in der ganzen Theorie Pischel's über die Entstehung der Prâkṛit-Dialekte, die er direct als linguae artificiosae quas poetae erotici invenerunt bezeichnet, Richtiges, aber auch schon von je her so Erkanntes einfach auf die Spitze gestellt. Und was soll es z. B. heifsen, wenn er sagt: merum sermonem popularem adhibere superbia Indica vetabat? Ganz abgesehen von den heiligen Literaturen der Buddhisten und der Jaina in

Pâli und Mâgadhî giebt es ja doch wahrlich auch Spuren genug, dafs es früher daneben auch eine rein volksthümliche, erzählende Literatur in Volksdialekten gegeben hat, die dann später in das Sanskṛit übersetzt worden ist, und zwar schwerlich aus superbia, weil man etwa dieselbe nicht länger in so unreiner Gestalt ertragen konnte, sondern vermuthlich doch nur, weil das Verständnifs derselben zu schwinden drohte, so dafs man sie durch ihre Uebertragung in Sanskṛit zu retten oder wenigstens weiteren Kreisen zugänglich zu machen suchte. Wir wissen dies nicht nur von der Bṛihatkathâ des Guṇâḍhya, deren ursprüngliche bhûtabhâshâ, resp. paiçâcî bhâshâ im Anschlufs an Garrez (Journ. As. Aug. 1872, p. 217) schon von dem Ref. (Indian Antiq. 2, 57) als „a brahmanical slur on the fact that G. was a Buddhist and wrote in Pâli“ bezeichnet worden ist (wie denn ja auch Pischel selbst hier auf p. 33 in sehr ansprechender Weise ein Fragment daraus in den zum Paiçâcî-Abschnitte bei Hemacandra beigebrachten Beispielen gefunden zu haben meint), sondern auch von der Siṁhâsanadvâtriṅçatkâ, dem Leben (caritram) König Vikramâditya's, welches nach Aufrecht Catal. p. 152ª in Mahârâshṭrabhâshâ bestand, ehe es von Kshemaṃkara in das Sanskṛit übersetzt ward[1]. Die Jaina haben in ihren vielfachen caritra vielleicht noch Manches der Art erhalten, was uns gerade jetzt, wo durch Bühler's Vermittelung die Berliner Bibliothek einen reichen Schatz von Jaina-Mss. zu erhalten bereits angefangen hat, möglicher Weise bald zugänglich werden kann. — Wenn Pischel meint (p. 32), dafs diejenigen „errant, qui ex linguis Pracriticis minus aut
(464) magis depravatis aliquid de dramatum auctorum aetate coniicere volunt“, so hätte er die Stelle in des Ref. Vorrede zu seiner Uebersetzung des Mâlavikâgnimitra (p. xxxiii), gegen welche dieser Vorwurf gerichtet zu sein scheint, sich doch etwas genauer überlegen sollen. Es handelt sich nämlich dort speciell darum, dafs dasjenige Prâkṛit, welches in den Inschriften des Piyadasi vorliegt, von der

1] s. jetzt Ind. Stud. 15, 188 fg.

Form des Prâkṛit, welche in einigen Stellen der Urvaçî und der Çakuntalâ Kâlidâsa's erscheint, sehr verschieden ist, während diese letztere zu den neuesten indischen Dialekten in mancher directen Beziehung steht. Der daraus zu ziehende Schlufs, dafs zwischen Kâlidâsa (und es gilt dies für den Verf. der Mṛichakaṭî natürlich erst recht) und Piyadasi ein längerer Zeitzwischenraum, als der früher gewöhnlich hiefür angenommene, anzusetzen sein wird, besteht noch jetzt in voller Kraft fort, und es wird dieser Schlufs in keiner Weise dadurch beeinträchtigt, dafs allerdings, nachdem einmal das Dramen-Prâkṛit in seinen verschiedenen Dialekten fixirt war, jeder Autor, der älteste wie der modernste, sich der einen wie der andern Form desselben bedienen konnte. — In Bezug auf die theilweise Originalität und Alterthümlichkeit des Paiçâcî hat Pischel unserer früheren Meinung gegenüber, die wir indessen, s. oben, auch selbst bereits modificirt hatten, entschieden Recht. Ebenso in Bezug auf manchen andern Punct, den er gelegentlich speciell hervorhebt, so z. B. in Bezug auf hiaa als Masculinum (p. 5), auf die Schreibungen cea und hutta (p. 24). Die Erklärung des letzteren Wortes durch hûta indessen, die der Scholiast zu Hem. 2, 99 giebt, erscheint noch nicht als sicher. Bei Cowell p. 100 findet sich die Angabe: hutta-parâhuttâv abhimukha-parâṅmukhayoḥ und ibid. huttaṃ gaaṃ; dies führt eher auf bhûta, wie sich denn auch unmittelbar vorher zu Hem. 2, 98 bahutta direct durch prabhûta erklärt findet; freilich pafst bhûta eigentlich doch auch wieder zwar sehr wohl zu parâhutta (parâbhûta) in der Bedeutung parâṅmukha, aber weniger gut zu hutta im Sinne von abhimukha. — Die „Theses“ am Schlusse sind wohl eben nur als solche, nicht als wirkliche Ansichten des Verf.'s aufzufassen? Wäre das Letztere der Fall, so würde es, in Bezug auf die beiden ersten derselben, sehr wünschenswerth sein, seine Gründe dafür kennen zu lernen.

---

78. Kern, H., over de Jaartelling der zuidelijke Buddhisten en de Gedenkstukken van Açoka den Buddhist. Uitgegeven door de Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Amsterdam, 1873. C. G. van der Post. (130 S. 4°.) L. C.-Bl. nr. 22. p. 718—21.

Es ist sehr zu bedauern, dafs diese verdienstliche Abhandlung einen Theil der Verhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam bildet, daher holländisch geschrieben ist und somit aufserhalb der Niederlande nur dem kleinen Kreise Derer zugänglich ist, die das holländische Idiom zu verstehen im Stande sind. Ihr Leserkreis und, was dasselbe ist, ihr Wirkungskreis wird dadurch ungemein eingeschränkt, und wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit einmal wieder über den schweren Schaden Klage zu führen, welchen die Wissenschaft dadurch erleidet, dafs die kleineren europäischen Nationalitäten sich nicht darauf beschränken, diejenigen literarischen Erzeugnisse, die dem Unterrichte, der Dichtung und Unterhaltung, den practischen Interessen dienen, je in ihrem eigenen Idiom zu publiciren, sondern dafs sie darin auch solche Arbeiten erscheinen lassen, welche ausschliefslich der Wissenschaft gewidmet sind und die daher allgemein zugänglich sein sollten. Darunter leidet der Zusammenhang der Wissenschaft, die respublica litterarum, ganz empfindlich. Ist es für die meisten Gelehrten, aufserhalb Deutschlands zumal, schon schwer genug, die drei grofsen Cultursprachen: Deutsch, Englisch und Französisch soweit zu umfassen, um den Fortschritten der Wissenschaft je in den betreffenden drei Ländern nachzukommen und sich au courant derselben zu halten: wie schwierig, ja geradezu wie unmöglich wird dies, wenn nun auch noch der Ungar ungarisch, der Däne dänisch, der Russe russisch, der Holländer holländisch etc. schreibt! Ipso facto liegt auf dergl. Publicationen eine Art Interdict. Im vorliegenden Falle kommt noch hinzu, dafs jetzt bereits auch die gelehrten Hindu, wie schon lange die Parsen Indiens, in einer den Vertretern der europäischen Wissenschaft durchaus ebenbürtigen Weise

an den Forschungen derselben Theil zu nehmen beginnen; sollen diese unsere, ohnehin schon durch das Erlernen des Englischen etc. stark in Anspruch genommenen Brüder in Brahman (das Märzheft des „Indian Antiquary“ macht sie p. 77—81 auf Kern's Schrift speciell aufmerksam) nun auch noch Holländisch lernen, um davon (719) Nutzen ziehen zu können?! Von Kern ist es im Uebrigen sattsam bekannt, daſs er seinerseits auch ebensogut Deutsch wie Englisch schreibt; an ihm selbst liegt es also nicht, wenn diese seine Schrift eben weniger bekannt wird, als sie es werden sollte.

Damit wollen wir nun übrigens keineswegs etwa gesagt haben, daſs wir mit den von ihm gefundenen Resultaten oder geltend gemachten Ansichten durchweg übereinstimmten; es erscheint uns vielmehr gar Manches davon als in hohem Grade bedenklich; Anderes indeſs ist dafür in der That ganz vortrefflich, und auch seine Absonderlichkeiten weiſs Kern eben doch stets mit so viel Gründen zu stützen, daſs seine Darstellung zum Wenigsten instructiv und in hohem Grade anregend bleibt, auch wo sie zum Widerspruche herausfordert.

Die Abhandlung besteht, wie schon der Titel zeigt, aus zwei ziemlich disparaten Theilen, die nur ganz äuſserlich in Zusammenhang gebracht sind. In dem ersten Theile (bis p. 31) behandelt Kern die Frage nach dem Datum des Nirvâṇa Buddha's, welches er, abweichend von der gewöhnlichen, auf den Mahâvaṅso gestützten Annahme, nicht auf das Jahr 543, sondern auf 388 v. Chr. ansetzt. Die inneren Schwierigkeiten der ersteren Annahme sind schon vielfach und wiederholt, u. A. auch von M. Müller in seiner hist. of anc. Sanskṛit Lit. (1859), speciell hervorgehoben worden, und zwar hat Westergaard in einer besonderen Abhandlung „über Buddha's Todesjahr“, die Kern sonderbarer Weise nicht einmal erwähnt (sie ist nb. bekanntlich nicht bloſs dänisch, sondern auch in deutscher Uebersetzung erschienen), dafür vielmehr das Jahr 370 v. Chr. in Vorschlag gebracht. Kern's positive Gründe für das Jahr 388 sind zwei. Zunächst die Angabe der Jaina, welche seiner Annahme nach den Tod

ihres Stifters Mahâvîra, den auch er wohl mit Recht direct mit Buddha identificirt, auf jenes Jahr ansetzen, 466 Jahre nämlich vor Vikramâditya, worunter wir, nach Kern's Meinung, den Anfang der Çaka-Aera (78 n. Chr.) zu verstehen haben. Und zweitens die Angabe der nördlichen Buddhisten, daſs Kanishka 400 Jahre nach dem Nirvâṇa gelebt habe. Letzterer Umstand ist (was Kern ebenfalls ganz unerwähnt läſst) auch schon wiederholentlich, und zwar speciell vom Ref., geltend gemacht worden, während Derselbe andererseits das Todesjahr Mahâvîra's aus bestimmten Gründen, die seines Wissens bis jetzt nicht widerlegt sind, den einheimischen Angaben nach vielmehr auf das Jahr 348 v. Chr. angesetzt hat (s. des Ref. Abh. über das Çatrumjaya Mâhâtmya p. 12. 1858). — Von der Darstellung jener chronologischen und sonstigen Widersprüche und Ungereimtheiten im Mahâvaṅso nimmt nun Kern ferner Veranlassung, sich nicht nur über dies treffliche Werk selbst und seine Zuverlässigkeit in sehr scharfer Weise zu äuſsern (nun, als eine unmittelbare, ächt historische Quelle ist es ja allerdings nicht zu verwerthen!), sondern auch theils die Ansprüche des Pâli auf den Namen Mâgadhî als eine „grobe Unwahrheit" (p. 13), es selbst resp. als eine „eklektische Kunstsprache" (p. 17) zu bezeichnen, theils endlich auch die Aechtheit, Authentität und das Alter der Pâli-Texte überhaupt sehr stark anzuzweifeln. Manches von dem in letzterer Beziehung hier Gesagten ist vom Ref. bereits vor längerer Zeit (1853, Ind. Stud. 3, 176 ff.) ebenfalls bemerkt worden, was Kern offenbar ganz entfallen ist, da er nicht darauf hinweist; indessen scheint er uns seinerseits mit seinen hiesigen Deductionen denn doch erheblich weiter zu gehen, als durch die Sachlage geboten wird. Und was sein Anathema gegen das Mâgadhî-thum und die Ursprünglichkeit des Pâli anbelangt, so wird er, meinen wir, zunächst wohl noch nicht viel Anhänger dafür finden. Angaben, wie die in der vibhaṅga-atthakathâ (bei d'Alwis Kaccayana p. CVII. CVIII) lassen über die Richtigkeit der Ansprüche desselben auf den Namen Magadhabhâsâ doch kaum einen Zweifel

zu, ebenso wie die einzelnen von Kern hervorgehobenen lautlichen Eigenthümlichkeiten einzelner Pâli-Wörter (p. 15 ff.) kaum irgend ausreichend erscheinen dürften, um dem Pâli den Charakter des Fictiven auf- (720) zuheften. Schon die engen Beziehungen zwischen ihm und dem Mâgadhî der Jaina treten ihm nach beiden Richtungen hin schützend zur Seite.

Bei Weitem fester begründet als diese Dicta ist der zweite Theil der Schrift (p. 31—107), der von den Edicten Açoka's handelt. Leider fehlt uns ja noch immer eine mit den jetzigen Hülfsmitteln der Photographie etc. hergestellte Ausgabe derselben, wie sie uns schon mehrfach, neuerdings wieder durch Cunningham, aber bis jetzt erfolglos verheifsen ist. Kern ist somit genöthigt, nur diejenigen Edicte zu behandeln, deren Text wenigstens annähernd als sicher bezeichnet werden kann, die Missive von Bhabra nämlich p. 31—45, und die Edicte IV (ahiṅsâ) bis p. 54, VIII (gegen Jagd) bis p. 65, XII (Girnar, Toleranz gegen die pâsaṇḍa) bis p. 71, VII (Aufseher über Frauen etc.) bis p. 76, XI (maitrî) bis p. 82, IX (gegen unnütze maṅgala) bis p. 86, X (pâratika) bis p. 89, II (Girnar, cikitsâ) bis p. 92, IV (Delhi, persönliche Ueberzeugung des Königs) bis p. 93, II (Delhi, Einsetzung von Grafen) bis p. 100, I (Dhauli, Instruction für dieselben) bis p. 104, XIV (gegen falsche Abschriften) bis p. 106. Der gröfste Theil hiervon ist bekanntlich auch von Burnouf bereits speciell behandelt worden. Kern's Interpretation führt uns aber entschieden mehrfach weiter, und das hehre Bild jenes grofsen Königs tritt uns aus ihnen immer heller und klarer entgegen, der, obschon offenbar selbst Anhänger von Buddha's Lehre, speciell vielleicht sogar bereits der Jaina-Abzweigung derselben angehörig, dennoch eben mehr Mensch als Buddhist war, und als Fürst zu klug, um seinen Unterthanen buddhistische Dogmen aufzudrängen, daher er vielmehr durchweg nur das allgemein Menschliche in seinen Edicten betont. — Bei seiner kritischen Herstellung und Interpretation dieser Edicte geht Kern davon aus (p. 49), dafs der ursprüngliche

Text derselben in der Sprache des Königs selbst, also in Mâgadhî, abgefaſst gewesen sei, daſs die anderen Redactionen locale Uebersetzungen dazu seien, in die sich mehrfach Magadhismen eingeschlichen hätten. Die Girnarsche Recension repräsentire (p. 45) das alte Gujrâti resp. Mahrâṭhî, während die von Kapurdigiri (warum immer noch só geschrieben? die richtige Form ist doch wohl Kapardigiri, s. des Ref. Abh. über das Çatr. Mâh. p. 118) das damalige Gândhârî.

Von den beigefügten beiden „Aanhangsel" handelt der erste (p. 108—118) von dem Prâkṛit der Gâthâ der nördlichen Buddhisten. Nach Kern's Meinung nämlich ist die Prosa des Lalitavistara einfach ein Bastard-Sanskṛit, die Verse aber seien ursprünglich in reinem Prâkṛit abgefaſst gewesen, welches durch ihre gegenwärtige Form noch durchleuchte, wie er an mehreren Beispielen im Einzelnen zu erhärten sucht. Zur Erklärung vergleicht er damit das Latein in Molière's Malade imaginaire, also was wir Küchenlatein nennen. Es ist dies jedenfalls eine ganz neue Ansicht von der Sache, die immerhin wohl erwogen zu werden verdient. Bisher war man der Meinung, daſs die Sprache dieser Texte keine gemachte sei, sondern eine genetische Entwicklung etwa jener dem Sanskṛit nahe verwandten nordwestlichen Form des Prâkṛit repräsentire, für die uns in der Kapardigiri-Recension ein authentischer Ausdruck aus der Zeit Açoka's eben vorliegt. Das zweite „Aanhangsel" (p. 119. 120) kommt (mit Bezug auf p. 9) auf einen der vielen Vatermorde zurück, welche im vierten Capitel des Mahâvaṅso der Dynastie des Bimbisâra Schuld gegeben werden, und sucht den ersten derselben, den Mord des Bimbisâra selbst durch seinen Sohn Ajâtaçatru, als bloſs auf einer verkehrten Etymologie dieses letzteren Namens basirend darzustellen. Daſs derselbe an der betreffenden Stelle falsch aufgefaſst ist, unterliegt keinem Zweifel; doch erscheint es gewagt, daraus so weitgehende Schlüsse zu machen, wie Kern thut. Gegenüber der Angabe, daſs auch Udâyibhaddaka, der Sohn Ajâtasattu's, diesen seinen Vater getödtet habe, verdient im Uebrigen

immerhin vielleicht Bemerkung, dafs das Çatapatha Brâhmaṇa (5, 5, 5, 14) von einer Verfluchung des Bhadrasena (721) Âjâtaçatrava berichtet, durch welche derselbe, Yâjnavalkya's Angabe zufolge, rasch durch Âruṇi hingestreckt ward. Weiter enthält der Text allerdings nichts (der Commentar hat gerade an dieser Stelle eine Lücke, wodurch uns übrigens wohl schwerlich etwas Brauchbares entgeht); es geht somit daraus nur ein starkes Vergehen des Bhadrasena hervor, ohne dafs erhellt, welcher Art und gegen wen (ob etwa gegen Âruṇi selbst?) dasselbe gerichtet gewesen sei.

Zu der Form nayâsu für nirayâsu (p. 57) stimmt sehr gut das im Mâhârâshṭrî des Hâla sich mehrfach findende ṇimta für niryant (vgl. Zeitschr. d. deutschen Morg. Ges. 26, 741); und für vacabhûmika (p. 69) möchte vielleicht noch eher an vraja°, als an vrâtya° zu denken sein, da ja √vraj auch im Prâkṛit als vacc zu erscheinen pflegt (Vararuci 8, 47). Sollte für tuphe (p. 102. 103) tuphehi, tuphâka nicht etwa tujh° gelesen werden können? ph und jh sind in der That nicht unschwer zu verwechseln. Die in neuerer Zeit viel besprochene Form dekhâmi, oder dakhâmi, erscheint auch hier einfach im Sinne des Präsens (= paçyâmi nach Kern p. 104), nicht als Futur gebraucht, ein Umstand, der für die durch Ref. vorgeschlagene Erklärung derselben aus einer Art Desiderativ-Stamm: dṛiksh (s. Kuhn's Beiträge 7, 486) als weiteres Moment einzutreten geeignet scheint.

Jedenfalls kommt diese zu erneuter Prüfung vieler bisher geltender Ansichten speciellen Anlafs gebende Schrift Kern's gerade jetzt recht zur Zeit, wo theils durch Beames und Pischel die Fragen über die Entstehung des Prâkṛit überhaupt ganz neu in Flufs gekommen sind, theils auch die Pâli-Forschungen selbst neuen Aufschwung genommen haben. Von der gröfsten Bedeutung hiefür würde es denn freilich sein, wir können dies nicht oft genug wiederholen, wenn uns endlich wirklich authentische Copien dieser berühmten Piyadasi-Edicte geliefert würden. Eigentlich ist dies geradezu eine Art Ehrenpflicht gegen die Wissenschaft, deren sich eine

europäische Regierung Indiens füglich nicht länger entziehen sollte![1]]

---

79. Colebrooke, H. T., miscellaneous essays. A new edition, with notes, by E. B. Cowell, Prof. 2 vols. London, 1873. Trübner & Co. (XV, 543; VII, 519 S. 8.)

A. u. d. T.: Life and essays of H. T. Colebrooke. In 3 vols. Vol. 2 u. 3.

L. C.-Bl. nr. 22. p. 783—84.

Colebrooke's Essays sind bekanntlich nicht bloſs für die Zeit, wo sie je einzeln (1795—1828), resp. gesammelt (1837), erschienen, geradezu mustergültig gewesen, sondern sind auch gegenwärtig noch eine reiche, unerschöpfte Quelle der Belehrung in allen den Richtungen, über die sie sich erstrecken, und verdienen in vollem Grade das Lob, welches ihr jetziger Herausgeber, E. B. C(owell), in seinem kurzen Vorworte ihrem Verf. spendet; daſs nämlich „in every part his calm judgment and minute accuracy were no less conspicuous than his vast learning and industry".

In den 46 Jahren, die seit dem Erscheinen der letzten dieser Abhandlungen (es ist dies die über die Hindu courts of justice 1828) verflossen sind, hat die indische Philologie zwar allerdings gewaltige Fortschritte gemacht, aber „these essays still retain their ground", sowohl darum, weil sie sich zu einem guten Theile über Gebiete erstrecken (wir haben hier die philosophischen und mathematisch-astronomischen Arbeiten im Auge), die auch seitdem nicht gerade speciell cultivirt worden sind, als nicht minder darum, weil Colebrooke eben aus dem Vollen schöpfte und für seine Nachfolger vielfach nur die speciellere Detaillirung der von ihm mit sicherer Hand dargelegten Grundzüge überblieb. Immerhin ist denn aber doch auch er nicht dem Schicksale alles Menschlichen entgangen: opinionum commenta delet dies, und

1] der erste Band von Cunningham's Corpus Inscriptionum Indicarum liegt ja nun factisch vor (Calc. 1878), eine äuſserst dankenswerthe Publication.

gar manche auch seiner Angaben ist veraltet und überholt. Bei einer der wichtigsten dieser Abhandlungen, dem essay on the Vedas (1805), ist dies, denn gerade hier hat die Wissenschaft die gröfsten Fortschritte gemacht, in so hohem Grade der Fall, dafs der Herausgeber die sich darbietende Gelegenheit, dieselbe durch einen anerkannten Fachmann, Prof. W. D. Whitney, speciell annotiren zu lassen (30 enggedruckte Seiten Noten zu 95 Seiten Text), dankbar annahm. Wir bedauern, dafs nicht auch ebenso, dem früheren Plane gemäfs, die Arbeiten über Astronomie und Algebra durch denselben Gelehrten, den Einzigen, der sich seit Colebrooke in dessen eigener Weise damit beschäftigt hat, annotirt worden sind. Es würde dann u. A. auch das seltsame Quidproquo vermieden worden sein, dafs wir jetzt auf 2, 282 n. eine von Whitney längst aufgegebene Ansicht doch noch so aufgeführt sehen, als ob er dieselbe eben stetig festgehalten habe. Des Herausg.'s eigene Noten sind von ganz besonderem Werthe auf dém Gebiete, dessen Studium ihm eben seinerseits selbst am nächsten liegt, bei den philosophischen Abhandlungen nämlich, zu denen er auch zwei selbstständige Appendices (resp. Uebersetzungen) über die Jaina und die Cârvâka, nebst einem dergl. von Childers über die 12 nidâna der Buddhisten, beigefügt hat. Zu dem ursprünglichen Bestande der miscellaneous essays sind hier im Uebrigen noch verschiedene Abhandlungen hinzugekommen, die Vorreden nämlich (734) zu dem Digest of Hindu Law on Contracts and Successions (1798) und zu den two treatises on the Hindu Law of Inheritance (1810), die essays on Hindu Courts of Justice (1828) und on indian weights and measures (1798), die Uebersetzung der Sâṃkhyakârikâ, und Colebrooke's Antwort an Bentley (1826). Der Index ist erheblich vervollständigt und umfafst beide Bände zugleich; die Ausstattung ist vorzüglich. Eins aber fehlt leider, die Tafeln nämlich mit den Facsimile der Inschriften; die wird man also auch ferner nur in der ersten Ausgabe zur Disposition haben.

---

80. The Paribhâshenduçekhara of Nâgojîbhaṭṭa, edited and explained by F. Kielhorn, superint. of Sanskṛit stud. in Deccan college. Part I (the Sanskṛit text and various readings). Part II (translation and notes). Bombay, 1868—74. (a.: IX, 116; b.: XXVI, 537 S. 8°.)

A. u. d. T.: Bombay Sanskṛit series. Nos. II. IX. XII.
L. C.-Bl. nr. 32. p. 1047—48.

Unter dem gemeinsamen Titel: Bombay Sanskṛit Series erscheint seit dem Jahre 1868 unter Bühler's und Kielhorn's Leitung eine Reihe von Ausgaben von Sanskṛit-Texten, welche speciell für das Bedürfnifs des Unterrichtes in den indischen Sanskṛit-Schulen selbst bestimmt sind. Publicirt sind davon bisher 12 Nos., nämlich das Pañcatantram in drei Heften durch Bühler (Buch 2—5) und Kielhorn (Buch 1), das Mâlavikâgnimitram durch Shankar Paṇḍit in einem Hefte, die ersten 13 Bücher des Raghuvañça in drei Heften durch denselben, die erste Hälfte des Daçakumâracarita durch Bühler, die beiden letzten Centurien des Bhartṛihari mit Auszügen aus zwei Sanskṛit-Commentaren durch Kâçinâth T. Telang. Angekündigt ist u. A. noch eine Ausgabe des Mâlatîmâdhava durch Bhâṇḍârkar. Alle diese Ausgaben (nur die des Bhartṛihaṛi ist dem Ref. noch unbekannt) sind mit kritischen und zum Theil auch mit exegetischen Noten versehen. Die sorgfältigste von ihnen allen, und zwar schon einfach darum, weil weitaus die schwierigste, ist unstreitig die vorliegende Bearbeitung des Paribhâshenduçekhara durch Kielhoṛn. Bei der für uns Europäer geradezu fast erschreckenden sowohl Punctiliosität der Art der Untersuchung als Trockenheit des Inhaltes überhaupt, hat von Seiten Kielhorn's in der That ein hoher Grad von Selbstverleugnung dazu gehört, sich durch diese, man kann wohl sagen, endlos ermüdenden Schwierigkeiten hindurchzuarbeiten; und wir können nicht umhin, ihm dafür unsere herzliche Anerkennung sowohl wie unsere besten Glückwünsche dazu darzubringen, dafs ihm dies mit Hülfe der höchst werthvollen Unterstützung von Seiten seiner gelehrten

Collegen Cintâmaṇi Çâstrin Thatte, Ananta Çâstrin Pendharkar und Viṭṭhal Râv Gaṇeç Patvardhan, welche die vierte, resp. fünfte Generation der an Nâgojîbhaṭṭa sich anschliefsenden Schule bilden und über deren Beistand er sich in seinem Vorworte in sehr warmen Dankesworten ausspricht, in so trefflicher Weise gelungen ist.

Der Paribhâshenduçekhara des Nâgojî ist eben eine ganz moderne Arbeit, hat sich aber eines so bedeutenden Erfolges zu erfreuen gehabt, dafs bereits eine sehr stattliche Zahl von Commentaren und Supercommentaren dazu existirt. Râjârâmaçâstrin und Bâlaçâstrin zählen bei Gelegenheit ihrer eigenen kritischen Bemerkungen dazu im Benares-„Paṇḍit" Nos. 5 ff. [s. ob. p. 230] dreizehn dergl. Werke auf, von welchen Kielhorn drei, die Commentare nämlich des Vaidyanâtha, Bhairava und Râghavendra, verwerthet hat, während er aufserdem noch einen vierten, dort nicht genannten (von Brahmânanda-Sarasvatî), benutzte, ja auch noch einen fünften (von Çeshaçarman), ebenfalls dort nicht erwähnten, zur Disposition hatte.

Aufser Text, Uebersetzung und Noten, welche letztere insbesondere die Heranziehung des Bhâshya und Kaiyaṭa's betreffen, giebt uns Kielhorn im Uebrigen auch noch eine ausführliche Vorrede, in der er die Herkunft und das gegenseitige Verhältnifs der einzelnen paribhâshâ, sowie ihre Bedeutung für die Inter- (1048) pretation Pâṇini's sorgfältig abwägt. Die 122 (resp., da 93 zehn, 120 drei Regeln umfafst, 133) grammatischen paribhâshâ nämlich, die Nâgojî zusammengestellt und commentirt hat — bekanntlich sind es Maximen, bestimmt, zur Interpretation und richtigen Anwendung der Regeln Pâṇini's Anleitung zu geben —, sollen, der einleitenden Bemerkung Nâgojî's zufolge, aus dem Bhâshya und dem Vârttika entlehnt sein; es trifft dies indefs nicht strict zu, da sich darunter zunächst theils einige finden, deren Wortlaut von dem im Bhâshya vorliegenden „slightly" differirt, theils aber auch ferner nicht nur solche, die im Bhâshya gar nicht direct vorkommen und darin nur angedeutet oder stillschweigend angewendet erscheinen, sondern

auch sogar solche (in Summa 16), die im Bhâshya gar keinen Anhalt haben, ja demselben geradezu widersprechen. Für Pâṇini's Text wird die Existenz und Wirksamkeit von ungefähr der Hälfte aller paribhâshâ durch sogenannte jnâpaka, Kennzeichen, unmittelbar erwiesen, d. i. durch Ausdrücke oder Regeln oder irgend welche Proceduren seinerseits, die keinen Sinn haben oder überflüssig oder gänzlich zwecklos sein würden, wenn eben „a particular Paribhâshâ did not exist", die sich aber als nothwendig und zweckmäfsig ergeben, sobald man die Existenz dieser P. annimmt; diese P. heifsen jnâpakasiddhâ. Eine zweite Gruppe der P. heifst nyâyasiddhâ, d. i. ihre Bedeutung beruht entweder auf allgemeiner Annahme (dies sind die lokanyâyasiddhâ) oder ist selbst-evident: from the nature of what is taught (yuktisiddhâ). Die dritte Gruppe der P. heifst vâcanikî und basirt entweder auf directen Regeln Pâṇini's oder stellt ganz unabhängige Maximen dar. Was nun die Auctorität der einzelnen in diesen drei Gruppen enthaltenen Par. betrifft, so ist zu bemerken, dafs 22 derselben von Nâgojî selbst zurückgewiesen werden; die Gültigkeit anderer ist nur eine theilweise, wird nämlich theils durch andere Par. selbst, theils durch besondere jnâpaka bei Pâṇini „which indicate that certain Paribhâshâs are not universally valid" auf gewisse Puncte eingeschränkt, und auch da, wo solche Marken fehlen, findet die Auctorität der Par. schliefslich immer im Sprachgebrauche selbst ihr Correctiv: „the test of the universal validity of a Paribhâshâ is after all to the Hindu grammarian only this, whether or not its adoption in all cases in which it may be applicable would lead to the correct forms of the actual language, and a Paribhâshâ is accordingly considered valid so long as correct forms only result from its application and not valid as soon as its application would give rise to incorrect forms". Das könnte nun beinahe wie ein Zirkelschlufs aussehen, denn, wer lehrt uns nun, welche Formen correct sind? indessen dafür tritt ja eben Pâṇini selbst ein.

Mit den angegebenen Restrictionen gilt es denn im Uebri-

gen von der bei Weitem gröſsten Anzahl, und vor Allem von den wichtigsten der hier von Nâgojî gesammelten Paribh., daſs sie in der That: „either consciously or unconsciously have been adopted already by Pâṇini and must therefore be adopted also by us when we wish to explain and apply the rules of that great grammarian or to ascertain the value and accuracy of their traditional interpretation". Und hierin beruht dann eben die groſse Bedeutung des Werkes Nâgojî's sowohl, wie der demselben von Seiten unseres gelehrten Landsmannes gewidmeten schweren Mühe und Arbeit; die „jnâpaka" der von ihm darauf verwendeten Sorgfalt liegen überall so klar zu Tage, daſs wir uns seiner Leitung beim Wandern durch diese grammatisch-labyrinthischen Kreuz- und Quergänge mit Zuversicht anvertrauen können. Nur zweierlei vermissen wir doch, einmal nämlich einen alphabetischen Wortindex zum Mindesten für die paribhâshâ selbst, und sodann ein Verzeichniſs der bezüglichen sûtra Pâṇini's, resp. der Stellen, wó diese behandelt werden. Beides wäre eine ungemein schätzenswerthe Zugabe gewesen, deren Mangel sogar schmerzlich empfunden werden dürfte.

---

81. Linde, Ant. van der, Geschichte und Literatur des Schachspiels. 1. Band (mit 415 Diagrammen). Berlin, 1874. Springer. (XII, 422, 34, 50 S. gr. 8.) 6 Thlr. 20 Sgr. L. C.-Bl. nr. 32. p. 1053—56.

Dieses stattliche Werk van der Linde's wird nicht verfehlen, in den betreffenden Kreisen dasselbe Aufsehen zu erregen, wie seine seit 1870 bereits in zweiter Auflage und in zwei Uebersetzungen erschienene „Haarlemmer Coster-Legende". Dieselbe unerbittliche Wahrheitsliebe, mit der er dort, unbekümmert um die nationalen Vorurtheile seines Vaterlandes und um den argen Sturm, den er dadurch über sein Haupt heraufbeschwor, die Ansprüche Hollands auf die Erfindung der Buchdruckerkunst in ihr rechtes Licht setzte, leitet ihn auch hier bei seiner Zergliederung und kritischen

Zersetzung der bisher über die „Geschichte des Schachspieles“, die er mit vollem Rechte ein „interessantes Stück Cultur- und Literatur-Geschichte“ nennt, üblichen Anschauungen. Und mit diesem kritischen Scharfblicke verbindet sich eine höchst anerkennenswerthe philologische sowohl wie bibliographisch-literarische Akribie und Sorgsamkeit, sowie eine nach allen Richtungen hin gleich lebendige und offene Weite der historischen Anschauung überhaupt.

Bei einer Untersuchung über die Ursprünge des Schachspieles kam es natürlich vor Allem auf die orientalischen Quellen dafür an; der Defect eigener sprachlicher Kenntnisse auf diesem Gebiete ist bei dem Verf. allerdings ein Uebelstand, insofern er dadurch hie und da zu kleinen orthographischen etc. Fehlern verleitet worden ist, die in solchen Fällen unausbleiblich sind; doch trifft dies eben fast nur geringe Aeufserlichkeiten. Denn er hat sich eben, um diesem Defecte abzuhelfen, theils durchweg je an die besten gedruckten Hülfsmittel gewandt, theils aber auch unmittelbar je bei anerkannten Fachmännern Raths erholt, für das Persische z. B. bei Pertsch, für das Arabische bei Rieu, Dieterici, Krehl, Steinschneider, für das Tibetisch-Mogolische bei Schiefner. Auf Steinschneider geht ein ganzer Abschnitt, eine eigene Monographie geradezu (p. 155—202): „Schach bei den Juden“ zurück. Für das Sanskrit kamen dem Verf. zufällig gerade des Ref. einschlagende Arbeiten trefflich zu passe.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste derselben: „Tschaturanga oder Shatrandsch, c. 800 —1500“ (p. 1—318) handelt zunächst von der „Schachmythologie“, nämlich den mythischen Angaben über die Erfindung des Spieles bei Masûdî (gest. 958), Firdûsî, Ibn Khallikan etc.; — sodann von der „Schachromantik“ (p. 14—39) d. i. den Sagen über das Blühen des Schachspieles am Hofe der Omajjaden (des Harûn ar-Rashîd etc.) und der gleichzeitigen Byzantiner, des Königs Artus, Pippin's, Karl's des Grofsen; — darauf vom „Pseudo-Schach“

(p. 39—64), nämlich von den vielfachen Verwechselungen des Schachspieles mit allerhand Brettspielen, die bei den Aegyptern, Griechen, Römern, in den Saga des Nordens, in Irland etc. vorkommen; von besonderem Interesse ist hier die Untersuchung über das irische Fîdcill, welches schon zur Zeit des Königs Cahir-more im Jahre 177 u. Z. in Uebung gewesen sein soll, während die irischen Namen der Schachfiguren offenbar auf einer so zu sagen gelehrten (!) Uebersetzung der englischen Schachterminologie beruhen (espug, episcopus, bishop; bran oder brandubh, Rabe, ein Mifsverständnifs des englischen rook, d. i. Roche). Hierauf wendet sich der Verf. zu den historisch sicheren Angaben über das Schach. Zunächst denn natürlich zu den ältesten Nachrichten über das indische Schach, wie sie uns bei Masûdî und Firdûsî vorliegen. Wie die dortigen Traditionen in Gemeinschaft mit dem persischen Namen des Spieles eben auf Indien als das Mutterland desselben hinweisen, so bürgt (1054) andererseits dafür, dafs dasselbe über Persien nach dem Abendlande gelangt ist, der Name des Königs, shâh; hätten die Araber das Spiel direct erhalten, würden sie den König arabisch benannt haben. Der Verf. unterwirft sodann den bekanntlich zuerst von Sir W. Jones bekannt gemachten, angeblich aus dem Bhavishya-Purâṇa entlehnten Text über das Würfelvierschach, caturaṅga, einer kritischen Untersuchung und gelangt dabei zu dem Resultate, 1) dafs die Erfindung des Schachspieles in Indien überhaupt erst in das achte Jahrhundert zu setzen, 2) dafs dasselbe von vornherein ein Zweischach gewesen (p. 77) und das „Würfelvierschach nur eine ziemlich moderne Abart“ (p. 78) sei. In Bezug auf die erstere Annahme bleibt er sich indessen schliefslich doch nicht ganz consequent, insofern er nämlich weiter unten (p. 203) sich dahin ausspricht, dafs die „Annahme, dafs die Araber im neunten, vielleicht schon im achten Jahrhundert Schach gespielt haben, nicht mehr zu den ungeschichtlichen Sagen“ gehöre. Und wie hier, so möchte der Ref. auch in Bezug auf die zweite dieser Annahmen die

Acten noch keineswegs als geschlossen betrachten. Jeder Tag kann uns jetzt neue Kunde aus Indien bringen, welche aus bisher verborgenen Quellen Licht schafft. Vielleicht läfst sich doch jener „antient treatise of law", in welchem Colebrooke das Spiel vorfand, noch einmal ausfindig machen. Der mânasollâsa des Câlukya-Fürsten Someçvara, in welchem Bühler kürzlich (s. Monatsberichte der Berl. Ak. der Wiss. 1874, p. 283) einen Abschnitt über das Schachspiel gefunden hat, gehört ja anscheinend bereits in das elfte Jahrhundert und wird uns hoffentlich bald zugänglich werden. Die Citate endlich aus Gotama in dem von Jones übersetzten Texte, die Hinweisungen auf die Râkshasa darin, sowie die auf Ceylon bei Nîlakaṇṭha lassen immer noch die Hoffnung offen, dafs etwa auch aus buddhistischer Quelle noch eine Auskunft zu gewinnen sein wird. Kann sich doch auch v. d. Linde (p. 83) nicht ganz dem Eindrucke entziehen, dafs das Schachspiel sich sehr wohl dazu eigne, gerade in buddhistischen Kreisen erfunden zu sein. Freilich, chronologisch liegt hier ja einstweilen noch Alles ziemlich im Argen.

Nach einem kurzen Blicke auf das Schachspiel in Hinterasien (Siam, Birma), China und Japan betreten wir sodann den Boden fest datirter Schachliteratur bei den Arabern (p. 96 ff.), für deren Anfänge die Berichte des Masûdî immer noch die Hauptquelle bilden. Im Alter am nächsten steht eine gelegentliche Erwähnung in den von Dieterici bearbeiteten Abhandlungen der Ihhvân eç Çafâ (p. 203). Als das wichtigste erhaltene arabische Schachwerk aber erscheint ein Codex des British Museum (7515 Rich.) aus dem 13. Jahrhundert, aus welchem v. d. Linde durch die Güte Rieu's einige wichtige Tabiyat mittheilt, und dessen vollständige Publication er für sehr wünschenswerth hält. Die persische Schachliteratur (p. 108) schliefst sich ganz der arabischen an, und das persische Schach führt uns schliefslich wieder nach Indien (p. 121 ff.), da das Spiel eben in der in Arabien und Persien erhaltenen neuen Ausbildung schliefslich wieder in

das Land zurückkehrte, von dem es ursprünglich ausgegangen war (eine Erscheinung, die ja z. B. bei der ind. Astrologie in ganz gleicher Weise vorliegt). Auch das türkische Schach (p. 129 ff.) ist mit dem arabischen identisch. Der nächstfolgende Abschnitt (p. 134 ff.) handelt von der Verbreitung des Spieles nach Europa, die der Verf. in sehr ansprechender Weise durch einen aus Flügel entlehnten kurzen Ueberblick über die Geschichte der Araber in Spanien einleitet. Das älteste sichere Zeugnifs für die Existenz des Spieles in europäischer Sprache ist ein Brief des Italieners Damiani aus dem Jahre 1061 oder 1063 (p. 140), freilich nur in einer erst 1610 erschienenen Ausgabe seiner Briefe vorliegend, woran sich dann eine Angabe des bekannten Petrus Alfonsi (geb. 1062) anreiht. Aus Spanien kam das Spiel eben bald nach Italien. Anna Komnena in Byzanz im Anfange des 12. Jahrh. spricht (1055) davon noch als von etwas Neuem. Die zweite Hälfte des 12. Jahrh. führt uns nach Frankreich, England und Deutschland. Die Periode 1250 —1450 ist die Blüthezeit des alten Schach in Europa; es wurde so beliebt, als Geldspiel, dafs Staat und Kirche sogar dagegen einschritten (p. 143). Ein Hauptgrund für diese Blüthe war die Isolirung des Adels auf seinen Ritterburgen, die Langeweile und Monotonie darin, für welche das Schach sich als ein wahres Labsal zeigte. Daher denn auch der grofse Einflufs der Schachsymbolik (p. 146 ff.), u. A. auch auf die Heraldik. Auf Steinschneider's Monographie „Schach bei den Juden“ folgt sodann eine ausführliche Erörterung über das „Problemschach des Mittelalters“ (p. 202—316), nämlich 372 Probleme aus dem arabischen, dem spanischen, dem lombardischen und dem deutschen (speciell dem Ströbecker) Schach.

Die zweite Abtheilung (p. 319—422) behandelt das neue europäische Schach, welches sich von dem des Mittelalters hauptsächlich dadurch unterscheidet, dafs der Fers (die Königin) nicht mehr blofs einen diagonalen Schritt, sondern bis zum Rande des Brettes, und zwar nach allen Richtungen

hin, der Alfil (Läufer) dagegen nach jedem Felde seiner ganzen Diagonale entlang ziehen durfte. (Das Wort „Dame“ (Königin) hat eben mit dem Worte Dame für „Frau“ sprachlich nichts zu thun, sondern bedeutet nur: Stein, resp. bis zu einem Randfelde avancirter Stein, wie in unserem „Dame“-Spiel.) Der erste eigentliche Vertreter dieses Eilschaches ist der Spanier Lucena (c. 1497). Von hier ab nimmt die Darstellung v. d. Linde's einen wesentlich bibliographischen Charakter an. Er führt die betreffenden Autoren: Damiano, Ruy Lopez, Polerio, Gioach. Greco bis auf Allgaier, der Reihe nach mit ihren Schriften, und zwar stets unter Beigabe orientirender Bemerkungen, auf.

Als Beilagen folgen zwei Abschnitte aus der so zu sagen ersten Auflage des Werkes. Ursprünglich war dasselbe nämlich rein zu einem bibliographischen Handbuche bestimmt. Verschleppungen des Druckes aber, welche seit Frühling 1872 in Folge der verschiedenen Strikes denselben unterbrachen, veranlafsten den Verf., seine erste Auflage einfach zu cassiren und sofort gleichsam „die zweite, umgearbeitete Auflage“ vorzulegen. Doch hat er eben diese beiden Beilagen von der Cassirung ausgenommen. Die erste derselben enthält den Sanskrittext des indischen Würfelvierschachs, wie er sich nach der Bearbeitung des Ref. in den Monatsberichten der Berl. Akademie, Febr. 1872 herausgestellt hat (p. 1—18; hier hält v. d. Linde noch an der Ursprünglichkeit dieser Form des Schachs fest, welche Meinung er eben seitdem aufgegeben hat); die zweite Beilage dagegen, paginirt 19—34 und 104—154, enthält eine ausführliche Bibliographie des Liber de moribus hominum et officiis nobilium ac popularium (super ludo scachorum) des Jacobus von Cessoles (c. 1250—1300), eines für „die symbolische Betrachtung des Schachs im Mittelalter“ höchst charakteristischen Werkes.

Ein vollständiges alphabetisches Register über das ganze Werk wird dem Ende des Jahres erscheinenden zweiten (Schlufs)-Bande beigegeben. Die Ausstattung des Werkes ist

höchst elegant und entspricht auf das Würdigste dem inneren Gehalte desselben. — Sprechen wir zum Schlusse noch unsere Freude darüber aus, dafs van der Linde diese seine schöne Arbeit hat in deutscher Sprache erscheinen lassen. Sie holländisch zu publiciren, wäre allerdings, bei dem universalen Interesse ihres Inhaltes, geradezu eine Art Selbstmord gewesen. Es ist bei dem Verf. aber nicht blofs die richtige Erkenntnifs hievon, sondern auch warme Liebe zum deutschen Reiche und zu dessen weltgeschichtlichem Berufe, was ihn veranlafst hat, diese seine Schrift nicht französisch oder englisch, was er ja, wie er schon anderweitig bewiesen, auch diesmal ebensogut gekonnt hätte, sondern deutsch abzufassen. Er gehört eben zu den leider immer noch wenig zahlreichen Holländern, welche, auf Grund unserer alten Stammesbruderschaft, auch jetzt noch deutsch denken und fühlen, ohne
(1056) dabei der Liebe zu ihrem eigenen Vaterlande untreu zu werden, vielmehr gerade aus richtiger politischer Erkenntnifs dessen, was auch ihm am Besten frommt.

1875.

82. The Âryabhaṭîya with the commentary Bhaṭadîpikâ of Paramâdîçvara, edited by Dr. H. Kern. Leiden, 1874. E. J. Brill. (XII, 107 S. gr. 8.) L. C.-Bl. nr. 7. p. 206—7.

Die Leydener Universität, die in diesen Tagen ihr dreihundertjähriges Jubiläum feiert, hat von Anfang an tüchtige Orientalisten zu ihren Mitgliedern gezählt. Wenn es früher die semitische Philologie war, welcher sich die Arbeiten derselben ausschliefslich zuwandten, so ist jetzt der Kreis ein weiterer geworden, und für das Sanskrit speciell hat die Leydener Philologie in Kern in der That einen ihres alten Rufes würdigen Vertreter. Seine vorliegende neueste Arbeit hilft einem lange gefühlten Bedürfnisse ab. Âryabhaṭa (so, und nicht Âryabhaṭṭa, wie noch immer wieder geschrieben wird) ist der erleuchtetste Autor der astronomischen Wissenschaft der Inder, war aber bisher hauptsächlich nur durch Citate in späteren Schriften bekannt. Er lebte im östlichen Indien, in Kusumapura, d. i. dem Palibothra der Alten, und verfafste dies kurze Lesebuch, als er 23 Jahre alt war; beides giebt er hier selbst an, im gaṇitapâda v. 1 und im kâlakriyâpâda v. 10, hier p. 18 und 58. Das Jahr seiner Geburt stellt sich nach den speciellen Angaben, die er hierbei darüber macht, s. Bhâo Dâjî im Journ. R. A. S. 1865 p. 405 und Kern in der Vorrede zu Varâhamihira's Bṛihats. p. 57, auf A D. 476. Getragen von dem Einflusse der griechischen Astronomie, hat er sich frei gemacht von allen Fesseln einheimischer Lehren, während nach ihm in der

indischen Astronomie wieder ein Zurücksinken in diese letzteren stattgefunden hat. Ueber die ihm zugehörigen Schriften hat lange Streit bestanden; es scheint aber jetzt festzustehen, dafs eben nur das daçagîtisûtram (in 10 vv.) und das âryâshṭaçatam in drei Capiteln (mit 33, 25 und 50 vv.) ihm zugehört. Die vorliegende Ausgabe ist mit dem Commentar des Paramâdîçvara (von ungewissem Alter) versehen und beruht auf zwei Malayalim-Handschriften der Royal As. Soc. in London. Von einem zweiten Commentar, dem Bhaṭaprakâça des Sûryadevayajvan, theilt Kern in der Vorrede die Einleitung mit. (Wir bemerken hierbei, dafs die irrthümliche Lesart desselben bei 4, 45 madhyâhnotkrama° für madhyâhnât krama° sich auch in Chambers 480 vorfindet. Der Verf. des Jyotisha, der in diesem selbst Lagadha genannt wird, erscheint hier bei Sûryadeva als Lagaḍâcârya citirt.) Die Zeit auch dieses zweiten Commentators ist unsicher; oder sollte er etwa mit dem Sûrya, Verfasser eines ebenfalls prakâça genannten Commentars, zu Bhâskara zu identificiren sein, der denselben çake 1460 = A.D. 1538 geschrieben zu haben scheint, s. Verz. der Berl. Sanskr.-Hdschr. p. 231? dann müfste er den Bhaṭaprakâça noch nach Abfassung seines Tâjikâlaṃkâra verfafst haben, denn in der Aufzählung seiner Schriften am Ende dieses Werkes, am a. O. p. 260, erwähnt er denselben nicht. Ein dritter Commentar ist der von Bhâo Dâjî (Journal R. A. S. 1865, p. 398) benutzte des Someçvara, der seinerseits „upon one by Bhâskara" gegründet ist, was Kern entgangen zu sein scheint, da er (preface p. IX) nur noch den ganz kurzen, wie der Text selbst metrisch (in 45 vv.) abgefafsten Commentar des Bhûtavishṇu zum Daçagîtisûtra (Chambers 480) erwähnt.

Zur Erklärung dieses hochwichtigen Werkes hat Kern zunächst nur am Schlusse (p. 102—106) eine Inhaltsangabe der einzelnen Verse beigegeben. Wir dürfen aber wohl erwarten, dafs er uns mit der Zeit den Inhalt auch in anderer Form vorführen und ebenso allgemein zugänglich machen wird, wie er dies in só vortrefflicher Weise mit dem astrologischen

Lehrbuche eines (207) der nächsten Zeitgenossen und Nachfolger Âryabhaṭa's, des Varâhamihira († A D. 587), bereits gethan hat.

---

83. Benfey, Theod., die Quantitätsverschiedenheiten in den Samhitâ- und Pada-Texten der Veden. 1. Abhandlg. Göttingen, 1874. Dieterich. (44 S. gr. 4.) 1 Mk. 60 Pf.)
(Aus d. 19. Bde. d. Abhh. d. Kgl. Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen.)
L. C.-Bl. nr. 15. p. 488—91.

Die zahlreichen Abhandlungen, welche Benfey in den letzten Jahren über die mannigfachsten Fragen der indogermanischen Sprachperiode hat erscheinen lassen und welche durchweg in alter Weise von seinem glänzenden Scharfsinn sowohl wie von seiner rüstigen Arbeitskraft ein so luculentes Zeugnifs ablegen (einige Pluralbildungen des indogerm. Verbums 1867, jubeo und seine Verwandten 1871, nominales Suffix ia oder ya 1871, indogerm. Optativ 1871, indogerm. Vocativ 1872, indogerm. Gen. Sgl. îans, îas, îa 1874), beruhen sämmtlich auf einer sehr speciellen Erforschung, resp. Vertrautheit mit dem vorliegenden Bestande der altvedischen Texte. Seine Schrift sodann „über die Entstehung der mit r anlautenden Personalendungen" (1870) bewegte sich fast ausschliefslich auf diesem letzteren Gebiete, das er denn nunmehr mit seiner „Einleitung in die Grammatik der vedischen Sprache" (1874) und mit der vorliegenden Schrift ex professo betreten hat. Es sind diefs Alles so zu sagen eben nur Vorarbeiten und Corollarien zu der von ihm in Angriff genommenen Grammatik der vedischen Sprache selbst, und er stellt eben noch eine ganze Reihe derartiger Abhandlungen in Aussicht, in denen er „theils Einzelheiten, Verzeichnisse und ähnliches" zu (489) geben beabsichtigt, welche ihres Umfanges wegen in die Grammatik nicht aufgenommen werden konnten, theils Untersuchungen, welche vorzugsweise dazu dienen sollen, die in der Grammatik hingestellten Resultate näher zu begründen.

Die vorliegende Schrift speciell leitet eine Gruppe von Abhandlungen ein, welche die Quantitätsverschiedenheiten

zwischen den uns überlieferten Saṁhitâ- und Pada-Texten besprechen und vorzugsweise aus Verzeichnissen der Wörter, Bildungselementen und Stellen bestehen werden, in denen diese Verschiedenheiten hervortreten. Und zwar stellt sie sich ihrerseits die kritische Sonderung der einzelnen Fälle nicht nur, sondern auch des Verfahrens, welches die padakâra dabei beobachtet haben, zur Aufgabe. Dabei geht denn Benfey zunächst von einer Angabe des Ṛik-Prât. aus, welches die in der saṃhitâ vorliegende Dehnung der im padapâṭha als kurz aufgeführten Vocale zum Theil in Verbindung mit der bestimmten Stelle bringt, welche die betreffende Silbe im Metrum einnimmt. Er erklärt sich für die Richtigkeit dieser Auffassung und führt dafür theils an, dafs die Dehnung da nicht einzutreten pflege, wo Positionslänge vorliegt (wo resp. das Ṛik-Prât. Dehnung auch vor Position annehme, sei diese letztere metri caussa aufzulösen), theils, dafs dieselbe am Ende eines Stollens gänzlich mangelt. Den Einflufs des Metrums auf die vorliegende Form der Texte weist er sodann in einigen Fällen nach, wo umgekehrt eine Kürzung des Wortbestandes, d. i. ein Ausfall von Consonanten behufs Aufhebung der eigentlich gegebenen Positionslänge, stattgefunden habe (takshati für takshanti, mahinâ prathinâ für mahimnâ prathimâ, tate cake cakâna mamatuḥ avita atârima für tatne cakne caknâna mamnatuḥ avishṭa atârishma), während er zugleich yâjatra, víbhṛitra für yajatá, víbhṛita als absichtlich gemachte Positionen bezeichnet. Es sei im Uebrigen jene Dehnung selbst wohl nicht immer direct als Resultat des Metrums, sondern oft vielmehr als ursprüngliche, durch das Metrum nur geschützte Länge aufzufassen. In anderen Fällen freilich frage es sich dagegen, ob die padakâra überhaupt bei ihrer Auffassung von dgl. anscheinenden Dehnungen in den Saṃhitâ das Richtige getroffen haben, nicht vielmehr einfach irre gegangen sind, wie sie sich ja auch sonst noch mehrfach durch die zur Zeit der Diaskeuase zur Geltung gelangten phonetischen Regeln des Sanskṛit, speciell durch die saṃdhi-Regeln desselben, hätten irre leiten lassen. Und zwar bezieht sich Benfey

hierbei zunächst insbesondere auf diejenigen Stellen, in denen ein finales s sich in visarga gewandelt hat, und dann entweder wirklich spurlos, oder unter Dehnung des vorhergehenden Vocales verloren gegangen ist, in welchen letzteren Fällen diese dann eben im padapâṭha mehrfach als einfache Dehnung desselben, ohne Rücksicht auf den ursprünglich danach noch folgenden Auslaut, angenommen werde, während er an anderen Stellen auch richtig, an anderen wieder das Wort einfach als schon ursprünglich auf eine Länge ausgehend aufgefaſst sei. Umgekehrt gerade sei freilich andererseits auch oft factisch vorliegender visarga metri c. zu beseitigen; die Dichter kannten ihn nicht, wie eben das Metrum zeige, erst die Recitirer führten ihn ein (p. 35), und zwar aus demselben Grunde, wie oben, daſs sie sich nämlich des Einflusses der phonetischen Gesetze des Sanskṛit nicht immer zu erwehren vermochten. Die sehr ins Detail gehenden Einzelheiten scheinen uns hierbei, trotz einer gewissen Breite der Darstellung, ja zum Theil wohl eben deſshalb, nicht immer klar und übersichtlich geschieden und geordnet zu sein; auch ist Manches, was Benfey hierbei hinstellt, schwerlich als ganz sicher anzuerkennen; z. B. erscheint es uns viel einfacher, an den auf p. 28 angeführten Stellen statt agnir iva, ahir iva etc. nicht agnîva, ahîva, sondern vielmehr agnir va, ahir va zu lesen, da die Partikel iva (wie iti) ihr anlautendes i in der späteren Volkssprache bekanntlich direct verliert, wozu hier denn bereits die ersten Vorstufen vorliegen würden. — Auſser jenen Fällen von Verkennung eines ursprünglichen visarga nach kurzem Vocal führt Benfey sodann noch solche Fälle (490) auf, wo eine in der Saṃhitâ vorliegende finale Länge eigentlich hätte noch mit dem visarga hinter sich aufgeführt werden sollen, während der padapâṭha vielmehr auch nur einen kurzen Vocal zeigt (z. B. pibâ yathâ aus pibâḥ yathâ, während die pada-Lesart piba, yathâ lautet), sowie endlich solche, wo eine dgl. Länge grammatisch nothwendig ist, nämlich eine 1 pers. Sgl. Imper. Par. repräsentirt, während der padakâra das Wort ebenfalls nur auf kurzen Vocal schlieſsen läſst. Hier wäre u. A. etwa

auch noch der Instrum. Fem. namasyā́, 2, 33, 8, vom gleichlautenden Thema anzuschliefsen gewesen, der im pada-Text auch nur als namasyá erscheint, und daher von Sây. durch pûjaya erklärt wird.

Nun, hier ist einmal wieder, bei aller Anerkennung des von den padakâra Geleisteten, eine tüchtige Bresche in ihr Werk geschossen. Es liegt auf der Hand, wie erheblich unter solchen Mifsverständnissen einzelner Formen das Verständnifs des Textes selbst hat leiden müssen. Wir sind im Uebrigen ja erst im Beginn derartiger Forschungen; der Kritik ist hier eben noch ein weites Feld offen; möge auch ferner jeder Beitrag dazu von eben solcher Umsicht und Terrainkenntnifs geleitet sein, wie die vorliegenden Untersuchungen Benfey's.

Bei einem im Eingange von ihm behandelten literargeschichtlich nicht unwichtigen Puncte müssen wir hier noch einen Augenblick verweilen, da wir uns in Bezug darauf seiner Meinung nicht anschliefsen können. Indem er nämlich davon ausgeht, dafs das Stillschweigen der übrigen Prâtiçâkhya sowie Pâṇini's über den Einflufs des Metrums auf die in der Saṃhitâ vorliegenden Dehnungen nur dadurch zu erklären sei, dafs die betreffende Angabe des Ṛik-Prât. auf einer erst nach Abfassung jener Werke gemachten Entdeckung beruhe, bringt er zum speciellen Erweise dafür, dafs „der Abschlufs desselben in der vorliegenden Gestalt sogar erst ziemlich lange nach Pâṇini stattgefunden habe“ (womit er übrigens keineswegs etwa behaupten will, dafs die Prâtiçâkhya überhaupt jünger als Paṇini seien), eine Stelle angeblich aus Kâtyâyana's vârttika bei, aus welcher hervorgehen soll, dafs auch Kâtyâyana das Ṛik-Prât. noch nicht in dieser Gestalt gekannt haben könne. Während nämlich in diesem das Wort sarasî in Ṛik 8, 2, 3 als Loc. Sing. eines gleichlautenden Themas auf î gefafst werde, „bemerke Kâtyâyana im 3. vârttika zu Pân. 7, 1, 39 bezüglich des auslautenden î von sarasî, dafs es für i, sarasî für gewöhnliches sarasi stehe“. Eine solche Auffassung seinerseits sei aber undenkbar, „wenn jene andere zu seiner Zeit schon in einem Tractate wie das Ṛik-Prât. ge-

lehrt gewesen wäre (und ein Pada-Text sarasî ebenfalls geboten hätte)". Nun hat aber factisch Kâtyâyana gar nichts der Art, wie es Benfey hier von ihm anführt; sein vârttika erwähnt vielmehr sarasî mit keiner Silbe und lautet einfach nur: iyâḍ-iyâj-îkârâṇâm upasaṃkhyânaṃ kartavyam. Möglich ist allerdings, dafs er bei seinem îkâra das Wort sarasî wirklich im Auge gehabt hat, denn im Mahâbhâshya ad l. wird in der That jener Vers, in dem dies Wort vorkommt, citirt, und Kaiyaṭa leitet dann dasselbe auch dem entsprechend von saras ab; aber erst der Scholiast der Calcuttaer Ausgabe giebt die Worte so, wie sie Benfey als Kâty.'s Worte citirt, und jedenfalls lassen sich dieselben nicht irgendwie als letztere erweisen. Vielmehr fällt Kâty. hierbei seinerseits zunächst ganz aus, was insofern auch ganz zu seinem Vortheil ist, als ihm damit ein garstiger Accentschnitzer (sarasî ist oxytonon, sárasi hat den Ton auf der ersten Silbe) erspart wird. Dafür bleibt derselbe nun aber freilich auf dem Mahâbhâshya sitzen, da es ja eben ad l. jenen Vers citirt, ohne sich über diese Accentdifferenz zu äufsern. Und zwar ist dies um so befremdlicher, da es an einer anderen, und zwar noch dazu an einer früheren, gleich im Eingange des Werkes (bei Pâṇ. 1, 1, 19) befindlichen Stelle jenes sarasî richtig, nämlich ebenso, wie dies im Ṛik-Prât. geschieht, erklärt, wobei es sich dafür zugleich auf den Sprachgebrauch im Dekhan, dakshiṇâpatha, beruft. Aus diesem, in demselben Werke vorliegenden Widerspruch (491) erhellt denn nun übrigens wohl — vorausgesetzt freilich, dafs wir es dabei, was ja aber Benfey seinerseits annimmt, an beiden Stellen um einheitliche Abfassung durch denselben Patañjali zu thun haben — zur Genüge, wie mifslich es in einem solchen Falle gar um ein blofses testimonium a silentio bestellt ist. Wenn im Uebrigen Benfey's oben eingeklammerte Worte: „wenn zu seiner (Kâty.'s) Zeit ein Pada-Text sarasî bereits geboten hätte" offenbar von der Voraussetzung getragen sind, wie dies auch nicht gut anders sein konnte, dafs auch dëssen Abfassung ebenfalls ebensowenig, wie der Abschlufs des Ṛik-

Prât., vor Kâty.'s Zeit stattgefunden haben könne, sondern erst nach dessen Zeit anzusetzen sei, so sind wir nunmehr, nachdem der Bann jener angeblichen Worte Kâtyâyana's gebrochen, auch in dieser Beziehung wieder auf den status quo ante zurückgeführt.

---

84. Linde, A. van der, Geschichte und Literatur des Schachspiels. 2. Bd. (125 Diagramme.) Mit dem Bildnifs des Verf.'s. Berlin, 1874. Springer. (XVI, 524 S. Lex.-8.) 20 Mk. L. C.-Bl. nr. 15. p. 493—95.

Ueber den ersten Band dieses trefflichen Werkes haben wir Jahrg. 1874, Nr. 31, p. 1053—56 [oben p. 293 fg.] ausführlich berichtet. Während uns darin eine Geschichte der allmähligen Entwicklung des Schachspiels geboten wird, hat es der voliegende Band zunächst nur mit dem „vollendeten Schach" der Neuzeit zu thun. Es knüpfen sich indefs daran die mannigfachsten Kreuz- und Querzüge historischer, literargeschichtlicher und sprachlicher Art in buntem Wechsel. Ein eigentlicher Faden ist dabei oft schwer zu finden. Und doch fesselt das Buch in seltener Art. Es tritt uns eben darin eine urwüchsige, markige Persönlichkeit entgegen, die auch da, wo sie auf Abwege geräth — und das geschieht hier in diesem Bande ziemlich häufig — doch durch den vollen Ernst des Forschungseifers, der überall durchleuchtet, unsere Sympathie unwillkürlich gefangen nimmt. „Immer lernen, nicht müde werden, nie „fertig" sein, den grofsen Pöbelhaufen der Dintenkleckser schreien lassen, und wenn es sein soll, täglich die liebe eigene Opinion ändern, kreuzigen, verwerfen, widerlegen, darauf kommt es im Tempel der Wahrheit ausschliefslich an" (p. 447). „Warum ich die scheinbare Kleinigkeit überhaupt so gründlich behandle? Weil ich ein Princip vertrete: das Recht der ehrlichen Forschung, ihre kurzsichtigen Meinungen fortwährend zu widerrufen, ohne dafs Jemand das Recht hat, dem Forscher eine widerrufene Ansicht nachzutragen, denn diese Praxis tödtet die Wahrheitsliebe, den Enthusias-

mus, macht aus der Wissenschaft eine Jesuitenkirche, wo nur unfehlbare Pfaffen, Silbenstecher und Schulfüchse ihr unheiliges Wesen treiben" (p. 440). Die trotzigen Züge des vlämischen Recken, welche den Band begleiten, stimmen zu einer solchen Feuerseele, wie sie sich in diesen Worten ausspricht, aber auch das ganze Buch selbst ist eine stete Illustration dazu. Keine Schonung gegen Andere, aber auch keine Schonung gegen eigene Irrthümer. Und dabei die ängstlichste Sorgfalt im Kleinen! Was ist das allein für ein Register! 17 viergespaltene Seiten, jede Spalte zu c. 70 Zeilen.

Der erste Theil des Bandes ist bis zu p. 134 im Wesentlichen bibliographischer Art und behandelt die Schachliteratur von Sarrat (1808) bis zur Gegenwart, durchweg mit kritischer Lauge darüber urtheilend; hier ist denn also auch von den Wettkämpfen, dem Blindschache und den Schachcongressen der Neuzeit, soweit dieselben literarisch vertreten sind, die Rede. Auch die jetzt so beliebten Schachprobleme finden hier ihre Stelle. Daran schliefst sich eine „urkundliche Uebersicht der Schachnamen" bis p. 197, eine Tabelle nämlich derselben, nach 40 verschiedenen Sprachen geordnet, mit einem daran geschlossenen literargeschichtlich-historischen Commentar, in welchem u. A. auch die Erwähnung des Schachspieles in der Ruodlieb-Dichtung (p. 142—49) speciell erörtert und der betreffende Text dem Fromund abgesprochen wird. Es folgt ein Abschnitt zum Schachrecht p. 197—216 (nebst 96 arabischen Sprachproblemen p. 217—282, die uns hier etwas hineingeschneit erscheinen!) und über Schachnotation p. 233—241.

Der zweite Theil fafst unter der Gesammtrubrik: „Verschiedenes" in der That sehr mannigfache Studien zusammen. Der erste Abschnitt: Schachpoesie p. 245—92 theilt zunächst aus Mohl's Uebersetzung des Shâh-Nameh die vielberufenen Stellen über die Herüberkunft des Spieles aus Indien nach Persien an Nûshîrvan's Hof sowie über die Erfindung desselben in extenso mit, giebt dann einige Nachrichten über orientalische Schatrandsch-Poesie, und wendet sich darauf

in wesentlich bibliographischer Weise zu Vida's Scacchia ludus, zu dessen Nachahmern etc. Die folgenden Abschnitte handeln in ähnlicher Weise von Schacherzählungen, Schach in Traumbüchern (wobei die her- (494) gehörige Literatur dieser selbst, speciell Artemidoros, herangezogen wird), von merkwürdigen Schachfiguren und Schachbretern in Museen u. dergl., von Schachbildern, endlich von den mannigfachsten Abarten des Schachspieles, Dreischach, Vierschach etc. bis zum Kriegsspiel (p. 293—374). Der siebente Abschnitt: Schach im Kartenspiel? (p. 374—391) erklärt sich mit Entschiedenheit gegen jeden Zusammenhang der Art; die sogenannten deutschen Karten, bei denen eine Beziehung zu dem Würfel-Vierschach in der That nahe genug liegt, seien nur eine secundäre Abart. Auch der arabische Ursprung der Karten, speciell die Herleitung des Namens naïbi (ital.), naipes (span.) vom arab.-hebr. nabi, Wahrsager, Prophet, wird zurückgewiesen; die naïbi seien nur ein Kinderspiel mit Bildern gewesen. Dagegen wird für das Damespiel (p. 392—416), unter specieller Aufführung der Literatur darüber, ein directer Zusammenhang mit dem Schach, resp. die Herkunft daraus, angenommen. Die folgenden Abschnitte handeln von der Würdigung des Schachspiels und den bibliographischen Schriften darüber. Sein am Schlusse aufgeführtes eigenes Werk veranlaſst den Verf. zu einer Darstellung der allmähligen Entstehung desselben, sowie zu einer Beigabe von Corrigenda und Addenda (p. 441—53). Nach einem kurzen Abschnitte: Zur Nomenclatur der Schachtheorie folgt endlich ein „historischer Rückblick“ (p. 461—506). Während bisher das durch Sir W. Jones (As. Res. 2, 159—165, 1799) bekanntgewordene indische Vierschach als die unbedingt älteste Form des Schachspieles galt, obschon es Jones selbst bereits gleich damals als seiner Meinung nach „more modern than the simple Chess of the Persians“ bezeichnet hatte, erklärt sich van der Linde nun, aus von der Theorie des Spieles entlehnten Gründen, unbedingt für diese letztere Ansicht und bricht über das Würfelvierschach erbarmungslos den Stab. Die von uns in

der Recension des ersten Bandes aufgeführten Gründe, wonach für uns die Acten hierüber noch keineswegs als geschlossen zu betrachten seien, geht er der Reihe nach humoristisch durch und spielt schliefslich den Trumpf aus, auf Grund des durch das indische Klima bedingten häufigen Wechsels indischer Manuscripte und der Möglichkeit von Irrthümern, Veränderungen und Einschüben in den neuen Copien, zu behaupten (p. 466), dafs die Auctorität indischer Texte nicht über das Datum ihrer Abschriften hinausgehe: „flüssige Texte .... können nie mehr einen geschichtlichen Beweis .... abgeben, der über die Zeit der Abfassung des Manuscriptes .... hinausgeht". Das ist denn nun freilich eine so starke Ueberschätzung der Bedeutung handschriftlicher Daten überhaupt, dafs wir nicht nöthig haben, darauf speciell einzugehen. Andererseits aber liegt dem ganzen Raisonnement van der Linde's zugleich auch eine erhebliche Unterschätzung des factischen Sachverhaltes zu Grunde. Der von Raghunandana — für dessen eigene Zeit neuerdings das Ende des 15., Anfang des 16. Jahrh. sich sicher ergeben hat (Notices of Sanskrit Mss. by Râjendra Lâla Mitra 3, 1, p. 50, Calc. 1874: the author was born at Nadiya early in the fifteenth century and wrote his Jyotish Tattva some time after the Sâka year 1421 [AD 1499] as he takes that year for a starting point for certain calculations of intercalary days) — citirte Text aus dem Bhavishya Purâṇa hat sich zwar bis jetzt darin noch nicht vorgefunden. Da indessen das betreffende Spiel von Raghunandana ausdrücklich als diejenige Form des Würfelspieles aufgeführt wird, mit der man sich bei der Feier des Vollmondfestes behufs des Durchwachens der Nacht die Zeit vertrieb, so ist an dem factischen Bestehen derselben schwerlich zu zweifeln, während van der Linde's Annahme: „Bekanntschaft mit dem persischen Würfelzweischach, das Zahlwort catur = vier und das vierfarbige Tschaupur-Spiel werde wohl den geistlosen Einfall veranlafst haben", die Existenz dieser Art des Spieles als eines wirklich volksthümlichen zum Mindesten sehr in Frage stellt. Vermuthlich liegt

es nur an der Unvollkommenheit unserer Kenntnifs desselben, dafs es dem Sachkenner (495) als so gar barbarisch erscheint; Jones berichtet ausdrücklich, dafs sowohl sein Freund Râdhâkânta als dessen Vater und vor Allem dessen Lehrer das Spiel spielten und Andere darin unterrichtet hätten, sowie dafs the Brahmans of Bengal were once celebrated for superior skill in the game. Ueber die Citirung des Gotama sowie der Râkshasa in dem betreffenden Texte selbst läfst sich denn doch auch nicht sò leicht wegkommen, wie van der Linde denkt; vielmehr scheinen diese Anführungen in ganz unverdächtiger Weise dafür einzutreten, dafs über diese Spielart eben auch schon andere literarische Zeugnisse bestanden, dieselbe keineswegs etwa ganz neu war. Aus einer abgekürzten Form der Sinhâsanadvâtrinçikâ läfst sich zum Mindesten für den Anfang des 15. Jahrh. erweisen (das Mspt. ist von Saṃvat 1475 AD. 1419), dafs damals das caturañga-Spiel mit anderen Würfelspielen zu den Hazardspielen gerechnet ward; in der 27. Erz. führt es ein Spieler von Profession unter denselben auf [s. jetzt Ind. Stud. 15, 419]. Wir wollen übrigens hiermit der Entscheidung der Frage selbst keineswegs vorgreifen, sondern bezwecken nur, die literarisch-historische Seite derselben als einstweilen noch unentschieden hinzustellen, und lassen uns durch das Dictum der Schachtheorie darin nicht beirren. Es wird ja doch eben hoffentlich mit der Zeit wirklich noch mehr Material aus Indien herüberkommen! und auch die von Sachau's Seite in Aussicht stehende Bearbeitung des Schach-Abschnittes bei Albîrûnî (s. Vorw. p. x) wird uns vermuthlich noch manchen wichtigen Aufschlufs bringen [s. jetzt v. d. L.'s Vorwort zu Neumann's „Leitfaden"[3] p. 106].

---

85. Ṛigveda Saṃhitâ together with the Commentary of Sâyaṇâchârya edited by F. Max Müller. Vol. VI. London, 1874. Wm. Allen & Co. (LIX, 32, 785, 362 [401—762] S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 16. p. 518—22.

Es mufs in der That ein stolzes Gefühl für M. Müller gewesen sein, als er im Sept. v. J. dem Londoner Orientalisten-

Congreſs den letzten Textbogen seiner groſsen Ausgabe des Ṛik vorlegen konnte; und wir würden es ganz in der Ordnung gefunden haben, wenn man ihm aus dem Schooſse der Versammlung dazu eine specielle Gratulation dargebracht hätte. Ref. seinerseits, obwohl auch anwesend, war daran durch Gründe mannigfacher Art verhindert, benutzt aber gern die vorliegende Gelegenheit, um dies nachzuholen. Und zwar glaubt er dazu umsomehr berechtigt, ja verpflichtet zu sein, als er nicht nur früher selbst mit einer ähnlichen, freilich nur halb so umfangreichen Arbeit beschäftigt war, die Schwierigkeiten einer solchen somit aus eigener Erfahrung zur Genüge kennt, sondern als er auch ferner, trotz dessen, schon mehrfach, und zwar zum Theil gerade auch in diesen Blättern, über die Verzögerung, welche die Vollendung der Müller'schen Arbeit, deren Publication sich gerade über ein Vierteljahrhundert erstreckt, aufhielten, Klage geführt hat. Denn wenn sich auch diese Klage Anfangs mehr darauf bezog, daſs Müller uns den Text des Ṛik allein, ohne den Commentar, viel früher, als dies dann später doch geschah, hätte vollständig zugänglich machen sollen, so war doch auch die lange Hinziehung dieser vorliegenden Ausgabe in der That ein Gegenstand lebhaften Bedauerns für uns, und wenn wir diesem eben mehrfach Ausdruck gaben, so meinen wir Müller damit in der That doch eigentlich mehr ein wohlverdientes Compliment, als einen unverdienten Vorwurf gemacht zu haben. Die Hindernisse waren allerdings eine Zeitlang mehr äuſserlicher Art, indem durch das Aufhören der East India Company es einmal geradezu zweifelhaft wurde, ob die nöthigen Mittel zur Publication noch ferner zur Disposition stehen würden. Diese Schwierigkeiten aber fallen in den Zwischenraum des Erscheinens von vol. III (1856) und vol. IV (1862), in welches letzteren Vorrede (p. LXXV) das „delay“ seines Erscheinens eben dámit motivirt wird. Ueber die Gründe aber, welche nunmehr aufs Neue die Weiterführung verzögerten, erfuhren wir aus der Vorrede zu vol. V, der erst zehn Jahre später (1872) erschien, eigentlich gár Nichts; dagegen aber

ergab sich zu unserem nicht geringen Schrecken geradezu, daſs es überhaupt sogar zweifelhaft gewesen war, ób das Werk noch zu Ende geführt werden sollte! Sprachen wir nun schon damals in diesen Blättern (1872, No. 42, p. 1143 ff. [ob. p. 132. 136]) unsere lebhafte Freude darüber aus und wünschten M. wie uns selbst „Glück dazu", daſs er diese Arbeit wieder aufgenommen hatte, die „für die Wissenschaft und ihre Geschichte doch vermuthlich diejenige seiner Arbeiten sei, welche die dauerndste und nachhaltigste Wirkung, auch in die ferne Zukunft hin, ausüben werde, von wie hoher Bedeutung auch die übrigen für die Mitlebenden gewesen sein mögen und noch lange sein werden", so haben wir nunmehr ja nicht nur diesen unseren Glückwunsch zu wiederholen, sondern auch weiter die volle (519) Anerkennung hinzuzufügen, daſs er seine damals gegebene Zusage „to complete it without further interruption" so rasch, wie nur möglich, im Laufe zweier Jahre nämlich, in demselben Zwischenraume also, der zwischen vol. II (1854) und vol. III (1856) liegt, erfüllt hat. Die eigene Befriedigung, die er darüber empfinden muſs, wird ihm am besten als Zeugniſs dafür dienen können, daſs wir es auch mit ihm selbst gut gemeint haben, wenn wir ihn wiederholt an die Vollendung des Werkes mahnten, daſs wir daher statt harten Vorwürfe darüber (Müller vergiſst sich soweit, unsere complaints als unserer „not worthy" zu bezeichnen, preface p. XLV), vielmehr eher Dank von ihm damit verdient hätten.

Der rothe Faden einer argen Miſsstimmung gegen Ref. durchzieht denn überhaupt, wenn auch — wie wir gern anerkennen wollen — moderirt durch eine mildere Strömung, die ganze Vorrede. Es ist begreiflich, daſs Müller in einem Vorworte, welches eine solche Arbeit abschlieſst, seinen Blick mit einem gewissen Stolze nicht nur überhaupt rückwärts, sondern auch speciell auf diejenige Arbeit richtet, die ihr unter den bisherigen dgl. auf dem Gebiete der Sanskṛitphilologie noch etwa am nächsten steht, auf des Ref. Ausgabe des White Yajurveda nämlich. Die mannigfachen Mängel

derselben, speciell der darin enthaltenen Commentare, resp. Auszüge aus Commentaren, über die er sich auf p. XLVI ff. ausführlich ausläſst, hat Ref. seinerseits in den Vorreden der betreffenden drei voll. (1849—1859) stets offen und unumwunden selbst ans Licht gestellt. Müller's hiesigen Ausführungen aber glaubt er denn doch Folgendes entgegenhalten zu müssen. Zunächst ist zu bemerken, daſs Ref. sich nicht erinnert, irgendwo die Schnelligkeit dieser seiner eigenen Publication mit der Langsamkeit der Müller'schen contrastirt zu haben, wie dies Müller angiebt: „as he (Ref. nämlich) has so often contrasted his own velocity with my own slowness, may I just say in selfdefence, that if he will according to the rules of Adam Riese to whom he appeals (bei solcher Gelegenheit? wó denn?) divide the number of sheets .. by years ..“ Zur Sache selbst aber sind drei Umstände geltend zu machen, die Müller bei seinem Vergleich nicht mit in Rechnung gezogen hat, die aber seiner Arbeit der des Ref. gegenüber unbedingt den Vorzug sichern muſsten. Der erste derselben ist, daſs Müller eine ganze Anzahl von Manuscripten von Sâyaṇa's Commentar, gute, mittlere und schlechte, zur Disposition hatte, die er in „Familien“ etc. eintheilen konnte, und die ihm überhaupt ein reiches kritisches Material an die Hand gaben (nur für die letzten Bücher war er weniger gut versorgt). Die Ausgabe des White Yajurveda dagegen war, soweit eben die Commentare dabei in Betracht kommen, nur auf geringes, und zum guten Theil äuſserst unzureichendes handschriftliches Material beschränkt. Daſs z. B. die Auszüge aus den Commentaren zum Çat. Brâhmaṇa, ganz abgesehen davon, daſs auch der dafür disponible Platz nur beschränkt war, auch ipso facto nicht viel completer ausfallen konnten, dafür tritt ja gerade der von Müller angegebene Umstand, daſs „Professor Kuhn and others when they wished to make use of certain passages in the Ç. Br. had to write to India for new extracts“ direct ein; die in England befindlichen, vom Ref. vollständig copirten Manuscripte reichen eben, in Folge ihrer

Unvollständigkeit sowohl wie Incorrectheit, in keiner Weise aus. Einen ganz besonderen Vorwurf freilich erhebt Müller zu zweien Malen (p. XLIII und XLVII) gegen des Ref. Benutzung der von ihm (Müller) selbst gemachten Abschrift eines Pariser Codex des Mahîdhara, welche der Herausgabe desselben, s. des Ref. Verz. der Berl. Sanskṛ.-Handschr. p. 481 (1853), „mit zu Grunde liegt“ (sie ist darin als M. M. bezeichnet); dieselbe sei nämlich dem Ref. nur übergeben worden „on the distinct understanding, that it should never be quoted as an authority“. Nun, wir fragen einfach: zu welchem Zweck denn sonst? und wir fügen hinzu, dafs in den sämmtlichen Briefen (520) Müller's an den Ref. aus den Jahren 1847—1852, wo vol. I des White Yajur V. erschien, nirgendwo die geringste Andeutung dieser Art sich vorfindet, insbesondere auch weder bei Empfang des ersten noch bei Empfang des letzten Heftes; dás aber wäre doch in der That der richtige Moment für eine dergl. Reclamation gewesen! Es führt Müller ferner auf p. XLIX—LII eine ganze Zahl Varianten aus dem von Ref. als M. bezeichneten Manuscript auf und giebt von ihnen an (p. XLVII): „Professor W. knows these various readings, for I showed them to him as soon as his first fasciculus had been published“; da mufs Ref. denn zunächst gestehen, dafs sein eigenes Gedächtnifs só weit (es handelt sich um 26 Jahre; das Heft ward Ende Febr. 1849 versandt) nicht zurückreicht; in dem Empfangsschreiben Müller's indefs vom 2. Sept. 1849 ist eine mündliche Besprechung über das, was er „nach Collation der hiesigen Manuscripte etwa zu bemerken hätte“, nur für die Zukunft in Aussicht genommen, und da Müller damals eben doch auch [schon] in England lebte, Ref. dagegen in Berlin, so kann diese mündliche Besprechung zunächst jedenfalls nicht „sogleich“ stattgefunden haben; Ref. mufs aber überhaupt bezweifeln, dafs dieselbe jemals in der angegebenen Weise (I showed them to him) vor sich gegangen ist, da er sonst doch wohl seinerseits nicht nur mehrere dieser Varianten (sie alle aufzunehmen, wäre bei der Zugemessenheit des Raumes

gegen die Oekonomie des Buches gewesen) in einem Nachtrage mitgetheilt, sondern wohl auch noch andere Schritte gethan haben würde, um mehr dergl. zu erhalten. Und in Bezug hierauf ist nun gerade speciell der zweite, höchst wichtige und für Müller äuſserst günstige Umstand ins Auge zu fassen, daſs er nämlich bei seiner Arbeit die betreffenden Manuscripte fortwährend bei sich hatte, jeden Augenblick sich aus ihnen selbst Gewiſsheit schöpfen konnte, während Ref. für die Commentare des White Yajur V., mit der oben erwähnten einzigen Ausnahme von M. M., lediglich auf die Abschriften, resp. Auszüge, angewiesen war, die er selbst während eines 13 monatlichen Aufenthaltes in England (Ende Oct. 1846 bis Mitte Nov. 1847) dort gemacht hatte! ein Uebelstand, der bekanntlich besonders bei dem Commentar zu Buch II—V des Kâtîyasûtra sehr schwer fühlbar geworden ist (für die späteren 21 Bücher ward dann durch eine neue Reise nach England Abhülfe geschafft). Und hierzu kommt drittens endlich noch, daſs Müller sich von Anfang an successive der thätigen Beihülfe so ausgezeichneter Fachgenossen wie Wilson, Aufrecht, Cowell, Kielhorn, Eggeling, Thibaut, und zwar nicht bloſs für das Lesen der Correcturen, zu erfreuen gehabt hat, während Ref. seinen Weg gänz allein zu gehen hatte. Wir erwähnen dies nicht, um Müller's eignem Verdienste damit irgendwie zu nahe zu treten, sondern nur in „selfdefence" únsererseits. Es müſste in der That sonderbar zugehen, wenn bei dem Zusammenwirken der angegebenen drei Umstände Müller's Ṛik nicht weniger Anlaſs zu Ausstellungen böte, als des Ref. unter so viel ungünstigeren Verhältnissen zu Stande gekommene Arbeit! Sollte es übrigens wirklich gelingen, wie Müller in Aussicht zu stellen scheint, vollständige und zu einer Ausgabe hinreichende Handschriften des Commentars zum Çat. Brâhmaṇa aufzufinden (unsere eigene Hoffnung ist nur sehr schwach), so würde Ref. seinerseits eine Publication desselben in der That nur auf das Freudigste begrüſsen. Noch wichtiger freilich erscheint ihm die Herausgabe theils des Kâṇva-Textes dieses Brâhmaṇa

selbst, und zwar natürlich unter stetem kritischen Hinblick auf den bereits edirten Mâdhyaṃdina-Text, theils die von Deva's trefflichem Commentar zum Kâtîyasûtra. Leider scheinen aber alle diese Werke nicht mehr vollständig zu existiren, woran wohl hauptsächlich ihr gewaltiger Umfang Schuld sein mag, der auch über die vorliegenden sechs stattlichen Bände Müller's denn doch [wohl] noch erheblich hinausgehen würde.

Dafs übrigens Müller auch sein eigenes Werk nicht etwa als ab omni parte absolutum hinstellen will, dáfür legt der übrige Inhalt der hochinteressanten Vorrede directes Zeugnifs ab, indem (521) er darin auf mannigfache kritische Fragen, die sich daran knüpfen, speciell eingeht. Nach einer allgemeinen, von einem hier ja auch ganz berechtigten Selbstgefühle getragenen Einleitung bespricht er zunächst die zahlreichen Citate aus anderen Werken, die Sâyaṇa anführt, und die dabei sich findenden mehrfachen Varianten zu den vorliegenden Texten; es handelt sich hierbei speciell um Pâṇini (p. XII), die uṇâdisûtra (p. XV), die nirukti (p. XVIII), Âçvalâyana (p. XXI), die anukramaṇî (p. XXII). Unstreitig werden bei solchen Differenzen, in Folge der leidigen Gewohnheit der indischen Autoren, ihre Gewährstellen meist nur aus dem Kopfe zu citiren, mannigfach geradezu directe lapsus memoriae, also dem Sâyaṇa selbst zur Last fallende Versehen, zu statuiren sein; andererseits aber sind doch auch die vorliegenden Texte oft unsicher genug, und ein Citat bei Sâyaṇa kann somit hie und da zu ihrer kritischen Herstellung ein sehr gutes Hülfsmittel abgeben. Wir können Müller nur beistimmen, wenn er es sich bei diesem Dilemma zunächst nur zur Aufgabe gestellt hat, den Text des Citates aus den Manuscripten só herzustellen, wie Sâyaṇa dasselbe wohl geschrieben haben mag; die kritische Ausnutzung der Differenzen ist eine andere Aufgabe, und hierfür sind denn die hier vorliegenden Zusammenstellungen Müller's als ein guter Anfang zu betrachten. Im Anschlufs hieran wendet sich Müller sodann, nach einem kurzen Hinblick auf die neuerdings durch Burnell

angeregte Frage über die directe Identität Sâyaṇa's mit Mâdhava (p. xxv), zu den Männern, die derselbe unmittelbar als seine Vorgänger in der Erklärung des Veda aufführt und zu den einzelnen grammatischen etc. Autoren, die er benutzt hat (die auf p. xxix dem Ref. zugeschriebene „Berichtigung" rührt, beiläufig bemerkt, nicht von diesem, sondern von einem Anon. her). Danach kommt die kritische Grundlage der jetzigen Manuscripte Sâyaṇa's überhaupt zur Erörterung (p. xxxii). Die Schritte, welche Burnell auf Müller's Ersuchen bei dem Nachfolger Mâdhava(-Sâyaṇa)'s auf dem Patriarchenstuhl von Çṛiñgeri gethan, um über die, resp. aus den, dort an Ort und Stelle erhaltenen Manuscripte Auskunft zu erhalten, sind leider erfolglos geblieben. Die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche der Herstellung eines correcten Textes besonders in den letzten Theilen des grofsen Werkes entgegentraten, werden an einigen Beispielen illustrirt und sodann die Varianten, welche Ref. bei seiner Besprechung des vol. I (1849) aus der Berliner Handschrift des Werkes speciminis caussa für einige Seiten desselben angeführt hatte (p. xl), einzeln erörtert. Hieran reiht sich denn zunächst (p. xlv) der oben speciell besprochene kritische Streifzug gegen den „White Yajurveda" des Ref.; sodann eine erneute Vertheidigung der gröfseren Raumersparnifs des Devanâgarî-Druckes gegenüber dem Druck in lateinischer Umschrift (p. liii), sowie einige andere dgl. orationes pro domo. Den Schlufs macht eine herzliche Danksagung Müller's an alle diejenigen, die ihn bei seinem Werke mit Rath und That unterstützt haben; und zwar wird dabei für den vorliegenden Band besonders auf Thibaut hingewiesen, der u. A. auch den zur Ergänzung des Generalindex, dessen Schlufs hier auf p. 491—666 vorliegt, sehr dankenswerthen Index der uttarapada (p. 667—761) verfafst hat.

Die sonstigen Beigaben dieses stattlichen Bandes bestehen in einer tabellar. Gesammtaufführung von Kâtyâyana's sarvânukrama (p. 619—72 des Textes), von dem bisher je das betreffende Stück jeden Band begleitete, sowie in einem alphabet.

Verzeichnisse der Gottheiten, der ṛishi und der pratîka (Versanfänge). Etwas aber vermissen wir doch, ein Verzeichnifs nämlich der galita, d. i. der wiederholten und daher im padapâṭha das zweite etc. Mal nicht wieder aufgeführten Stellen. Müller hat von dieser Eigenthümlichkeit des padapâṭha in seiner Aufführung des Textes gar keine Notiz genommen, sondern stets den vollen Wortlaut der betreffenden Verse, resp. Stellen, unmittelbar wiederholt. Das ist ja praktisch auch ganz gut. Immerhin aber wäre hier am Schlusse ein dergl. Verzeichnifs sehr willkommen (522) gewesen. Es liegt auf der Hand, dafs dasselbe literargeschichtlich von erheblichem Interesse wäre; wir erhielten damit z. B. direct eine Uebersicht über alle jene, einzelnen Hymnengruppen [gemeinsam] eigenthümlichen und sie zu einer Einheit zusammenschliefsenden Schlufsverse, sowie über die Gemeinschaftlichkeit einzelner Redewendungen, pâda oder selbst ganzer Verse, sei es nun, dafs dieselbe auf einem sozusagen gäng und gäben poetischen Sprachgebrauche, oder aber auf absichtlicher Anlehnung, resp. Entlehnung beruht [1]. Und dabei mag denn auch noch eine direct kritische Frage erwähnt werden. Pertsch hat schon vor längerer Zeit, in seinem Upalekha (1854), darauf aufmerksam gemacht (p. 56), dafs sich am Schlusse dieses Werkchens, ebenso wie in Lakshmîdhara's galitapradîpa, die Angabe findet, dafs die Ṛik-Verse 7, 59, 12. 10, 20, 1. 121, 10. 191, 1—3 „in codicibus modo padapâṭhae scriptis saṃhitae formam servant"; er hat daraus geschlossen, und in der That wohl ganz mit Recht, dafs diese sechs Verse (Lakshmîdhara läfst 10, 20, 1 aus) erst secundär, nach der Constituirung des padapâṭha, in den Ṛik-Text aufgenommen worden sind (vergl. auch Ind. Stud. 4, 431). Sehen wir nun hier bei Müller nach, so findet sich, dafs 7, 59, 12 und 10, 121, 10 in der That só behandelt sind, wie jene beiden Werke es verlangen; dagegen für die anderen vier

[1] vgl. M. Müller's dankenswerthe spätere Mittheilungen über diesen Gegenstand in seiner Besprechung von Grafsmann's und Ludwig's Ṛik-Uebersetzungen im Literar. Central-Blatt vom 16. Dec. 1876 p. 1700, so wie Aufrecht „Hymnen des Ṛigveda" [2] Vorw. p. XII fg. (1877) und Alfr. Ludwig „der Ṛigveda" 3, 95 fg. (1878).

Verse ist der padapâṭha in ganz regulärer Weise gegeben. Wenn dies, woran doch kaum zu zweifeln, auf der Auctorität der von Müller benutzten pada-Manuscripte beruht (die Berliner dgl. geben auch 10, 20, 1 in der saṃhitâ-Form, 10, 191, 1—3 dagegen wie Müller im pada-Text), so zeigt sich hier eine eigenthümliche Differenz, welche wohl nur durch die Annahme sich erledigen läſst, daſs noch nách Abfassung des Upalekha eine Aufnahme jener Verse in den regulären Bestand des Textes stattgefunden hat; was 10, 191, 2—3 anbelangt, so wäre der Grund etwa der, daſs man diese letzten Verse, die so ganz besonders schön als Schluſs passen, noch mit allem vollen Pomp solenner Ueberlieferung umkleiden wollte (im vorliegenden Texte hat sich ihnen übrigens noch ein Vers, 10, 191, 4 angeschlossen). Aber wie ist es zu erklären, daſs auch Laksmîdhara noch (unter dem wir etwa den gleichbetitelten Vater des Bhaṭṭojidîkshita zu suchen haben? vgl. des Ref. Verz. der Berl. S. H. No. 1176) daran festhält, sie vom padapâṭha auszuschlieſsen? Nun, die Kritik des vorliegenden Bestandes des Ṛik-Saṃhitâ hat ja überhaupt erst zu beginnen! Dazu müssen erst noch vor Allem die Angaben der brâhmaṇa und sûtra des Ṛik selbst, wie der übrigen Veda, untersucht und verglichen werden. Viel wird freilich auch von da nicht mehr zu holen sein, aber doch Einiges (vgl. Ind. Stud. 9, 299. 13, 279).

Den schönen Schluſshymnus des Ṛik aber, mag seine Authentität nach Obigem auch in Zweifel stehen, mit welchem Müller in so effectvoller Weise seine glänzende Einleitungsrede bei Eröffnung der ârischen Section des Londoner Orientalisten-Congresses schloſs, können wir uns jétzt gerade Alle zu Herzen nehmen, so weit die deutsche Zunge klingt, yatra kva câ ”ryâ vâco bhâshante (Ait. Âr. 3, 11): „come together, speak together, let our minds be concordant! .... Let your endeavour be the same! let your hearts be the same, that it may go well with you!“

86. Essays on the languages, literature and religion of Nepâl and Tibet; together with further papers on the geography, ethnology and commerce of those countries. By B. H. Hodgson Esqu., late british minister at the court of Nepâl. Reprinted with corrections and additions. London, 1874. Trübner & Co. (XII, 145; 124 S. 8°.)
L. C.-Bl. nr. 17. p. 549—52.

Der Name Brian Houghton Hodgson's steht bei Allen, die sich je näher mit dem Buddhismus beschäftigt haben, in hohen Ehren. Durch das warme Lob, welches Eugène Burnouf, unvergefslichen Andenkens, in dem Eingange seiner berühmten Introduction à l'histoire du Buddhisme Indien (1844) den hochverdienstlichen Bestrebungen und Bemühungen Hodgson's behufs Zugänglichmachung der von ihm in Nepâl neu entdeckten buddhistischen Sanskrit-Literatur gezollt hat, und durch die dankbare, hochachtungsvolle Anerkennung, mit der er das ganze treffliche Werk hindurch von den eigenen Arbeiten desselben darüber spricht, und zwar so, dafs er deren Hauptinhalt in wiederholentlichen Citaten daraus seinem Werke geradezu einverleibt hat, ist den Verdiensten Hodgson's in der That in die weitesten Kreise hinein Geltung verschafft worden. Diese seine Original-Abhandlungen selbst aber sind auf dem Continent bisher nur Wenigen bekannt gewesen, nur denen, die zum Zwecke specieller Studien die schwer zugänglichen und seltenen Journale durchsuchen mufsten, in denen sie eben ursprünglich in den Jahren 1828—1838 erschienen sind. Allerdings ist bereits 1841 eine Sammlung derselben unter dem Titel: „Illustrations of the Literature and Religion of the Buddhists“ in Serampore publicirt worden, und es hat sodann in neuester Zeit der Phönix, eine Monatsschrift für China, Japan und Ostasien, deren erste Nummer im Juli 1870 erschien, einen Wiederabdruck derselben gebracht. Bequem aber auch für uns zugänglich werden sie in der That erst durch die vorliegende Ausgabe. Und zwar werden sie uns darin in derjenigen verbesserten und erweiterten Gestalt dargeboten, in welcher sie eben der Phönix abdruckte,

ausgestattet nämlich mit zahlreichen Rand- (550) noten, welche Hodgson seinem eigenen Exemplare der „Illustrations“ beigefügt und dem Herausgeber des Phönix, Prof. J. Summers, hierfür zur Disposition gestellt hat. Diese Noten Hodgson's repräsentiren nun freilich „various phases of his views ranging over a period of nearly thirty years“, und es ist leider nur in einigen Fällen direct die Jahreszahl angegeben, aus der eine Note stammt; es hat auch ferner weder eine principielle Unterscheidung der ursprünglichen Noten von den später zugefügten stattgefunden, noch reichen die Zusätze bis auf die Gegenwart hinab; es handelt sich endlich hierbei eigentlich nur um gelegentliche Noten, nicht um eine systematische Annotirung, wie denn insbesondere Burnouf's grofses Werk fast gar nicht herangezogen und verwerthet worden ist. Trotz alledem müssen wir aber doch diese Publication (und selbst wenn sie gar keine Zusätze erhalten hätte) als eine ungemein dankenswerthe bezeichnen. Der hohe Werth dieser Abhandlungen, in denen zur Zeit ihres ersten Erscheinens ein ganz neues Terrain erschlossen und über die philosophischen Doctrinen der Buddhisten zuerst aus ihren eigenen Originaltexten Aufklärung gegeben wurde, läfst sich eben erst jetzt, wo man sie so bequem übersehen und vergleichen kann, vollaus würdigen. Allerdings fehlt es darin nicht an Wiederholungen allerlei Art, und Vieles von dem Gesagten hat sich schliefslich als schief erwiesen und wird auch von Hodgson selbst jetzt so anerkannt; aber es liegt uns hier eben ein Griff ins Volle vor, und für dén Punct, um den es sich dabei hauptsächlich handelt, für die vier philosophischen Systeme der nepâlesischen Buddhisten nämlich, bilden diese Artikel auch jetzt, selbst nach Burnouf's Forschungen, immer noch die einzige Quelle. Die Namen, unter denen dieselben von Hodgson's „Bauddha Pandit“ demselben genannt worden sind (p. 82), Svâbhâvika, Aiçvarika, Kârmika und Yâtnika, entsprechen zwar in der That vollständig dem Inhalt der betreffenden Lehren, sind aber aufser hier anderweitig bis jetzt noch nicht literarisch belegt (vgl.

Burnouf a. a. O., p. 451); vielmehr werden durchweg sonst, und zwar auch in einem der durch Hodgson's Vermittelung nach Paris gelangten nepâlesischen Texte, dem Comm. zum Abhidharmakoça, andere Namen (sautrântika, vaibhâshika, mâdhyamika, yogâcâra) genannt, und Burnouf hat daraus bekanntlich, und zwar wohl mit vollem Rechte, geschlossen, dafs jene Schulen der nepâlesischen Tradition, zum mindesten dem Námen nach, jünger seien, als diese eben anderweitig beglaubigten Systeme. Die grofse Klarheit aber, mit welcher Hodgson die theilweise so höchst verzwickten Glaubensmeinungen und Lehrsätze, um die es sich hierbei handelt, auseinanderzusetzen gewufst hat, obschon er eigentlich kein Sanskritkenner genannt werden kann, mufste von vornherein geradezu Staunen erregen und ist auch allgemein bewundert worden. Mit Hülfe der frischen Quelle, die ihm hier sprudelte und aus der er durch das Medium seiner buddhistischen Paṇḍit und Freunde so reichlich schöpfte, wurden mit einem Male eine Menge Fragen einfach und klar, die bis dahin, wo man hauptsächlich nur secundäre, chinesisch-mogolische, Texte für den Buddhismus hatte benutzen können, gänzlich räthselhaft erschienen waren. Mit Abel Remusat, dem Vertreter der letzteren, hatte er daher im Ganzen leichtes Spiel. Die tibetischen Forschungen Csoma Körösi's schlossen sich glücklich an die seinigen an. Dagegen gerieth er mit G. Turnour, dem Vertreter der Pâli-Literatur der südlichen Buddhisten, in einen etwas erregten Streit, in welchem er zwar unstreitig mit Recht von vornherein behauptete, dafs der Buddhismus erst aus dem Brahmanismus, in Opposition dagegen, hervorgegangen sei, nicht umgekehrt, wie Turnour annahm, andererseits aber darin fehlte, dafs er den Sanskṛit-Texten der nördlichen Buddhisten, wenigstens auf philosophisch-dogmatischem Gebiete, die unbedingte Priorität über die Pâli-Literatur zusprach; er mufste schliefslich eben doch „the honours of Ceylonese literature and of the Pâli language" als „no longer disputable" anerkennen. Aber wenn er auch Anfangs theilweise zu weit ging, seine Gründe waren (551)

fast durchweg äufserst verständig, und es ist noch immer ein hoher Genufs, die Documente über diesen Streit zu lesen, der damals — es war die Zeit, wo der geniale James Prinsep das Journal der As. S. of Bengal redigirte — die Freunde und Vertreter der indischen Studien sehr ernsthaft bewegte. Sind ja doch factisch die Verhältnisse selbst, in welchen die beiden Literaturgruppen der Buddhisten des Nordens und des Südens — und es treten jetzt auch die Texte der Jaina hinzu — zu einander stehen, noch immer höchst problematischer Natur, obschon sich im Ganzen doch die Schale bereits erheblich zu Gunsten der Pâli-Texte gesenkt hat.

Der Reihe nach sind die einzelnen Abhandlungen folgenden Inhaltes: 1) von den Sprachen, der Literatur und Religion von Nepâl und Tibet; 2) Skizze des Buddhismus nach den Sanskṛit-Texten Nepâls; 3) Uebersetzung der dazu gehörigen Belegstellen; 4) europäische Speculationen über Buddhismus; 5) Bemerkungen gegen Remusat; 6) über die Inschrift von Sârnâth; 7) über Âdibuddha und die sieben sterblichen Buddha; 8) über die ursprüngliche Sprache der buddhistischen Schriften; 9) eine buddhistische Streitschrift über Kaste (Açvaghosha's Vajrasûci); 10) über die grofse Aehnlichkeit vieler Symbole des Buddhismus und des Çivaïsmus; 11) über die Weihe beim Eintritt in den geistlichen Stand.

Wir knüpfen hier wenigstens einige kurze Noten an. In der philosophischen Doctrin tritt besonders der Gegensatz zwischen pravṛitti (Thätigkeit) und nirvṛitti (Ruhe) der die Welt hervorbringenden Kräfte hervor; auch Burnouf hat diese letztere Wortform festgehalten, die indessen vom Standpuncte der Etymologie aus sich schwerlich als ursprünglich wird erweisen lassen; vielmehr hat das Petersburger Wörterbuch hierfür wohl mit vollem Rechte die Form nivṛitti als die richtige hingestellt; — die agnishṭha Götter (p. 42. 115) sind vielmehr als akanishṭha zu bezeichnen; — statt chîna (cognizances) p. 59 ist cihna, statt anuviñjana p. 84 anuvyañjana zu lesen. — Der als das Credo der kârmika hingestellte Satz, p. 57. 81, der an letzterer Stelle als Citat aus dem Punya

Paroda (?) bezeichnet wird: pûrvajanmakṛitaṃ karma tad daivam iti kathyate, findet sich direct sô im Vorworte des Hitopadeça v. 33 wieder. — Das Zusammentreffen des Çivaïsmus mit dem Buddhismus in vielen seiner Symbole erklärt Hodgson einfach als eine Aneignung von Seiten des ersteren; von besonderem Interesse ist hierfür der Bericht, den ein nepâlesischer Buddhist von den Göttern in den Tempeln in Buddhagaya abstattet (p. 135), in denen er durchweg buddhistische Gestalten erkannte, während die Brâhmaṇen dieselben zum Theil in sehr wunderlicher Weise als brâhmanische Götter erklären. Auch die von Crawford für çivaïtisch gehaltenen Tempel in Java erklärt Hodgson einfach als buddhistisch.

Der vorliegende Band enthält nun aber auch noch eine zweite Reihe von ebenfalls höchst interessanten Abhandlungen, die bisher auch nur wenig zugänglich waren, zuerst nämlich im Journal der As. Soc. of Bengal zerstreut erschienen, dann gesammelt in den „Selections from the Records of the Government of Bengal" 1857, und danach endlich, und zwar ebenfalls nebst Randglossen von Hodgson's Hand, im Phönix publicirt worden sind. Dieselben beziehen sich sämmtlich auf den Himâlaya, welchen Hodgson während seines von 1821 an „some thirty years" dauernden Aufenthaltes in Nepâl nach allen Richtungen hin — bekanntlich hat er ja auch „par des travaux d'histoire naturelle rendu son nom célèbre" — durchforscht hat. Und so führt er uns denn im ersten Abschnitte nicht nur ein Bild der Formation, Thalbildung und Wasserläufe des gewaltigen Gebirges vor (leider fehlt ein Kärtchen hierzu), sondern er berichtet auch über die verschiedenen Volksstämme, sowie über die sämmtlichen Naturerzeugnisse und die geologische Structur desselben, giebt somit eine volle „physical geography" davon. Die folgenden Abschnitte handeln zunächst von den Ureinwohnern des Himâlaya, unter Beigabe eines ver- (552) gleichenden Vocabulars über 12 Stämme, — von dem Ursprunge und der Classification der militärischen Stämme in Nepâl, deren Ver-

wendung für das anglo-indische Heer von Hodgson lebhaft befürwortet und bekanntlich dann auch mit gutem Erfolge eingeleitet worden ist, — von zwei in Central-Nepâl versprengten tibetischen Stämmen, — von Nâyakoṭ, der früheren Winterresidenz von Nepâl, mit prachtvoller Gartencultur, — von den Stämmen des nördlichen Tibet und von Sîfan, nebst einem vergleichenden Vocabular über sieben Sprachen, — von der Colonisation des Himâlaya durch Europäer, welche Hodgson warm befürwortet, besonders mit Bezug auf Irland und Hochschottland, — endlich von dem Handel Nepâls, mit speciellen Tabellen. Was die von Hodgson hier mitgetheilten Vocabulare anbelangt, so wünscht er damit insonderheit zu erweisen, dafs im nördlichen Tibet (p. 73) „the common nest and original seat of the Chinese and Tibetan races" zu suchen sei, und (p. 76) „what a strange conformity in the essential components of their speech still unites the long and widely sundered races inhabiting now the Himalaya, Tibet, Indo-China, Sifân, Altaia, Caucasus and Oceanica". Er beruft sich dabei auch auf seine gröfseren Abhandlungen über die Kirânti, und die Vâyu-Sprache (1857), die ja durch die Fülle ihres Materiales bekanntlich auch ganz staunenswerth sind, und deren separate, corrigirte, Publication wir in Gemeinschaft mit den sonst noch im Vorworte genannten Artikeln, z. B. über das nepâlesische Recht etc., wir in der That sehr dankbar begrüfsen würden. Ob aber freilich só weit tragende Schlüsse, wie die obigen, sich, bei dem gänzlichen Mangel literarischer Sprachdenkmäler auf blofse grammatisch-lexikalische Sammlungen mündlicher Art, wie sorgsam sie auch geleitet sein mögen, gründen lassen, und ferner ob die speciell für die betreffenden Zusammengehörigkeiten angegebenen Gründe ausreichend sind, — das sind Fragen, die dem Ref. keineswegs bereits so sicher entschieden erscheinen, als dies Hodgson seinerseits annimmt (p. 76).

---

87. The history of India. Hindu, Buddhist and Brahmanical. By J. Talboys Wheeler. London, 1874. Trübner & Co. (XXIV, 500 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 17. p. 552—54.

Auch dieses Werk hat ebenso wenig wie die beiden früheren Bände, zu denen es gewissermaafsen den dritten Band bildet, oder doch bilden soll, ein Anrecht auf den Titel, den es führt. Es sind eben vielmehr nur einzelne Beiträge zu einzelnen Theilen der indischen Geschichte, die darin vorliegen, in chronologischer Reihenfolge immerhin, aber ohne irgend wie den Anspruch machen zu können, eine fortlaufende Darstellung derselben zu geben. Von den neun Capiteln, in die es zerfällt: 1) das vedische Indien, 2) das brahmanische Indien, 3) Leben und Lehre Buddha's, 4) das griechische und römische Indien, 5) das buddhistische Indien, 6) das indische Drama, 7) die Rajpoots, 8) die brahmanische Restauration AD. 600—1600, 9) das portugiesische Indien, sind nur diejenigen von wirklichem Interesse, bei denen sich Wheeler an unmittelbare Vorlagen direct anschliefsen konnte, also die Capitel 3—7 und das letzte. Hier kommt der ihm eigene „vorurtheilslose historisch-kritische Blick", den wir auch früher an ihm zu rühmen Gelegenheit hatten, zu voller Geltung. Wo es sich dagegen darum handelt, das Material selbst aus anderen als englisch geschriebenen Werken, oder auch nur aus nicht geradezu populären englischen Werken zusammenzuholen und zu sichten, da tritt denn leider der ebenfalls schon früher hier von uns hervorgehobene gänzliche Mangel an philologischer Vorbereitung und Befähigung zu einer solchen Aufgabe oft gar übel zu Tage. Zwar fehlt es auch da nicht an einzelnen feinen Bemerkungen und beachtenswerthen Schlüssen, wie sie sich dem Verf. auf Grund seiner persönlichen Bekanntschaft mit den indischen Verhältnissen der Jetztzeit ergeben haben, aber der Boden, auf dem wir da an seiner Hand wandeln sollen, ist eben doch ein gar zu unsicherer, und es wird Einem da oft gar un- (553) heimlich zu Muthe. So z. B. wenn wir Çaṃkarâcârya durchweg als Sankha Achârya aufgeführt sehen; oder wenn uns zuge-

muthet wird, die „era Paraçurâma's, which commences A.D. 825" als die „era of Râma's conquest of Râvaṇa and the Râkshasas" (p. 423 und 51) anzusehen! Mit wirklicher Theilnahme dagegen kann man seine Darstellung eben da verfolgen, wo es galt, aus Uebersetzungen oder sonstigen einen bestimmten Gegenstand bereits speciell behandelnden englischen Werken ein Resumé zu ziehen und ein Gesammtbild davon zu geben, also z. B. bei dem, was er über Buddha's Leben, über Megasthenes, über Piyadasi's Edicte, endlich über Fa Hian und Hiouen Thsang, sowie überhaupt über die Bedeutung des Buddhismus für Indien berichtet. Auf eigenthümliche Widersprüche stofsen wir freilich auch da oft genug. Wenn der Vf. z. B. auf p. 96. 97 in sehr ansprechender Weise den ganz verschiedenen Einflufs schildert, den der Brahmanismus auf der einen, der Buddhismus auf der anderen Seite in der Praxis auf das Volksleben ausgeübt hat, und dem entsprechend auf p. 261 den Contrast zwischen den früheren und den jetzigen Hindu só schildert: „the people of India as described by Hiouen Thsang would almost appear to have been a different race to the modern Hindus. They had nòt as yet been moulded into existing forms by ages of Brahmanical repression and Mussulman tyranny, and they bore a stronger resemblance to the unsophisticated Buddhists of modern Birma, than to worshippers of Vishṇu and Çiva", heifst es auf p. 358 gerade umgekehrt: „but in India the interval is scarcely appreciable; in all essentials the people were the same in the seventeenth century as in the seventh; . . . the social and religious life of the great bulk of the Hindu population underwent no perceptible changes"! Dem Werthe der früheren Darstellung wird indessen durch diese Inconsequenz in einem späteren Abschnitte kein Eintrag gethan; wir halten uns an die erstere und finden sie in ihren Einzelheiten gut durchgeführt. Auch was Wheeler über den inneren Widerspruch bemerkt (p. 149 ff.), der von vornherein zwischen den beiden Vorstellungen vom nirvâṇa und vom buddha liegt, finden wir durchaus berechtigt

und sehr beachtenswerth: first there is the selfish longing to lead a life of religious mendicancy for the sake of entering Nirvâṇa; secondly there is the benevolent longing to become a Buddha in order to teach mankind how to attain Nirvâṇa. Dieser Conflict löse sich wohl so, dafs Gotama factisch „a teacher of loving kindness“ gewesen und die Nirvâṇa-Lehre erst secundär durch den Einflufs des Mönchthums zu ihrer philosophischen Schärfe gelangt sei. Besonders dankenswerth erscheint uns auch die scharfe Betonung des Umstandes, dafs Seleukos eine seiner Töchter dem *Σανδροκοττος* zur Frau gegeben hat; diese Ehe zwischen Candragupta und einer griechischen Prinzessin giebt in der That allerhand zu denken! — Offenbar mit besonderer Vorliebe ist, hauptsächlich nach Tod's, freilich ja zum Theil sehr wenig zuverlässigen Annals of Râjasthan, das Capitel von den Rajpoots behandelt, deren noch jetzt bestehende Herrschaften möglicherweise in nächster Zeit einmal wieder die Aufmerksamkeit der Welt auf sich ziehen werden. Von einer ihrer fürstlichen Familien geht ja noch die Sage, dafs sie von einer Tochter Nûshirvân's abstamme; und der ritterliche Sinn, der ihre Geschlechter stets ausgezeichnet hat und der von Kavi Cand Bardâî in seinem berühmten Heldengedichte vom Könige Prithirâj — jenem ältesten Specimen des eigentlichen Hindi, an dessen Herausgabe und Uebersetzung jetzt rüstig in Indien, von Beames, Hoernle, Growse gearbeitet wird — verherrlicht worden ist, scheint noch immer nicht ganz ausgestorben zu sein. Auch der Abschnitt über Marco Polo (nach Colonel Yule) sowie der über die Portugiesen ist recht lesenswerth.

Die Geschichte des moslemischen und des englischen Indiens will Wheeler in einem weiteren Bande schildern; da ihm (554) dabei authentische Quellen in Fülle zu Gebote stehen werden, so dürfen wir dieser seiner Darstellung in der That wohl mit guten Erwartungen entgegensehen; denn, wo er wirklich sicheren Boden unter sich hat, da vermag er, auf Grund seines unleugbaren Darstellungs-

und Gruppirungstalentes sowie seiner Fähigkeit, die Verhältnisse unbefangen zu beurtheilen, nicht nur in anregender und fesselnder Weise auf den Leser zu wirken, sondern ihm auch wirklich bleibende und mit Recht nachhaltige Eindrücke zu hinterlassen.

---

88. The Sacred Anthology, a book of ethnical scriptures. Collected and edited by Moncure Daniel Conway, Author of „the earthward pilgrimage". Second edition. London, 1874. Trübner & Co. (VIII, 480 S. 8°.)
L. C.-Bl. nr. 18. p. 586—87.

Hesiod's alter Spruch: „Der Völker Stimme ist die Stimme Gottes" bildet den Grundton dieser Sammlung von Völkerstimmen über die ethischen und religiösen Pflichten der Menschheit. Der Herausgeber wurde dabei von der Ueberzeugung ge- (587) tragen, daſs es für die moralische und religiöse Cultur von hoher Bedeutung sei, wenn die wesentliche Uebereinstimmung der Religionen in jener Hinsicht allgemeiner bekannt würde und auf Grund der gleichlautenden Zeugnisse der verschiedensten Zeitalter und Nationen zu immer weiterer und allgemeinerer Anerkennung gelange. In der That ist ein solches Spiegelbild gerade für uns in der Gegenwart, wo wir wieder nahezu auf dem Puncte stehen, uns wegen armseliger dogmatischer Differenzen zu hassen und zu zerfleischen, von unschätzbarem Werthe. Denn wer einmal einen tieferen Blick in dies Werk hinein gethan hat, dessen Sinn muſs erhoben und erweitert werden, und er wird sich dann Andersdenkenden gegenüber, der Uebereinstimmung in der Hauptsache bewuſster geworden, zur Nachgiebigkeit und Duldsamkeit im Einzelnen geneigter fühlen.

Die 740 Stellen aus den heiligen Schriften und ethischen Werken aller Culturvölker, welche hier zusammengestellt vorliegen, sind ihrem Inhalte nach in folgende 20 Gruppen geordnet: Gesetze, Religion, Gott, Gottesdienst, Weisheit, Aberglaube, Kenntniſs, Ethik, Menschenliebe, Liebe und Freundschaft, Natur, Mensch, Charakter, Lebensregeln, De-

muth, Gröfse, Gerechtigkeit, Thätigkeit, Sorge und Tod, Vorschriften. Jede einzelne Stelle hat dann noch theils ihre eigene Ueberschrift, die ihren Inhalt kurz charakterisirt, theils eine Angabe ihrer Herkunft. Christliche, jüdische, moslemische, persische, indische, buddhistische, chinesische Aussprüche und Vorschriften stehen hier in buntem Wechsel durcheinander. Nur das classische Alterthum fehlt; allerdings hat es ja keine eigentlich heiligen Schriften, aber die Sammlung ist doch auch gar nicht blofs auf diese beschränkt, und es erscheint daher dieser Mangel um so auffälliger, als der oben im Eingange erwähnte Spruch Hesiod's direct als Titelvignette dafür verwendet ist. Hier wird denn also eine dritte Auflage in der That wohl nachzuhelfen haben, da es wirklich Schade wäre, wenn in einem solchen Werke eine solche Lücke dauernd bleiben sollte. Am Schlusse ist zunächst eine alphabetische Liste der benutzten „principal authorities“ gegeben, in der wir u. A. Böhtlingk's Indische Sprüche vermissen, die manches Brauchbare hätten liefern können. Es folgt dann eine chronologische Uebersicht über die betreffenden Literaturwerke selbst: Chinese, Parsi, Hindu, Buddhist, Hebrew, Christian, Arabian, Scandinavian, Persian Poets, in Lapidarstil gehalten, aber in der That das zur Information Nothwendige gewährend. An ein Verzeichnifs der gebrauchten Abkürzungen schliefst sich endlich ein Real-Index der behandelten Gegenstände, und zwar so, dafs zugleich stets das Volk angegeben ist, welchem die betreffende Darstellung angehört.

Wissenschaftliche Ansprüche macht die Arbeit nicht, verfolgt vielmehr rein einen praktischen Zweck; trotz dessen ist sie auch wissenschaftlich nicht ohne Interesse, da die Vergleichung von so verschiedenartigen Parallelstellen immerhin die richtige Beurtheilung des Gehaltes im Einzelnen erleichtert. Jedenfalls hat der Herausgeber sich es schwere Mühe kosten lassen, das Material zusammenzubringen und zu ordnen, und er hat sich dadurch und durch die edle Absicht, die ihn dabei geleitet hat, um die geistige Verbrüde-

rung der Menschheit und um die Möglichkeit der Auslöschung kleinlicher Glaubenszwiste wohl verdient gemacht.

---

89. Sutta Nipâta, or Dialogues and Discourses of Gotama Buddha. Translated from the Pâli, with Introduction and Notes. By Sir M. Coomâra Swâmy. London, 1874. Trübner & Co. (XXXVI, 160 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 18. p. 587—89.

Von den 70 sutta, welche die fünf Capitel des Suttanipâta — seinerseits zu dem fünften Theile des Suttapiṭaka, dem Khuddakanikâya gehörig — enthalten, werden uns hier dreifsig in, allem Anschein nach, getreuer Uebersetzung vorgelegt. Es sind meist kurze Stücke, von nur 4 bis zu 63 Versen Umfang, wobei resp. deren Durchschnittszahl etwa 17 beträgt, da nur 4 sutta überhaupt über die Zahl von 30 Versen hinausgehen (in Summa sind es 509 vv.). Der (588) Inhalt steht wesentlich dem des Dhammapada gleich, und es gelten diese beiden Bücher als die werthvollsten der 15 Bücher des Khuddakanikâya überhaupt, doch so, dafs der Suttanipâta (das fünfte derselben) noch als „more original" (p. xxi) gilt, als jenes (welches die zweite Stelle darin einnimmt); worauf sich dieser Anspruch gerade gründet, hat der Uebersetzer anzugeben leider versäumt. Zu einigen der sutta findet sich eine Einleitung und ein Schlufs in Prosa als direct zum Texte selbst gehörig, in denen die speciellen Umstände angegeben werden, bei deren Gelegenheit das suttam entstand, während andere nur aus Versen allein bestehen. In letzterem Falle hat dann der Uebersetzer seinerseits dafür gesorgt, durch eine kurze einleitende Note, deren Inhalt er dem Commentar entlehnt hat, jenen Defect zu ergänzen. Hier und da erscheinen die Texte in dialogischer Form, the teacher answering questions put to him by those who wish to be enlightened by him. Meist aber liegen uns hier einfach die Predigtthemata oder Predigten selbst vor, wie sie Buddha bei seinen Wanderungen durch das Land,

bald hier, bald dort rastend, vor dem Volke gehalten haben soll und in der That wohl in ähnlicher Weise factisch auch gehalten hat, und durch die es ihm gelang, seine Lehre von der allgemeinen Friedfertigkeit, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit inmitten und trotz der „opposition and prejudices of the pharisaical Brahmans“ zur Geltung zu bringen. Wir können es dem patriotischen Ceylonesen nicht verargen, wenn er mit Stolz von jenen „goldenen alten Zeiten“ spricht, wo „Buddha eben mit seinen Schülern die fruchtbaren Landstriche von Kosala (Oude) und Magadha (Behar) nach allen Richtungen durchzog, die Gastfreundschaft von Hoch und Niedrig annehmend und ebenso die Wohlthaten des Gesetzes gleichmäfsig Allen darbietend, den Reinen und den Unreinen, bis hinab, wie es ein anderer grofser Lehrer des Alterthums auch that, zur Courtisane, zum Diebe, Mörder und Trunkenbold, auch sie sogar zulassend in den Bereich seiner milden Lehre. Die Kaste ward aus ihrem festen Besitz verjagt; es gab keine Sclaverei, aufser der an Aberglauben und Unwissenheit gebundenen. Selbstbezähmung, Entwurzelung aller Leidenschaften, Entsagung aller sinnlichen Genüsse war die Vorbereitung für jenes selige Ende, Nibbâna, welches, mit vielen Namen genannt, vielerlei gemeint hat, und dessen exacte Natur Weise und Philosophen vergebens zu erklären sich bemüht haben“. Und mit Recht bemerkt er in Bezug hierauf, practisch komme es auf eine dgl. exacte Definition auch wenig an. Die Hauptsache sei die Vernichtung des Ich, der Individualität. Wenn nur dás im Auge behalten und erreicht werde, it mattered not much whether it was due to absorption or annihilation. Das menschliche Elend und Leiden habe seinen Hauptsitz in dem Ich; destroy this, and release, or Nibbâna, was instantly attained. Dies war der Hauptpunct; das Uebrige war nur von nebensächlicher Bedeutung für den Hindu. Geistige Ertödtung, Meditation, Askese und die Uebungen zur geistigen Versenkung (yoga) — Alles hatte dieses eine Ziel. Es ist interessant zu sehen, wie der gelehrte Hindu dann weiter Longfellow, Schopen-

hauer, Hartmann, Straufs (und diesen in deutscher Sprache und Schrift) etc. citirt, wie er sich denn auch mit der französischen Literatur über den Buddhismus vollständig vertraut zeigt. Das Hauptgewicht legt er im Uebrigen, und zwar ebenfalls mit vollem Recht, auf den Gegensatz, den der Buddhismus gegen die vedische Zeit und die daraus hervorgegangene brâhmanische Hierarchie gebildet habe. „Vor und während der vedischen Zeit war es Blutvergiefsen, Menschen- und Thier-Opfer nämlich, wodurch, neben den einfacheren Darbringungen von Butter und Milch und dem Dienst des Feuers und der feindlichen Elemente, das Erwachen des übernatürlichen Gefühles in der Brust des Inders markirt ward. Aber jetzt kam ein Wechsel über das Land; Friede, Sanftmuth und alle die milden Tugenden gewannen die Oberhand. Das wahre Opfer, hiefs es nun, war das Opfer des eigenen Selbstes. Die Vorbe- (589) reitung für den Himmel bestand in der Vernichtung aller üblen Leidenschaften, und die gröfste Glückseligkeit in einem Leben philosophischer Apathie". Wenn er sich dann zum Schlusse dagegen verwahrt, direct als ein „apologist for Buddhism" auftreten zu wollen, so liegt dém wohl die richtige Erkenntnifs zu Grunde, dafs es nun einmal doch in dieser Welt ohne Thätigkeit, ohne Leidenschaft, ohne Kampf nicht gut gehen will, und dafs man eben einfach nicht das Kind mit dem Bade ausschütten dürfe. Der Quietismus als herrschendes Princip würde die Menschheit allem Uebel erst recht preisgeben!

Jedenfalls liegt uns hier ein Werk vor, welches sowohl durch seinen eigenen Inhalt, wie durch die Person dessen, der es eingeleitet und herausgegeben hat, die vollste Beachtung in weitesten Kreisen verdient. Coomâra-Swâmy ist englischer Advocat (barrister at law, Lincolns Inn), Mitglied des gesetzgebenden Rathes von Ceylon und vor einiger Zeit von der Königin von England zum Ritter (Sir) erhoben worden. Auf dem Orientalisten-Congrefs in London im September v. J. sprach er einige Male ganz vortrefflich über den Gewinn, der für Indien sowohl als für England aus den

Forschungen der vergleichenden Philologie durch die Entdeckung der gemeinsamen ârischen Abstammung herzuleiten sei und der sich mit der Zeit immer stärker ans Licht stellen werde. Seine Persönlichkeit machte einen entschieden bedeutenden Eindruck.

Unter den Textstücken selbst ist von besonderem Interesse das Vâseṭṭhasuttam, das wir übrigens schon durch d'Alwis Buddhist Nirvâna p. 103 ff. kannten, da es zu dem letzten Cap. des Dhammapada, insbesondere aber zu der Vajrasûcî des Açvaghosha in specieller Beziehung steht. Zu bedauern ist, dafs uns nur die Uebersetzung, nicht zugleich auch der Pâli-Text selbst mitgetheilt wird, dessen Beigabe, und zwar in lateinischer Umschrift, wie dies zum Glück bei der Pâli-Literatur nun bereits gute Regel geworden ist, höchst willkommen gewesen sein würde.

---

90. Martin Haug, über das Wesen und den Werth des wedischen Accents. Aus den Abhandlungen der kgl. bayer. Akademie der W. I. Cl. XIII. Bd. II. Abth. München, kgl. Akademie; G. Franz [1874] 1873. 107 S. 4°. M. 4,40. Jenaer Lit.-Ztg. nr. 18. p. 313—16.

Die vorliegende Abhandlung bezweckt, die bisher üblichen Anschauungen über den Werth des udâtta, dafs er nämlich „den eigentlichen Wortaccent zur Zeit, als das Sanskṛit noch als Volkssprache gesprochen ward", darstellt, als irrig zu erweisen. Aus der noch jetzt bei den Mahrâṭha-Brâhmanen üblichen Recitationsweise der Ṛiksaṃhitâ u. s. w. nämlich, welche der Vf. an Ort und Stelle kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ergab sich ihm, wie er bereits im Jahre 1863 in der Zeitschrift der deutschen Morgenländ. Gesellschaft 17, 800 berichtete, dafs „die wahren Hauptaccente nur der anudâtta und svarita sind, der udâtta nur eine Art Hilfsaccent; man dürfe daher z. B. nicht devá schreiben, da der Accent nicht auf dem a ruht, sondern dèva, wenn man die Accentsilbe markiren wolle". Um dies klar zu machen, theilte er einen

Vers der Atharva-saṃhitâ in Noten-Umschrift mit (derselbe findet sich auch hier wieder, auf p. 52, aber in ganz verschiedener Weise aufgeführt). Es seien eben „für die richtige Aussprache der vedischen Accente die lebendigen Hersager des Veda die einzig zuverlässige Quelle. Dafs in der Aussprache derselben im Verlauf der Zeit die geringste Aenderung eingetreten sein könne, sei bei der grofsen Heiligkeit, mit der die Vedenworte noch betrachtet werden, rein undenkbar. Kein Brahmane konnte es wagen, hier Aenderungen einzuführen“. Diese Ansichten nun hält Haug eben auch jetzt noch, trotz der von mir in den Ind. Studien 10, 431 fg. (1868) und von Whitney in den Transact. Am. Phil. Ass. 1869 p. 42 fg. gemachten Einwürfe im Wesentlichen fest. Er giebt zwar die von uns betonte Identität des udâtta mit dem ὄξυς zu (p. 101, 102), behauptet aber, dafs auch dieser „ohne Emphasis gesprochen wird, da Dionysius z. B. von einem Nachdruck, der auf dem Acut liege, nirgends etwas sage“. Der Unterschied des udâtta von dem anudâtta bestehe „nur in einem einfachen Steigen der Stimme“; der anudâtta sei aber „mit Emphasis zu sprechen“ (p. 74). Andrerseits freilich bezeichnet er jetzt (ebendas.) nur diese beiden als „natürliche Accente“, spricht diese Eigenschaft dagegen dem svarita ganz ab, der „in der gesprochenen Sprache gar nicht existirt zu haben scheint“, wie man deutlich aus dem Çatapatha Brâhmaṇa sieht (p. 76), in welchem „der svarita einfach nicht existirt, auch nie existirt hat“ (p. 77). Der vedische Accent sei überhaupt nie der Accent einer gesprochenen Sprache gewesen (p. 96), dagegen liege in dem Accent des Çatapatha-Brâhmaṇa, den er (p. 70) als prosaischen Accent dem poetischen, vedischen nämlich, gegenüberstellt, „der wirkliche und ächte Sprachaccent“ vor.

Auf den schneidenden Gegensatz, in welchem diese Auffassung, ja man kann eigentlich geradezu sagen, Verurtheilung des „wedischen Accentes“ zu den sonstigen Auslassungen Haug's steht, kommen wir im Ver- (313 b) lauf nochmals zurück, fassen resp. hier zunächst nur das angebliche Fehlen des svarita im

Çatapatha Brâhmaṇa specieller ins Auge. Es steht nämlich diese Annahme nicht nur mit der eignen Darstellung, welche Haug selbst hier auf p. 44 fg. von der Accentbezeichnung darin giebt, und in der er doch eben auch seinerseits die darin vorliegende Bezeichnung des svarita ausführlich erörtert, in directem Widerspruch, sondern sie ist eben auch thatsächlich unrichtig. Der Sachverhalt ist vielmehr in Wirklichkeit dér, dafs im Çat. Br. nur der udâtta und der (primäre) svarita, beide allerdings durch densélben wagerechten Strich unter der Linie, der udâtta nämlich unter der eignen Silbe, der (primäre) svarita unter der vorhergehenden Silbe, bezeichnet werden; dagegen wird der anudâtta darin in keiner Weise markirt. Die indischen Theoretiker freilich, vom Pratijnâsûtra § 7 abwärts (s. auch Uvaṭa zu Vâj. Prât. 1, 129) erkennen diesen Sachverhalt nicht an, sondern sprechen dem Çat. Br. in der That den svarita ab, und weisen ihm nur den udâtta und anudâtta zu. Sie haben sich dazu allem Anschein nach durch den Umstand verleiten lassen, dafs jener wagrechte Strich unter der Linie beim saṃhitâsvara für den anudâtta verwendet wird, verwechseln resp. das Zeichen mit der Sache. Es bleibt dabei aber, begreiflich genug, ganz unklar, wie sie sich denn nun eigentlich eben mit der Sache zurechtfinden, während bei unserer Auffassung zwar dás ebenfalls als höchst auffällig erscheint, warúm man sich mit einem einzigen Zeichen für zwei Accente begnügt hat, die Verwendung desselben indessen [auch] zur Bezeichnung des (folgenden) svarita nur bei den im Ganzen doch nicht gerade séhr häufigen Fällen in Ungewifsheit läfst, wo es sich bei der Finalis eines mehrsilbigen Wortes um den sogenannten jâtya handelt, insofern man da allerdings zunächst im Unklaren bleibt, ob man ein Perispomenon oder ein Paroxytonon vor sich hat. Der Angabe Haug's (p. 71), „dafs der svarita der Saṃhitâ im Çat. Br. gar nicht vorhanden sei, und in der Volkssprache und in der prosaischen Recitation keine Stelle und keinen Sinn habe", steht gerade umgekehrt theils das Factum gegenüber, dafs es im Çat. Br. viel mehr svarita giebt als in der Saṃhitâ,

nämlich nicht nur wirklich in den jâtya-Fällen, für die im Ṛik z. B. denn doch das Metrum so überaus oft vielmehr ía (íya) und úa (úva) als die richtige Aussprache erweist, sondern ferner ja auch fast in allen Fällen, wo ein finales á, ấ mit folgendem unbetonten Vokal verschmilzt, — theils nicht minder der höchst bezeichnende Umstand, daſs die verschiedenen Arten des primären svarita von einigen Theoretikern geradezu mit dem Namen bhâshika, d. i. der bhâshâ, Volkssprache, angehörig bezeichnet werden (s. Ind. Stud. 10, 407. 409). Haug's abweichende Erklärung dieses Umstandes (p. 77) beruht nach meiner Meinung auf einem gänzlichen Verkennen des Sachverhaltes. Und daſs er sich in der That diesen, die Accentbezeichnung nämlich des Çat. Br., nicht klar gemacht hat, dafür zeugen allerhand Momente bei seiner Darstellung derselben, auf die ich deshalb hier etwas näher eingehen muſs. Auf pag. 43 heiſst es, daſs in meiner Ausgabe des Werkes „öfter" in Abweichung von den Mss. statt eines Striches deren zwei (statt dreier Puncte resp. deren sechs) sich finden; nun, dies „öfter" ist hier wahrlich nicht am Platze; denn ich gebrauche ja diese zwei Striche (resp. sechs Puncte) regelmäſsig und überall dá, wo es sich um einen folgenden svarita handelt (s. preface pag. XII: to avoid this ambiguity I have denoted the svarita in this edition by two horizontal strokes beneath the preceding syllable). — Es soll ferner (p. 45) in der Stelle: tasmât te 'dho 'dha imâm 2, 1, 1, 7 das dho deshalb keinen Strich haben (bei Haug selbst hát es indeſs einen Strich; offenbar ist dies ein Druckfehler, und so darf (314) ich denn wohl auch meinerseits für den irrigen Strich unter sâ in sâ yad 3, 5, 1, 35 und unter dhât [es sollten sechs Puncte sein] in vyadadhât | nai 'va 2, 4, 2, 5, hier bei Haug p. 44. 47, die gleiche Entschuldigung in Anspruch nehmen!), „weil keine svarita-Silbe mehr folgt, sondern nur ein einfacher udâtta dha, der aber wegen der bereits vorangegangenen unmittelbar sich folgenden drei Accentstriche nicht mehr bezeichnet wird"; dha ist indeſs zunächst gar kein udâtta, sondern ein anudâtta (wenn ein Wort zweimal steht,

ist es ja stets das zweite Mal tonlos); wäre es aber ein udâtta, so würde es seinen Strich erhalten ganz unbekümmert um die „vorhergehenden Accentstriche“, die ja ihrerseits im Uebrigen überhaupt gar nicht „unmittelbar“ vorhergehen, denn dho hat eben keinen Strich. — In der Darstellung endlich (p. 46 fg.) des eigenthümlichen Umstandes, dafs die Accentbezeichnung im Çat. Br. über die pratîka und kaṇḍikâ, ja sogar über die brâhmaṇa hinübergeht, finden sich mehrfache Mifsverständnisse. Dafs der svarita jemals „nicht bezeichnet“ würde, ist unrichtig; die sechs Punkte für vyṛiddhaṃ z. B. 13, 1, 2, 1 finden sich unter der letzten Silbe (ddhe) von 13, 1, 1, 4 (sollte ein dgl. Fall wirklich in meiner Ausgabe einmal vorliegen, so bitte ich hiermit, ihn als Druckfehler anzusehen). Die Silbe ti in savanakṛiteti | vâcam 3, 2, 1, 40 ist tonlos, kann somit nicht als „die letzte udâtta-Silbe“ am Ende eines brâhmaṇa bezeichnet werden. Das Beispiel: jyotir iti | atha 2, 4, 2, 3 gehört erst zu den auf p. 47 aufgeführten Beispielen: juhoti | atha 1, 7, 2, 2 und: tveti | atha 3, 6, 4, 9; die drei Punkte, statt des Striches, unter dem i von iti, ho von juhoti, tve von tveti haben resp. dárin ihren Grund, dafs die Accentuation eben factisch über die Abschnitte hinweggeht, einen ungetrennten Text, also: jyotir ity atha, juhoty atha, tvety atha im Auge hat, in welchem die Silben i, ho, tve vor dem betonten a von atha stehen, ihr Accentzeichen somit ganz verlieren würden; déshalb eben erhalten sie keinen vollen Strich, sondern nur drei Puncte. Und ganz ebenso steht es mit den drei Puncten (in meiner Ausgabe resp. sechs Puncten) unter dem nâ von: nâ 'psu | apaḥ 3, 8, 5, 9 und unter dem ersten e von: eva | etad 3, 4, 2, 13; es liegt hier keineswegs etwa ein Beispiel dáfür vor, wie Haug annimmt, „dafs der Accent nicht immer ganz fest war, und nicht immer auf einer und derselben Silbe haftete“, also eva hier etwa den udâtta auf der ersten Silbe hätte, sondern die drei Puncte unter nâ und e markiren den folgenden svarita von: nâ *'psv apaḥ*, *evai* 'tad, und es zeigt sich in diesem Falle recht deutlich, dafs meine „Neuerung“, den svarita durch zwei Striche resp. sechs Puncte

zu markiren, keineswegs so ganz „unnöthig“ war; Haug hat hier zu seinem Schaden nicht darauf geachtet.

Mit dieser Berichtigung denn in Bezug auf den svarita ist im Uebrigen Haug's Zugeständnifs (p. 48), dafs der Accent des Çat. Br. „in aller Wahrscheinlichkeit den wirklichen und ächten Sprachaccent des Sanskṛit zur Zeit, als es eine gesprochene Sprache war, darstellt“, dankbarlichst zu acceptiren, damit aber denn eo ipso auch gegeben, dafs wir deva nicht dèva, sondern wirklich devá zu sprechen, resp. zu betonen haben, dafs mit andern Worten „die Udâttasilbe den wirklichen Sprachaccent in unserm Sinne des Wortes trug“ (p. 99), und dafs auch die übliche Saṃhitâ-Bezeichnung derselben, die mit diesem Accent des Çat. Br., wie wir ihn verstehen, vollständig zusammentrifft, dem entsprechend gerade só aufzufassen ist, wie sie bisher bei uns aufgefafst wurde, während bei der Annahme der Haug'schen Auffassung, unserer Meinung nach, „nicht nur alle Dictate der indischen Grammatiker selbst (man denke an die termini technici udâtta, âdyudâtta u. s. w.), sondern auch alle Grammatik (man denke an den Einflufs des Ac- (314[b]) centes auf die Guṇirung der betonten Silbe), und der vergleichenden Grammatik (man denke an die vielfache Identität des indischen und des griechischen Accents) auf den Kopf gestellt würden“ (Ind. Stud. 10, 431).

Der einzige Punct, der hierbei, in Bezug nämlich auf die Aussprache, resp. Bedeutung des udâtta auch in den Saṃhitâ-Texten, einen Zweifel erregen kann, ist der übrigens an und für sich zunächst gar nicht durch die Bezeichnungsweise markirte, sondern nur aus den Angaben der Prâtiçâkhya etc. hervorgehende Umstand, dafs die einem svarita folgenden accentlosen Silben, wie viel ihrer es auch seien, den sogenannten pracaya-Accent haben, welcher dabei resp. als udâttaçruti „den Ton des udâtta habend“ oder udâttamaya „udâttaartig“ erklärt wird; es handelt sich hierbei zwar nicht um völligen Gleichklang mit dem udâtta, aber doch offenbar um grofse Aehnlichkeit des Klanges (in der Theorie wird die

Differenz so bezeichnet, dafs bei der Markirung der Accente durch Handbewegungen der udâtta als höchster Ton an den Brauen, der pracaya dagegen etwas tiefer, an der Nasenspitze nämlich, zu markiren sei, s. Pratijnâsûtra p. 75). Mit Recht bemerkt Haug hierzu (p. 97), dafs „ein mehrmaliges nachdrückliches Heben der Stimme in Silben, die sich unmittelbar folgen, so unnatürlich wäre, dafs nie ein vernünftiger Mensch so geredet haben kann". Gilt nicht aber ganz das Gleiche sowohl bei Haug's eigner Auffassung des udâtta, der demselben ja doch das Gehobene der Stimme nicht, nur den Nachdruck, die Emphasis abspricht? als auch bei der der Scholiasten, welche die udâttaçruti durch ekaçruti, tânasvara (s. Ind. Stud. 10, 432) erklären? Das Gezwungene, Unnatürliche, Künstliche bleibt sich bei allen diesen Auffassungen völlig gleich. Geredet hat man só gewifs nicht! Aber Haug selbst ist ja doch auch eben gerade seinerseits speciell der Ansicht, dafs der „wedische Accent überhaupt nie der Accent einer gesprochenen Sprache war; dazu sei er viel zu complicirt und gekünstelt" (p. 96), denn er „muthet dem Sprechenden einen unnatürlichen Vortrag zu". In der That handelt es sich hierbei ja eben gar nicht um gesprochene Rede, sondern um die Recitation heiliger Texte, bei welcher der Natur der Sache nach allerhand gesuchte Absonderlichkeiten weiter nicht gerade sehr beirren dürfen, wovon wir uns ja zur Genüge in unseren eigenen Kirchen überzeugen können.

Nach Whitney's Vermuthung (zu Ath. Prât. 3, 65, Taitt. Prât. 21, 10) wäre übrigens die vorliegende Frage einfach so zu lösen, dafs die Prâtiçâkhya-Phonetiker die pracaya-Silben deshalb als udâttaçruti erklärt hätten, weil dieselben ebenso wie die udâtta-Silbe in der Schrift unbezeichnet bleiben (oder auch resp. wie wir jetzt noch hinzufügen können, in gleicher Weise bezeichnet werden, s. Ind. Stud. 13, 118, Zeile 4 v. u., wo dem „einfachen anudâtta" eben der „pracaya" zu substituiren ist). Es läge hier somit ein ähnliches Hineinragen der graphischen Bezeichnung in die Accent-Theorie, wie bei der

Auffassung des Pratijnâsûtra in Bezug auf den anscheinenden anudâtta-Strich des Çat. Br. vor. Ich mufs indefs gestehen, dafs ich mich doch gegenwärtig, bis auf Weiteres, dieser Ansicht, die übrigens auch Whitney nur als „conjecture" bezeichnet, nicht anschliefsen kann, insofern ich nämlich (s. Ind. Stud. 5, 19), abweichend von ihm, und in Uebereinstimmung mit Haug (p. 16), nicht der Meinung bin, dafs die „Weda-Texte zur Zeit der Abfassung der Prâtiçâkhya schon schriftlich aufgezeichnet waren", diese schriftliche Aufzeichnung derselben vielmehr überhaupt, ebenso wie Müller, Westergaard und Haug es thun (uns gegenüber stehen Goldstücker, Böhtlingk, Roth, Whitney), erst in verhältnifsmäfsig spätere Zeit versetzen möchte. Auch Benfey, der früher schwan- (315) kend war, hat sich neuerdings (Einl. in die Gramm. der ved. Sprache p. 31) in unserm Sinne ausgesprochen. Und zwar erscheint mir das, was Haug in dieser Beziehung hier (p. 18 f.) speciell mit Rücksicht auf den Einflufs, den der Buddhismus hierauf geübt habe, in der That als höchst beachtenswerth.

Gerade bei dieser Annahme von der erst späten schriftlichen Fixirung der vedischen Texte aber scheint mir den Einwirkungen der Zeit speciell auch auf die „Aussprache der lebendigen Hersager des Veda" ein bedeutend gröfserer Einflufs zugestanden werden zu müssen, als bei der umgekehrten Annahme einer früheren dgl. Fixirung. Und wenn Haug es als „rein undenkbar" erklärt, dafs darin je habe „die geringste Aenderung" eintreten können, und daher die jetzige Recitationsweise als die „einzig zuverlässige Quelle", als „uralt" (p. 106), ja, als „uns ungefähr auch einen Begriff davon gebend, wie die ältesten Rhapsoden den Homer recitirten", bezeichnet, so steht dies doch theils eben mit den Epithetis, die der „wedische Accent" kurz vorher (p. 96) von ihm selbst erhält, dafs er nämlich gekünstelt und complicirt sei und einen unnatürlichen Vortrag zumuthe, in hellem Widerspruch, theils möchte ich es meinerseits, im Hinblick auf die Länge der Zeit sowohl wie die grofse Ausdehnung Indiens überhaupt, gerade umgekehrt a priori für „undenkbar" halten,

dafs unter den so zahlreichen vedischen Schulen sich keine Differenzen hierbei eingestellt haben sollten. Wir wissen ja bestimmt genug — das Pratijnâsûtram ist u. A. ein Kronzeuge dafür —, dafs man sich in Bezug auf die phonetische Aussprache der vedischen Texte erhebliche Freiheiten gestattet hát, und im Laufe der Zeit eben allerlei „Aenderungen" darin eingetreten sind; es ist somit nicht wohl anzunehmen, dafs die Accentuation allein stabil geblieben sein sollte. Es erkennt dies ja übrigens auch Haug seinerseits selbst (p. 99) ganz einfach an, indem er Burnell's Angabe, dafs „heutigen Tages ein Malabar-Brahmane die wedischen Texte auf eine Weise recitire, die einem Tamil-Brahmanen unverständlich sei", in folgender Weise erklärt: „die Verschiedenheit der Aussprache und Accentuation läfst sich leicht aus der Verschiedenheit der çâkhâ erklären, deren ja jeder Weda eine Reihe hatte". Ja, was wird denn aber dann aus der „einzig zuverlässigen Quelle"? Sollen wir die Recitationsweise der Mahrâṭha-Brahmanen, die Haug zufälliger Weise kennen lernte (und wélche Notation derselben ist denn nun die richtige, die hiesige oder die vom Jahre 1863?), dárum ohne Weiteres als diese Quelle ansehen, weil diese Brahmanen ihrerseits die Tamil- wie die Malabar-Brahmanen als „eine geringere und schlechtere Sorte ihrer Kaste" betrachten? Machen díe das nicht vielleicht umgekehrt ebenso? Der grofse Sâyaṇâcârya war ja doch z. B. gerade ein Telinga-Brahmane. Es liegen uns ja doch auch wahrlich neben der in der Ṛiksaṃhitâ etc. üblichen Accentbezeichnung bereits eine ganze Zahl anderer dgl. factisch vor. Burnell, Einl. zum Vançabr. p. XXXVIII, erwähnt ausdrücklich, dafs es im südlichen Indien „many systems of marking the accents" gebe, welche von dem in den N. Indian transcripts üblichen dgl. System „entirely different" seien. Haug selbst lehrt uns in sehr dankenswerther Weise zwei von Letzterem abweichende, die für zwei verschiedene Schulen der Maitrâyaṇî-saṃhitâ gelten, kennen, deren eine ja z. B. gerade auch wie das Çatap. Br. die udâtta-Silbe selbst bezeichnet, ob auch nicht wie dieses durch einen

wagerechten Strich unter der Linie, sondern durch einen senkrechten Strich über derselben, also im Wesentlichen ganz ebenso, wie wir es thun (nur dafs wir nicht einen senkrechten, sondern einen schiefen Acut-Strich verwenden). Ebenso markirt auch die durch Rost (Ind. Stud. 13, 118) bekannt gemachte Bezeichnung in einem Nandinâgarî-Mspt. der Ṛik-saṃhitâ die udâtta-Silbe (315[b]) selbst direct, durch einen daneben antretenden wagrechten Strich nämlich. Die svarita-Bezeichnung variirt, wie dies ja auch Haug selbst speciell auseinandersetzt, besonders in den Yajus-Texten in der mannigfachsten Weise (die Circumflex-artige Curve über der Linie im Kâṭhaka-Text, s. Ind. Stud. 10, 440. 441, vermisse ich unter seinen Angaben). — Es liegen im Uebrigen ja auch noch ganz bestimmte literarische Zeugnisse dafür vor, dafs die Ueberlieferung der Accent-Bezeichnung, also doch wohl auch Accent-Aussprache, keineswegs eine so unveränderliche und ununterbrochene ist, wie Haug annimmt, obschon er selbst doch auch gelegentlich auf diese Zeugnisse hinweist. Zur Zeit des Bhâshikasûtra (2, 33) bei Kielhorn in den Ind. Stud. (10, 421) wurden die Texte der Tâṇḍin und der Bhâllavin noch accentuirt, und zwar in der Weise des Çatap. Br. accentuirt, überliefert; zur Zeit Kumârila's dagegen, also ungefähr AD. 700 (s. Burnell, Sâmavidhânabr. Einl. p. VI. VII.) war in den acht Brâhmaṇa der Chandoga (und zu ihnen gehört das der Tâṇḍin, das Pañcaviṅçam nämlich) kein bestimmter Accent mehr, na kaçcin niyataḥ svaraḥ (Müller hist. anc. S. Lit. p. 348), die Accentuation der Tâṇḍin somit verloren gegangen, wie denn eben alle jene acht brâhmaṇa natürlich auch uns ohne Accente vorliegen. Die Caraka sodann accentuirten zur Zeit des Bhâshikasûtra (2, 35) ihr brâhmaṇam in der Weise der saṃhitâ; zwei Schulen derselben, die Khâṇḍikîya und Aukhîya, markirten aber statt der drei hierdurch bedingten Accente deren vielmehr vier (ibid. p. 35), während alle übrigen brâhmaṇa auch damals bereits wie noch jetzt ohne jegliche Accentbezeichnung überliefert wurden. Es legt endlich auch die in den secundären Bestandtheilen des Veda, den soge-

nannten pariçishṭa, ja sogar schon in den letzten Abschnitten des Çatap. Br. wie in mehreren Stücken des Taitt. Âraṇyaka vorliegende Confusion und Mangelhaftigkeit in der Accentbezeichnung (s. Ind. Stud. 10, 440), von der uns so eben Elimar Grube in seiner Ausgabe des Suparṇâdhyâya ein luculentes testimonium vorgeführt hat, direct dafür Zeugnifs ab, dafs die Ueberlieferung sowohl wie das Verständnifs des Accentes mit der Zeit sehr erhébliche Einbufse erlitten hat (die Taitt. Upanishad, von deren Accentuation dies ebenfalls bereits gilt, rechnet Haug p. 54 sogar zu der „älteren" vedischen Literatur, setzt ihre Zeit resp. auf p. 55 gar noch vór Pâṇini an!).

Nach Haug's Annahme (p. 19) ist die Accentbezeichnung in den ältesten brâhmanischen Abschriften vedischer Texte wirklich bereits dieselbe gewesen, die eben noch jetzt in den saṃhitâ-Mspten meist üblich ist. In der That hat auch Goldstücker es zum Wenigsten für Pâṇini's Zeit angenommen („Pâṇini" p. 59), dafs „the system of marking the accents" schon damals dasselbe war. Beweisen läfst sich dies jedenfalls zunächst nicht; ebenso wenig freilich auch das Gegentheil, denn die etwa als Gegenbeweis anzuführende gelegentliche Verwendung der Ziffern 1. 2. 3., die bekanntlich [ihrerseits] erst aus weit späterer Zeit stammen, ist theils zu selten und sporadisch, um wirklich als Gegenbeweis dienen zu können, theils könnten ja auch wohl die jetzigen Ziffern an die Stelle älterer Zahlzeichen getreten sein (bei der Bezeichnung des sâman-Accentes spielen diese Ziffern allerdings eine gröfse Rolle, und ist somit in Bezug auf déssen Entstehungszeit dieser Umstand in der That wohl in Erwägung zu ziehen). Jedenfalls aber hat im Uebrigen denn doch z. B. die Accentbezeichnung des Çat. brâhmaṇa eben auch ihren vollen Anspruch auf Gleichberechtigung mit der in den saṃhitâ-Mspt.; ist sie ja doch zum Wenigsten gewifs erheblich einfacher als díese, die Haug seinerseits zwar hierbei (p. 19) als die „einfachste" bezeichnet, während er es doch andererseits unmittelbar darauf (p. 20) einen „sonderbaren Gedanken" nennt, an einer (316)

andern Stelle (p. 96) es eventualiter sogar als „ganz absurd" erklärt, „die Hilfsaccente zu bezeichnen und den Hauptaccent unbezeichnet zu lassen"; es sei dieser sonst „rein unerklärliche" Vorgang eben nur damit zu erklären, dafs dies geschehen sei, weil eben die beiden ersten „mit einem gewissen Nachdruck der Stimme, die udâtta-Silbe dagegen ohne einen solchen" gesprochen wurde. Ja, er findet in dieser Bezeichnungsweise geradezu eine anschauliche, so zu sagen bildliche Darstellung des betreffenden Herganges selbst. „Wie noch heutzutage, so war es gewiss schon in sehr früher Zeit, noch ehe die Weda geschrieben wurden, üblich, die Silben, die [jetzt] mit Accentzeichen versehen sind, durch Kopfbewegung hervorzuheben; beim Aussprechen der mit Nachdruck gesprochnen anudâtta-Silbe senkte man den Kopf, hob ihn während der Aussprache des folgenden udâtta, aber erst bei der Aussprache des [diesem wieder folgenden] svarita soll er vollständig gehoben sein"; „die volle Höhe erreicht die Stimme eben erst im svarita" (p. 49). Demnach wäre also der svarita der höchste Accent, eine Annahme, die indefs u. A. auch mit den Angaben der indischen Theoretiker in directem Widerspruche steht, welche theils die Handbewegungen für die drei Accente auf Herz (anudâtta), Gaumendach oder Braue (udâtta), Ohrwurzel (svarita) vertheilen, s. Pratijnâsûtra p. 75, theils nur die erste halbe Mora des svarita als udâtta (das Ṛik Prât. allerdings als udâttatara), den Rest dagegen als anudâtta bezeichnen (Haug p. 73). — Fast scheint es mir im Uebrigen, als ob wir uns hier denn doch auch überhaupt etwas im Kreise drehen: Die Nichtbezeichnung der udâtta-Silbe ist nur dadurch erklärlich, weil dieselbe den Ton nicht hat, und: der Mangel des Nachdrucks, der Emphasis bei der Aussprache des udâtta ist daraus ersichtlich, dafs er nicht bezeichnet wird. — Schliefslich ist denn doch auch die Annahme selbst, dafs die Nichtbezeichnung der udâtta-Silbe nur in der angegebenen Weise erklärlich sei, durchaus nicht zutreffend. Es giebt vielmehr auch noch eine ganz andere Auffassung dieses Umstandes, und zwar geben wir dieselbe am

Besten mit Haug's eignen Worten an, wenn er nämlich fragt (p. 101): „warum wurde die udâtta-Silbe so sorgsam bei jedem Worte bemerkbar gemacht, dafs er von zwei Accenten begleitet werden mufste, von denen der eine ihn einleitete, der andere ihm folgte?" — Gerade in dieser eigenthümlichen Bezeichnungsweise, und zwar je höher hinauf wir dieselbe rücken, um desto wahrscheinlicher, haben wir übrigens aller Wahrscheinlichkeit nach die wirkliche, und zwar eben meiner Meinung nach völlig befriedigende, Erklärung dafür zu suchen, wie sich die gegenwärtige Art der Recitation gebildet haben mag, insofern nämlich (Ind. Stud. 10, 430) „durch diese alleinige Bezeichnung der vorhergehenden und der folgenden Silbe, durch den Ausschlufs jeder Markirung der wirklich betonten Silbe, die Aufmerksamkeit der Recitirer und Leser allmälich immer ausschliefslicher von dieser letztern ab und auf ihre Umgebung hingelenkt werden mufste." — Man bedenke, dafs es sich hierbei eben ja auch, nach Haug, nicht um gesprochene Rede, sondern um die Ueberlieferung der Recitation heiliger Texte durch eine Reihe von Jahrhunderten handelt, während deren der Accent der lebendigen Sprache im Bewufstsein der Recitirer factisch bald gar keine Rolle mehr spielte.

Können wir uns somit den Resultaten selbst, die Haug hier gefunden hat, in keiner Weise anschliefsen, so sind wir ihm doch unsre Anerkennung dafür schuldig, dafs er uns hier zum ersten Male nicht nur ein, soweit die bisherigen Hülfsmittel dafür reichen, vollständiges Gesammtbild der vedischen Accentbezeichnung, und darunter auch manches ganz Neue, vorgeführt, sondern ferner auch die in den Prâtiçâkhya und
(316b) den Çikshâ enthaltenen Accentregeln der vedischen Phonetiker in specieller Weise mit einander in Bezug gesetzt und kritisch erläutert hat. Wir befinden uns freilich auch hierbei, was nämlich die literargeschichtliche Stellung dieser beiden Werkgruppen zu einander betrifft, in starkem Dissensus mit ihm, insofern er seinerseits die Prâtiçâkhya nicht nur für jünger als Pâṇini, sondern sogar auch als die çikshâs eben

erklärt (p. 63; auf p. 64 wird wenigstens nur die den jetzigen çikshâ gemeinsame Quelle als älter als die Prâtiçâkhya bezeichnet). Näher hierauf noch einzugehen, gebricht der Raum (wir bemerken daher hier nur ganz beiläufig, dafs sich das Ṛik-Prât. selbst in 14, so als vedâñgam bezeichnet). Dafs Regnier's treffliche Arbeit über das Ṛik-Prât. am betreffenden Orte (p. 62) ganz mit Stillschweigen übergangen wird, ist ein bedauerliches Versehen; meine eigne Schrift über das Pratijnâsûtram, in der ich gerade auch über die Mâṇḍûkî çikshâ Manches mitgetheilt, war Haug offenbar noch nicht bekannt, da sie erst kurz zuvor erschienen war; aber auch meine Ausgabe und Uebersetzung der Pâṇinîyâ çikshâ in Ind. Stud. IV ist von ihm nicht benutzt worden. Jedenfalls betrachten wir die specielle Heranziehung und Verwerthung der çikshâ-Literatur als ein wirkliches, dankbar anzuerkennendes Verdienst seiner vorliegenden Arbeit. Dadurch angeregt, ist Kielhorn jetzt mit einem eingehenden Studium derselben beschäftigt; er hat, wie wir hören, schon eine ganze Zahl bisher noch unbekannter dgl. Texte zusammengebracht, und wir dürfen somit bald einer noch genaueren Untersuchung dieser bisher fast ganz unbekannt und unbeachtet gebliebenen Werkchen entgegensehen, über deren grofse Zahl uns zuerst durch Burnell und Râjendra Lâla Mitra nähere Kunde geworden ist.

---

91. A. C. Burnell, Elements of South-Indian Palaeography from the fourth to the seventeenth century A. D. Being an introduction to the study of South-Indian Inscriptions and mss. London, Trübner & Comp. 1874. VIII, 98 S., 30 Tafeln, 1 Karte. 4°. sh. 42. Jenaer Lit.-Ztg. nr. 24. p. 416—20.

In der Einleitung dieses trefflichen Werkes erhalten wir zunächst eine kurze Darstellung der hohen Bedeutung, welche dem Studium der südindischen Inschriften für die Geschichte, speciell für die Literar-Geschichte, Indiens zukommt. Burnell spricht sich dabei mit der gröfsten Schärfe über die

gänzliche (417) Werthlosigkeit der indischen Traditionen im Allgemeinen aus: „Indian literature is mostly but a fata morgana of ruins, that have disappeared ages ago“. Das ist ein hartes Wort, aber aus só competentem Munde denen gegenüber doppelt willkommen, welche in neuerer Zeit, Goldstücker an ihrer Spitze, uns die indische Tradition als Norm für unser eignes Urtheil haben vorführen wollen.

Das Werk selbst zerfällt in fünf Capitel.

Das erste Cap. (p. 1—11) handelt von dem Datum der „Einführung der Schrift in Indien“ überhaupt. Der semitische Ursprung der beiden Formen derselben, in denen uns die Edicte Piyadasi's (c. 250 B. C.) vorliegen, der sogenannten arianischen Schrift nämlich, und des sogenannten Laṭh-Charakter, oder wie Burnell ihn nennt, des Southern Açoka Charakter, wird von ihm anerkannt, resp. das Gleiche von ihm auch noch für ein drittes nur in S. India gebrauchtes Alphabet, das Vaṭṭeḷuttu, angenommen, während bekanntlich der auf paläographischem Gebiet ebenfalls hochverdiente E. Thomas vielmehr von der Meinung ausgeht, daſs der Laṭh-Charakter „originally Draviḍian“ sei; freilich hat auch er doch nicht umhin gekonnt, für denselben und das Arianische Alphabet, dessen semitischen Ursprung er nicht gut in Abrede stellen kann, „a common, but infinitely remote starting point“ (Prinsep's essays ed. Thomas 2, 43) zuzugeben. „Infinitely remote“, ist ein Bischen viel gesagt. Daſs jedoch beide Schriften, speciell der hier zunächst allein in Frage kommende Laṭh-Charakter schon längere Zeit vor Piyadasi in Indien bekannt gewesen seien, erscheint bei der Annahme der Herleitung derselben aus semitischer Quelle, also der Entleihung sei es von den phoenicischen Kaufleuten auf ihren Ophirfahrten, sei es durch die eignen Handelsverbindungen Indiens nach Bâveru, Babylon, über die wir neuerdings durch die Pâli-Texte directe Kunde erhalten haben, als ipso facto gegeben. Auch liegt es in der That auf der Hand, daſs „die indische Schrift einer ziemlich langen Zeit bedurft hat, um sich aus den wenigen semitischen Zeichen heraus zur Be-

zeichnung aller der zahlreichen dem Sanskṛit eigenen Laute und in so ganz eigenthümlicher Weise zu entwickeln, wie dies geschehen ist“ Indische Skizzen p. 139. Ebendaselbst bemerkte ich denn auch zugleich bereits (p. 136), daſs uns ein ungefähres Datum der Entleihung durch die bereits von Prinsep bemerkten speciellen Aehnlichkeiten des Laṭh-Charakter mit der altgriechischen Schrift, welche ihn veranlaſste, die letztere als nur umgestülpte indische Schrift zu bezeichnen, gegeben erscheint, insofern wir danach nämlich diese Entlehnung durch die Inder wohl „etwa in dieselbe Zeit anzusetzen haben werden, in welcher dieselbe von Seiten der Griechen stattgefunden hat“. Burnell freilich ist geneigt weiter hinabzugreifen, die Phoenicier jedenfalls ganz aus dem Spiele zu lassen, dagegen einen „Aramaic type used in Persia“ als die Grundform der indischen Schrift, und diese letztere überhaupt nur als „little known or practised before 250 B. C.“ anzusehen. Er macht in letzterer Beziehung besonders den Umstand geltend, daſs der Mangel an „suitable materials in the North at least“ — das von Nearch für Briefe erwähnte hartgeschlagene Baumwollenzeug vermisse ich übrigens in seiner Aufzählung — ein groſses Hinderniſs für ihren allgemeinen Gebrauch gewesen sein müsse. Unstreitig liegt hierin, vgl. Ind. Stud. 5, 21, ein sehr erhebliches Moment für die Ansicht derer, welche die Verwendung der Schrift in Indien für literarische Zwecke überhaupt als secundär betrachten, sie dagegen von vorn herein hauptsächlich für Verkehrs-Zwecke gebraucht (daher wohl auch eben noch der spätere Name: nâgarî) ansehen. Daſs dieselbe übrigens zu Pâṇini's Zeit bereits kekannt und geübt war, nimmt auch Burnell mit Recht an, läſst aber für diese Zeit (417b) ihrerseits, und zwar, wie ich meine, ebenfalls mit Recht, einen späteren Termin offen, als man dies in der Regel zu thun pflegt, indem er die von demselben erwähnte yavanânî entweder auf die arianische Schrift, welche die Griechen in Bactrien neben ihrer eignen Schrift benutzten, oder auf diese selbst bezieht (p. 93).

Das zweite Cap. (p. 11—45) behandelt sodann speciell die südindischen Alphabete und ihre allmählige Entwickelung aus dem „Cave-Charakter", d. i. der in den Höhlentempeln des westlichen Indiens in den ersten Jahrh. u. Z. üblichen Variation des Laṭh-Charakter. Eine kurze Stammtafel veranschaulicht zunächst (p. 13) die verschiedenen Phasen dieser Entwickelung, und es werden sodann die beiden Hauptgruppen, die Telugu-Canarese und die Grantha-Tamil Alphabets, eingehend erörtert. Dabei werden denn zum Behufe der richtigen Datirung der einzelnen Stufen die sich aus den betreffenden Inschriften ergebenden Stammbäume der westlichen und östlichen Câlukya (mit ihren sieben Vikramâditya) u. s. w. unter mehrfachen Berichtigungen der bisherigen Ansätze mitgetheilt (p. 16 fg.). Auch erhalten wir je kurzen Bericht über die in den verschiedenen draviḍischen Sprachen, und zwar in Tamil unter dem Einfluſs der Jaina etwa seit dem neunten Jahrhundert, in Telugu und Canarese dagegen unter dem Einfluſs der Brâhmaṇa seit etwa dem zwölften Jahrh., aufblühenden Literaturen. Die Hauptbedeutung dieser Alphabete für uns ruht indessen in ihrer Verwerthung auch für Sanskṛittexte. Seit dem Ueberfluthen Hindostans durch die Moslim ward der Dekhan eben auch der Sitz einer reichen, daselbst unter der Pflege patriotischer Fürsten, z. B. derer von Vijayanagara (vom 14. Jahrh. an) gedeihenden Sanskṛit-Literatur, deren Texte denn nur theilweise in der auſserhalb des Dekhans üblichen, und aus dem der „Cave"-Schrift zur Seite stehenden Gupta-Charakter stammenden, sogenannten Nâgarî-Schrift, resp. in den daraus dann in Südindien weiter entwickelten Abarten (Nandinâgarî u. s. w.), vielfach dagegen gerade auch in den südindischen Alphabeten selbst geschrieben sind. Die hohe Bedeutung dieser südindischen Sanskṛit-Mss. war schon aus Wilson's Catalog der Mackenzie Collection (2 voll. Calc. 1828), so wie aus Will. Taylor's Catalog der Coll. Fort Saint George (3 voll. Madras 1857—62) zu entnehmen. Einen wirklichen Einblick in den kritischen Werth derselben haben wir aber erst durch Burnell's Catalog

seiner eignen Sammlung vedischer Mss. (1870) erhalten. Sein vorliegendes Werk war denn eigentlich auch nur dazu bestimmt als Einleitung zu einem „Descriptive Catalogue of Sanskrit Mss. at Tanjore“, der jetzt bereits druckfertig ist, zu dienen. Das „junge Sanskrit“ mufs eben jetzt zu allem Andern auch noch dies schwere Onus übernehmen, sich mit diesen dravidischen Alphabeten speciell vertraut zu machen. Unter den Vertretern desselben haben denn auch bereits Eggeling, Pischel und Siegfr. Goldschmidt schöne Resultate aus ihrer Kenntnifs derselben gezogen, und die Zukunft wird uns jedenfalls von hier aus noch reiches Licht bringen. Freilich compliciren sich die kritischen Fragen dadurch immer mehr. Bei erst secundär nach dem Dekhan eingewanderten, ursprünglich etwa im Gupta-Charakter, dann in Nâgarî geschriebenen Texten nämlich, die uns jetzt etwa nur in südindischen Charakteren vorliegen, wird man auf Schreibfehler, die bei dem Umschreiben in diese stattgefunden haben mögen, zu achten und zu fahnden haben; bei solchen Werken dagegen, die von vornherein in südindischen Charakteren geschrieben waren, erst dann in Devanâgarî umgeschrieben wurden, resp. überall da, wo man eine Devanâgarî-Handschrift als aus einer südindischen geflossen anzunehmen hat, wird man die Aufmerksamkeit nach der umgekehrten Richtung hin lenken müssen, wie dies (418) z. B. Burnell selbst bereits in Bezug auf Sâyaṇa, der ja gerade ein Telugu-Brâhmaṇa war, geltend gemacht hat (Vorrede zum Vançabrâhm. p. XXXVIII). Es liegt auf der Hand, wie wichtig unter diesen Umständen eine solche historisch-genetische Untersuchung der South Indian Alphabets ist, wie sie uns Burnell hier vorlegt.

Die älteste Stufe der Grantha-Tamil-Alphabete und zwar speciell das von ihm sogenannte Eastern-Cera-Alphabet, subsequent to 700 A.D., ist nach Burnell's Meinung auch die Quelle für das Alphabet der Inschriften in Java und Indo-China (p. 26. 31); und zwar sieht er die Veranlassung für den gewaltigen geradezu „Exodus“ indischer Buddhisten,

der allein die Errichtung so grofsartiger Tempel, wie wir sie auf Java und in Cambodia finden, erklären könne, in den Verfolgungen, welchen dieselben in Indien durch die Bemühungen von Kumârila und Çaṃkara in der letzten Hälfte des siebenten Jahrhunderts ausgesetzt waren. Dafs die Cultivirung von Java und Cambodia jedenfalls nicht später als 1000 A D. sein könne, gehe aus der archaistischen Form mehrerer Buchstaben der dortigen Alphabete resp. Inschriften mit Sicherheit hervor, „as by that time the original types were disused in India". Darin wird ihm schwerlich Jemand entgegentreten. Dagegen wenn er eine Bestätigung für dieses von ihm angesetzte Datum (700—1000 A D.) der „Cambodian civilization" auch in dér Weise findet, in welcher „that country" von den Sanskṛit-Grammatikern erwähnt wird, so bedaure ich ihm da nicht folgen zu können (ebenso wenig wie in dem, was er dabei zugleich über Çaka, resp. über das Fehlen des Namens Pâṇḍya, der sich ja doch in einem andern vârttika factisch vorfindet, s. Ind. Stud. 13, 387, bemerkt). Er bezieht nämlich den Namen Kamboja bei Pâṇini, Çâkaṭâyana u. s. w. eben auf „Cambodia", und sieht sich dadurch dann genöthigt anzunehmen, dafs dort sowohl, wie in allen älteren Sanskṛittexten, in denen dieser Name vorkommt, also im Epos, bei Manu, bei Yâska (das Vañçabrâhmaṇa nicht zu vergessen!) derselbe als „interpolated" zu betrachten sei (p. 32), denn er — „could not occur before about 800 A D". Auch in den Addenda et Corrigenda p. 94. 95 hält er daran noch fest, und bezeichnet es z. B. von Wilson als „hasty", dafs er in dem fünften Edicte Piyadasi's die Lesart Kamboja in den Text gesetzt habe. Allerdings ist dieselbe dort zweifelhaft; um so sicherer aber liegt sie uns in dem Khâlsi-Text des dreizehnten Edictes vor, s. das Facsimile bei Cunningham Archaeological Survey vol. I, pl. XLI, Zeile 7, und zwar erscheint der Name daselbst in derselben Verbindung, in welcher wir ihn auch im Epos, so wie in den Pâli-Texten finden, nämlich componirt mit dem Namen der Yavana, Yona, und dies ist denn eben für die geogra-

phische Lage beider Völker zugleich entscheidend, s. meine Indischen Streifen 2, 321. Denn wenn auch Childers in seinem Pâli Dict. Kamboja durch „Cambodia“ erklärt, so wäre diese Auffassung ja zwar an und für sich für die Zeit der Abhidhânappadîpikâ selbst (Ende des dreizehnten Jahrh.), die er dafür citirt, in der That wohl ganz möglich, für die Texte aber, auf die sich dies Werk gründet, ist sie es nicht. Nach ihnen wohnen die Kamboja vielmehr eben in der nächsten Nachbarschaft der Yavana im nordwestlichen Grenzland Indiens, wo ihr Name ja auch noch jetzt unter den Kâfir nachweisbar ist, s. Lassen Ind. Alterth. 1, 439; er findet sich überdem allem Anschein nach ja auch in dem Namen des Sohnes des Cyrus, Kabujiya, *Καμβυσης* wieder (welcher letzteren Namensform wir zudem noch zweimal auf rein-iranischem Boden, und zwar als Flufsnamen, begegnen s. Ind. Streifen 2, 493). Dafs der Name Kamboja secundär auch nach Hinterindien gewandert ist, bleibt freilich curios genug; indessen wir finden dort bekannt- (418[b]) lich auch noch Ayodhyâ, Indraprastha, Irâvatî, Kirâta, Campâ, Sâketa, Sindhu wieder, und zwar grofsentheils schon bei Ptolemaios, so dafs wir jedenfalls für den Einflufs der indischen Cultur dahin theils in weit frühere Zeit, theils allem Anschein nach auch in ganz andere Gegenden (die genannten Namen gehören sonderbarer Weise wesentlich eben dem Nordwesten Indiens an!) gewiesen werden, als dies Burnell für Cambodia annimmt. Der Richtigkeit seiner palaeographischen Schlüsse in Bezug auf die Inschriften u. s. w. von „Cambodia“ thut dies im Uebrigen keinen Eintrag, und es ist ja wohl in der That auch ganz möglich, dafs dieser Name für „that country“ wirklich erst aus der von ihm angesetzten Zeit stammt (aus welcher Zeit ist er denn factisch dafür nachweisbar?), und etwa gerade durch die Stellung vermittelt wäre, in der die Kamboja neben den Yavana und Çaka als Grenzländer in den alten buddhistischen Texten erscheinen, auf Grund wovon dann eben eine dgl. rein mifsverständliche Uebertragung erfolgt sein könnte.

Eine dritte Gruppe der südindischen Alphabete, das

Vaṭṭeḷuttu (p. 38 fg.), das in den Schenkungsurkunden an die Juden und Christen in Travancore bis in das achte Jahrh. zurückgeht (p. 40) und in welchem man sich alle die älteren Tamil-Werke vom 9. Jahrh. abwärts geschrieben zu denken hat, trennt Burnell gänzlich von dem Southern Açoka Charakter ab, und schliefst es vielmehr an den „Aramaic character used in the early centuries BC. (!?)“, nämlich an die „Proto- and Persepolitan Pahlavi forms“, speciell resp. an „the Sassanian of the Inscriptions“ an. Ich mufs gestehen, dafs ich mich von der Nothwendigkeit, das Vaṭṭeḷuttu von dem Southern Açoka Charakter abzutrennen, noch nicht so recht überzeugen kann, indessen einstweilen — cedo majori.

Eine vierte Gruppe wird durch die südindischen Abarten der, wie schon erwähnt, aus dem Gupta-Charakter entstandenen Nâgarî-Schrift gebildet, und zwar liegt dabei die in Benares, resp. im Westen, nicht die in Bengalen übliche Form derselben, aus dem elften Jahrh. etwa zu Grunde.

Auch die arabische Schrift der Moslim, und die Pahlavi-Inschriften der persischen, resp. die Karshuni-Schrift der syrischen Christen werden kurz besprochen (p. 44 fg.).

Das dritte Capitel (p. 46 fg.) handelt von den dekhanischen Zahlzeichen, wird resp. durch eine höchst bedeutsame Untersuchung über die Entstehung der indischen Ziffern überhaupt eingeleitet. Burnell wendet sich hierbei speciell gegen Woepcke und stellt nicht nur dessen eigenes Theorem, dafs die indischen Ziffern auf zwei Wegen nach Europa gelangt seien, nämlich theils während der ersten Jahrhh. uns. Zeitr. durch die Neu-Pythagoräer Alexandriens, theils seit dem neunten Jahrh. durch die Araber, in Abrede (erkennt resp., und wie wir sehen werden, wohl mit Recht nur letztere Wanderung an), sondern er erklärt sich auch ganz entschieden gegen die schon vor Woepcke aufgestellte und von diesem ja nur auch seinerseits adoptirte Ansicht, dafs die indischen Zahlen und die Null aus den Anfangsbuchstaben der betreffenden Zahlwörter, resp. des Wortes für Null, hervorgegangen seien. Nach Burnell's Meinung stammen

dieselben vielmehr von den „Cave-numerals“ (der Höhleninschriften; nachweisbar bis ins fünfte Jahrh.) ab (p. 48. 49), in Bezug auf welche eine dgl. Herleitung „from the initial letters of the words for the numbers“ ganz unmöglich sei. Der Gebrauch der Null, resp. der Ziffern mit Stellenwerth sei inschriftlich zwar erst im zehnten Jahrh. (und zwar nur in N. India; in S. India gar erst seit c. 1300) nachweisbar, ergebe sich indessen durch die literarischen Zeugnisse der Astronomen und Mathematiker allerdings schon für die Zeit von 500—900 AD.; jedoch habe Âryabhaṭa (geb. 476) allem Anschein nach von (419) Stellenwerth und Null noch nichts gewufst, da er eben ein ganz selbstständiges System der Zahlbezeichnung habe. Da nun aber die Ziffern mit Stellenwerth und die Null sich in Europa bei den Neu-Pythagoräern und ihrer Abacus-Rechnung schon lange vor dem Bekanntwerden der „arabischen“ Ziffern vorfinden, und da ferner die Aehnlichkeit dieser „Neo-Pythagorean numerals and their cursive form the Gobar“ mit den indischen „Cave numerals and the forms derived from them“ offen vorliege und „too striking“ sei, so bleibe nichts übrig, als „a common source“ für Beide anzunehmen. Und zwar geht nun Burnell's Meinung dahin, dafs diese gemeinschaftliche Quelle in Aegypten zu suchen sei, da die Cave numerals mit den „Egyptian Hieratic and Demotic numerals“ grofse Aehnlichkeit zeigen, und dafs die Null „was introduced from Alexandria in the fourth century AD. together with Greek Astrology“. Nun diese ganze, von vorn herein denn doch, wie Burnell auch selbst zu fühlen scheint, etwas bedenkliche Theorie beruht auf, und fällt mit, der Annahme, dafs die Neu-Pythagoräer wirklich die neuen Ziffern mit Stellenwerth und die Null kannten. Gegen diese u. A. von Cantor, Woepcke, Henry Martin vertretene Ansicht hat sich indessen ganz neuerdings Herm. Hankel in seiner leider posthumen trefflichen Schrift „zur Geschichte der Mathematik“ (Leipzig 1874) p. 329 mit grofser Entschiedenheit erklärt. Der einzige wirkliche Grund, auf dem dieser „vermeintliche“ alexandrinische

Ursprung der Ziffern basirt, ist nämlich eine Stelle aus Boethius, Ende des ersten Buches der Geometrie, Anhang, welche „nach langer Vergessenheit erst Chasles wieder an das Tageslicht zog“, und welche „die einzige Erwähnung der sogenannten Apices vor dem Ende des IX. saec.“ enthält, „während die ganze griechische und römische Literatur sonst nichts davon weifs“. Schon Friedlein hat deren Aechtheit in Frage gestellt, und Hankel tritt eben nur einfach an dessen Seite und erklärt (p. 332) jenen Anhang zum I. Buch der Geometrie ebenso wie den ähnlichen Anhang zum II. Buche für „eine Interpolation, welche von einem Vf. des zehnten, elften Jahrh.'s herrührt, der zur Schule der Abacisten gehörig, die Erfindung des Abacus und der Ziffern, welche ihm ein wunderbares Geheimnifs zu enthalten schienen, mit antiquarischer Gelehrsamkeit dem Vater aller Mathematik zuschrieb, und nach der naiven Sitte seiner Zeit keinen Anstand nahm, seine Hypothese bei einer Redaction der vermeintlichen Geometrie des Boethius an der zwar sehr unpassenden, aber ihm passend erscheinenden Stelle anzubringen“. Die Ziffern in dem Abacus Gerbert's (erste Hälfte des X. Jahrh.) betrachtet Hankel somit ebenso wie die Gobar-Ziffern nur als „Varianten der indischen Ziffern, welche gegen die Mitte des VIII. Jahrh. den Arabern aus Indien zukamen“ (p. 333). In der Verwerfung der Herleitung dieser selbst aus den Anfangsbuchstaben der Zahlwörter trifft Hankel übrigens mit Burnell zusammen (p. 24), erklärt resp. die Ziffern 1, 2, 3 einfach aus horizontalen Strichen, und vergleicht damit gerade auch wie Burnell die entsprechenden Ziffern der hieratischen Schrift, jedoch ohne hieraus irgend welche Schlüsse auf Abhängigkeit zu gründen, da das Verfahren diese Ziffern zu bilden so natürlich sei, dafs es recht wohl an verschiedenen Orten unabhängig von einander entstehen konnte. Auf eine Erklärung der über drei hinausgehenden Ziffern verzichtet er, meint aber, dafs dieselben von vornherein „als Bilder oder Zeichen für Vorstellungen ohne Vermittelung der Sprache“ zu erachten seien (p. 38). Im Uebrigen aber hält

er dafür, dafs die Erfindung derselben durch die Brâhmaṇa etwa in das dritte Jahrh. gehöre, wenn auch inschriftlich ihr Gebrauch nach E. Thomas nicht vor dem siebenten Jahrhundert nachzuweisen sei (p. 44). Er beruft sich dabei vor Allem darauf, dafs Brahma- (419[b]) gupta im VII. Jahrh. die Null in einer Weise verwendet, dafs man deutlich sieht, „dieselbe war für ihn und seine Zeitgenossen nichts Neues und Ueberraschendes mehr". Diesen Ansichten Hankel's schliefse ich mich im Wesentlichen an, mit der Modification indessen, dafs ich, die Ziffern 1—3 bei Seite gelassen, für die übrigen Ziffern an der bisherigen Erklärung aus den Anfangsbuchstaben zunächst noch festhalte. Wenn man nämlich die Schrift der Valabhi-plates zu Rathe zieht, ergiebt sich die Aehnlichkeit als eine keineswegs so „zweifelhafte", wie Hankel, dem dieselben schwerlich bekannt waren, meint (p. 24), ebenso wie das unrichtige Lesen der Zahlzeichen, mit dem er ebendaselbst seine Zweifel weiter begründet, bei einer solchen Vergleichung ganz wegfällt. Die Verwerthung der Anfangsbuchstaben als Abbreviaturen und termini technici ist eben in Indien factisch auch sonst noch mehrfach nachweisbar, vgl. z. B. die Namen der sieben Töne, der Versfüfse u. s. w. bei Piṅgala (Ind. Stud. 8, 165. 256). Gerade bei Piṅgala findet sich auch so weit ich sehe die erste Erwähnung der Null (çûnya ibid. 8, 169. 444 fg.), freilich erst in dem letzten Abschnitte, von dem es zweifelhaft ist, ob er ursprünglich zum Texte gehört, der indefs doch immerhin zunächst noch als ältestes Document algebraischer Rechnung in Indien zu gelten hat. Nun, es werden ja wohl mit der Zeit noch ältere, in Ziffern datirte Inschriften in N. India, wo diese ihrerseits ja allem Anschein nach entstanden sind, auftauchen, so dafs wir noch hoffen dürfen, in dieser intricaten Frage authentischere Entscheidung zu erhalten, als annoch möglich ist [s. jetzt Bhagvânlâl Indraji und Bühler im Indian Antiquary 6, 42 fg.].

Als willkommenen Anhang dieses Cap. giebt Burnell eine kurze Uebersicht über die verschiedenen in Südindien

üblichen „methods of marking dates", zunächst also über die daselbst gebrauchten Aeren, das Kaliyugam nämlich, nach welchem Âryabhaṭa zählte, die Çaka-Aera, welche Varâhamihira brauchte, die sogenannte Saṃvat-Aera, die „Kolambam-Era" (824 A D.), den Bṛihaspati-Cyclus etc., und sodann über die mannichfachen Bezeichnungen der Zahlen theils durch Wörter, theils durch Buchstaben (p. 57—60). In einem Nachtrag hierzu auf p. 96, weist er darauf hin, daſs die eigenthümliche Bezeichnung derselben durch die alphabetische Reihenfolge der Buchstaben in den çivasûtra, welche, worauf zuerst Goldstücker hinwies „Pâṇini" p. 49—53, von Patañjali und Kaiyaṭa dem Pâṇini zugetheilt wird (in dessen Handschriften sich übrigens keine Spur davon findet), nirgendwo sonst, etwa in Inschriften etc., sich nachweisen lasse, dagegen „precisely similar to the Greek and Semitic notation of numerals by letters of the alphabet" sei.

Im vierten Cap. (p. 60 fg.) bespricht Burnell die Accente und Interpunctions-Zeichen. Im Ṛik und Yajus wird nur die udâtta-Sylbe bezeichnet, und zwar in den Grantha-Hss. u. A. auch gerade so, wie dies Böhtlingk, seinerseits auf Grund einer nicht ganz klaren Angabe Colebrooke's, s. B.'s Versuch über den Accent im Sanskṛit p. 2. 102 (1843), bei uns eingeführt hat, nämlich dadurch, daſs ein u (udâtta) über die Silbe gesetzt wird. Für den Sâmaveda liegt gar kein festes System vor; „for not only do the Mss. of different Çâkhâs present different systems, but the Mss. of the text followed by one and the same Çâkhâ often present essential variations". Es ist dies für die richtige Beurtheilung der neuerdings von Haug aufgestellten Ansichten über Wesen und Werth des indischen Accentes von erheblichem Interesse; leider war mir bei meiner neulichen Besprechung derselben in diesen Blättern (No. 18, Art. 286) Burnell's Werk noch nicht zugänglich, und konnte ich mich nur auf seine ganz allgemein gehaltenen Angaben der Art, die bereits in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Vañça- (420) brâhmaṇa enthalten sind, berufen. Burnell schlieſst aus der ab-

soluten Differenz der Accentbezeichnung in den S. Indian alphabets von der in N. India üblichen, dafs „in the early centuries AD. the accents were not marked at all"; er bezeichnet alle diese verschiedenen Methoden als „of very recent origin comparatively" und „arisen in different parts of India much about the same time and in consequence of the decay of the old way of learning the Veda by heart".

Das fünfte Cap. (p. 63 fg.) betrifft speciell die S. Indian inscriptions, und zwar zunächst die Form der Schenkungsurkunden, meist auf Stein oder Kupfer, welche den gröfsten Theil derselben bilden. Nach Mittheilung der entsprechenden Verse aus Yâjnavalkya 1, 317—9, welche Burnell als für die „earlier centuries of the Christian era" gültig bezeichnet, und des Commentars dazu in der Mitâksharâ (Anfang des XII. Jahrh.) erhalten wir einen sehr detaillirten und interessanten Bericht über die Abfassung schriftlicher Documente überhaupt (lekhyanirûpaṇam) aus der Smṛiticandrikâ, dem Werke eines Devaṇṇa aus etwa dem XIII. Jahrh., besonders reich an Citaten aus der Smṛiti-Literatur (p. 64—72). Hierauf geht Burnell die einzelnen Theile der Schenkungsurkunden, nämlich: 1) the genealogical part, 2) the description of the grant, its condition, date etc., 3) imprecations and conclusion; attestations, 4) the seal der Reihe nach durch, und sodann zu den sonstigen dergl. Documenten über, historischen Inschriften nämlich verschiedenen Inhalts und devotional and explanatory inscriptions. Zum Schlufs handelt er noch kurz von dem unter Vararuci's Namen gehenden „Briefsteller", dessen Inhalt ihm zufolge vielfach „from Muhammadan custom" entlehnt, nicht „of Hindu origin" ist, sowie von den verschiedenen Schreibmaterialien etc.

Es folgen noch zwei wichtige Appendices. Der erste derselben betrifft die Anpassung der Sanskṛit-Alphabete an die Phonetik der draviḍischen Sprachen. Das Tamil-Alphabet giebt nämlich die Laute des Tamil nur in sehr unvollkommener Weise wieder, während die Canarese und Telugu-Alphabete sich als ziemlich entsprechende Anpassungen an die Phonetik

der betreffenden Sprachen ergeben. Im zweiten Appendix erhalten wir die Umschrift eines guten Theiles der auf Tafel 20 fg. mitgetheilten Facsimile.

In diesen beigegebenen Tafeln denn, in Summa 30, resp. 31, denn Tafel IV ist doppelt, ruht eine Arbeit und Mühe verborgen, von der man sich nur schwer einen rechten Begriff machen kann, und die von der peinlichen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, welche alle bisherigen Arbeiten Burnell's kennzeichnen, wiederum ein lukulentes Zeugnifs ablegt. Die ersten 19 (resp. 20) Tafeln enthalten ebenso viele Alphabete, in chronologischer Reihenfolge, vom vierten Jahrh. bis zum 17., und die folgenden elf geben eben die Facsimile mehrerer der Inschriften etc., aus denen jene Alphabete herausgezogen worden sind.

So liegt uns denn hier in der That ein Werk vor, „eine Erstlingsarbeit auf einem bisher unbebauten Felde", auf welches „die philosophische Facultät zu Strafsburg", der es Burnell „als Zeichen der Dankbarkeit für die ihm verliehene Doctorwürde" mit dieser deutschen Anrede „gewidmet" hat, mit wirklichem Stolze blicken kann. Möchten ihr noch oft ähnliche Gaben geboten werden!

Die Correctheit und Sauberkeit des Druckes macht speciell auch der Druckerei unserer deutschen Brüder aus der Baseler Mission in Mangalore alle Ehre. Die typographischen Erzeugnisse derselben wetteifern mit dem Besten, was bei uns auf diesem Gebiete geleistet wird. Leider sind dieselben bei uns noch wenig bekannt, da sie bisher eben nur schwer zugänglich waren. Durch die jetzt bereits eingeführten Postanweisungen nach Indien (bis zum Betrage von 10 Pfd. St.) und (420[b]) durch die vom 1. Juli ab eintretende Packetversendung dahin (bis zu 22 Kilogramm) werden dieselben aber nunmehr — Dank den erfolgreichen Bemühungen unseres Kaiserlichen General-Postamts — direct beziehbar, was denn nicht nur für sie, sondern überhaupt für die Belebung unseres buchhändlerischen Verkehrs mit Indien von der gröfsten Bedeutung ist.

Möge denn auch — damit schliefsen wir — für die mannichfachen Verzweigungen, welche der alte Laṭh-Charakter in Hindostan sowie im Norden und Westen Indiens in Gestalt der Nâgarî-Schrift etc. gefunden hat, so wie andererseits für die ihm ebenfalls entstammenden, aber zu den dekhanischen Schriften in specieller Beziehung stehenden Alphabete der indischen Inseln und Hinterindiens bald ein Burnell erstehen! Möge die treffliche Vorarbeit für ein gesammtes Corpus Inscriptionum Indicarum, die uns hier vorliegt, den Gedanken an ein solches in den leitenden Kreisen der englischen Regierung Indiens endlich einmal festen Fufs fassen lassen! Wenn dieselben sehen, was hier durch die Energie eines einzeln stehenden Privatmannes geleistet ist, wird ihnen hoffentlich wenigstens die bei dem indischen Klima eigentlich mit jedem neuen Jahr immer bedenklicher und daher immer dringender werdende Aufgabe, ja Ehrenpflicht, zum Mindesten eine so weit möglich authentische Ausgabe der Edicte Piyadasi's, ihres erlauchten Vorgängers, zu veranstalten, etwas näher treten, als dies leider bis jetzt noch immer dem Anscheine nach der Fall ist! Die Colonial-Regierung Ceylon's hat bereits einen guten Schritt nach dieser Richtung hin gethan, und einen jungen deutschen Gelehrten, Dr. Paul Goldschmidt, mit der Sammlung der dort befindlichen alten Inschriften beauftragt. Das „India Office“ könnte für eine dgl. Aufgabe keinen geeigneteren Mann finden, als Burnell eben, der in rein philologischer, wie in palaeographischer und literargeschichtlicher Hinsicht die besten Garantieen dafür bietet, dafs er in solchem Falle etwas Ausgezeichnetes leisten würde. [Ueber vol. I von Cunningham's Corpus inscr. ind. s. p. 288.]

---

92. Trübner's American and Oriental literary record. Special number. London, 1874. Trübner & Co. (72 S. 8°.) 3 sh. 6 d. L. C.-Bl. nr. 41. p. 1332—33.

Diese Extranummer von Trübner's Record giebt einen ausführlichen Bericht über den im September vorigen Jahres

in London stattgehabten International Congress of Orientalists. Wir erhalten zunächst die Eröffnungsrede des Vorsitzenden Dr. S. Birch (Montag 14. Sept.), und sodann sehr detaillirte Berichte über die Sitzungen der einzelnen Sectionen. Die Sitzung der semitischen Section fand am folgenden Tage statt. Sie war ausschliefslich den Keilschrift-Forschungen gewidmet. Die einleitende Rede von Sir Henry Rawlinson ist vollständig mitgetheilt, Oppert's in französischer Sprache gehaltene Mittheilungen dagegen nur im Abrifs, und Schrader's Gegenbemerkungen werden nur kurz erwähnt. Dagegen ist ein gar nicht zur Verlesung gekommener grammatischer Artikel von Rev. G. C. Geldart im Auszug mitgetheilt (on the first person of Dr. Hincks's „permansive" tense in Assyrian terminating in ku). — Die turanische Section, welche am Mittwoch unter dem Vorsitz von Sir Walter Elliot tagte, hatte alle Sprachen Europas und Asiens, die weder semitisch noch ârisch sind, zum Gegenstande! In diesem „turanischen Völkersack", wie ihn Pott ja mal ganz hübsch genannt hat, finden daher die mannichfachsten annoch „problematischen Naturen" ihren gemeinschaftlichen Halt. Und so kam denn auch, aufser den dravidischen und den türkisch-tatarischen Sprachen, deren specielles Anrecht auf den Namen Turânisch Hunfalvy mit Recht warm vertrat, sogar das Etruskische hierbei zur Geltung, dessen Zugehörigkeit zu den altaïschen Sprachen, insonderheit zu dem „Accadian, Susian and Elamite (3d Achaemenian)" Rev. Isaac Taylor zum Gegenstande einer mit grofser Bestimmtheit auftretenden Darstellung machte. Nach einigen Gegenbemerkungen von Leitner handelte Rev. Jos. Edkins von dem Zustande der chinesischen Sprache zur Zeit der chines. Schrifterfindung. Den Schlufs machte Rev. S. Beal mit einem ebenfalls sehr dankenswerthen und hier in extenso, seitdem übrigens zum guten Theile auch im Indian Antiquary 4, 90 ff. abgedruckten Bericht über die chinesisch-buddhistische Literatur nach den Handschriften des India Office (p. 12—17). — Die Sitzung der ârischen Section am Donnerstag ward

von M. Müller mit einer glänzenden Rede (p. 17—22) eröffnet. Es folgte ein ebenfalls vollständig mitgetheilter Vortrag Stenzler's über die indische Lehre von der Sühne, prâyaçcitta (p. 22—24); sodann ein dgl. von Haug über die „Interpretation des Veda“ (p. 24—27). Von Thibaut's höchst wichtiger Abhandlung über die çulvasûtra, welche die ersten Anfänge der indischen Geometrie enthalten, ist leider nur ein kurzer Auszug gegeben. — Die hamitische Section, auch am Donnerstag, bot ebenfalls lebendiges Interesse. Brugsch's Vortrag über den Auszug der Juden aus Aegypten nicht durch das rothe Meer und der Vortrag von Ebers über die von ihm aufgefundene grofse Papyrus-Rolle medicinischen Inhaltes sind ziemlich ausführlich, Eisenlohr's Bericht über ägyptische Maafse dagegen ist nur ganz kurz mitgetheilt. Wohl aber ist ein gar nicht zum Vortrag gekommenes Scriptum von W. R. A. Boyle über die Verhältnisse der grofsen Pyramide von Gizeh vollständig abgedruckt (p. 30—33). Ebenso zwei kurze Notizen von Lieblein über eine Mumienkiste in Christiania etc. Am Freitag hielt zunächst die ârische Section eine zweite Sitzung, in welcher Shankar Pandurang Pandit über das Alter Kâlidâsa's sprach, und zwar denselben theils vor das achte Jahrh. ansetzte, theils ihm aufser den drei Dramen auch noch die Dichtwerke: Kumârasambhava, Raghuvança und Meghadûta zutheilte (p. 34. 35). Baron Textor de Ravisi, der auch schon in den früheren Sectionen mehrfach an der Debatte sich betheiligt hatte, trug sodann einen Bericht über eine angeblich christliche Inschrift (1333) aus Oodeypore vor (p. 36). An diese Sitzung schlofs sich die der archäologischen Section, unter dem Vorsitz von M. E. Grant Duff, dessen Eröffnungsrede speciellen Bezug nimmt auf die bedeutenden Errungenschaften, welche die Erforschung der indischen Baudenkmäler durch General Cunningham (seit 1861) geliefert hat (p. 36. 37). Ein Vortrag von Eggeling über die Inschriften des südlichen Indiens, auf Grund der Sammlungen von Sir Walter Elliot, behandelt zunächst die Inschriften der Cera-Dynastie, welche

angeblich bis Çâka 169 (A D. 247) zurückreichen, und sodann die der Câlukya, insbesondere des westlichen Zweiges dieser Dynastie, aus dem fünften bis siebenten Jahrh. (p. 38). Nach einem Curiosum (Vergleichung von indischen Flufsnamen mit solchen in Neu-Granada!) folgte ein Bericht Leitner's über griechisch-buddhistische Sculpturen (p. 39), welchem sich ein specieller Vortrag desselben darüber, am Sonnabend in der Albert-Hall bei Vorzeigung seiner derartigen Sammlungen gehalten, anschliefst (p. 39—42). Die ethnologische Section, am selben Tage, ward durch einen längeren Vortrag ihres Vorsitzenden R. Owen (p. 42—46) eröffnet. Es folgte ein Auszug aus einem Mémoire von Forbes Watson über die nothwendige Gründung eines „Indian Institute for Lecture, Inquiry and Teaching". Dieses Mémoire liegt hier in extenso vor (p. 46—52); das „Indian Institute" soll sich an das India Museum und die Bibliothek des India Office anschliefsen, und theils auf eine Förderung der orientalischen Studien in England überhaupt, theils speciell auf die höhere Erziehung der Eingeborenen Indiens sowie auf die bessere Heranbildung der Candidaten für den Civil Service of India hinwirken, somit sowohl wissenschaftliche als praktische Puncte verfolgen. Leon de Rosny sprach über die „älteste chinesische Paläographie", Bachmaier über ein von ihm erfundenes System der Pasigraphie vermittelst unserer (indisch-arabischen) Ziffern, Drew und Leitner über die Kasten und Gebräuche in Dardistan, H. Cooper über das Datum des Menes (4736 BC.!) etc., J. Long über orientalische Sprüchwörter (p. 54).

Aus den übrigen theils geschäftlichen, theils bibliographischen etc. Mittheilungen ist noch das Protocoll einer Separatsitzung der Aegyptologen (p. 57. 58) hervorzuheben, in der sich dieselben über gewisse Puncte der Transscription der altägyptischen Laute, über eine vollkommenere Catalogisirung der Hieroglyphen selbst, endlich über eine kritische Ausgabe des „Todtenbuches" geeinigt haben.

In ihrem compressen Drucke enthält diese „Special-Nummer" so viel Material von der mannichfachsten und weit-

reichendsten Bedeutung, wie wohl selten in gleichem Umfange zusammen gefunden werden möchte. Trübner verdient unsern herzlichsten Dank dafür, dafs er mit seiner Energie alle hierbei im Wege stehenden Schwierigkeiten überwunden und uns ein so vollständiges und zuverlässiges Bild der Verhandlungen des Congresses, und zwar so bald nach seinem Schlusse, denn die Nummer erschien schon Ende November v. J., gegeben hat. Leider ist ihre Besprechung an diesem Orte durch Umstände etwas verspätet worden. — Der nächste Orientalisten-Congrefs soll 1876 in Petersburg statthaben. Möge er einen ähnlichen Homeros finden!

---

93. The Râmâyan of Vâlmîki translated into english verse. By Ralph T. H. Griffith, principle of the Benares College. 5 voll. London, 1870—1874. Trübner & Co. Benares, E. J. Lazarus & Co. (a. XXXII, 439; b. VIII, 504; c. IV, 370; d. VIII, 432; e. VI, 360 S. 8°.) L. C.-Bl. nr. 41. p. 1333—34.

Nachdem wir schon lange mehrere Textausgaben des berühmten indischen Epos vom Râma vor uns haben, nachdem Gorresio eine italienische, Fauche eine daran sich anschliefsende französische Uebersetzung gegeben hat, liegt uns denn nunmehr also auch eine vollständige englische dgl. vor, und kann sich somit nun die ganze Welt an den einfachen, rührenden, wie an den gewaltigen (1334) und grofsartigen Schilderungen erfreuen, welche das Werk des Vâlmîki zum Nationaleigenthume des indischen Volkes gemacht haben. Selten hat wohl ein Dichter einen solchen Einflufs auf die Nachwelt ausgeübt, wie dies hier der Fall ist. Millionen gläubiger Seelen haben Jahrhunderte hindurch alle die hier erzählten Schicksale des heiligen Râma und seiner edlen Genossin für unbedingte Wahrheit genommen und sich daran erbaut, und thuen es jetzt noch. Beide Gestalten sind geradezu zur Gottherrlichkeit erhoben und Gegenstand inbrünstiger, sectarischer Verehrung geworden. Das Werk selbst

hat zahlreiche Bearbeitungen und Uebersetzungen erfahren, und die Zahl der Dichtwerke, die ihren Stoff daraus entlehnt haben, ist annoch unübersehbar.

So ist es denn begreiflich, dafs sich in Indien ein Sturm patriotischer Entrüstung erhoben hat, als Ref. vor einigen Jahren (1870) es unternahm, die Vorstufen der Arbeit des Vâlmîki zu untersuchen und dabei nicht nur das graue Alterthum ihrer Abfassungszeit, die von Gorresio z. B. in das zwölfte Jahrh. vor Chr. angesetzt wird, in Frage zu stellen, dieselbe resp. in eine Zeit zu setzen, in welcher „der Einflufs griechischen Wesens auf Indien bereits seine gewiesenen Wege hatte", also etwa „um den Beginn der christlichen Aera", sondern sogar weiter auch noch die Frage aufzuwerfen, ob nicht die erheblichen Differenzen, welche die Râma-Sage bei Vâlmîki zu derjenigen Form zeigt, in welcher sie uns in der buddhistischen Legende entgegentritt, und welche hauptsächlich darin bestehen, dafs in dieser Sîtâ als Râma's Schwester erscheint, und weder von ihrer Entführung noch von dem Zuge nach Lankâ die Rede ist, auf eine Aneignung homerischen Sagenstoffes zurückzuführen seien. Nicht als ob etwa Vâlmîki seinerseits irgendwie von Homer und seinen Dichtungen etwas gewufst zu haben brauche! oder gar als ob man, wie dies ein Gegner ausdrückte, zu fragen habe: was the Râmâyaṇa copied from Homer? Es handelt sich hierbei vielmehr núr dárum, ob nicht etwa irgend welche Kunde von dem Inhalte des homerischen Sagenkreises nach Indien gekommen sei, ob Spuren der Art daselbst nachweisbar seien, und ob sich etwa gar auch im Râmâyaṇa sonst noch, abgesehen von jener Frage, dergl. Spuren auffinden lassen?

In dem heiligen Benares müssen solche Fragen freilich als arge Ketzereien gelten, und Griffith hat daher auch gar nicht erst auf sie reflectirt, sondern sich begnügt, in seinem Schlufsworte (5, 347 ff.) die Erwiderung abzudrucken, welche Gorresio in der Einleitung zu vol. X seines grofsen Werkes gegen die vom Ref. schon früher in Bezug auf das hohe Alter

sowohl als die geschichtliche Bedeutung des Râmâyaṇa geäusserten Zweifel und Bedenken gerichtet hatte. Ueberlassen wir denn auch unsererseits der Zukunft die Entscheidung!

Während Gorresio's Ausgabe und Uebersetzung die sogenannte Gauḍa-Recension geben, hat Griffith seiner Arbeit vielmehr „the Benares or North West recension", als „the more genuine", zu Grunde gelegt, wie dieselbe in der Bombayer Ausgabe vorliegt. Um so getreu wie möglich zu übersetzen und doch den Eindruck der poetischen Form nicht zu entbehren, hat er eben die Uebersetzung „in verse", und zwar in achtsilbigen, je zu zwei gereimten Zeilen, vorgezogen, und zwar nicht wörtlich übersetzt, aber sich eben doch bestrebt, „to give the poet as he is" anstatt „to represent him as European taste might prefer him to be". Daher hat er u. A. auch Vergleiche „which to English readers will appear vulgar or ridiculous" nicht geändert, und „long passages of unutterable tediousness" nicht abgekürzt. In der That kann seine Arbeit als eine im Ganzen wirklich treue Wiedergabe des Originales bezeichnet werden, und verdient dieselbe vollkommen die Anerkennung, die einzelnen Stücken daraus bei ihrem Abdrucke in der in Benares erscheinenden Zeitschrift „Paṇḍit" zu Theil geworden ist.

---

94. Kuhn, E. W. A., Beiträge zur Pâli-Grammatik. Berlin, 1875. Dümmler's Verlagsbhdlg. (VIII, 120 S. gr. 8.) 4 Mk. L. C.-Bl. nr. 42. p. 1362—65.

Nachdem der Verf. in seiner Promotionsschrift (Halle 1869) das dritte vom Gebrauch der Casus handelnde Buch der Pâli- (1363) Grammatik des Kaccâyana, und bald darauf (1871) auch das zweite, von der Declination selbst handelnde, edirt hatte, nachdem dann von Senart (ebenfalls 1871) das Werk des Kaccâyana ganz, in Text und Uebersetzung, publicirt, und Minayeff's russische Pâli-Grammatik (1872), welche auch aus der Rûpasiddhi reiches (ob wirklich

immer berechtigtes?) Material heranzieht, durch Stan. Guyard's französische Uebersetzung (1874) zugänglich gemacht worden war, nachdem somit das Material selbst, soweit es in der einheimischen, grammatischen Doctrin überliefert wird, nunmehr seinem Hauptbestande nach handlich vorliegt, war eine kritische Untersuchung desselben, wie sie Kuhn hier, und zwar zugleich unter steter sorgsamer Beziehung nicht nur auf den factischen Bestand der Sprache in der Literatur, sondern auch auf die gleichen Erscheinungen im Sanskṛit selbst, im Prâkṛit etc. anstellt, in der That ein entschiedenes Bedürfnifs.

In der Einleitung behandelt er zunächst in durchaus lichtvoller Weise die Stellung des Pâli zu den verschiedenen anderen Volksdialekten, welche wir aus der Zeit kennen, in welcher Mahendra, der Apostel Ceylons, im 3. Jahrh. vor u. Z. den damaligen buddhistischen Canon, wie er auf dem von seinem Vater Açoka veranstalteten Concile festgestellt war, nach Ceylon verpflanzte (wo er freilich erst zwei Jahrhunderte später schriftlich aufgezeichnet ward). Der Name Mâgadhî, der diesem Pâli in den eigenen Documenten gegeben wird, erscheint Kuhn als mehr auf kirchenpolitischem, denn auf geographischem Grunde beruhend. Schon Westergaard hat die Vermuthung ausgesprochen, dafs das Pâli vielmehr mit dem Dialekte von Ujjayinî, der Muttersprache Mahendra's (nicht Açoka's, wie es hier bei Kuhn p. 7 heifst), der daselbst geboren war, identisch sei. Kuhn schliefst sich dem an, kritisirt die entgegenstehenden, in jüngster Zeit von Pischel und Kern ausgesprochenen Ansichten über das Wesen des Pâli, bringt noch einige besondere Gründe für die Westergaard'sche Auffassung bei, die er indessen keineswegs als feststehend, sondern in durchaus besonnener Weise vorläufig noch nur als eine Hypothese bezeichnet, und weist endlich darauf hin, dafs sich auch im Veda schon Spuren dialektischer Verschiedenheiten nachweisen lassen, die für das Pâli weiter rückwärts liegende Anschlüsse in Aussicht stellen. Es seien im Uebrigen innerhalb desselben auch bereits drei

Stufen erkennbar, die ältesten metrischen Texte, die prosaischen Abschnitte des Tipiṭaka, endlich die Sprache Buddhaghosa's und seiner Nachfolger.

Die Behandlung der Sprache selbst zerfällt sodann in zwei gleiche Hälften: Lautlehre (p. 12—66) und Flexionslehre (p. 67—120). Dieser gleiche Umfang beider Theile allein ist schon ein charakteristisches Zeichen; er zeigt eben sofort einerseits, wie wichtig hier die Lautlehre ist, und andererseits, wie sehr hier, im Verhältnifs zum Sanskṛit, die Flexion zurücktritt.

Mit Recht geht Kuhn durchweg vom Sanskṛit aus, legt dessen Bestand, soweit möglich, als kritischen Maafsstab zu Grunde. Einmal ist er indefs hierbei, bei der Erklärung nämlich von jîvareva aus jîva*nn*eva (p. 38 und p. 63), hierin, und zwar im Anschlufs an Minayeff, wohl etwas zu weit gegangen; dafs eine solche rein sanskṛitische Form des Nom. Part. in diesem einen Beispiele erhalten sein sollte, ist schwer anzunehmen; im Pâli eben lautet derselbe ja gar nicht mehr jîvan, sondern jîvaṃ; es hat somit hier vielmehr wohl, da auch an einen etwaigen Nom. der ersten Decl., vgl. Ind. Stud. 13, 100, schwerlich zu denken ist, der finale Anusvâra dieselbe eigenthümliche Verwandlung in r erfahren, wie, bei ursprünglichem m, in jalantar iva und meghar iva (ibid. bei Minayeff) für jvalantam iva, meghaṃ iva; vgl. dazu immerhin etwa sakhâ*r*am neben sakhâ*n*am p. 80 (von Kuhn wird sakhâ*r*am freilich aus sakhâ*y*am erklärt p. 43); Wechsel zwischen n und l liegt ja mehrfach vor (p. 44), und das Zend wie die übrigen verwandten Sprachen kennen auch den Wechsel zwischen n und r, für den ja auch im Sanskṛit z. B. ahan und ahar, sowie die Feminina auf varî eintreten; sollte die eigen- (1364) thümliche Lehre Pâṇini's über die Substitution eines ru auch für finale Nasale nicht auch irgendwie hiermit in Bezug stehen? — Die nach Kaccâyana von den Wurzeln us und daṅs stammenden Wörter uḍḍhâ und daḍḍho (p. 50) sind wohl nicht mit Senart auf usra und dasra, sondern vielmehr auf ushṭar ushṭra (freilich mascul.) und

dañshṭrâ (freilich fem.) zurückzuführen; jedenfalls kann kaḍḍhati nicht direct zu karshati gezogen, sondern nur als eine Art Denominativ aus krishṭa erklärt werden. — Bei Besprechung des Wandels von tv p. 51 hätte auch das kurz zuvor (p. 45) bereits erwähnte caccara für catvara wiederum aufgeführt werden sollen; — husâ für snushâ (p. 53) ist wohl nur ein Druckfehler[1] für nusâ, das indessen auch seinerseits aus der dafür angeführten Stelle (Senart p. 338) nicht hervorgeht; — bei anâpuchâ und sahâ (p. 58) liegt zwar eine Verlängerung, aber kein Abfall des Auslautes, der dieselbe bedingt hätte, vor; — gegen die Erklärung des d von punad eva als „wirklicher Einschub" (p. 63) und für die vom Ref. (Ind. Stud. 5, 486) vorgeschlagene Erklärung von punar aus punat, welches sich hier erhalten hätte, möchte derselbe das zend. îsh*are* anführen, welches dem skr. îsh*at* gegenüber ganz den gleichen Wandel des dentalen Auslautes zeigt (s. noch zend. √qar skr. svad, und im Skr. selbst das aus âvid entstandene âvir, zd. âvis); — skr. vaci in vacibhedât ist wohl kaum als „Locativ wie tvaci" zu fassen (p. 68, es giebt ja gar kein Thema văc), vielmehr liegt darin eher etwa jene bei Pâṇini übliche Aufführung der Wurzeln durch angefügtes i vor, die bei ihm ja keineswegs blofs auf diejenigen Wurzeln beschränkt ist, welche nach seiner eigenen Regel (7, 1, 58) ein n einfügen, wie er denn z. B. gerade auch √vac so, als vaci, aufführt (6, 1, 15); vermuthlich fand er diese Art die Wurzeln aufzuführen bereits vor, während in seinem eigenen Systeme das i nach einer Wurzel (idit) eben eine ganz bestimmte Bedeutung hat; ein sehr erhebliches Bedenken gegen diese Erklärung von vaci auch im vorliegenden Falle ist freilich dies, dafs an der betreffenden Stelle (Kâty. 6, 7, 24) vaci gar nicht „die Wurzel vac" bedeutet, sondern vielmehr geradezu identisch mit vacana gebraucht ist; — die „verkürzten Dative" esanâ und lâbhâ (p. 71) würden sich auch als Ablative recht gut fassen lassen, und man hätte bei solcher

---

1] dies ist ein Irrthum meinerseits; husâ ist eine ganz berechtigte Form.

Auffassung die Annahme einer so auffälligen „Verkürzung" nicht nöthig; — die Erklärung der Accus. Plur. auf e (p. 72), in denen das Pâli nicht nur mit dem Prâkṛit, sondern auch mit dem Zend zusammentrifft, durch „eine bloſse Stammerweiterung (vielleicht geradezu Pluralzeichen) ohne besonderes Casusaffix" ist nicht ganz klar ausgedrückt; soll die Vermehrung des Stammes durch i, welche Schleicher für die entsprechende Bildung des Nom. Plur. der Pronomina annimmt, als „Pluralzeichen" gelten? dieselbe liegt ja aber im Sanskṛit ebensogut auch im Singular wie im Dual, in mehreren obliquen Casus, vor; und die lateinischen und griechischen Formen des Nomens (im Nom. Plur.) könnten ja doch ebenso gut einfach nur als eine Herübernahme aus der Pronominaldeclination gefaſst werden, wie dies z. B. ja auch bei dem lat. Gen. Plur. auf rum der Fall zu sein scheint; — wenn die auf die Auctorität des Bâlâvatâra angegebene Ablativform agginâ (p. 79) richtig ist, so wird sie wohl, obschon mit dem Instrum. gleichlautend, dennoch anders, nämlich als eine in Analogie des Genitives aggino weiter gebildete Form (eigentlich also für agginât stehend) zu erklären sein; vgl. auch den Nom. Plur. jantuno p. 82 (nach derselben Auctorität); — daſs der gen. sg. imasya „im Veda gebräuchlich" sei, ist etwas zu viel gesagt (p. 87 f.); er findet sich factisch in der Ṛiksaṃhitâ nur ein einziges Mal vor; ein weiteres Beispiel ist unbekannt.

Von besonderem Interesse ist Kuhn's Kritik der überlieferten Verbalformen (p. 93 ff.). In vyapanenti p. 96. 97 ist wohl nicht eine Form von i mit eingeschobenem n zu erkennen, sondern jene eigenthümliche Wurzel nî hinausgehen, über welche in Z. D. Morg. Ges. 28, 361 gehandelt ist. Daſs Ref. „ohne jeden Grund" die Vermuthung aufgestellt habe (p. 101), daſs die (1365) Prâkṛitform ha der 2 plur. Imperat. aus dem medialen dhvaṃ zu erklären sei, wird eo ipso durch die unmittelbar sich anschlieſsenden Worte Kuhn's selbst widerlegt, daſs nämlich diese Vermuthung „durch die angebliche Çaurasenî-Form dhaṃ mit unursprünglichem

Nasal neben dha nur scheinbar bestätigt werde"; die Berechtigung der drei in diesem Satze gebrauchten Adjectiva mag ja vielleicht im Verlaufe sich wirklich als richtig herausstellen, jedenfalls aber gab dem Ref. die damals noch unangefochtene Existenz der Form dhaṃ neben dha und ha einen völlig genügenden „Grund" ab zu der in Rede stehenden Vermuthung, wozu dann ferner die Verwendung der Medial-Endung auch für die 2 p. singul. noch hinzutritt. Die Berechtigung der nach Minayeff (auch bei Childers im Dict.) aufgeführten Form âhi, für edhi, 2 p. sgl. imp. von √as, erscheint Ref. bis auf Weiteres als zweifelhaft; dieselbe sieht wie ein homunculus der Grammatiker aus. Der Uebergang der Endung se aus der 2. p. singul. Praes. med. in Imperf. Aor. Condit. (p. 110. 117) ist allerdings sehr auffällig (s. Ind. Streif. 2, 328), findet indefs doch auch im Zend sein Analogon (freilich haben wir da nicht direct se, sondern sa, resp. ṅha), mit welchem das Pâli auch in Bezug auf die alte Endung masi (Kuhn p. 100. 106. 110) gewissen Connex zeigt. Die abgeleiteten Verbalformen und die an das Verbum sich anschliefsenden Nominalformen sind leider etwas zu kurz behandelt (p. 117—120). Das Citat (p. 120) aus dem Journ. As. 1, 9, 266 f. ist unklar; man citirt eben das Journ. As. am besten nach den Jahrgängen.

Wir scheiden von diesem höchst inhaltreichen und werthvollen Schriftchen mit bestem Dank für mannichfache Belehrung und Aufklärung.

---

95. The Jâtaka together with its commentary, being tales of the anterior births of Gotama Buddha. For the first time published in the original Pâli by V. Fausböll, and translated by R. C. Childers. Text vol. I, part I. London, 1875. Trübner & Co. (VIII, 224 S. gr. 8.)
L. C.-Bl. nr. 42. p. 1365—67.

Fausböll's Verdienste um die Bekanntmachung der alten Pâli-Texte sind, seit er uns vor nunmehr gerade 20 Jahren

das Dhammapadam zugänglich machte, von allen Fachgenossen dankbar anerkannt worden. Die vorliegende Publication erscheint als die Erfüllung lange vorbereiteter Arbeiten, von denen im Laufe der Jahre schon verschiedene Specimina erschienen sind. Dem Makasajâtaka (1858) folgten die five Jâtakas (1861), das Dasarathajâtakam (1871) die ten Jâtakas (1872), durchweg in Text, Uebersetzung und mit Noten. Jetzt soll uns nun die ganze Sammlung mit ihren (in Westergaard's Catalogus) 539 Erzählungen in etwa zehn Heften, wie das vorliegende, welches, aufser einer langen Einleitung (bis p. 94), etwa vierzig giebt, zu Theil werden. Das ist denn mal wieder eine fundamentale Leistung!

Die Bedeutung der Jâtaka, Vorgeburtslegenden, beruht bekanntlich nicht nur darin, dafs wir in ihnen eine Menge Data vorfinden, welche durch die Beziehung, in der sie darin zu Buddha und seinem Wirken erscheinen, für dessen Zeit immerhin eine Art Zeugnifs ablegen, sondern vor Allem darin, dafs uns hier vielfach die ältesten Formen der indischen Fabeln, Märchen, Sagen vorliegen, deren weitere Verzweigung und Verbreitung dann durch die brâhmanische Literatur hindurch weithin, insbesondere auch durch das Medium persisch-arabischer Uebersetzungen nach dem Abendlande hin, stattgefunden hat; und zwar so, dafs sich darunter auch manches ursprünglich von da stammende Gut befindet, welches auf diesem Wege, in der in Indien erhaltenen neuen Gestalt, wieder dahin zurückgewandert ist.

Der ursprüngliche Jâtaka-Text existirt nicht mehr in separater Form; wir besitzen denselben vielmehr nur in Verbindung mit dem Commentar eines Anonymus (s. Westergaard's Catalogus p. 36), aus welchem es denselben herauszu- (1366) schälen gilt. Im Ganzen ist dies auch nicht schwer, und Fausböll hat denn auch geradezu, in sehr dankenswerther Weise, durch Verwendung von drei verschiedenen Typen, den Rahmen, die Erzählung und die Worterklärung geschieden. Hie und da indessen ragt diese letztere auch in die Erzählung selbst hinein, und es bleibt

nach Fausböll überhaupt annoch unklar: how much of the three constituent parts belongs to the fundamental Jâtaka-book. Als älteste Bestandtheile erscheinen die in der Erzählung mehrfach enthaltenen Verse, die eben durch ihre weit alterthümlichere Sprache hierauf unbedingten Anspruch erheben.

Das hohe Alter der Jâtaka-Erzählungen als solcher ist, unbeschadet der von Köppen 1, 318 (1857) gegen die ihm bekannten Formen derselben geäufserten Zweifel, in neuester Zeit glänzend beglaubigt worden, — durch die von Alex. Cunningham in den Trümmern der Tope von Bharahut (120 engl. Meilen SW. von Allahabad) aufgefundenen Reliefbilder nämlich, welche dergleichen Geschichten darstellen und mit dem Namen je des betreffenden Jâtaka versehen sind; und zwar in den ältesten Schriftcharakteren, die wir kennen, so dafs dadurch auch die Zeit der Bilder selbst seiner Meinung nach eo ipso für das dritte Jahrhundert v. Chr. bestimmt wird. Zwar ist hiegegen (s. Grant Duff's Eröffnungsrede der archaeologischen Section des Londoner Orientalisten-Congresses, bei Trübner Am. and Or. Record, Special number p. 37, Nov. 1874) von M. Müller mit Recht geltend gemacht worden, dafs jene ältesten Schriftcharaktere, welche für die „earliest Buddhist inscriptions“ gebraucht worden sind, dadurch „a kind of sacred character“ erhielten, und somit auch noch in späterer Zeit beibehalten wurden „just as in Europe the old style of writing is preserved on architectural monuments of a later age“, und es bedarf daher die Frage nach dem wirklichen Alter jener Bilder immerhin noch einer näheren Untersuchung; indessen ihre Bedeutung an und für sich wird hierdurch nicht unmittelbar beeinträchtigt, wenn sie auch etwa um ein paar Jahrhunderte jünger sein sollten. So gár lange hat sich die alte Schriftform auch im monumentalen Gebrauche nicht erhalten, da wir ja die daraus entwickelten Stufen so ziemlich Jahrhundert für Jahrhundert verfolgen können.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs Buddha sich dieser eigenthümlichen Art der Parabel wirklich bedient hat, um

seiner Lehre bei dem kindlichen Geiste des Volkes leichteres Eingang und Nachdruck zu verschaffen, und daher auch sehr wohl möglich, dafs manche der uns hier eben als sein Ausspruch vorliegenden dergleichen Erzählungen wirklich ihrem Fonds nach auf ihn zurück, oder, wenn er ihren Stoff etwa bereits vorfand, sogar über ihn noch hinaus, gehen. Je höher hinauf man, durch inschriftliche Zeugnisse, wie die eben erwähnten ein Jâtakam verfolgen kann, desto höher steigen dafür die eventuellen Ansprüche auf eine dergleichen Abstammung aus Buddha's eigenem Munde. Mehr aber läfst sich natürlich auch im besten Falle nicht sagen. Dafs im Uebrigen eine gute Zahl dieser Jâtaka erst ganz secundäres Gewächs sind, wird ebenso wenig in Abrede zu stellen sein. Finden sich darunter ja doch eben einige entschieden äsopische Fabeln, deren Herübernahme aus dem Abendlande nur durch die Vermittlung der Griechen erklärbar scheint, die ja ihrerseits, wie der Milindapânha zeigt, dessen Veröffentlichung noch immer eines der ersten Desiderien dieses Studienzweiges bildet, mit den Buddhisten in sehr enge und nahe Beziehungen getreten sind. — Für die vorliegende Form dieser Erzählungen aber, auch für den ältesten, poetischen Theil derselben, fehlt es einstweilen noch an irgendwelcher chronologischen Marke; doch dürfen wir wohl hoffen, dafs uns das Studium ihrer Sprache und ihres Inhalts dergleichen Marken mit der Zeit noch an die Hand geben wird.

Fausböll giebt die ceylonesische Recension, da ihm
(1367) nur diese zugänglich war. Dieselbe erscheint im Uebrigen nach dem, was er über die Burmese Redaction in der Vorrede zu den „ten Jâtakas“ p. IX fg. bemerkt, auch als die ältere und correctere, obschon auch sie hie und da „considerably corrupted“ ist, wo dann freilich eine Vergleichung mit der anderen Recension ganz erwünscht gewesen wäre, da dieselbe denn doch eben manchmal auch ihrerseits „the true reading“ erhalten zu haben scheint. Es ist daher zu bedauern, dafs Fausböll's Bemühungen, einen vollständigen Text derselben zu erhalten, erfolglos geblieben sind.

Aus den benutzten drei Handschriften theilt Fausböll zahlreiche Varianten mit, und hier ist es, wo wir in der That in einer rein äufserlichen Beziehung mit dem von Fausböll dabei beobachteten Verfahren nicht einverstanden sind, ja, wenn irgend möglich, für die folgenden Hefte sogar eine directe Aenderung desselben wünschen möchten. Diese drei Manuscripte werden nämlich je durch ein grofses C mit einem ganz kleinen v, s, k in Miniaturschrift dahinter bezeichnet; dies ist entschieden unpraktisch; die vielen grofsen C sind gänzlich überflüssig, dagegen sollte jede Handschrift durch einen einfachen grofsen Buchstaben V, S, K markirt sein. Es stammt die vorliegende Bezeichnung aus den früheren Arbeiten Fausböll's, wo mit C die ceylonesische, mit B die birmesische Recension bezeichnet war. Da hier die letztere fehlt, so fällt diese Rücksicht ganz weg; aber auch, wenn dies nicht der Fall wäre, würde es sich doch empfehlen, jede Handschrift durch einen grofsen Buchstaben zu bezeichnen, und die äufserliche Scheidung der beiden Redactionen etwa durch verschiedene Typen zu markiren.

Auf den Inhalt des vorliegenden Heftes näher einzugehen, ist hier zunächst nicht der Ort. Von besonderem Interesse ist vor Allem auch die lange Einleitung des Commentares, welche eine wirkliche Vorgeschichte (von der Verkündung durch Dîpaṃkara an) und Lebensgeschichte Buddha's bietet. — Der auf dem Titel angekündigten Uebersetzung durch Childers sehen wir mit Verlangen entgegen; eine vollständige dergleichen Uebersetzung halten wir im Uebrigen theils nicht für nöthig, theils bei dem grofsen Umfang des Werkes auch aus rein materiellen Gründen für kaum ausführbar. Den Text vollständig zu haben, ist dagegen ein Bedürfnifs der Wissenschaft, und wir können dem hochverdienten Herausgeber nur unsere wärmsten Wünsche dafür darbringen, dafs ihm die zu dessen Erledigung nothwendige gewaltige Mühe und Arbeit auch weiter glücklich von Statten gehen möge.

---

96. Nâgavarma's Canarese Prosody, edited with an introduction to the work and an essay on Canarese literature by Rev. F. Kittel, B. S. M. Mangalore, Basel Mission book and tract depository. London, 1875. Trübner & Co. (LXXXII, 160 p. gr. 8.)
L. C.-Bl. nr. 43. p. 1389—91.

Diese vortreffliche Arbeit Kittel's schliefst sich würdig seiner vom Ref. im Jahrg. 1873, Nr. 45 S. 1419 d. Bl. [ob. p. 186] besprochenen Ausgabe von Keçava's Çabdamaṇidarpaṇa an. Hier wie dort erhalten wir eine wahre Fluth neuer und für die Literaturgeschichte Indiens hochwichtiger Daten. Das Werk selbst, um das es sich hier handelt, ist zwar auch von erheblichem Interesse als ein wesentlich auf Piṅgala's Chandas und Kedâra's Vṛittaratnâkara (der ja allem Anscheine nach auch eine Pâli-Bearbeitung in Saṃgharakkhita's Vuttodaya, edirt durch Minayeff 1869, gefunden hat) gestütztes Lehrbuch, welches die Sanskrit-Metrik für das Kanaresische nutzbar macht, und dessen eigene Metrik in das Schema derselben hineinpafst. Auch hat Kittel theils die betreffenden Beziehungen zu Piṅgala, Kedâra etc. klar und übersichtlich gruppirt, theils dem Texte (in Bezug auf dessen Beurtheilung Ref. sich freilich incompetent erklären mufs) durchweg die nöthigen Erklärungen und Schemata in völlig ausreichender Weise beigegeben, so dafs die Ausgabe ihrem Zwecke als Schulbuch zu dienen vollständig nachkommt. Aber das Hauptverdienst, oder besser zu sagen das Hauptinteresse, dieser mühseligen und gewissenhaften Arbeit ruht doch für uns in demjenigen Theile der Einleitung, der uns über die Canaresische Literatur im Allgemeinen berichtet (p. xxiv ff.), und zwar nicht nur über diese selbst ungemein detaillirte und meist sicher datirte Auskunft bietet, sondern ferner in Folge dieses letzteren Umstandes auch für die neuere Geschichte der Sanskrit-Literatur vielfachen höchst willkommenen Aufschlufs ertheilt, insofern ja sowohl ein guter Theil der Autoren in beiden Sprachen geschrieben hat, als auch die canaresischen Werke selbst vielfach entweder gar nur Uebersetzun-

gen, resp. Ueberarbeitungen sanskṛitischer Originale sind, oder doch auf solche wenigstens als ihre Grundlage zurückgehen. Man fühlt sich hier überall an der Hand eines sicheren Führers, der auf seinem Gebiete vollständig Bescheid weiſs und dem man daher auch vertrauensvoll in alle die durch ihre Neuheit und Fülle Anfangs fast etwas überwältigenden Details folgt, in die er uns geleitet.

Dte canaresische wie die Tamil-Literatur ist in ihren Anfängen durch die Thätigkeit der Jaina getragen und beeinfluſst; und zwar datirt diese Jaina-Periode für die erstere etwa von 800—1300, während für das Tamil etwa „from the 8th or 9th century to the 12th or 13th". Von den ältesten vierzig canaresischen Schriftstellern ist nur ein einziger (Rudra) mit Sicherheit, und sechs andere vielleicht, als brâhmanisch zu erkennen, die andern sind sämmtlich Jaina. Die Namen selbst
(1390) ergeben sich aus den Citaten aus ihren Schriften, die sich bei Nâgavarma, dem Verf. des vorliegenden metrischen Lehrbuches (sowie eines Karṇâṭaka vyâkaraṇa in Sanskṛit, dessen Herausgabe durch L. Rice bevorsteht, eines Kâvyâvaloka, und einer Saṃskṛita-Karṇâṭa-Nighaṇṭu), bei Keçava oder Keçi, dem Verf. des Çabdamaṇidarpaṇa, und bei Rudrabhaṭṭa, dem Verf. des Jagannâthavijaya, vorfinden, deren Zeit nach Kittel zwischen 1000—1335 AD. fällt, die des Keçava vermuthlich 1130—1180. Hier können wir vielleicht noch etwas nachhelfen. Der von Nâgavarma erwähnte Vikramâñka (p. XXVII) ist nämlich wohl weder ein „mistake" für Vikramârka noch ein anderer Name des Vikramadeva, sondern allem Anscheine nach jener freigebige Fürst Vikramâñka (AD. 1069 ff.), dessen caritam soeben durch Bühler publicirt worden ist, siehe Bühler's Einl. p. 30 ff. Es würde somit Nâgavarma's Zeit in das Ende des 11. Jahrh. hinabzurücken sein.

Die zweite Periode gehört den Çaiva an (bis c. 1500), resp. den Bekennern derjenigen Form des Liñgadienstes, die in den Jahren 1160—1168 durch die Thätigkeit des Brahmanen Bâsava, Ministers des Königs Bijjala von Kalyâṇapura, gegründet ward. — In der dritten Periode (von 1500 bis

jetzt) treten zu den Çaiva auch die Vaishṇava hinzu. Hier war es dem Ref. auffällig, auf p. LXXI (vergl. auch p. VI) die Angabe zu finden, dafs die Uebersetzung des Jaimini Bhârata durch Lakshmîça um 1760 anzusetzen sei, während die speciellen Angaben bei Wilson Mackenzie Coll. 2, 2, das Werk in die Zeit des Vira Velâla Deva, Anfang des 13. Jahrh.'s, versetzen (s. auch Monatsber. d. Berl. Akad. 1869 p. 35) und Mögling, Zeitschr. d. D. M. Ges. 24, 310, dafür gar noch höher hinaus will (die Gründe des Letzteren sind freilich sehr unbestimmter Art!), Beide es zudem als in altcanaresischer Sprache geschrieben bezeichnen.

Noch zwei Monita mögen hier ihre Stelle finden. Wenn sich Nâgavarma in seinem Kâvyâvaloka selbst als einen neuen (abhinava) Sarvavarma, resp. Çarvavarma bezeichnet (p. 36), so bezieht sich diefs ohne Zweifel wohl auf den alten Grammatiker dieses Namens (nb. °varman), der keineswegs blofs „by mistake" als Autor der „Kalâpa (or Kâtantra) grammar" genannt wird, sondern völlig begründete Ansprüche hierauf hat; wenigstens bezeichnet Durgasiṅha im Beginne seines Commentares (s. Eggeling's Ausgabe) das von ihm commentirte: Kâtantrasya vyâkhyânam ausdrücklich als Çârvavarmikam. — Sodann abar ist es wohl etwas zu kühn, aus dem Umstande, dafs Varâhamihira (505—587 AD.) bereits das dem Prâkṛit angehörige skandhaka-Metrum kennt, zu schliefsen, dafs „the beginning of the composition of the Prâkṛita Piṅgala may have taken place in the 5th century", denn wenn auch der späte Dâmodara dasselbe von dá entlehnt haben mag, so ist doch die Existenz dieses Werkes überhaupt bis auf Weiteres keineswegs eine nothwendige Vórbedingung für die Existenz jener Metrumsform, resp. dieses ihres Namens.

Eine besondere Anerkennung verdienen auch noch theils die vorzüglichen Indices, zunächst nämlich ein Glossar aller in dem Texte selbst enthaltenen termini technici, Metrumsnamen etc. (p. 138—150), und sodann ein allgemeiner Index zu der Einleitung etc., in vier Spalten zu 63 Zeilen (p. 150—159); theils der ausgezeichnet schöne Druck. Die

typograph. Ausstattung der Werke, welche aus der Basel Mission Press in Mangalore (Stolz und Hirner) hervorgehen, ist in der That eine solche, wie sie auch bei uns nur selten gefunden wird. Wenn man aber ferner bedenkt, dafs in diesem Küsten-Districte der Madras Presidency jährlich 150—180 Zoll Regen hinabströmen, welche die heifse Atmosphäre so feucht machen, dafs ein klarer, gleichmäfsiger Druck eine ungemein schwierige Aufgabe sein mufs, welche unablässige Aufmerksamkeit erfordert, so wird man diesen hervorragenden Leistungen unserer dortigen (1391) Brüder aus der deutschen Schweiz seine Anerkennung nicht versagen können.

---

97. The Vikramânkadevacharita, a life of king Vikramâditya Tribhuvana Malla of Kalyâṇa, composed by his Vidyâpati Bilhaṇa. Edited with an introduction by Georg Bühler. Bombay, 1875. Government Central Book Depôt. (46, 168 S. gr. 8.)

A. u. d. T.: Bombay Sanskrit Series. No. XIV.

L. C.-Bl. nr. 43. p. 1391—92.

Auf einer jener Reisen Bühler's zur Aufspürung alter Sanskrit-Manuscripte, denen wir schon so manche wichtige Entdeckung verdanken, fand er im Frühjahre vorigen Jahres in der Bibliothek der Jaina-Colonie zu Jessalmir unter Anderem auch ein historisches Werk vor, welches für die Geschichte Indiens in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts von der gröfsten Bedeutung ist. Der Verf. schildert darin die Lebensschicksale eines Fürsten, an dessen Hofe er selbst, von ihm hoch begünstigt, lebte, und wenn wir nun auch begreiflicher Weise gerade diesem Verhältnisse in Bezug auf die Wahrhaftigkeit der Darstellung im Einzelnen sehr bedeutende Rechnung zu tragen haben werden, so bleibt doch im Grofsen und Ganzen genug übrig, um diesen Fund als einen überaus willkommenen zu begrüfsen. Bisher war nur ein ähnliches Werk, das Harshacaritam des Bâṇa, aus dem 7. Jahrhundert, bekannt, und zwar nur durch einige wenige Angaben darüber, die wir F. E. Hall verdanken; der schlechte

Zustand der betreffenden Handschrift hat bis jetzt ein Publication desselben verhindert[1]. Auch für das Vikramâñkacaritam hat Bühler nur eine Handschrift zur Disposition gehabt, dieselbe ist aber so alt und gut, dafs nur an wenig Stellen wirkliche Zweifel über die richtige Lesart bestehen. Bei der Copie derselben, und bei der Revision der Copie, leistete ihm Dr. Herm. Jacobi hülfreichen Beistand, der uns seitdem in seiner Abhandlung über das Vîracaritam (Ind. Stud. 14, 97 ff.) ein ähnliches, obschon nur angeblich ebenfalls historisches, in Wirklichkeit aber ganz in den Kreis der romantischen Sagendichtungen gehöriges Werk bekannt gemacht hat.

Das Vikramâñkacaritam behandelt die Geschichte dreier Fürsten der Câlukya-Dynastie, welche im elften Jahrhundert in Kalyâṇakaṭaka im Dekhan herrschten, des Someçvara I, genannt Âhavamalla, und seiner beiden Söhne, des Someçvara II und des Vikramâñka. Alle schon anderweitig durch Inschriften zur Genüge bekannt, welche den Angaben Bilhaṇa's zur Seite treten, wie sie ihrerseits durch die Worte des Dichters Erläuterung und Bekräftigung finden. Freilich hat dieser in seinem panegyrischen Streben sich eben wohl vielfach erheblich über den Boden der Wirklichkeit hinaustragen lassen, wenn er z. B. von Kampfzügen seines Helden nicht blofs im Dekhan, sondern auch nach Ceylon, sowie nach Gauḍa und gar nach Kâmarûpa berichtet.

Unser ganz besonderes Interesse übrigens nimmt auch der Dichter selbst in Anspruch durch seine eigenthümlichen Lebensschicksale, deren ausführliche Schilderung, in dem letzten der 18 sarga, uns über ganz Indien hinwegführt, und somit eben nach höchst verschiedenen Richtungen hin über die Geschichte des Landes im 11. Jahrhundert höchst willkommene Auskunft ertheilt, oder doch Streiflichter fallen läfst. Bilhaṇa war nämlich in Kashmir geboren und beschreibt uns demnach in seiner Autobiographie zunächst nicht nur dies sein Heimathland, speciell dessen Hauptstadt Pravarapura, in sehr eingehender Weise, sondern giebt auch von dem dorti-

[1] 1876 ward es in Calcutta durch Vidyâsâgara edirt.

gen Fürstengeschlechte, den Königen Anantadeva, Kalaça und Harshadeva (der als Dichter selbst çrî-Harsha übertraf, p. 10), specielle Nachricht, durch welche Bühler in den Stand gesetzt worden ist, die betreffenden im Ganzen sich als richtig ergebenden Angaben der Râjataramginî, conjecturell zu verbessern. Von seinem Vater, der selbst einen Commentar zum Mahâbhâshya verfaſst hatte, sorgfältig erzogen, verlieſs er, nach Vollendung seiner Studien, Kashmir, um als (1392) fahrender Schüler und Literat ganz Indien zu durchziehen. Ueber Mathurâ, Kanyakubjâ, Prayâga (Allahabad) gelangte er nach Benares, weilte dann längere Zeit an dem Hofe des Karṇa, Fürsten von Ḍâhala in Bandelkhaṇḍ (südwestlich von Allahabad, oberhalb des Vindhya), zog von da, an Dhârâ und dessen König Bhoja vorüber, nach Gurjara, dessen Einwohner er wegen ihrer schlechten Aussprache verspottet, und zu dem Tempel des Somanâtha. Er schiffte sich dann nach dem Dekhan ein, landete an einer durch Paraçurâma geweihten Stelle (nach Bühler etwa in Honore near Gokarṇa at the extremity of the Konkan), durchzog das Land bis nach Râmeçvara, und von da wieder zurück, sich nördlich wendend, gelangte er nach Kalyâṇa, wo ihn König Vikrama zu seinem Haupt-Paṇḍit machte. Und da hat er eben, in vorgerücktem Alter, wie es scheint, etwa um das Jahr 1085, wie Bühler annimmt, dieses Eulogium seines Patrons verfaſst. — Von seinen sonstigen Werken ist nur eins, die bekannte, auch unter dem Namen des Caura gehende und als dessen Werk durch v. Bohlen edirte Pañcâçikâ, an die sich eine romantische Sage knüpft, erhalten. Es finden sich aber noch zahlreiche Citate, die seinen Namen tragen, in Çârñgadhara's Anthologie (vierzehntes Jahrh.). Obschon aus Kashmir gebürtig, schrieb er doch im Vaidarbha-Stil (1, 9), wohl ein Beweis, daſs der landschaftliche Charakter, der den verschiedenen Stilarten der Inder ursprünglich entschieden beigewohnt haben muſs, zu dieser Zeit bereits ein conventioneller geworden war? oder schloſs sich der Dichter etwa damit einfach nur dem in seiner neuen Heimath gültigen literarischen Brauche an?

1876.

98. Rob. Caes. Childers, a Dictionary of the Pâli Language Part. II completing the work p. xxiv. 277—624. London 1875. Trübner & Co. 1 £. 16 shill. Z. D. M. G. 30, 171—83.

Wir begrüfsen die baldige Vollendung dieses „trefflichen und für die Pâli-Studien geradezu Epoche machenden Werkes" mit lebhafter Freude. Zwar von den Ausstellungen, die wir bei unserer Anzeige des ersten Theiles, im Lit. C.-Blatt 1873 p. 178 fg. [ob. p. 145], gegen die äufsere Einrichtung desselben etc. richteten, und welche der Vf. trotz obiger Bezeichnung seiner Arbeit als einen „somewhat heavy lash" empfunden hat (p. 624), können wir weder etwas zurücknehmen, noch können wir auch seine Vertheidigung dagegen irgend gelten lassen. Denn die „unscientific form" seines Werkes mit der „convenience of non-Sanscritists (who prove to be about two-thirds of my subscribers)" zu entschuldigen, heifst einfach der Bedeutung desselben directen Eintrag thun; wir schätzen diese so hoch, dafs wir meinen, es würde kein Einziger der „subscribers" dem Werke untreu geworden sein, wenn zu der Güte seines Inhalts eben auch noch eine richtige, wissenschaftliche, wenn auch ihm vielleicht weniger bequeme Anordnung hinzugetreten wäre. Und was den Widerspruch betrifft, dessen wir uns angeblich schuldig gemacht haben sollen, „by bestowing" in derselben No. des Lit. C.-Blattes [ob. p. 142] „the warmest praise upon Monier Williams's Sanskrit Dictionary, which is also on an unscientific plan", so liegt die Sache da denn doch etwas anders. Williams

hat weder die Anordnung des indischen Alphabets noch die Aufführung der thematischen Formen und Wurzeln beseitigt; das Einzige, worin er mit Childers zusammentrifft, ist, dafs auch er die componirten Verba von den einfachen Verben getrennt hält; aber theils führt er doch eben wenigstens auch die reinen Wurzeln auf, während diese bei Childers ganz fehlen, falls sie nicht als solche, sondern nur in Verbindung mit Praepositionen, gebräuchlich sind, theils giebt es ja doch eben — und dies gerade erwähnten wir ja auch gleich damals in unsrer Anzeige selbst, — für das Sanskrit noch verschiedene andere Werke, die für den Defect aufkommen, während wir für das Pâli (172) eben auf Childers allein angewiesen sind. Dort konnte sich also schon mal Einer eine solche Concession an die „convenience“ erlauben, zumal wenn sein Werk auch sonst keine besonderen wissenschaftlichen Ansprüche macht, sondern nur als ein praktisches Handbuch gelten will. Hier dagegen handelt es sich factisch um eine wissenschaftliche Leistung selbstständiger Art und aus erster Hand. Nun, wir dürfen ja wohl erwarten, dafs jene „unscientific form“ Childers nicht so ans Herz gewachsen sein wird, dafs er sie nicht in einer zweiten Ausgabe seines Werkes, die hoffentlich nicht lange ausbleiben wird, aufgeben sollte; seine Worte: „in a first edition at least“ deuten schon jetzt darauf hin. Die beste Satisfaction stellt er uns ja übrigens sofortig in Aussicht, indem er für die Pâli-Verba ein Werk nach Art von Westergaard's Radices herauszugeben verspricht. Nun, da wird sich denn auch die Nothwendigkeit von dén Wurzelformen etc., wie sie die dhâtupâṭha des Sanskṛit bieten, Abstand zu nehmen, von selbst herausstellen. — Wenn sich Childers sodann weiter auch darüber beklagt, dafs wir in unsrer Anzeige den ausnahmsweisen Schwierigkeiten seiner Arbeit, dem gänzlichen Mangel nämlich an Vorarbeiten, sowie dem unkritischen Zustand der Texte nicht genügend Rechnung getragen hätten, so meinen wir doch ersterm Umstand wenigstens in der That gleich im Eingang derselben vollaus gerecht geworden zu

sein, es heifst daselbst: „an einem Pâli-Wörterbuch fehlte es bisher noch vollständig. Das vorliegende Werk, eine durchaus selbstständige Arbeit, verdient daher schon darum unsern Dank, weil es diese Lücke auszufüllen dient. Die einzige werthvolle Vorlage dafür bildet das am Ende des 12. Jahrh. nach dem Muster des Amarakosha verfafste synonymische Wörterbuch Abhidhânappadîpikâ". Von den gedruckten Texten sodann läfst sich eigentlich doch nicht gut sagen, dafs sie „abound with incredible blunders"; mit den ungedruckten mag's ja freilich anders sein. — Endlich von den „philological criticisms", die unsere Anzeige enthält, hat Childers keineswegs blos, wie er angiebt, „three or four corrections" adoptirt, sondern es sind, umgekehrt, eigentlich nur „three or four" dgl., die er nicht adoptirt hat; und bei dem einzigen Beispiel der Art, das er hierbei speciell geltend macht, bedauern wir, einstweilen doch noch bei unserer Ansicht stehen bleiben zu müssen. Es handelt sich um „appamaññâ, Demuth, Bescheidenheit, aus alpamanyâ", wie es in unserer Anzeige heifst, während Childers das Wort aus appamâna „unlimited" erklärt und zum Beweis dafür auch einen Text (woher wohl?) beibringt, in dem es in der That so erklärt wird. Wir fragen indefs, welche Bedeutung pafst wohl besser für ein Substantivum, welches für die vier Eigenschaften: friendliness, compassion, goodwill and equanimity als gemeinsame Kategorie gilt, „die unbegrenzte" (nämlich: friendliness etc., die vier Wörter sind sämmtlich Feminina)? wobei notabene ein Adjectiv: appamanna aus apramâṇa + ya an- (173) genommen werden mufs, oder: „das sich-selbst-Geringachten, -Unterschätzen"? wobei wir von vorn herein ein Abstractum erhalten, welches sich sehr wohl in jene vier Unter-Species zerlegen läfst. Darauf, dafs das Wort in dem von Childers angeführten Texte mit a-ppamâna in Verbindung gebracht wird, ist unserer Meinung nach kein entscheidendes Gewicht zu legen. Auch Childers bindet sich ja keineswegs an dgl. scholastische Erklärungen, wenn dieselben ihm nicht zusagen.

Wenn wir nun, trotz aller dieser Differenzen, den vorliegenden Schlufs dieses Werkes mit ebenso warmer Anerkennung begrüfsen, wie damals den Anfang, so beruht dies eben gleichmäfsig auf unserer aufrichtigen Hochachtung für den Verfasser selbst, wie für das von ihm Geleistete. Aus den Notizen, die er uns selbst hier am Schlufs (p. 623) über seinen Studiengang giebt, ersehen wir, dafs er während seines eignen Aufenthaltes in Ceylon (1860—1864) sich nur wenig mit Pâli beschäftigt hat, und erst mehrere Jahre nach seiner Rückkehr nach England, im Herbst 1868, begonnen hat, sich dem Studium desselben ernstlich zu widmen. Und gleich da fafste er den Plan dieses Werkes, so dafs schon Ende 1869 die Verhandlungen mit dem Verleger beginnen konnten. Allen Respect vor dér Energie und Arbeitskraft, die es möglich gemacht hat, solche Früchte zu bringen! Wobei wir nicht vergessen dürfen, dafs sich Childers mittlerweile ja auch noch durch andere kleinere Publicationen, die ihn sämmtlich als einen soliden, gewissenhaften Forscher zeigen, höchst vortheilhaft bewährt hat. Gerade diese Eigenschaft ist es, die eben auch sein Dictionary so werthvoll macht: pünctliche Genauigkeit und Sorgsamkeit im Einzelnen. Bei dem, was er giebt, fühlt man sich immer auf sicherem Boden, auch, wenn man sich etwa nicht in voller Uebereinstimmung mit ihm befinden sollte. Denn dafs es bei einem dgl. primus conatus auch an solchen Fällen nicht fehlen kann, liegt auf der Hand, wie denn auch irgend welche Vollständigkeit, bei dem grofsen Umfang der Pâli-Literatur, begreiflicher Weise entfernt noch nicht erwartet werden kann. Aber es ist hier eben doch ein vortrefflicher Grund gelegt, und die Hauptmasse des Sprachmaterials unstreitig bereits in Sicherheit und geborgen.

Von besonderem Interesse ist denn auch die Vorrede, in welcher Childers über den Namen und Charakter des Pâli, so wie über die uns darin vorliegende Literatur berichtet, zum Theil unter speciellem polemischen Hinweis auf die darüber von Andern, insbesondere neuerdings von Kern

aufgestellten Ansichten. Er tritt dabei mit groſser Wärme nicht nur für die Aechtheit der Sprache, sondern auch für die hohe Authenticität der Pâli-Texte ein; wir stimmen ihm darin im Wesentlichen durchaus bei, meinen indeſs doch, daſs er in letzterer Beziehung erheblich weiter geht, als sich auf Grund der uns vorliegenden Thatsachen mit Sicherheit annehmen läſst. Daſs das Tripiṭakam in seiner vorliegenden Form (174) wirklich bis auf das dritte Concil „309 before Chr." (sic!) zurückgehe, wie er in der That anzunehmen sich gewillt zeigt, erscheint uns einfach schon im Hinblick auf die in der Missive von Bhabra als Gegenstand der Sorge jenes Concils (dessen Sprache ja zudem, nach der der Missive selbst zu schlieſsen, vom Pâli erheblich abwich) aufgezählten „sujets qu'embrasse la loi" (dhammapaliyâyâni; sollte das Wort pâli selbst nicht doch etwa mit diesem paliyâya in Bezug zu bringen sein?) äuſserst bedenklich (s. Ind. Stud. 3, 172 fg.). Es ist sodann nicht richtig, wenn Childers's Correspondent Subhûti in Bezug auf die Angabe des Mahâvaṅsa, daſs erst „in king Vattagâmani's time", resp. 89 a. Chr., „all the sacred books were systematically (wo steht dies?) written down" behauptet, es sei: „said nowhere whatever that the Doctrines had not been written at all before that period", denn es heiſst eben im Mahâvaṅsa ja ganz ausdrücklich, daſs die früheren bhikshu sowohl den Text (pâli) des Piṭakattaya als die atthakathâ dazu nur „mukhapâṭhena ânesuṃ"[1]), daſs dadurch eine „hâni sattânam", „ein Mangel an Fähigen" entstanden sei, und daſs man um diesem Mangel abzuhelfen die schriftliche Aufzeichnung des dhamma beschlossen habe. Endlich ist auch die Möglichkeit, daſs bei der durch Buddhaghosa (420 p. Chr.) vorgenommenen Revision des Pâli-Tripiṭaka „dem Einfluſs der in Magadha selbst bis zu dieser Zeit vor sich gegangenen Entwickelung eine Eingangsthür geöffnet war" (Ind. Stud. 3, 181. 178) speciell im Auge zu behalten. Die von Cunningham aufgefundenen

1) ânî bedingt somit keineswegs, that they were brought in writing wie Childers p. IX. X. not. für andere Stellen anzunehmen geneigt ist.

„Bharhut sculptures“ mit ihren Inschriften „in the Asoka Character“ sind deshalb allein, wie M. Müller mit Recht monirt hat [s. ob. p. 375], doch noch nicht mit Bestimmtheit dem dritten Jahrh. B. C. zuzuweisen und können somit wenigstens nicht unmittelbar für dasselbe eintreten, resp. als Beweis für die dámalige Existenz dér Texte, in denen die in ihnen dargestellten Legenden geschildert werden, gelten (ihre nahe Beziehung zu diesen Texten wird ja freilich durch die von Childers p. IX n. 3 angegebene Uebereinstimmung in der That glänzend dargethan).

Im Gegensatz zu der entschiedenen Geneigtheit, mit der Childers die Frage von der hohen Alterthümlichkeit des Pâli Tripiṭaka, „the only genuine and original recension“ behandelt, steht die abfällige und geringschätzige Art, mit der er hier durchweg (in der ersten Hälfte des Dict. trat dies nicht in dém Grade hervor) von den heiligen Texten der nördlichen Buddhisten spricht, die er u. A. als „merely clumsy translations of the Pâli ones, made at a very late period, by men who in some instances did not understand the expressions they were translating“ bezeichnet; er meint, dafs darüber „no one can doubt“ und er hat geradezu „difficulty in understanding how any one can believe the Pâli to be a translation of the Sanscrit“. Nun, es giebt ja doch
(175) aber auch noch eine dritte Auffassung des beiderseitigen Verhältnisses. Auch wir sind der Meinung, dafs die Sanskrit-Texte der nördlichen Buddhisten, deren Redaction ja ihrer eignen Tradition nach erst unter Kanishka, also factisch nahezu 300 Jahr nach dem dritten Concil unter Açoka, stattgefunden hat, „nicht mehr in dem Lichte einer ursprünglichen Tradition, sondern in dem einer mehr oder weniger übersetzten Compilation“, und somit „ihre Auotorität der Pâli-Redaction gegenüber verringert“ erscheint (Ind. Stud. 3, 181), aber wir meinen eben theils, dafs die Ansprüche der Letztern denn doch auch erst noch näher zu prüfen sind, theils halten wir die Annahme, dafs sie gerade es sei, aus der die Sanskrit-Texte übersetzt wurden, für nicht noth-

wendig geboten. Wir substituiren vielmehr als gemeinsame Quelle für beide Textgruppen einfach die sei es blos mündliche, sei es theilweise auch schriftliche Ueberlieferung in den verschiedenen Landstrichen Indiens, und zwar eben, um mit Minayeff's Worten zu reden: „not in one particular dialect, but in several dialects simultaneously". Die Meinung Burnouf's, dafs es so ziemlich von vornherein schon auch eine volle Sanskrit-Redaction „usitée parmi les Brahmanes" gegeben habe, ist uns allerdings nicht recht wahrscheinlich (s. Ind. Stud. 3, 179 fg.); wir meinen vielmehr, dafs, wenn auch einige Stücke der vorliegenden dgl. Redaction sollten bereits vór Kanishka „in andern Dialekten als Mâgadhî, resp. aúch in Sanskrit existirt haben, eine vollständige Codification in letzterer Sprache" eben erst unter Kanishka in Kashmir stattgefunden hat. Hat ja doch Minayeff auch sogar eine directe Tradition dárüber nachgewiesen, dafs Buddha selbst die Uebersetzung seiner Worte in Sanskrit verboten habe, wie dies Childers hier (p. XI) mit Recht hervorhebt. — Den mehrfachen Beispielen übrigens, bei welchen, wie Childers mit grofsem Scharfsinn nachweist, die nördlichen Buddhisten sich allem Anschein nach eine mifsverständliche Uebertragung eines alten terminus technicus, der sich im Pâli richtig erhalten hat, haben zu Schulden kommen lassen, lassen sich andererseits doch auch einige gegenüberstellen, bei denen umgekehrt die Pâli-Form aus einem Mifsverständnifs hervorgegangen zu sein scheint, während die nördlichen Buddhisten das Wort richtig resp. richtiger überliefern.

Während Childers dabei verharrt, den Namen Mâgadhî, den das Pâli in seinen eignen Documenten führt, dahin zu erklären, dafs es eben die Volkssprache von Magadha gewesen sei (das Sinhalesische dagegen sieht er als aus einem andern District Magadha's stammend an), hat neuerdings E. Kuhn, im Anschlufs an Westergaard, die Meinung vertreten, dafs dem Pâli jener Name nur sozusagen aus kirchen-politischen Gründen, mit Rücksicht auf die Bedeutung des Landes Magadha für den Buddhismus, gegeben sei,

und man darin vielmehr den Dialekt von Ujjayinî zu erkennen habe [s. ob. p. 369]. Es zeigt nämlich diejenige Sprachform, in welcher die Edicte Piyadasi's inschriftlich in Magadha, in Dhauli, über- (176) liefert sind, und in der auch die Missive von Bhabra abgefafst ist, die somit allen Anspruch darauf hat, als die damalige officielle Sprache des Buddhismus und zwar eben als Mâgadhî zu gelten, mehrfache Eigenthümlichkeiten, die sie eines Theils mit dem Ardhamâgadhî der Jaina und mit dem von den Prâkṛit-Grammatikern als Mâgadhî bezeichneten Prâkṛit-Dialekte verbinden, andern Theils dagegen dem Pâli völlig unbekannt sind, während dies Letztere vielmehr theils mehrfach in enger Beziehung zu der Mâhârâshṭrî des Hâla steht, deren Zusammenhang mit dem heutigen Mahrâṭhî Garrez scharfsinnig begründet hat, theils auch nach E. Kuhn mehrfache directe lexikalische Beziehungen zu diesem Mahrâṭhî selbst zeigt. Paul Goldschmidt endlich bringt seinerseits vielmehr das Alt-Singhalesische, welches vom Pâli in sehr wesentlichen Puncten abweicht, mit dem „Mâhârâshṭrî-Prâkṛit of the Indian middle age" in Bezug, s. Trübner's Record 1876 pag. 22. Es bedürfen diese Fragen jedenfalls noch eingehender Untersuchung. Wir möchten hier u. A. noch auf einen Umstand hinweisen, der uns doch gegen die Zuweisung des Pâli nach dem westlichen Indien, in eine Reihe mit Mahrâṭhî und Gujrâti, zu sprechen, und dasselbe vielmehr dem östlichen Indien zuzuweisen scheint. Schon E. Kuhn hat auf mehrfache Beziehungen zwischen demselben und dem Literaturkreise des Yajurveda hingewiesen. Es ist nun zu bemerken, dafs diese Beziehungen sich hauptsächlich auf den weifsen Yajus erstrecken, der eben seinerseits entschieden nicht nach dem Westen, sondern nach dem Osten Indiens gehört. Wir machen hier u. A. darauf aufmerksam, dafs die eigenthümliche, geradezu indeclinable Verwendung des sa vor yathâ, aus welcher die Pâli-Form seyyathâ hervorgegangen ist, wie es scheint, ausschliefslich dem Çatap. Brâhmaṇa angehört, wo sie sich freilich nicht blos auf yathâ beschränkt, sondern

vor sämmtlichen Formen des Relativ-Pronomens überaus häufig erscheint (s. Petersb. Wört. 7, 452). Unserer Meinung nach ist übrigens auch Pâli sace, für einfaches ced, in gleicher Weise zu erklären (anders Childers p. 406); das Çatap. Br. kennt diese Verbindung zwar nicht, aber das entsprechende sa yadi ist dafür darin ungemein häufig.

Mit Recht macht Childers auf einige Pâli-Formen aufmerksam, die noch über den Veda hinausgehen, und „only through the allied Indo-Germanic languages“ erklärt werden können; wenn er aber dabei auch sabbadhi aufführt, und das dhi dieser Form direct mit θι von ἀλλοθι identificirt, so geht er darin wohl zu weit, da das i derselben sich einfacher als eine auf dem Pâli-Standpunct erst entstandene Trübung aus a (vgl. saddhim, uttarim) erklärt; dafs sarvadha im Sanskrit bis jetzt nicht nachgewiesen ist, hindert diese Erklärung in keiner Weise (dha selbst und θι gehören natürlich zusammen).

Unter den mannichfaltigen zwei- und dreifachen Differenzirungen desselben Wortes, von denen Childers p. XIV spricht, heben wir (177) die Form husâ für snushâ hervor, weil wir gerade sie kürzlich irriger Weise bei E. Kuhn für einen Fehler für ṇusâ gehalten haben [s. ob. p. 371]; dagegen zu khîram muccati „the milk curdles“ pag. XV bemerken wir, dafs dafür vielmehr (und zwar auch wohl Dhammapada v. 71), mucchati, skṛ. mûrchati, zu lesen ist.

Die Literatur des Pâli geht bis auf die jetzige Zeit hinab und es wäre somit begreiflich, wenn sich in ihr auch zahlreiche Fremdwörter vorfänden. Sie ist indessen hiergegen durch ihren wesentlich esoterisch-hieratischen Charakter geschützt worden. Nach Childers giebt es darin mit Ausnahme einiger weniger Dravidischer Worte wie câṭî und cumbaṭa (auch ammaṇa gehört wohl noch hieher) „no foreign element“. Ganz strict trifft dies jedoch wohl nicht zu. Abgesehen nämlich von den griechischen Wörtern surungâ σύριγξ und horâ ὥρα (in horâpâṭhaka), beide im Mahâvansa, meinen wir, dafs denn doch aus dem Sanskrit wenigstens eine erhebliche Zahl von Wörtern, erst ganz secundär in das

Pâli Aufnahme gefunden hat, sei es unter Anpassung ihrer Form an dessen Gesetze, so z. B. das seinerseits ja auch aus dem Griechischen stammende katthûrikâ (καστωρ), sei es, wo dies keine lautlichen Schwierigkeiten hatte, eben in identischer Gestalt, so das ebenfalls griechische khalîna (χαλινος); und zwar scheint uns die Bearbeitung des Amarakosha durch Moggallâna im 12. Jahrh. hierauf von bedeutendem Einflusse gewesen zu sein, und eine ganze Zahl von Wörtern, die einstweilen eben nur in der Abhidhânappadîpikâ nachweisbar sind (wie z. B. gerade die beiden zuletzt angeführten Wörter), hierauf zurückzuführen. Und ebenso mag denn wohl auch schon die für Kaccâyana in der That wohl unabweisliche Bekanntschaft mit der Kâtantra-Grammatik für manches seiner Beispiele von speciellem Einflusse gewesen sein[1]). Da übrigens diese Wörter fast durchweg ârischen Ursprungs sind, so kann man wohl sagen, dafs das Pâli eben einen ganz ausschliefslich ârischen Charakter trägt. So sonderbar auch manche Wörter beim ersten Augenblick erscheinen, so wird doch bei genauerer Prüfung nur ein geringes Residuum bleiben, das sich nicht schliefslich auf eine sanskritische Wurzel zurückführen liefse. Auch der Pâli-Name für weifse Ameisen: upacîkâ z. B., von dem Childers annimmt, dafs er „does not occur in Sanscrit", wie denn die „white ants" überhaupt in „Sanskrit literature" nicht erwähnt würden (!), ergiebt sich zum wenigsten entschieden als identisch mit dem vedischen upadîkâ, upajîkâ (Ind. Stud. 13, 139. 149), dessen Etymologie freilich, vgl. die entsprechenden Wörter upajihvâ, °hvikâ, upadehikâ, uddîpikâ utpâdikâ, upâdika (!), annoch dunkel bleibt.

Greifen wir nun aus dem reichen Stoffe, der uns in dem Werke selbst vorliegt, noch einige Einzelheiten heraus, bei denen wir ent- (178) weder anderer Meinung sind, als Childers, oder sonst etwas zu bemerken haben. nîgha ist wohl einfach auf √han mit ni zurückzuführen, vgl. çokanihata,

1) Childers führt p. X not. Eggeling [den Herausgeber des Kâtantra 1874 fg.] als denjenigen an, der „has shown that some of Kaccâyana's rules are found almost verbatim in the Sanskrit grammar Kâtantra". Dies ist wohl nur eine Verwechselung mit E. Kuhn?

niedergeschlagen, im Sanskṛit, und vgl. auch vedisch nih (nibantar Mahîdhara; quälend?); — sollte nijjhâma nicht wirklich, wie der Schol. es erklärt, jalamâna, also deponential in der Bedeutung von: brennend, sengend gebraucht sein? ein Sanskṛit-Wort: nikshâma-tṛishṇa „consumed with thirst" wäre in der That sehr irregulär gebildet; — bei nirutti gehört die specielle Bedeutung: one of the Vedâṅgas doch wohl kaum an die Spitze der Erklärung; — in niyura möchten wir eine Nebenform zu nûpura, etwa durch eine Mittelstufe nivura zu verbinden, erkennen; — dafs die Lesart nuṭṭhubbhati neben nitthubbhati geradezu als „incorrect" bezeichnet wird, scheint uns im Hinblick auf ṭhubh selbst (für shṭhîv), so wie auf ucchu, usu, tuṭṭhubha, pasuta, nicht berechtigt; vgl. auch Prâkṛit numajj und die specielle Regel über die Verwandlung von ni in nu bei Hemac. 1, 94. 174; — ojâ ist wohl überhaupt gar nicht zu ûrj, sondern durchweg zu ojas zu stellen; — okkaṭṭha als part. p. p. zu avakaḍḍhati zu bezeichnen, geht nicht gut an; avakaḍḍhati ist vielmehr umgekehrt ein Denominativum von avakṛishṭa, mit dem okkaṭṭha direct identisch ist; ähnliche Incongruenzen, die eben durch die eigenthümliche Art, wie Childers die Pâli-Wurzeln aufführt, bedingt sind, kommen auch sonst noch vor; onaddha z. B. gehört nicht zu onandhati; — wenn oñâta low-born heifst, kann es kaum mit avajnâta erklärt werden; — opadhika, opanayika etc. wären besser wie opasilesika durch ihre directen Sanskṛitischen Gegenstücke aupa° erklärt worden; — dafs sich das Wort aupapâtika „im Sanskṛit nicht finde", ist nicht ganz richtig; die Jaina brauchen es, s. Hemac. 245 not, als Name eines ihrer Upâṅga; — sehr hübsch ist die Erklärung von ora durch avâra, die indefs besser wohl auch noch auf oramattaka und orambhâgiya ausgedehnt worden wäre; — pabbaja ist nicht parvaja, sondern balvaja (vgl. βολβος); — padhâniya ist wohl besser auf pradhâna zurückzuführen, denn als ein part. f. p. von √dhâ anzusehen; — in padasâ möchten wir keinen Instrumental, und in padasi keinen Locativ, eines Thema's padas suchen, sondern ver-

kürzte Formen des Suffixes ças, trotz den Angaben des Schol. zu Kacc. bei Senart p. 91 (denn auch von bilasâ, bilasi ibid. gilt einfach dasselbe); — pâhineyya ist eine ganz reguläre optative Weiterbildung aus dem Aorist; in pâheti dagegen braucht keine Rückbildung aus dem Aorist, durch falsche Analogie, vorzuliegen, sondern nur dieselbe irreguläre Verlängerung, die in pâhuna (das etwas seltsam erklärt wird), pâvacana, pâtibhoga etc. vorliegt; — unter paricajjati vermissen wir die interessante Form paricoadi; — die unter parissaya aufgeführte Wurzel sṛî, mit langem ṛî-Vocal, ist uns unbekannt; es ist wohl çṛî gemeint; aber eine dgl. Wurzel paſst hier überhaupt nicht; sollte nicht √çri vorliegen? „umgeben, umstellen" könnte ja leicht in die Bedeutung von: nachstellen (179) übergegangen sein; — die Erklärung von pârupati, durch pâpurati aus prâvarati ist sehr ingeniös, und findet in avâpuraṇam, das übrigens wohl nicht aus ava + â + varaṇam, sondern aus apâvaraṇam (apa mit verlängertem â, wie im Veda) zu erklären sein würde, in der That einen weiteren Halt; es würde hier etwa eine absichtliche Differenzirung von der andern √var, s. pavâraṇâ, pavâreti, vorliegen? ganz überzeugt sind wir indessen doch noch nicht [s. jetzt Ind. Stud. 15, 407], theils weil sich doch auch pavâra und pâvâra factisch vorfinden, theils weil die √var velare gar nicht nach Classe 1, sondern nach Classe 9 geht (s. samvuṇâti); — warum soll in passasati auſser pra auch noch â vor √çvas vorliegen? — paṭaggi ist wohl nur Adverb, fire by fire; jedenfalls kann paṭaggi dâtabbo kaum durch: fire must be given in return übersetzt werden; — in pathaddhi steckt etwa pṛithu und adhvan; — die Erklärung von pâtimokkham durch pratimokshyam „that which should be binding" vermögen wir nicht uns anzueignen, begreifen auch nicht warum prâtimoksha ein Wort sein soll, welches „defies analysis and was obviously invented après-coup by the Northern Buddhists as a slavish rendering into Sanskṛit of the original Pâli pâtimokkha", meinen vielmehr, daſs beide Wörter, als Bezeichnung des „çriminal code of the priests", sehr wohl auf: pratimoksha

Befreiung, Erlösung, zurückgeben, resp. die zur Befreiung von begangener Schuld dienenden Vorschriften bezeichnen können; — payirudâhaṃsu als 3 plur. hat mit dem Perfect von √ah nichts zu thun, sondern ist ein Aorist von √har mit paryudâ :auch ist das Gerundium payirudâhitvâ, von eben derselben Wurzel, nur vom stricten Sanskṛit-Standpunct aus „anomalous"; im Pâli tritt ja das Gerundial-Suffix tvâ ganz beliebig auch an componirte Verba; — pekhuṇaṃ, a wing, aus pakshman, das ja doch eine ganz andere Bedeutung hat, herzuleiten, können wir uns nicht recht entschliefsen; eher gehört es direct zu paksha, vgl. pabhangu und pabhanguna; jedenfalls ist es identisch mit pehuṇa bei Hâla 175, s. Z. D. M. G. 28, 392, für welches sich daselbst auch die Nebenform pecchaṇa findet; beide werden resp. durch pucha, picha erklärt, zu welchem letztern auch piñja gehört; punkha, ponkha scheinen weitere Differenzirungen aus paksha zu sein; — die Herleitung von phâsu, phasuka, aus spârha, während doch √sparh selbst in piheti, pihâ, vorliegt, erscheint uns als bedenklich, zumal die Bedeutung: pleasant immerhin doch von: desirable, noch etwas abliegt; der Uebergang eines aus dh hervorgegangenen h in s ist eben doch sehr zweifelhaft; allerdings die Erklärung der nördlichen Buddhisten durch sukhasparça, die also ein Adjectivum sparçu, sparçuka voraussetzt, behagt uns auch nicht besonders; denn wenn sparça gelegentlich auch mal: angenehmes Gefühl bedeutet (s. Petersb. Wört.), so liegt doch eben für ein solches Adjectivum in der speciellen Bedeutung: „angenehm berührend" kein weiterer directer Anhalt vor; das vedische Affix ûka wird allerdings in desiderativem Sinn gebraucht (cf. upanâmuka, pramâyuka, varshuka), wir würden (180) damit aber nur zu der Bedeutung: gern, oft berührend, nicht zu der von: sândrasparça (Mâlav. v. 39), resp. pleasant selbst gelangen; — rudda furious als nâṭyarasa, ist nicht rudra selbst, sondern raudra; — ruṇṇaṃ ist wohl nicht rudana, sondern das Neutrum des part. p. p., als nomen actionis gebraucht; — sabbathattâ möchten wir nicht als Ablativ eines Abstractums auf

tva auffassen, sondern suchen darin das Adverbial-Affix trâ, welches an das bereits fertige Adverbium sabbathâ angetreten ist, und zwar der Differenzirung halber ohne die sonst bei tr übliche Aspiration des t (dasselbe gilt natürlich auch von tathattâ, yathattâ etc. bei Kaccay. Senart p. 213); dgl. doppelte Anfügung von Affixen liegt ja im Pâli und Prâkrit mehrfach vor, findet sich in ihren Anfängen resp. schon im Veda (cf. z. B. patsutas); — sajana, kinsman wird wohl besser durch svajana, als durch sa-jana erklärt; — dem Protest (p. 417) gegen die Bezeichnung Buddha's als „Çâkyamuni", welche Childers auf p. XIX geradezu als eine „absurdity" stigmatisirt, während er doch selbst nicht nur in „the early pages", sondern in der ganzen ersten Hälfte seines Werkes hier (z. B. noch p. 268) sich derselben ebenfalls bedient hat, können wir uns nicht anschliefsen; wenn Lassen's Vermuthung (2, 850) sich bewährt, dafs CAKAMA etc. auf den Münzen der indoscythischen Fürsten als CAKAMOYNI aufzufassen sei, so hätten wir hier eine ganz officielle, alte Bestätigung jener Bezeichnungsweise, die sich im Uebrigen ja auch in den gâthâ des Lalitavistara factisch vorfindet; — für sammiñjeti möchten wir doch bei Burnouf's Zurückführung auf √iñg bleiben; für das doppelte m wird durch die von Childers vorgeschlagene Erklärung aus √riñj auch keine bessere Auskunft gewonnen, und dafs sich auch samiñj selbst „with a different, nay opposite, meaning" vorfindet, ist kein Hindernifs; solche Differenzirungen einer und derselben Wurzel sind ja keine Seltenheit; geradezu „opposite" ist im Uebrigen die Bedeutung: to be moved, tremble, falter etc. dem: to bend back or together, double up gegenüber doch nicht gerade zu nennen; — sampavañka, a friend, a companion aus sampra-vakra zu erklären, können wir uns nicht entschliefsen, möchten vielmehr etwa an samparyañka denken, wenn auch paryañka im selbstständigen Gebrauch als pallanka erscheint; — die Angabe der Vorrede (p. VIII), dafs das dritte Concil, welches in das 17. Jahr Açoka's fiel, 309 v. Chr. stattgefunden habe, kehrt auch p. 450 wieder;

danach würde somit Açoka's Regierungsantritt gleichzeitig mit Alexander's Einfall in Indien (326) fallen! Diese irrigen Daten der ceylonesischen Angaben sind längst berichtigt, und es nimmt uns Wunder, dafs Childers an ihnen noch festhält (wie er ja auch Mahendra's Ankunft in Ceylon pref. p. IX in das Jahr BC 307 versetzt); — in sapadânam, uninterruptedly, möchten wir eine instrumentale Nebenform zu sapadi, instantly, in Verbindung mit dem enklitischen nam erkennen; — sârajjam modesty gehört jedenfalls zu çârada,
(181) für das auch im Sanskṛit die Bedeutung: schüchtern, bescheiden überliefert ist, nicht zu salajja; die Erklärung von çârada selbst freilich in dieser Bedeutung ist annoch dunkel; — höchst interessant ist die Existenz des Wortes sarasî (freilich nur aus Abhidh. belegt!), welches bekanntlich im Mahâbhâshya speciell dem Dakshiṇâpatha zugeschrieben wird, s. Ind. Stud. 13, 318. 365; — die Erklärung von sâri durch: a piece or man at chess, draughts etc., und von sâriphalaka durch: chessboard ist zwar bei dem modernen Alter (12. Jahrh.) der dafür angeführten Quelle (Abhidhânappadîpikâ) vielleicht ganz berechtigt, indessen an und für sich liegt in sâri, çâri nichts, was nothwendig gerade auf das Schachspiel hinwiese; — unter sasaka etc. wird das entsprechende Sanskṛitwort für Hase viermal mit dentalem s in der zweiten Silbe aufgeführt; etymologisch ist dies ja richtig, aber gegen den Sprachgebrauch des Sanskṛit selbst; — dagegen für sassam crop wäre sasyam, nicht çasyam, aufzuführen gewesen; — susânam ist schwerlich çavasâna, vielmehr jedenfalls çmaçânam (só zu schreiben); — das Causativum sukkhâpeti zu sussati ist wohl vielmehr als ein Denominativum sus sukkha, çushka, aufzufassen; und dahin wird auch das Futurum sukkhissati gehören, da der Auslaut von √çush doch wohl eben s, kein Guttural ist, somit eine Bildung sukkh daraus, nach Art der Bildungen dakkh, makkh und sakkh, deren primäre Formen gutturalisch auslauten, nicht gut angenommen werden kann; — sussute to be heard, halten wir nicht für „a most anomalous passive

from çru", sondern führen es, wie sussana hearing, auf jene im Ṛik vorliegende Weiterbildung der √çru: çrush (s. Petersb. W. und vgl. çrushṭi, zd. çraosha, unser: lauschen), zurück; das u vor te mag etwa einer irrigen volksetymologischen Anpassung an √çru selbst seinen Ursprung verdanken; Wechsel von a und u liegt ja im Uebrigen auch sonst noch vor; — Syâmraṭṭham, Siam, gehört wohl zu den neuesten Bereicherungen des Pâli; — in taggha erkennen wir die alte vedische Partikel gha; ebenso in yagghe; — die Erklärung von tathâgata durch: one who goes the way of all flesh, one who is subject to death, a mortal vermögen wir uns nicht anzueignen, halten vielmehr unsere frühere Erklärung (zu Dhammapada v. 254) fest, wonach dasselbe dem sonstigen tâdi ein Solcher und tathârûpa entspricht, wofür denn insbesondere auch die eben ganz gleiche Verwendung von tahârûva bei den Jaina spricht, s. Bhagavatî 2, 178: — wenn Childers, unter tipiṭaka, nicht übel Lust zeigt, die Angabe Buddhaghosa's „that the present canon is the same as that fixed by the first Convocation" sich anzueignen, so wird doch für uns das Zeugnifs aus einer nahezu ein Jahrtausend späteren [1] Zeit schwerlich ein durchschlagendes Gewicht haben, und zwar dies um so weniger, als ja Buddhaghosa selbst, allem Anschein nach, auf die Herstellung des „present canon" wesentlich mit eingewirkt hat; — die Angabe unter tudampati, dafs skṛ. dampati „is rightly referred by the (182) native grammarians to jâyâpati", und dafs die Mittelstufe zwischen beiden Wörtern durch Pâli jayampati geboten werde, können wir nicht acceptiren; dampati wird im Pet. Wört. mit Recht einfach als „gebietender Herr von Haus und Hof", Hausherr erklärt, und unter tudampati, husband and wife, werden wir eben wohl nur, wie Childers schliefslich vorschlägt, die beiden Hausgebieter, zu verstehen haben; dvi ist in der Form du, tu vorgesetzt „to show the duality, which is otherwise not apparent in Pâli";

1] dies bezieht sich auf Buddha selbst! Das Concil liegt nur 6—700 Jahr vor Buddhaghosa.

Kaccâyana's Regel, bei Senart p. 182, dafs tudam ein Substitut für jâyâ vor pati sei, zeigt wohl nur theils, dafs ihm das tu ein Räthsel war, theils aber wohl auch, dafs ihm die Weise jener „native grammarians" im Sánskṛit, den Dual dampatî durch jâyâpatî zu erklären, bekannt war; — turukkha, indian incense, ist wohl eins jener aus dem Sanskṛit secundär aufgenommenen Wörter; — zu tuvaṭṭati, to lie down, möchten wir das tuyaṭṭaî der Jaina stellen, das handschriftlich eben durchweg só, mit anlautendem tu°, geschrieben wird, s. Bhagavatî 2, 260. 277. 278; eine Erklärung wissen wir freilich auch dafür nicht zu geben; auch haben wir es bisher umgekehrt durch: „sich erheben" übersetzt, resp. eben als: uyaṭṭai (√yat + ud) aufgefafst; wo es indefs als letztes der vier iriyâpatha (walking standing, sitting, lying down) erscheint, da ist eben jene Bedeutung entschieden die einzig passende; nun giebt es ja aber allerdings auch Stellen (s. Bhag. 2, 190, fol. 3[b]. 4[a] der Handschrift), wo es vielmehr an der Spitze derselben erscheint, vor: saṃkâmeṃti nibattiṃti nikâyaṃti, wo dann „sitting" und „lying down" offenbar durch diese beiden letztern Verba vertreten sind; wie dies in Einklang zu bringen, bleibt einstweilen denn freilich noch dunkel; — die „Northern Buddhists" scheinen uns den unter „ubbillâpita unduly elated, puffed up" in Bezug auf ihr audvilyacitta ausgegossenen Tadel durchaus nicht zu verdienen; audbilya „freudige Aufregung" läfst sich sehr gut aus udbila (vgl. unser „er ist ganz aus dem Häuschen!") erklären, und zwar liegt dieses udbila denn eben factisch wohl dem ubbillâpita (vgl. anubbilla p. 618) zu Grunde; die unmotivirte Verdoppelung des l findet ja im Pâli reichliche Analoga; — für upanisâ möchten wir bei Dhammapada v. 75 doch entschieden bei der Bedeutung: Lehre, Geheimlehre, bleiben; gerade an jéner Stelle erscheint uns dieses Wort von literargeschichtlicher Bedeutung, insofern es eben für das Bestehen der brâhmanischen Upanishad zur Zeit der Abfassung des Verses Beweis ablegt; — dafs das Wort upavasatha „does not belong to classical Sanskṛit", ist nur dann richtig, wenn

man die Brâhmaṇa-Texte dávon ausschliefst, was aber Childers sonst nicht thut, da er z. B. mahâçâla p. 230 als „a classical word“ bezeichnet, während es sich doch nur in ihnen (und den Upanishad) vorfindet; dafs die „Northern Buddhists“ das Wort upavasatha nicht gekannt haben sollten, ist ja indefs möglich, und in ihrem uposhadha (secundär sogar blos poshadha, oder gar utposhadha) liegt unstreitig (183) ein gänzliches Verkennen der etymologischen Bedeutung des Wortes vor, die dagegen für das Pâli durch Verbindungen wie: uposatham upavasati lebendig erhalten wurde; — vacco, varcas, excrement ist wohl von dem sonstigen varcas abzutrennen, und vielmehr, unter Verhärtung des Palatals, auf √varj zurückzuführen? — für vâla war die Bedeutung: hairy tail, √var, *οὐρα*, an die Spitze zu stellen, die Schreibung mit b ist erst secundär; — auch für vâma ist, wenn man überhaupt beide Bedeutungen zusammenfafst, nicht: left, sondern: lieb, werth, beautiful die erste Bedeutung; vgl. *ἀριστερος* zd. vairyaçtara; — vânam desire, lust geht direct auf √vâ, Nebenform zu √van, gern haben, verlangen zurück; — vanatha, in der gleichen Bedeutung, von derselben Wurzel, war von vanatha brushwood abzutrennen, während vâsi a razor und vâsî an axe zusammengehören, beide dem vedischen vâçî, skṛ. vâsi entsprechen; — vatrabhû, Indra, ist wohl eine ähnliche absichtliche Umwandlung für vṛitrahan, wie dies nach Childers's höchst ansprechender Erklärung bei purimdada für puraṃdara anzunehmen ist; — aufser in vehapphala scheint das im Skṛ. am Beginn von Compositis so häufige bṛihat dem Pâli ganz zu fehlen, im selbstständigen Gebrauche wird es zwar als brahâ aufgeführt, aber nur aus der Abhidhânapp. belegt; ähnlich ist vissa (viçva) durch sabba fast ganz überwuchert; und √yam nur spärlich vertreten; — für yona „foreign, barbarian“ als erste, „Jonian, Greek“ als zweite Bedeutung aufzuführen, streitet gegen die eigene Darstellung, die Childers von der Geschichte des Wortes im Verlauf seines Artikels selbst giebt; — ist die Anruf-Partikel je (p. 617) etwa eine Verkürzung aus aye,

mit Wandel des y zu j? — ob die von uns vorgeschlagene Erklärung von anâmatagga als Beiwort des samsâra durch: „ohne Ende und Anfang", unter Heranziehung des nur im Çatap. Brâhm. vorkommenden âmṛita = mṛityu, der Erklärung des Scholiasten durch: anu-amata(√man)-agra „whose beginning and end (wo kommt dies: and end her?) are unknown" gegenüber „quite untenable" ist, wie Childers p. 621 meint, das mag einstweilen wohl noch dahingestellt bleiben.

Es ist ein günstiges Zusammentreffen, dafs dasselbe Jahr, in welchem das grofse Petersburger Sanskṛit-Wörterbuch seinen Abschlufs gefunden, uns auch die Vollendung dieses Pâli-Dictionary gebracht hat, welches für die jetzt in so lebhaftem Aufblühen begriffenen Studien, nicht nur speciell des Pâli selbst, sondern auch der ârischen Volkssprachen Indiens überhaupt, von der gröfsten Bedeutung ist, und für dessen sorgsame und accurate Ausführung dem Vf. auch hier unsern herzlichsten und wärmsten Dank auszusprechen wir gern übernommen haben.

---

99. A. C. Burnell, on the Aindra school of Sanskrit grammarians, their place in the Sanskrit and subordinate literatures. ... Mangalore, Basel mission book & tract depository; London, Trübner & Comp.; Basel, Missions-Buchhandlung 1875. VIII, 120 S. 8°.

Jenaer Lit.-Ztg. nr. 13. p. 202—6.

Davon ausgehend, dafs Vopadeva (13th century) in der Einleitung seines dhâtupâṭha bei Aufzählung der acht maafsgebenden Grammatiker Indra an die Spitze stellt (Pâṇini nimmt erst die sechste Stelle ein), eine Angabe, die auch durch sonstige Traditionen im Kathâsaritsâgara, bei Hiouen Thsang, Târanâtha etc. bekräftigt werde, sowie speciell davon, dafs die älteste Tamil grammar, das Tolkâppiyam, aus dem achten Jahrh. etwa, in ihrer von einem Zeitgenossen des Verf.'s herrührenden Einleitung ausdrücklich als dem „Aindra-system" zugehörig bezeichnet wird, gelangt Burnell zu dem Resultat, dafs alle diejenigen grammatischen Werke

Indiens, welche, abweichend von Pâṇini, mit dem Tolkâppiyam in der Anordnung des Stoffes und in den „technical terms“ übereinstimmen, ebenfalls als dem „Aindra-system“ zugehörig zu erachten seien; und er geht schliefslich geradezu so weit, alle Werke der Art, wenn sie nur eben in jenen Beziehungen von Pâṇini abweichen, unter dem Namen „Aindra-grammar“ zusammenzufassen, mögen sie nun ihrem Ursprung nach vor Pâṇini's Zeit gehören, wie die Çikshâ-Texte, die Prâtiçâkhya, Yâska's Niruktam etc., oder auch in Bezug darauf erst nach derselben zu setzen sein, wie das Kâtantra-System, Kaccâyana's Pali-Grammatik und die dravidischen Original-Grammatiken. Nun, es ist ja ganz bequem, für alle diese Werke, deren gemeinsames Kennzeichen eben der Mangel der eigenthümlichen Eigenschaften ist, welche das System Pâṇini's charakterisiren, einen sie sämmtlich zusammenfassenden Namen zu haben; indessen — nothwendig ist es gerade nicht, ja noch mehr, es fragt sich, ob es überhaupt richtig ist, denn wenn auch jene Werke, resp. Systeme, in dem einen Puncte übereinstimmen, so giebt es andrerseits doch auch Differenzpuncte genug zwischen ihnen und es geht eben schwerlich an, sie sämmtlich einer Schule zuzuweisen. Aber auch der von Burnell gewählte Name „Aindra-school“ selbst behagt uns nicht besonders; die ganze Tradition von dem „Grammatiker Indra“ geht allen Anschein nach auf eine mythische Legende der Yajus-Texte zurück (s. Ind. Stud. 13, 385), wie denn Indra ja auch schon im Ṛik (6, 69, 8) als in Gemeinschaft mit Vishṇu das grofse Werk, Tausend in drei Theile zu theilen, verrichtend erscheint, ohne dafs man ihn deshalb wirklich als den ersten Arithmetiker Indiens wird hinstellen wollen.

Wir befinden uns somit nicht in der Lage, in dieser Hinsicht der vorliegenden Untersuchung Burnell's direct zuzustimmen. Es ist dies indefs eine reine Aeufserlichkeit, auf die nicht viel ankommt, und die den hohen Werth der Untersuchung selbst in keiner Weise beeinträchtigt. Es ist hier eben zum ersten Male der Versuch gemacht, ein übersicht-

liches Bild der gesammten Entwicklungsgeschichte der indischen Grammatik zu geben, und wir können nicht umhin, diesen Versuch als eine ganz vortreffliche Leistung zu bezeichnen, durch die sich Burnell abermals die gerechtesten Ansprüche auf allseitige Anerkennung erworben hat.

(202[b]) Er geht zunächst von einer Vergleichung der einfach gegliederten Anordnung des Stoffes im Tolkâppiya mit der im Kâtantra und in Kaccâyana vorliegenden dgl. aus, und weist deren Uebereinstimmung unter einander hierin sowohl wie im Gebrauch derselben termini technici nach, während bei Pâṇini theils bekanntlich der Stoff keineswegs klar geordnet vorliegt, theils diese termini sich entweder gar nicht, oder doch so verwendet finden, daſs man daraus sieht, daſs sie zu einem „older system" gehören, „very probably" zu dem der Grammatiker, die er gelegentlich als prâñcas citirt (p. 20); er braucht sie nämlich theils ohne jedwede Definition in derselben Bedeutung, theils unter bestimmter Definition in etwas modificirtem Sinne, und die Commentare geben dann gelegentlich die von ihm in ersterer Weise gebrauchten dgl. Ausdrücke direct als diejenigen der prâñcas an (p. 22—24). Unter diesem Namen seien nun im Uebrigen nicht, wie man bisher annahm, „Eastern Grammarians", vielmehr „former Gr." zu verstehen (p. 25) und ebenso sei udañc nicht mit „nördlich", sondern mit „recent" zu übersetzen (p. 26). Nun, Letzteres möchte in der That denn doch kaum irgend möglich sein! zumal da, wo udîcâm gegenüber von prâcâm erscheint (s. Pâṇ. 3, 4, 19); aber auch für die prâñcas selbst wird man einstweilen doch wohl noch bei der bisherigen Auffassung zu verharren haben, denn auch Burnell kann nicht in Abrede stellen, daſs das Wort „occasionally" bei Pâṇini „in a geographical sense" vorkomme; man müſste somit annehmen, daſs er dasselbe Wort (notabene in derselben Form und Construction, als Gen. Plur., prâcâm!) in doppeltem Sinne gebraucht habe, was schwer anzunehmen.

Das höhere Alter der „Aindra terms" über Pâṇini hinaus gehe im Uebrigen auch daraus hervor, daſs diejenigen

„grammatical terms“, die sich in Vedischen Texten (wie Taitt. Âraṇy., Çatap. Brâhm., Gopatha Brâhm., die çrautasûtra) finden, zu ihnen gehören, während doch „the matter“ dieser Texte „can be safely put down as anterior to Pâṇini“ (p. 26). — Dasselbe folge aus der Einfachheit des Styles in den Aindra-Werken, denen gegenüber „that of Pâṇini shows an immense development in every way“ (p. 28). Es gehöre hierher der Mangel der durch die çivasûtra bedingten pratyâhâra und der Mangel der gaṇa, von denen sich in den Prâtiçâkhya z. B. nur leise Anfänge finden. — Dazu komme noch der Umstand, dafs sich Pâṇini ausschliefslich auf die Grammatik beschränke, während die Prâtiçakhya und die sonstigen Aindra works auch allerhand „irrelevant matter“ über Prosodie, Veda-Studium etc. enthalten, dessen Einverleibung „a characteristic of primitive treatises“ sei, „composed before grammar, etymology, prosody and exegesis had been differentiated“ (p. 30).

Wenn nach allem dem „the Aindra treatises (as I term them) belong to a system older than Pâṇinis“, so sei andrerseits doch wohl möglich, dafs „not one of them is, as a whole, older than the grammar of the last“, denn jene hätten unter dem Einflufs verschiedener Redactionen gelitten, während Pâṇini's Werk allem Anschein nach „has been little tampered with“, obschon man freilich auch keineswegs etwa behaupten könne, dafs es „absolutely intact“ sei (s. im Verlauf).

Zum weiteren Erweise dafür, dafs Pâṇini erst am Schlufs einer ausgedehnten Entwickelung des grammatischen Studiums stehe, führt Burnell sodann diejenigen Namen (einige sechszig) auf (p. 32), die sich aus den Citaten in den Prâtiçâkhya, bei ihm selbst, im Mahâbhâshya etc. als seine Vorgänger ergeben. Allerdings scheine jenes Studium bis auf ihn, auf Grund des Hervorwachsens aus der Recitation der Vedischen Texte, für welche sich die Nothwendigkeit einer „complete analysis“ ihrer phonetischen Elemente (203) geltend machte, wesentlich eben nur den Charakter einer blofsen Hülfs-

wissenschaft, zu dem Behufe eben, diese Texte „free from change“ zu erhalten, getragen zu haben (; von den Warnungen in den Prâtiçâkhya in Bezug auf falsche Aussprache bemerkt Burnell hierbei, dafs ihnen zufolge deren Vff. mit den „Dravidian races“ noch nicht haben in Berührung gewesen sein können, da sich darin von den „errors of pronunciation which arise from this source and which are perpetuated in many Mss.“ keine Spur entdecken lasse). Immerhin müfsten aber doch auch bereits vor Pâṇini „tolerably complete“ grammatische Werke, vermuthlich in Versen abgefafst, existirt haben, wie denn das vyâkaraṇam ja eben schon vor ihm als ein vedâñgam anerkannt gewesen sei (p. 35, worauf gründet sich wohl diese specielle Annahme?); und zwar habe man unter diesem vedâñga vyâkaraṇa keineswegs etwa ein bestimmtes Werk, sondern die grammatische Wissenschaft im Allgemeinen zu verstehen. (Die Stelle bei Durga im 15., 16. Jahrh., auf die sich Burnell hierfür stützt: ashṭadhâ vyâkaraṇam, niruktaṃ caturdaçadhâ p. 37 bezieht sich übrigens schwerlich auf die „eight schools of grammar“, die Vopadeva erwähnt p. 38, resp. auf vierzehn Nirukta „that once existed“ p. 50, sondern geht wohl einfach nur auf die acht Bücher von Pâṇini und die vierzehn Bücher von Yâska's Werk.)

Allem Anschein nach sei Pâṇini's Werk im Uebrigen indessen doch der erste wirklich ganz complete und systematische „treatise on Grammar“ gewesen, losgelöst von jeder unmittelbaren Beziehung zum Veda. Und zwar macht Burnell hierbei über die muthmaafslichen Veranlassungen hierzu einige sehr feine Bemerkungen. Es müfsten eben wohl die Umstände, unter denen Pâṇini sein Werk verfafste, „from the older stage of Indian history“ erheblich differirt haben. In der That sei nämlich „without some contact with foreign peoples and bitter disputes among religious sects at home“ eine so hoch entwickelte Untersuchung über die Sprache eigentlich „contrary to all experience“ (p. 38). Der Fortschritt der Grammatik in Hellas trat erst ein, als die Griechen „began to teach their language to the Romans“ und

der Ursprung der Arabischen und Hebräischen Grammatik „is due to the contact of the Semitic races of Arabia with Persians, Syrians and other foreigners“. Die neuesten Untersuchungen über die Zeit Pâṇini's wiesen denn nun auch auf die Zeit hin, wo der Buddhismus bereits eine hervorragende, wenn nicht die hervorragendste Religion im nördlichen Indien gewesen sei, und wo der Verkehr mit den Persern und Griechen bereits begonnen hatte, der durch die lange Dauer der baktrischen Königreiche eine so hohe Bedeutung gewann. Schon Sayce habe darauf hingedeutet, daſs der Einfluſs des Buddhismus auf die grammatischen Studien besonders darauf beruhe, daſs durch die Hervorhebung der Volksdialekte, die er zu Ehren brachte, eben auch „the Sanskṛit grammarians were excited to their work“, und zwar dies speciell dadurch, weil ja eben auf Grund jenes Umstandes allem Anschein nach das Sanskṛit selbst „was at that time rapidly becoming extinct“, was denn naturgemäſs „to increased zeal in observing and classifying facts“ geführt haben müsse.

Die Neuerungen, welche Pâṇini's System kennzeichnen, seien folgende: 1) die Erfindung der çivasûtra und der auf sie sich gründenden pratyâhâra sowie der specielle Gebrauch der gaṇa, — 2) die Erfindung eines neuen Systems von anubandha, — 3) die Erfindung oder der exactere Gebrauch verschiedener termini technici, — 4) der Gebrauch einer technischen Syntax und eines sehr fein ausgearbeiteten sûtra-Systems. Burnell geht sodann diese vier Puncte cursorisch einzeln durch (p. 39—44) und weist (203[b]) die Differenzen der „Aindra-School“ in Bezug darauf nach. (Wenn er hierbei p. 43 bemerkt, daſs sich von den „new and peculiar meanings“ der Casus, ihrer syntaktischen Verwendung nämlich für die innere Oekonomie des Werkes, so wie von der Bedeutung der Wortstellung hierfür, Nichts in den Werken, die er eben zur Aindra-School rechnet, vorfinde, so ist dies nicht ganz richtig, da zum Wenigsten das Vâjas. Prâtiçâkhya einige der betreffenden Regeln, auf die es hierbei

ankommt, auch kennt, ja geradezu mit identischem Wortlaut aufführt, s. hierüber Ind. Stud. 4, 86).

Der gewöhnlichen Annahme, dafs Pâṇini in das vierte Jahrh. a. Chr. gehöre, gegenüber, spricht sich Burnell sodann speciell dahin aus (p. 44), dafs kein Grund vorliege, warum man ihn nicht etwa ein Jahrhundert später setzen solle, wobei er sich denn also den von mir wiederholt geltend gemachten Ansichten unmittelbar anschliefst (auf p. 103 indessen, in seinem Resumé, greift er doch wieder ein wenig weiter zurück, indem er Pâṇini „c. 300 A. D.“ — sollte heifsen: B. C. — ansetzt). Was von Pâṇini's Leben berichtet werde, zeige, dafs er geradezu Gegenstand der Sage, die auf ihn curioser Weise sogar das Märchen vom „Dummrian hat's beste Glück“ angewendet habe, geworden sei. Während zur Zeit seiner Vorgänger die Schrift noch fast unbekannt war, ihre Lehren somit nur mündlich sich überlieferten (p. 35. 45), habe er zu einer Zeit gelebt, wo dieselbe bereits „more general“ geworden: „Pâṇini's genius could thus render his name lasting“ (im Gegensatz hierzu wird übrigens am Schlufs p. 107 auch für Pâṇini die mündliche Ueberlieferung speciell betont).

Es folgt ein cursorischer Ueberblick, resp. eine Liste der „Aindra Treatises in the Sanskrit and derived literatures“ (p. 45—65). Zunächst eine Aufzählung der bis jetzt bekannten 20 çikshâ-Texte, die Burnell im Anschlufs an Haug principiell „für entschieden älter als die Prâtiçâkhya“ ansieht, da sie „much that is really primitive“ enthalten, ob sie auch „perhaps their present form to relatively late redactions“ verdanken. In der That, was mir bisher von Werkchen dieser Art bekannt geworden ist, spricht jedenfalls sehr entschieden für diese letztere Annahme, und kann ich auf Grund dessen bis auf Weiteres meinerseits auch der ganzen Gattung kein höheres Alter als den Prâtiçâkhya zugestehen. — In der Aufzählung der Ausgaben der Prâtiçâkhya fehlt die des Taittirîya Prât. durch Râjendra Lâla Mitra in der Bibl. Indica (1871/72); für die Phitsûtra war Kielhorn's, für das Jaṭâpaṭalam Thibaut's Ausgabe zu nennen. — An die

Kâtantra-, resp. Kâlâpa-Grammatik schliefst B. auch Vopadeva's Mugdhabodha, so wie das darauf wieder basirte Sârasvata-vyâkaraṇam; auch die grammatischen Capp. am Schlufs des Agni-Purâṇa (p. 54) „may in some respects be affiliated to the Aindra School". Neben den „Tamil" und „Canarese" Grammatiken führt B. sodann auch die tibetanische Grammatik als herzugehörig auf, da dieselbe offenbar auf den als Theil des Tandjur überlieferten Uebersetzungen der Kalâpa-sûtra basire (p. 59). Ganz ebenso sei Kaccâyana's Pâli-Grammatik, deren Beziehungen zu Pâṇini nicht auf directe Benutzung desselben selbst, sondern auf gemeinsame Quellen zurückzuführen seien, die Norm geworden für die Singhalesische Grammatik, so wie allem Anschein nach, durch den Einflufs der buddhistischen Mission, auch für die Burmese, Siamese, Cambodian, Javanese grammars.

Mindestens ebenso wichtig, wie die bisherige Darstellung, ist die nunmehr als ein Appendix A folgende Untersuchung (p. 67—110) darüber, in wie weit die grammatischen Sanskrit-Texte für historische Untersuchungen ausgebeutet werden dürfen. Und zwar gestaltet sich dieselbe geradezu zu einem kritischen Ueberblick über den Grad von Zuver- (204) lässigkeit, der überhaupt den Texten der vorzüglichsten Documente der Sanskrit-Literatur beizumessen ist. Damit steht es danach ziemlich schwach. Nach Burnell's Meinung nämlich beruhen zunächst fast alle unsere Text-Ausgaben, mit „only two or three exceptions", zwar auf „N. Indian Nâgarî Mss.", aber diese Mss. ihrerseits sind sämmtlich nur secundär, geben nämlich den Text „nearly all according to the recensions established by various commentators who all lived in S. India, during the middle ages". Diese Recensionen aber verdankten ihren grofsen Ruf über ganz Indien hinweg theils dem inneren Werth der betreffenden Commentare selbst, theils aber auch dem Umstande, dafs sie als Mittel zur Gründung religiöser Secten dienten, die sich bald über ganz Indien verbreiteten. Çaṃkara und Sâyaṇa seien es z. B., deren Ansichten „our chief editions of

the most important Vedic books" folgen; einige Brâhmaṇa-Texte seien erst durch Sâyaṇa „in their present order" gebracht [!], wie er denn ja überhaupt „as the final author of the Vedic canon" anzusehen sei" (p. 69). Es trete nun aber ferner zu diesen mehr die äufsere diplomatische Kritik und ihre Unterlagen betreffenden Bedenken auch noch der sehr erschwerende Umstand, dafs der gröfste Theil der uns überlieferten Texte nur als „the joint work of many generations of teachers and pupils and the result of much revision" anzusehen sei. Schon nach Colebrooke's Angabe sei eigentlich kein Buch in Indien als „altogether free from changes and interpolations" anzusehen „until it have been commented". Aber auch die Commentare ihrerseits hätten oft wieder insofern sehr nachtheilig gewirkt, als durch ihren Einflufs theils andere Recensionen „have fallen into neglect", theils auch vielfach nur neue „errors in addition to those already existing" in die Texte hineingekommen seien. Die Hoffnung sonach „of arriving at a text as originally written by its author" sei eine höchst unsichere.

Nach diesen allgemeinen, wenig Tröstliches bietenden Bemerkungen geht Burnell sodann zu einer Durchmusterung der kritischen Glaubwürdigkeit der einzelnen Werke selbst und zwar, unter Beiseitelassung der wenn auch keineswegs etwa von „errors" und „interpolations" freien, eben doch durch ihren Charakter als heilige Texte geschützten Veda, zunächst zu einer derartigen Prüfung der grofsen Epen. Für das Râmâyaṇam und seine verschiedenen Recensionen verweist er dabei theils auf die kritischen Notizen in dem Commentar des Kataka, theils auf die Angaben in Daṇḍin's kâvyâdarça und den späteren Werken über die systematische Verschiedenheit der Stylarten in den einzelnen Landstrichen Indiens. Denn auch B. ist der Meinung, und begründet dieselbe durch einige Details, dafs diese Angaben eine „solid foundation" haben und „show accurate observation" (p. 73). Als ein besonderer Umstand, der auf „alterations" und „interpolations" im Râmâyaṇa hingewirkt habe, macht er weiter noch dessen „Vaishṇava

tendency" geltend, und schliefst sich im Wesentlichen meiner Anschauung an, dafs „the earliest limit of the actual recensions" des Werkes „about the 3d or 4th century AD" sei. Auch vom Mahâbhârata, zu dem er sich danach wendet (p. 75), gebe es zwei Recensionen, die bisher bekannte, welche „prevails in N. India" und welche ihren letzten Abschlufs im 16ten Jahrh. durch Nîlakaṇṭha's Commentar gefunden habe, und eine südliche; und zwar habe die erstere „about ten per cent more çlokas" als die zweite (p. 79). Die Ursache dieser Differenzen sei offenbar dieselbe, wie bei dem Râmâyaṇa, die Entstehung nämlich aus einem Texte „based on a number of ballads and then subjected to an eclectic revision" (p. 79). Für die verschiedenen Recensionen der Dramen des Kâlidâsa (p. 80. 81) dagegen geht Burnell speciell auf die „difference of the aesthetic (or rather rhetoric) ideals of the different parts of India", wie dieselbe eben durch Daṇḍin's Zeug- (204b) nifs erhärtet wird, zurück; und zwar erklärt er sich, Pischel's Eintreten für die Bengalische Recension der Çakuntalâ gegenüber, vielmehr für die Priorität der Grantha-Recension. Auch beim Pañcatantra sei die südindische Form „the nearest to the original". Und wie dies Werk, so seien auch die sonstigen „popular collections of stories" sowohl wie „of stanzas" durchweg in sehr verschiedenen Recensionen überliefert, „which have been altered under various influences, religious and eclectic, critical and the like", insbesondere aber ebenfalls unter „rhetorical revisions".

Wesentlich dasselbe gelte denn nun, mit mildernden Umständen freilich, auch für die grammatischen Werke, die er zum Erweise dessen hierauf (p. 83 f.) der Reihe nach durchgeht. Von den çikshâ liege die Pâṇinîyâ direct in zwei Recensionen vor; ebenso die des Nârada und vermuthlich auch die des Bharadvâja. Das Ṛik-Prâtiçâkhyam sodann trage zwar „every sign of being a primitive treatise", habe aber, wie Regnier dargethan, mancherlei „accretions" in sich aufgenommen, und sei nur „gradually built up in its present form", so dafs es, wenn es auch „really does represent

treatise older than Pâṇini", ja sogar „the greater part of the text and the matter contained in it are far older", dennoch „as it stands" nicht „to a period before Pâṇini" gehöre, sondern nách seiner Zeit noch eine „revision" erfahren habe. Auch das Taitt. Prâtiçâkhyam zeige, Whitney zufolge, zahlreiche Zusätze, sei überdem „composed in a highly developed sûtra-style", und habe somit ebenfalls eine Revision in „comparatively recent times" erfahren (; das hierbeï von dem „style" des Werkes Gesagte scheint mir zu unbestimmt, wie ich mich denn auch nicht dazu verstehen kann, die zahlreichen Beziehungen auf abweichende Meinungen, mit Whitney, als secundäre Interpolationen zu betrachten; mir scheinen dieselben vielmehr gerade umgekehrt ein Zeichen höheren Alters, s. Vorles. über ind. Lit. G.[2] p. 54. 84). Auch das Vâjasaneyi- und Atharva-Prâtiçâkhyam, welche Burnell übrigens beide als überhaupt erst nach Pâṇini „brought into their present form" ansieht (speciell auf das Zeugnifs Patañjali's hin, dafs Pâṇini die von ihm gebrauchten anubandha selbst erfunden habe; könnten sie nicht aber doch theilweise auch nur aus gemeinsamer Quelle stammen? s. Ind. Stud. 4, 88—87) haben mannichfache Zusätze und Interpolationen erfahren. Yâska's Niruktam liege in zwei Recensionen vor.

Nun, so sei es denn auch nach allem dem von vorn herein höchst unwahrscheinlich, dafs Pâṇini's Text allein sollte so „perfectly immaculate" geblieben sein, wie dies Goldstücker seiner Zeit angenommen habe. Habe derselbe ja doch seinerseits auch schon zugeben müssen, resp. sogar selbst zuerst speciell darauf hingewiesen, dafs unsre Mss. des Pâṇini in zwei sehr wesentlichen Beziehungen von dessen eigenem Texte abweichen; es fehlen in ihnen theils die stummen Buchstaben in den sûtra „which showed by their numerical value the extent of the adhikâra", theils die Bezeichnung bestimmter Worte darin durch einen svarita, der wesentlich zu gleichem Zwecke diente. Auch was die Angaben der chinesischen Biographen des Hiouen Thsang im siebenten Jahrh. über die damalige Existenz zweier Redactionen des Werkes

(zu 8000 und zu 2500 çloka) anbelangt, während Hiouen Thsang selbst den Umfang auf 1000 çloka angiebt, so sieht Burnell keinen Grund, dieselben direct in Zweifel zu ziehen (p. 88). Im Mahâbhâshya werden kekanntlich nur etwa zwei Fünftel der Regeln Pâṇini's unmittelbar erklärt; und wenn nun auch freilich viele andere darin theils citirt, theils vorausgesetzt werden, so erwecke dieser Umstand doch immerhin von vorn herein gerechte Bedenken in Bezug auf die einstweilen darin noch nicht nachgewiesenen sûtra. Sonstige Citate aus Pâṇini seien ja nicht über Çaṃkara im 7ten Jahrh. zurück zu ver- (205) folgen, finden sich im Uebrigen mehrfach in specieller Differenz von dem vorliegenden Texte seiner sûtra, und es sei in dieser Beziehung, wie viel oder wenig Gewicht auch etwa hierauf zu legen sei, doch immerhin mit M. Müller mit Recht zu bedauern, dafs „editors of Sanskṛit texts have not, as a rule, ever noticed the various readings thus furnished but have corrected their text by the current text of Pâṇini" (p. 90). — Was im Uebrigen das Mahâbhâshyam selbst betrifft, so bestünden ja denn doch auch „serious reasons for doubting if it is still in its original condition" (p. 91). Abgesehen von den traditionellen Ueberlieferungen hierüber in dem Vâkyapadîya und in der Râjataraṃgiṇî, sei es vor Allem der innere Zustand des Werkes, der hiergegen spreche. Der Inhalt des ersten âhnika z. B. sei „certainly not to be expected in a book of the second century BC but is just what we find in the controversial literature of the 7th and following centuries AD". Nach Burnell's Meinung ist dies Werk eben „rather a skilful compilation of the views of Pâṇini's critics and of their refutation by Patañjali than the real text of the original work!" Es liegt auf der Hand, von wie hoher Bedeutung diese Anschauung über den Charakter des Werkes für die Beurtheilung der darin enthaltenen Data ist, die man neuerdings unbedingt als eo ipso für das zweite Jahrh. vor Chr. beweiskräftig verwerthen will (so Bhandarkar, Kashinath, Kielhorn, Senart), und es ist mir sehr erfreulich, dafs die von mir hier-

gegen erhobenen Bedenken nun also auch von Burnell getheilt werden, wie sich denn ja auch Böhtlingk neuerdings wiederholt (Z. D. Morg. Ges. 29, 183 fg. 483 fg.) ähnlich und wesentlich in demselben Sinne fragend ausgesprochen hat. — Nur die Kâçikâ giebt, fährt Burnell fort, eine sichere kritische Handhabe für Pâṇini; ihr Datum sei aber leider unbekannt, aufser in so weit, dafs sie vor das 12. Jahrh. AD zu setzen sei (p. 92). — Eine wesentliche Veränderung im System selbst sei nun übrigens freilich trotzalledem keinesfalls etwa bei Pâṇini anzunehmen. Es könne sich eben bei ihm höchstens um Interpolationen „of sûtras and parts of sûtras" handeln. Und um denn die Art und Weise zu zeigen, wie dies etwa habe geschehen können, wendet sich Burnell nunmehr (p. 92) zu einer detaillirten Untersuchung über die Uṇâdisûtra, welche Goldstücker ja auch Pâṇini selbst zutheilte, während sie Nâgoji dem Çâkaṭâyana zuschreibt. Schon M. Müller und Aufrecht haben in ihnen mehrfache Interpolationen nachgewiesen, und Burnell giebt nun specielle Nachrichten über „an entirely new recension of the text" aus einer grantha-Handschrift. — Ebenso seien auch für die übrigen „Appendices" zu Pâṇini's Grammatik, den gaṇapâṭha, den dhâtupâṭha, die paribhâshâ zahlreiche Interpolationen nachweisbar (p. 96). Gerade jedoch die separate Existenz und der unsichere Zustand dieser Appendices haben ihrerseits doch auch wieder allem Anschein nach schützend auf die Reinheit von Pâṇini's Text selbst eingewirkt. — Alle dergleichen „accretions" und „interpolations" müssen im Uebrigen nach B.'s Meinung „have ended with the fourth or fifth century AD", weil die in den einige Jahrh. später datirenden Commentaren vorliegende rein scholastische Thätigkeit „the supposition of a correction of Pâṇini by additional observation" direct ausschliefse.

Hieran knüpft sich sodann eine höchst interessante Untersuchung über die unter dem Namen eines Vorgängers Pâṇini's wie Yâska's vorliegende Grammatik des Çâkaṭâyana (p. 97—103), über die uns Bühler die ersten Nachrichten mitgetheilt hat. Burnell zufolge handelt es sich hierbei jedoch

nicht um ein altes Originalwerk, sondern um ein secundäres Product des zwölften Jahrhunderts etwa, welches indefs immerhin als „really based on the original work" zu erachten sei. Der darin gelegentlich citirte (205[b]) Indra ist vermuthlich Jinendra, dessen Grammatik die betreffende Regel enthält, und dieser wieder höchst wahrscheinlich identisch mit Jinendrabuddhi, dem Commentator der Kâçikâ. Die Posteriorität des Werkes nach Pâṇini sowohl, wie nach Jinendra, geht im Uebrigen noch aus andern speciell detaillirten Gründen in der That wohl ziemlich sicher hervor. Und zwar ist Burnell zufolge die Abfassung des Werkes vermuthlich dem „Jain revival under the Câlukyas in the N. Deccan" in der angegebenen Zeit zuzuschreiben. — Nach einem kurzen Blick auf das Kâtantra-sûtram, dessen zwischen çloka und Prosa wechselnder Stil dafür eintrete, dafs es sich jetzt nicht mehr „in its original form" befinde, sondern „a compilation of old sûtras and kârikâs" sei, wendet sich Burnell zu einer Recapitulation der gewonnenen Resultate. Die vedischen Texte liegen seit der Zeit ihrer Redaction, über die wir freilich nichts wissen, in sicherer Gestalt vor; etwaige Veränderungen beziehen sich nicht sowohl auf den Text selbst, als vielmehr nur auf ein „rearrangement of matter". Die Texte der zweiten Periode der indischen Literatur dagegen, von etwa 500 BC bis 700 AD, zu denen resp. fast Alles gehört, was von dauerndem Interesse und Werthe in der indischen Literatur ist, sind wiederholentlich überarbeitet worden, so dafs es „very hazardous" ist, sie für „historical purposes" irgendwie zu benutzen. Nicht einmal ein „test by language" sei bei ihnen mit Sicherheit möglich, da „pedants have done their worst by centuries". Seit dem siebenten Jahrh., seit Hiouen Thsang und Çaṃkara, auf dessen Werke Burnell mit Recht hierfür ganz speciell hinweist, ist eine chronologische Literaturgeschichte, ihrerseits „the best foundation for researches into the earlier periods", möglich. Im Ganzen seien übrigens die „grammatical treatises" noch die best erhaltenen Werke der zweiten Periode, und zwar stehe

eben auch unter ihnen wieder Pâṇini's Werk allem Anschein nach besonders günstig da, obschon es immerhin auch bei ihm höchst bedenklich sei, „to attempt to make history out of the words which do or do not occur in it“. — Zum Schluſs berichtet Burnell (p. 107 fg.), prasaṅgena, nach einem Telugu-Manuscript über eine wirkliche Grammatik eines rein fingirten Prâkṛit-Dialektes, called the Bhâṇḍîrabhâshâ, in Sanskṛit-sûtra und mit einem Sanskṛit-Commentar versehen, seiner Meinung nach etwa zwischen 1300 und 1500 AD abgefaſst. Dieselbe ist nur bestimmt „to suit certain musical purposes“, und findet Burnell die nächsten Analogieen dafür in der Existenz der poetischen Dialekte in S. India und Java (des sogenannten Kavi z. B.), die aus einer Mischung „of Sanskṛit and vernacular words with vernacular inflections“ bestehen. (Den gâthâ-Dialekt der nördlichen Buddhisten dagegen vergleicht er mit dem Küchenlatein des Mittelalters und dem noch jetzige Gebrauche des Sanskṛit als lingua franca durch ganz Indien.)

In einem zweiten „Appendix“ (p. 111—118) ist eine kurze Uebersicht darüber angeschlossen, wie die Grammatiker bereits flectirte oder rein fingirte Wörter und Kunstausdrücke ihrerseits aufzuführen und zu flectiren pflegen.

Es wird nicht in Abrede gestellt werden können, daſs Burnell in dieser trefflichen Schrift hie und da theils etwas gar zu skeptisch auftritt, theils umgekehrt in seinen eigenen Schlüssen und Combinationen etwas zu rasch und cursorisch vorgeht; aber dieselbe ist andererseits doch auch wiederum durch dieselben hohen Vorzüge ausgezeichnet, welche alle bisherigen Arbeiten B.'s charakterisiren, eine ungemeine Solidität nämlich und doch auch Weite der Forschung einestheils, und anderntheils eine völlig vorurtheilslose Unbefangenheit und Schärfe des kritischen Blickes. Und zwar tritt in ersterer Beziehung diesmal die glückliche Vereinigung draviḍischer und sanskṛitischer Sprachkenntnisse ganz (206) besonders in den Vordergrund. Die indische Literaturgeschichte ist Burnell hier wiederum zu ganz speciellem Danke verpflichtet.

---

100. Senart, essai sur la légende de Buddha, son caractère et ses origines. Extrait du Journal Asiatique (1873—75). Paris, imprimerie nationale; en vente chez E. Leroux 1875. 540 S. 8°. fr. 12. Jenaer Lit.-Ztg. nr. 18. p. 282—86.

Diese geistvolle und scharfsinnige Schrift, welche sowohl für die Solidität der Kenntnisse und Studien des Verf.'s wie für seine feine und glänzende Combinations-Gabe ein ungemein günstiges Zeugnifs ablegt, wird nicht verfehlen, die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie bildet eine gewisse Parallele zu Straufs' Leben Jesu, nur dafs sie noch entschiedener wie dieses zu Werke geht, und der Legende über Buddha's Leben geradezu jeden historischen Werth abspricht, dieselbe rein in das mythische Gebiet hinüberweist. „La Legende du Buddha ne contient aucune donnée certainement historique“ (p. 510); an und für sich selbst würde sie nicht einmal die Existenz Buddha's selbst mehr garantiren, als das Mahâbhâratam und die Purâṇa die einstige Existenz Kṛishṇa's zu verbürgen im Stande sind. Von allen den Personen, mit denen Buddha in der Tradition in nächster Beziehung erscheint, gilt das Gleiche. Die Namen seiner Eltern, seiner Tante und Erzieherin, seiner Frau sind „legendaires ou fictives“; sein Geburtsort Kapilavastu ist mythologisch-allegorisch (la ville d'or d'atmosphère), sein Stamm, die Çâkya, „n'a pas une individualité ni une réalité plus saisissables“ (unter ihnen und den Koliya sind „des démons nuageux“ zu verstehen, p. 384). Sein ganzes Leben, von der Geburt bis zum Tode, wird Stufe für Stufe zergliedert und die einzelnen Elemente desselben als auf einen dieu lumineux, héros solaire bezüglich hingestellt.

Damit will nun Senart übrigens ķeineswegs etwa auch behaupten, dafs Buddha nie existirt habe, ebenso wenig wie ja auch Straufs die Existenz Jesu selbst in Zweifel gezogen hat. Dafür tritt eben bei Beiden ihre Lehre, ihr Werk beweiskräftig ein. Aber „la vie du Buddha n'est pas l'épopée de Çâkyamuni, mais l'épopée du Mahâpurusha Cakra-

vartin“, und Cakravartin „c’est le dieu solaire qui met sa roue adorable en mouvement à travers l’espace, le possesseur des joyaux célestes, le vainqueur des ténèbres“; während der Mahâpurusha „c’est le vieux Purusha (283) Nârâyaṇa avec son corps gigantesque et merveilleux, avec des traits aussi, qui, originairement, appartiennent en propre à Vishṇu“ (p. 523).

Ist dies Alles richtig, so ist das denn freilich eigentlich die gröfste Anerkennung, die den Verdiensten des „Docteur paisible“ irgend hat zu Theil werden können. „Le merveilleux fondateur de la secte, l’initiateur de ce puissant mouvement, grandit aisément au point de revêtir les couleurs, de s’entourer des légendes, qui appartenaient en propre aux représentants les plus révérés du panthéon national“ (p. 535).

Ist es aber auch wirklich richtig? Ich mufs gestehen, dafs ich davon, trotz der glänzenden und fesselnden Darstellung des Vf.’s, nicht überzeugt bin. In vielen Puncten zwar hat er unstreitig recht. Dafs die Mythe hier ein freies Spiel getrieben, war ja auch schon bisher anerkannt, und liegt vielfach geradezu offenkundig vor. Aber Senart geht meiner Meinung nach in seinen Combinationen denn doch viel zu weit. Es verflüchtigt sich eben unter seinen Händen nahezu Alles in: héros solaire, démon nuageux, arbre atmosphérique, feu céleste. Wenn die Zweige des Açoka sich nach der Anschauung der indischen Dramatiker u. s. w. bei der Berührung einer jungen Schönen mit Blumen bedecken, so hat diese Vorstellung keinen andern Ursprung als den: „dans les fleurs rouges et brillantes on réconnait l’éclair qui s’échappe éblouissant de la forêt céleste“ (p. 282). Der Delphin (makara), als Emblem des Liebesgottes Kâma, ist das ganz natürliche Attribut „d’un dieu qui réside dans les eaux“; Kâma ist nämlich „l’agni de l’atmosphère et du nuage“, selbst „sorti comme un poisson brillant de la mer de l’atmosphère“ (p. 209. 210). Dasselbe gilt denn natürlich auch von dem Delphin des Eros und diesem selbst; Eros ist nämlich arvan und der vorhellenische Ursprung des Wortes

findet seine Stütze in dem Factum (!), dafs auch Ares nur eine secundäre Differenziirung desselben Namens und Typus ist, wie sich denn arvan im Veda häufiger auf Agni und Dadhikrâ (le coursier de l'orage) als auf einen dieu solaire (als welchen M. Müller den Eros ansieht) angewendet findet (p. 211. 212). — Es sind hauptsächlich Adalbert Kuhn's Forschungen und Resultate, die hier durchweg zu Grunde gelegt werden, und zwar finden wir hier eben auch denselben soliden Kern von ausgedehntem Wissen und fester Sprachkenntnifs wieder, der den Arbeiten Kuhn's ihre hohe Bedeutung verleiht; aber, wie seiner Zeit Coxe in seiner „Aryan Mythology“ weit über sein Vorbild M. Müller hinausging, so können wir auch Senart nicht davon freisprechen, dafs er auf den von Kuhn in den luftigen Höhen der vergleichenden Mythologie gewiesenen Pfaden sich mit zú grofser Sicherheit bewegt und sich von den Schwingen seiner Imagination mehrfach leider dem „feu céleste“ etwas zú nahe tragen läfst.

An und für sich hat es ja gar nichts Auffälliges, wenn legendarische Berichte über das Leben eines Religionsstifters, die erst mehrere Jahrhunderte nach seinem Tode datiren, uns nur wenig wirklich historisch brauchbare Angaben überliefern; zumal in Indien, wo sich die Mythen bildende Phantasie schon der noch Lebenden zu bemächtigen pflegt (mufsten wir ja doch neulich in den Zeitungen lesen, dafs der Prinz von Wales bei seiner jetzigen Reise daselbst als wirklicher Gott angesungen worden ist!). Man war aber bisher der Meinung, dafs wir gerade bei den Angaben über das Leben Buddha's einer verhältnifsmäfsig grofsen, und zwar allem Anschein nach eben mit den sonstigen historischen Neigungen der Buddhisten durchaus in Einklang stehenden, Einfachheit und Nüchternheit begegnen, und dafs sich dieselben auf im Ganzen unverdächtigem Boden bewegen. Freilich hatte man dabei nicht sowohl die Wundergeschichten des Lalitavistara im Auge, als vielmehr die- (283[b]) jenigen Angaben, die sich aus den Pâli-sutta der südlichen Bud-

dhisten direct gewinnen lassen. Senart stellt jedoch nicht nur die Existenz irgend welcher dgl. „données“ oder „indications de nature historique ou pseudo-historique“ in den sûtra überhaupt gänzlich in Abrede (p. 517), sondern er hat eben auch umgekehrt ganz speciell gerade die Legenden des Lalitavistara seiner ganzen Darstellung unmittelbar zu Grunde gelegt. Und zwar nimmt er denn freilich für dieselben ein Hinaufreichen ihrer Fixirung bis über den Beginn der christlichen Aera in Anspruch, ja er zweifelt sogar nicht, dafs „tous les points tant soit peu importants de sa (Buddha's nämlich) legende n'aient été arrêtés dès le temps d'Açoka“ (p. 537), also schon im dritten Jahrhundert! Denn — die tibetische Uebersetzung des Lalitavistara datire zwar erst aus dem 6ten Jahrh. (die Gründe für diese specielle Annahme ist uns übrigens Foucaux, soweit ich sehe, auch noch schuldig geblieben!), und werde somit das Datum der ihr zu Grunde liegenden Sanskrit-Recension allerdings zunächst nur für jene Zeit fixirt (p. 496). Aber die Zeugnisse der chinesischen Biographen gehen bei Weitem höher hinauf, und beweisen „sans conteste“, dafs es in Indien seit dem 1. Jahrh. u. Z. „une vie reputée canonique et sacrée du Docteur“ gab, welches dem Lalita Vistara sehr ähnlich gewesen sein mufs, „puisqu'on la confond avec cet ouvrage“ (p. 489). Die Angaben des Mahâvansa sodann über die Scenen aus Buddha's Leben, welche Duṭṭhagâmani im 2. Jahrh. vor Chr. auf dem Mahâstûpa, den er errichtete, abbilden liefs, sowie die gleichartigen Darstellungen auf den factisch vorhandenen Trümmern der Topen von Amrâvati und Sanchi, deren Datum „antéreure à l'ère chrétienne“ sei, endlich die Angaben Buddhaghosa's, welche „l'état des traditions et des croyances à l'époque même où fût fixé le texte qu'il commente“ (p. 500), d. i. Senart zufolge für die Zeit des Concils unter Açoka, darstellen, — Alles dies zusammen trete für obige Annahmen ein. Nun, wir haben dem zunächst, was die Darstellungen auf den Topen betrifft, denselben Einwurf entgegenzuhalten, den sich auch Senart schon selbst macht

(p. 502), dafs nämlich deren Zeugnifs doch nur für die Existenz „de certaines legendes, mais non de la forme même, que donnent à ces traditions les ouvrages“ eintritt. Und was ferner seine Angabe in Bezug auf diese Letzteren betrifft, dafs nämlich „les traditions les plus complètes, les plus développées représentent en somme l'état le plus primitif aujourdhui accessible de la légende“, so können wir uns dieser Auffassung eben einfach durchaus nicht anschliefsen, halten vielmehr nach wie vor den Lalitavistara für eine verhältnifsmäfsig sehr secundäre Quelle. Ueber die chinesischen Nachrichten sodann läfst sich nicht urtheilen, so lange nichts Näheres über sie vorliegt; jedenfalls läfst sich aber aus ihnen eben déshalb auch für die Form der Legenden, welche der jetzige Lalitavistara giebt, einstweilen keine Brkräftigung entnehmen, welche uns über das 6. Jahrh. hinauf zu führen geeignet wäre. Die Angaben ferner des Mahâvaṅsa über den Stûpa des Duṭṭhagâmani gehören dem 5. Jahrh. an, und sind so mager, dafs sich aus ihnen nicht viel entnehmen läfst. Was aber endlich Buddhaghosa anbelangt und den salto mortale über die 7 Jahrhunderte von ihm bis auf Açoka's Zeit zurück, nun, so vermissen wir dábei in der That gänzlich die Schärfe der Kritik, welche Senart doch mit vollem Recht, ja theilweise sogar wohl mit etwas zu grofser Skepsis, in Bezug auf Alles, was noch über Açoka hinaus weiter zurück geht, walten läfst. Die Edicte desselben zeigen doch wahrlich die Dogmatik des Buddhismus noch só wenig entwickelt, speciell die Missive von Bhabra giebt über das, was damals als „dhammapaliyâyâni, sujets qu'em- (284) brasse la loi“ galt, eine von dem, was jetzt als heiliger Text gilt, só abweichende Darstellung, dafs die Annahme, es sei die Fixation dés Textes, den Baddhaghosa commentirt, wirklich bereits in Açoka's Zeit zu setzen, eine etwas starke Zumuthung an uns ist; und zwar dies um so mehr, da ja doch theils die damalige Redaction wohl in derselben Sprache, in der Açoka's Edicte vorliegen, also nícht in Pâli, stattgefunden hat, theils ja sogar auch noch die Pâli-Tradition

selbst im Mahâvaṅsa, die schriftliche Fixirung der heiligen Pâli-Texte überhaupt erst in die Zeit nach Açoka versetzt. Immerhin jedoch bleiben ja freilich die Texte des Pâli-Tripiṭaka für uns factisch das Aelteste, was wir von buddh. Literatur besitzen. Und wenn es sich denn also um die Ermittelung dessen handelt, was sich etwa von alten Traditionen über Buddha's Leben bei den Buddhisten noch erhalten haben mag, so scheint uns der richtige Weg nur der, mit dem zu beginnen, was sich davon, Senart's In-Abrede-Stellung in allen Ehren, in den Pâli-sûtra doch factisch vorfindet, und dann von da über die Topen, Mahâvaṅsa, Buddhaghosa hin abwärts zu gehen, bis auf den Lalitavistara hinab, der meiner Meinung nach eben die letzte Stufe hierbei einzunehmen hat, nicht die erste, da er in der That „les traditions les plus développées" enthält.

Senart hat seine Arbeit in fünf Abschnitte getheilt.

Das erste Cap. (p. 10—105) handelt von dem Namen, Begriff u. s. w. des cakravartin, „monarque universel", mit dessen Attributen u. s. w. Buddha in der Legende bekleidet erscheint. Im Gegensatz zu den bisherigen Erklärungen des Wortes gelangt Senart dafür, mittelst Herleitung aus einem supponirten cakravarta durch Affix in, zu der Bedeutung: „doué du cakravâla" d. i. „celui qui n'est limité que par le limite extrême du monde, qui le possède tout entier" (p. 15). Er wirft sich indeſs gleich selbst (p. 17) als wesentliches Bedenken gegen diese Erklärung die Schwierigkeit ein, daſs durch dieselbe eine Trennung zwischen dem Worte cakravartin und dem häufigen Ausdruck: dharma- oder râjacakram pravartayitum hergestellt werde, und wenn er dann nun auch trotz dessen hier im Eingange an dieser seiner Erklärung als „certaine" festhält, so sehen wir ihn doch am Schluſs (p. 532) selbst von ihr abgehen, indem er daselbst zu der bisherigen Erklärung, die er p. 190 speciell noch nur als die Lassen's bezeichnet, direct auch seinerseits wieder zurückkehrt: „le Cakravartin c'est le dieu solaire qui met sa roue adorable en mouvement à travers l'espace". So

bleiben wir denn wohl auch unsrerseits besser bei ihr stehn, um so mehr, da ja cakhra auch im Avesta in der Bedeutung: „Rad der Herrschaft“ vorliegt, somit offenbar ein altes Symbol der Herrschaft ist (das daselbst in causaler Verbindung damit gebrauchte Verbum ist allerdings nicht urvat, was dem skr. vart entsprechen würde, sondern urviç, was etwa dem skr. varj vraj vergere entspricht). — In allen den mit großer Sorgfalt behandelten vedischen und epischen Ceremonieen und Mythen, die sich an die Vorstellung der „souverainité universelle“ anknüpfen, sei es daſs es sich um die sieben ratna, resp. die ratnahavis, sei es daſs es sich um die Weihe (abhisheka, râjasûya), den Siegesauszug (vijaya), das Pferdeopfer handelt, erkennt Senart sodann die Züge des solaren Mythus. Der Cakravartin ist Vishṇu selbst, als Erbe von Indra und „le soleil“ (p. 101. 104), und wenn sich nun alle diese Züge eben auch in der Legende von Buddha wiederfinden, so beruht dies, dem zweiten Cap. zufolge (p. 106—191), das von den besonderen Kennzeichen (lakshaṇa) des Cakravartin, des Mahâpurusha und des Buddha handelt, eben darauf, daſs der Letztere hierbei seinerseits „l'emprunteur ou si l'on veut l'héritier“ ist (p. 522). Den Ursprung dieser lakshaṇa führt Se- (284[b]) nart auf die vedischen Angaben (Purushasûkta, Ath. 10, 2, 7. Çatap. 14, 5, 5 etc.) über das Wesen und die Eigenschaften des Purusha zurück „de cet être suprême“ (p. 113), in welchem sich „le double élément, igné et solaire“ (p. 117) vereinigt findet, und dessen Name nârâyaṇa ihn als „sortant des eaux célestes et habitant au dessus d'elles“ (p. 128) bezeichnet. Auch noch in den Angaben Varâhamihira's über die fünf von ihm statuirten mahâpurusha sei der cycle solaire, oiseau solaire, héros solaire p. 140. 143), so wie in den fünf zwerghaften Gesellen derselben die kumbhâṇḍa der Buddhisten, ihrerseits in specieller Beziehung zu den „démons et symboles de l'orage“, nicht zu verkennen. Dasselbe Resultat ergebe auch die Analyse der einzelnen lakshaṇa (p. 149 ff.): ushṇîsha, ûrṇâ, çrîvatsa (aus çrîvat + sa erklärt! aber çrîvant existirt

nur in der Bedeutung: das Wort çrî enthaltend, nicht als „forme parallèle de çrîmat“ p. 154), Schwimmhaut etc., aus denen sich in Bezug auf Buddha das gleiche Factum wie für den Mahâpurusha überhaupt herausstelle, nämlich „ses origines et ses attributs solaires“ (p. 178). So sei denn auch nicht nur der kolâhala der Legende vor der Geburt Buddha's einfach als „le tumulte de la vie universelle qui se réveille quand paraît le soleil“ (p. 181) zu erachten, sondern auch die „funerailles“ Buddha's stimmten in so wesentlichen Einzelheiten mit der Legende von den „funerailles“ des Herakles, ihrerseits nach M. Müller nur einer „peinture du soleil couchant“, überein, dafs, da von einer „filiation directe“ hier nicht die Rede sein könne, eben nur „une réalité phénoménale commune aux deux récits“ zu statuiren sei (p. 184).

Nachdem er sich so den Weg gebahnt, geht Senart nun im dritten und vierten Cap. (p. 192—399) speciell auf die „legende propre, personelle du Buddha“ ein, zunächst in Cap. 3 auf den Kampf gegen Mâra und die Erreichung der höchsten Intelligenz. Der erstere sei weiter nichts als das alte vedische Duell: „la splendeur du soleil se dégageant des ténébres“ (p. 201). Die Darstellung des Lalitavistara, deren einzelne Züge hierbei durchweg den Hauptausgangspunct der Untersuchung bilden, wird als „moins scolastique, plus vivante et plus populaire“ als die andern Berichte (bei Buddhaghosa und Hardy) bezeichnet (p. 202). Mâra werde darin geradezu Namuci genannt, und die mârakanyâs heifsen darin auch marukanyâs „filles des Maruts“, seien resp. nur die alten apsaras oder „âpas, épouses tour á tour du dieu et du démon“. Der bodhi-Baum sei der alte indogermanische „arbre paradisiaque de l'ambroisie céleste“ (p. 224), identisch mit dem Baum des Yama, dem açvattha somasavana, dem Baum ilya, der badarî, dem Milchbaum der Jaina (p. 240). Eine „filiation directe“ zwischen den Angaben der Kaushît. Upanishad über den Gang zur Welt des brahman und dem Bericht über „la marche du Bodhisattva vers l'arbre“ sei ausgeschlossen (p. 243). Die Avesta-Legende über die Ver-

suchung Zarathustra's sei mit Minayeff als „un souvenir du passé commun" zu erachten (p. 244). Die Gewinnung der „höchsten Intelligenz" sei nur „une version particulière du mythe de la conquète de l'ambroisie", wofür directe Beziehungen darauf, die sich im Lalitavistara im Wege des Vergleichs vorfinden (das Gesetz wird darin direct amṛita genannt, von einem „Regen" desselben gesprochen u. s. w.), als beweiskräftig aufgeführt werden: „une simple comparaison purement accidentelle" sei darin nicht zu erkennen, wenn auch in andern Fällen dgl. Metaphern im poetischen Styl der Inder wohl beliebt seien! Der bodhi-Baum spiele übrigens in der buddh. Legende fast eine ebenso grofse Rolle, wie Buddha selbst; beide seien solidarisch mit einander verbunden (p. 247). Der Besuch Buddha's beim nâga Mucilinda wird als „disparition momentané du soleil, voilé par les nuages" er- (285) klärt (p. 257). Das kräftigende Bad in der Nairanjanâ und das Trinken der von Sujâtâ in goldener Schale dargebotenen Milch beziehe sich auf die „vapeurs de l'atmosphère" (p. 262), darauf, dafs „le soleil s'engouffre dans le nuage". Wenn Buddha „en trois pas" sich zum Himmel des Çakra erhebe, so sei dies die Geschichte des „Nain solaire franchissant l'espace en trois enjambées" (p. 265). — Die wundersame Geburt Buddha's „sous un arbre" (ähnlich der Legende von Zarathustra's Geburt) reflectire die alte Vorstellung von dem „agni de l'atmosphère issu de l'arbre nuageux et engendré par la branche de la foudre", und entspreche ganz den Angaben über Apollo's Geburt auf Delos (p. 285—91) und Indra's Geburt im Ṛik (p. 291). Das Bad des Neugebornen beziehe sich auf „l'amṛita céleste d'où jaillit le feu nouveau né" (p. 289). Der Tod von Buddha's Mutter Mâjâ am siebenten Tage entspreche (p. 292) dem Tod von Indra's Mutter, ihrerseits „la vapeur du nuage" (p. 330); es handle sich eben hier wie bei Métis, der Mutter der Athene, die der Mâyâ auch dem Namen nach verwandt sei, um „des mères nuageuses déchirées par le feu qui s'échappe de leur sein". Bei ihrer Conception Buddha's „sous la forme d'un

Elephant" sei Letzterer als „le nuage enveloppant le soleil" zu erkennen, wie er auch in der Âditya-Legende im Çatap. Br. III als „le voile du dieu solaire, la masse liquide du nuage" (p. 299) aufzufassen sei. Der Name Mâyâ sei eben nicht auf die mâyâ der philosophischen Systeme, sondern auf die vedische „mâyâ, la femme du nuage sans cesse disputée entre les devas et les daityas" (p. 323) zu beziehen. (Unter priçni, enî ist resp. nicht die bunte Naturkraft, sondern „la vache nuageuse" zu verstehen p. 324). Die Jungfräulichkeit der Mutter Buddha's gehe auf die alte Vorstellung von der Morgenröthe zurück. — Schon im Bisherigen hatte Senart vielfach speciell auf analoge Züge in der Krishna-Legende hingewiesen (p. 247. 258 ff.); bei den Berichten von der Kindheit, Jugend, Heirath u. s. w. Buddha's treten nun aber dieselben speciell in den Vordergrund, und zwar betrachtet Senart hierbei die buddhistische Legende durchweg als den entlehnenden Theil. Bekanntlich war man bisher auf Grund von Burnouf's Darstellung der Meinung, dafs Krishna bei den nördlichen Buddhisten nirgendwo erwähnt werde; Senart weist indefs auf Lalitavistara p. 148. 149 hin, wo entschieden der Held, nicht der Asura, Krishna gemeint sei, während er sich andrerseits zugleich auch (p. 550) für die von mir (Vorles. über ind. Lit. G. p. 164. 324) aufgestellte Vermuthung ausspricht, dafs in den Berichten desselben von dem Asura Krishna feindliche Beziehungen auf den Krishna der Brâhmanen versteckt liegen. Krishna sei eben seinem Ursprunge nach einfach auch nur als eine populäre Gestalt des „Agni atmosphèrique" (p. 375) zu erachten, als ein heros lumineux, (solaire, p. 380), bei seiner Geburt gefangen in den „ténèbres du nuage, qui bientôt s'ouvrent devant lui au bruit du tonnerre dans le tumulte de l'orage" (p. 366; Buddha's Flucht aus dem Vaterhause wird hiermit identificirt). Senart bezeichnet ihn resp. geradezu als „dieu du foudre qui déchire le sein gonflé du nuage (Pûtanâ)" (p. 376). Der feindliche Mutterbruder Kaṅsa entspreche dem Umstande, dafs auch die Asura (les nuages) als die ältern Brüder der Götter

gelten (p. 367). Das Gefängnifs, die Aussetzung, das Exil unter den Hirten (Wolken), „s'appliquent aussi bien au héros solaire (Buddha nämlich), qu'au réprésentant du feu du ciel" (Krishṇa eben) p. 374. Die Liebesspiele Krishṇa's mit den gopî seien den Berichten über die Jugend des Achilles und des Dionysos gleichzustellen (p. 375). Die weifse Farbe seines Bruders Balarâma und seine eigene dunkle repräsentiren l'aspect double et mobile, sombre ou éclatant, de la foudre" (p. 378), ähnlich wie die weifsen und schwarzen Fäden, mit denen die Frauen (285[b]) im Nâgaloka im M. Bhârata den Stoff weben, in welchen sie das Sonnenrad hüllen (nun, hierbei wird denn doch wohl eher an Tag und Nacht zu denken sein!). Die Zwillingsstellung Beider finde in dem vedischen „Zwilling" Yama l'Agni céleste, in Râma und Lakshmaṇa, in Romulus und Remus ihr Gegenbild; und zwar repräsentire Balarâma, mit dem zendischen Râman qâçtra identisch, „le type le plus ancien de ce personnage multiple de Râma". Denn in der That gebe es nur einen Râma (p. 275), der unter dreifacher Form erscheine, nämlich als: le Râma populaire frère du Krishṇa, le Râma brâhmanique qui détruit les kshatriyas, le Râma kshatriya fils de loi et conquérant heureux"; allen drei Formen liege zu Grunde „le héros lumineux, longtemps caché et errant dans la forêt nuageuse", der den „démon hurlant" (Râvaṇa), den Räuber des Blitzes (Sîtâ, le sillon de feu tracé dans l'atmosphère p. 288) tödte, um dann ruhig zu regieren und über die Welt „les splendeurs de la domination solaire" auszubreiten (p. 277). — Wie die jugendlichen Spiele u. s. w., so enthalte auch der Lebensschlufs Buddha's directe Beziehungen zur Krishṇa-Legende. Beide müssen noch vor ihrem Tode dem Untergange ihres Geschlechtes zusehen, ohne dem abhelfen zu können, und wenn Buddha an einer Indigestion im Folge des Genusses von Schweinfleisch stirbt (p. 386), wobei daran zu denken sei, dafs „le sanglier trouve sa place parmi les symboles de l'orage" (p. 389), so sei auch die Trunkenheit beim Gastmahl, in der die Verwandten Krishṇa's sich selbst erschlagen,

nur eine Form des alten „lutte céleste" der „êtres du nuage" (p. 388). — Unstreitig ist in allem dem sehr viel, was die höchste Beachtung verdient. Schon die directe Uebereinstimmung in den Namen: Gopâ (p. 355), Yaçodharâ (p. 357), Yaçodâ, Nanda und Râdhâ (p. 263), Kâlika und Kubjâ (p. 399) verbürgt sehr specielle Beziehungen der beiden Legendenkreise. Die nahe Verwandtschaft sodann der Legende von Krishna mit den vedischen Anschauungen von dem Blitzgott Indra, der ja auch govid, wie Jener govinda heifst, war schon bisher durch die gemeinschaftliche Beziehung Beider zu Arjuna gesichert. Ob nun aber wirklich Senart's Herleitung der ganzen Hirten-Idylle, die sich an Krishna's Person knüpft, auf die vedischen Vorstellungen von den Kühen und Hirten der Wolken (vraja, gotra) berechtigt ist (p. 377), das erscheint mir denn doch ziemlich fraglich! Es liegt dies ja freilich an und für sich sehr nahe, und doch hat es bisher, meines Wissens, noch Niemand gesagt, und zwar einfach darum, weil eben die Mittelglieder fehlen. Nur in den jüngsten Texten finden wir jene gopî-Idylle, die älteren Berichte wissen nichts von ihr, sondern kennen Krishna nur als lernbegierigen Schüler oder tapfern Helden. Nun sind zwar neuerdings aus dem Mahâbhâshya Stellen bekannt geworden, die für Krishna's Verhältnifs zu Kansa, für seine übrigens ja schon aus Pânini erhellende Verehrung als Vâsudeva, für seine Beinamen Keçava, Janârdana eintreten, resp. speciell dáfür, dafs auch bei ihm eine mythische Basis vorliegt (s. Indian Antiquary 4, 246); aber theils fehlt auch dá gerade die Hirten-Idylle (der Name Govinda allein, im vârttika, beweist nichts dafür), theils ist ferner auch, gegenüber den Zweifeln, welche Burnell und Böhtlingk neuerdings, im Anschlufs an meine Untersuchungen, in Bezug auf die Beweiskraft der im Mahâbhâshya sich findenden Wörter und Citate für Patamjali's Zeit ausgesprochen haben, Senart's Annahme, dafs dieselben „dès avant l'ère chrétienne" (p. 393) datiren, ihrerseits sehr zweifehaft; das Zeugnifs des Alexander Pohyhistor, dafs die Brâhmanen einen Herakles und

einen Pan verehrten (p. 394), ist denn doch zu allgemein gehalten, um dárauf direct hiefür zu fufsen. Da es im Uebrigen, nach dem oben im Eingang Bemerkten, mit der „certitude, que (286) la legende du Buddha a été fixée ellemême (nota bene in dér Form, wie sie im Lalitavistara sich findet!) bien avant l'ère chrétienne“ (p. 580) auch nicht gerade sehr sicher steht, so thun wir wohl gut, unser Urtheil sowohl dárüber, welcher Theil bei den oben berührten Coincidenzen der entlehnende ist, die buddhistische oder die kṛishṇaitische Legende, als auch darüber, auf welchem Grunde dieselben überhaupt beruhen, einstweilen noch zu suspendiren.

Es tritt hierbei noch ein besonderer Umstand hinzu. Zu der grofsen Leichtigkeit nämlich, mit der sich Senart dem Fluge seiner mythologischen Combinationen hingiebt, steht die grofse Schwerfälligkeit, ja man kann sagen, die unbedingte Scheu in einem sonderbaren Contrast, die er durchweg an den Tag legt, sobald es sich um die Frage historischer Entlehnung handelt. Nur mit Widerstreben offenbar bequemt er sich (p. 397) zu dem Anerkenntnifs der Möglichkeit, dafs „des influences chrétiennes aient développé à son profit parmi les Indiens l'idée monothéiste et la doctrine de la foi“; so wie zu der Frage, ob nicht etwa auch bei der Legende von der Reise des Nârada nach dem Çvetadvîpa, deren Hauptelemente „clairement mythologiques“ seien (der Çvetadvîpa ist „la ville de Brahmâ, au delà des ténèbres de l'atmosphère nuageuse“ p. 129), zum Wenigsten doch „leur mise en oeuvre trahit réellement une action de l'Occident et conserve un vague souvenir d'emprunts faits aux doctrines chrétiennes“. Zwischen der als gokula herzustellenden Wochenstube der Devakî aber bei der Feier der Kṛishṇajanmâshṭamî und zwischen der Krippe Christi findet keine unmittelbare Beziehung statt; álle Aehnlichkeiten, die sich da und bei den sonstigen dgl. Coincidenzen finden, sind vielmehr zu erklären „par le commun héritage de legendes dès longtemps populaires“ (p. 393). So lehnt er denn auch für

die Legende von Vijaya im Mahâvansa jede Beziehung zu der homerischen Sage von der Circe ab (p. 272), und nimmt dem entsprechend auch für das Râmâyaṇam eine von derlei Bezügen ganz unabhängige, rein mythologische Basis an (das Dasarathajâtakam repräsentirt ihm resp. keineswegs die ältere Form der Râma-Legenden, ist vielmehr „la mise en oeuvre d'une fable antérieurement célèbre", nicht „primitive", sondern „écourtée et mutilée" p. 370).

Das fünfte Cap. (p. 400—94) beschäftigt sich speciell mit archäologischen Fragen und zeigt Senart auch hier höchst anerkennenswerthe Vertrautheit mit dem Stande der betreffenden Detailforschungen. Es behandelt nämlich die buddhistischen Embleme, also den Bodhi-Baum, der dieselbe Rolle wie das Kreuz bei den Christen spiele (wir sahen schon oben, dafs er den „arbre atmosphérique" und „cosmique" der indoeuropäischen Mythologien repräsentirt (p. 405. 407), das Rad (disque solaire p. 420), das Rofs (Sonnenrofs), les pieds sacrés (symbole du soleil, p. 425), vor Allem die Schlange „le génie du nuage d'où jaillit la pluie, le feu, le son de la foudre; la legitime descendance de l'antique Ahi" (p. 456). Es knüpft sich hieran eine sehr geistvolle und interessante Untersuchung (p. 429—70) über den Schlangendienst in Indien überhaupt. Senart macht hier auf das Schärfste Front gegen die Ansichten von Fergusson und Thomas und die von ihnen „prétendue race d'adorateurs du serpent" (p. 457), turanischer, resp. scythischer Abstammung. „Un pareil évhémerisme n'est vraiment plus de saison" (p. 460). Meiner Meinung nach geht er indessen in seiner Polemik hierbei doch mehrfach auch wieder viel zu weit, sowohl was den ausschliefslich mythologischen Hintergrund, den er dem Schlangencultus zuweist, als was die Abweisung jéglichen nicht-ârischen Einflusses darauf anbelangt. Neben der alten Symbolik (s. z. B. Ind. Stud. 3, 335) wird denn doch unstreitig „l'importance du serpent dans (286[b]) le regne animal de l'Inde" (p. 464) von weit gröfserer Tragweite dabei gewesen seien (vgl. z. B. das

çravaṇâkarman der gṛihyasûtra), als dies Senart zugesteht. Und wenn auch „l'intervention d'une race speciale“ dafür nicht gerade nothwendig gewesen wäre, vielmehr „la conception mythologique et naturaliste générale chez les populations aryennes“ dazu in der That eventual. auch wohl ausgereicht hätte, so ist ja doch andererseits factisch die niedere Bevölkerung Indiens zu einem guten Theile, wenn nicht gar der Mehrzahl nach, nicht zum ârischen Stamme gehörig; da nun der Schlangendienst ja doch wesentlich eben eine populäre Cultusform darstellt, so kann der Annahme, daſs eben die Anschauungen der Aborigines darauf auch ihrerseits wesentlich influenzirt haben, schwerlich jéde Berechtigung versagt werden; ob auch Fergusson freilich selbst wieder weit über das Ziel hinausschieſst, wenn er seinerseits „toutes les traces d'un culte du serpent, qui se peuvent trouver dans les Vedas et dans les écrits anciens des Âryas“ als secundäre Interpolationen oder „concessions faites aux superstitions des races sujettes“ (p. 466) ansieht! — Im Anschluſs an diese Untersuchung über den nâga-Cult stellt Senart (p. 470—84) schlieſslich auch „l'origine tombale du stûpa“ geradezu in Abrede; der stûpa sei vielmehr ursprünglich, den bildlichen Darstellungen auf den Basreliefs der Tope von Sanchi zufolge, als ein von einem nâga als „gardien du feu céleste“ beschütztes agnyagâra aufzufassen, die Reliquien erst secundär in ihn aufgenommen, vermuthlich erst durch Açoka (p. 477). — Das vardhamâna-Symbol erkennt Senart als eine Vereinigung des (Sonnen-)Rades mit dem Triçûla, der keineswegs etwa als ein speciell çivaïtisches Symbol aufzufassen (p. 431), im Uebrigen hier wie bei Çiva, bei Indra und Poseidon als „l'image du feu de l'éclair“ anzusehen sei (p. 489; ganz dasselbe gelte auch von dem liṅga selbst).

Den Schluſs (p. 495—537) macht eine Recapitulation der gewonnenen Resultate. So wenig wir uns auch denselben durchweg anzuschlieſsen im Stande sind, und so oft wir auch dabei der geradezu den entgegengesetzten Pol des Euhemerismus bildenden tendenziösen Mythologisirungssucht des Verf.'s

gegenüber Front zu machen uns veranlafst fühlen, so befinden wir uns doch theils keineswegs in einem principiellen Gegensatz zu ihm, theils haben wir von seiner gänzen Arbeit doch auch stétig wahren Genufs gehabt, selbst da, wo wir eben seinen Schlüssen nicht zu folgen vermögen. Sie ist eben aus einem Gufs, und man steht darin durchweg soliden und ernsten Vorarbeiten und Untersuchungen gegenüber.

---

101. Grube, Elimar, Suparṇâdhyâyaḥ, Suparṇi fabula. Leipzig, 1875. Brockhaus. (XXVI, 52 S. gr. 8.) 3 Mk.
L. C.-Bl. nr. 19. p. 682—88.

Der Suparṇâdhyâya ist ein in den Manuscripten zum Ṛigveda gerechneter legendarischer Bericht über die Geburt und die wundersamen Thaten des Suparṇa (Garuḍa, Garutmant), eines in Vogelgestalt gedachten Sonnen-Genius, welcher seine Mutter, den Himmel, aus der Sklaverei ihrer Schwester Erde, der Mutter der Schlangen, zu erlösen hat, zu welchem Endzwecke er für dieselben den Soma vom Himmel holt, unter heftigen Kämpfen mit den ihn behütenden göttlichen Wächtern und speciell mit Indra selbst. Nachdem er dies sein Ziel, schliefslich in Güte, erreicht hat, wendet sich sein Zorn gegen die Schlangen selbst, für die er bisher, behufs Befreiung seiner Mutter, seines älteren Bruders Aruṇa (Morgenröthe) und seiner selbst, gestritten, die aber eigentlich als Genien der Finsternifs seine natürlichen Feinde sind; er entreifst ihnen den Soma, ehe sie noch davon genossen, bringt ihn dem Indra zurück, schliefst mit ihm Freundschaft und bittet sich die Schlangen zum Frafse aus.

Mit dem Veda direct hat dieser merkwürdige, bisher noch unpublicirte und äufserst schwierige Text nichts zu thun; er wird aber ganz wie ein vedischer Text, in saṃhitâ- und pada-Form und accentuirt, überliefert, enthält auch eine ganze Zahl alterthümlicher Formen sowohl als Wörter (z. B. einen Accus. Plur. yuvatas zu yuvan) und ist der Sprache wie dem Inhalte nach von bedeutendem Interesse. Die Correctheit der

Ueberlieferung, insbesondere auch in Bezug auf die Accentuation, ist eine äufserst mangelhafte. Allem Anscheine nach handelt es sich dabei übrigens zugleich auch um peccata ab origine, d. i. um mangelhafte Sprachkenntnifs von Seiten des Verf.'s selbst, der vermuthlich in dem Mitgliede einer Vishṇuitischen Garuḍa-Secte zu suchen sein wird, wie uns ja Anantânandagiri in seinem Çaṃkaradigvijaya von einer dergl., die den Garuḍa freilich speciell nur als Reitthier Vishṇu's verehrte, berichtet (s. Aufrecht, Catalogus Codd. Sanscr. bibl. Bodlei. p. 251 und p. 223 der Ausgabe in der Bibl. Indica). War ja doch Garuḍa allem Anscheine nach auch schon zur Zeit des Mahâbhâshya Gegenstand specieller Verehrung, s. Ind. Stud. 13, 345, in Bezug worauf indefs freilich zu bemerken ist, dafs gerade der Name, unter dem er dort erscheint (vorausgesetzt eben, dafs derselbe sich wirklich auf ihn bezieht), Kâçyapa nämlich, hier im Suparṇâdhyâya gar nicht erwähnt wird. Auch findet sich hier keine irgend welche directe Beziehung auf Vishṇu; denn dafs der Suparṇa in 1, 3 als parameçvarâṅça bezeichnet wird, reicht hierfür nicht aus. Wohl aber ist der Schlangenzauber in der Garuḍopanishad demselben Gedankenkreise angehörig wie der vorliegende Text, jedoch auch ohne dafs ein directer Bezug zwischen beiden Texten anzunehmen wäre.

Es ist jedenfalls aller Anerkennung werth, dafs sich Elimar Grube daran gemacht hat, gerade dies schwierige Stück zu publiciren. Allerdings standen ihm dabei sechs Handschriften der Berliner Bibliothek, die einzigen überhaupt, die bis jetzt davon bekannt sind, zur Disposition. Dieselben zerfallen in zwei Grup- (633) pen, insofern zwei Handschriften mehrfache Abweichungen von dem Texte der anderen vier zeigen, wobei sich ihnen einige Male noch eine derselben anschliefst. In den Fehlern stimmen sie fast durchweg überein, besonders was die Ungeheuerlichkeiten einzelner Formen sowie der Accentbezeichnung im Allgemeinen anbelangt, und es hat viel Umsicht und Sorgfalt dazu gehört, alle diese Corruptheiten graphisch treu wiederzugeben. Durch zugefügte

Noten und reiche Auszüge aus dem Padapâṭha, dessen Worttrennung etc. durchweg auf das Genaueste wiedergegeben wird, ist Alles geschehen, um dem Leser die nöthigen Garantien dafür zu bieten, dafs die Handschriften eben wirklich so lesen, wie der gedruckte Text lautet.

In der Einleitung berichtet Grube zunächst über die Vorstufen einzelner Data der Legende, welche sich in den Brâhmaṇa finden; sodann über die im ersten Buche des Mahâ-Bhârata vorliegende andere Recension derselben, welche er geradezu geneigt ist, als die Quelle des Suparṇâdhyâya, der nur eine Art Epitome dazu sei, anzusehen (uns will umgekehrt die dortige Darstellung als weniger alterthümlich als die hiesige erscheinen); endlich über den Inhalt des Werkchens selbst. Darauf handelt er dann von verschiedenen anderen Stücken Namens Suparṇa, welche in der vedischen, epischen etc. Literatur erwähnt werden oder gar direct vorliegen, aber sämmtlich ohne irgend welche directe Beziehung zu dem vorliegenden Stücke sind; nur in einigen Pariçishṭa zum Texte der Ṛik-Saṃhitâ findet sich Analoges vor, ja einige Verse kehren daselbst geradezu identisch wieder. Er wendet sich sodann zu einer Charakterisirung des mythischen Grundgedankens und Inhaltes der Legende, die sich ja deutlich genug als eine solare ergiebt, wenn es auch schwer, ja fast unmöglich sein wird, die einzelnen Momente derselben, bei denen die spielende Phantasie thätig gewesen ist, näher zu bestimmen. Wenn darin der Blitz und der Gott der Morgenröthe Aruṇa (charakteristisch genug für den ganz unvedischen Standpunct des Verf.'s tritt eben Aruṇa hier an die Stelle des Ushas) als die älteren Geschwister des Suparṇa erscheinen, so könnte man unter diesem selbst etwa an einen Genius der Abendsonne denken, und bei seiner Mutter Vinatâ, die der Text direct als Himmel erklärt, an den zum Abendhorizont sich neigenden Himmel, der in die Sklaverei der Schwester Erde und ihrer Kinder, der Schlangen der Finsternifs, gerathen ist. Dem ist indefs entgegenzuhalten, dafs die Abendsonne gerade für den gewaltigen und

mächtigen Suparṇa kein passendes Substrat ist, wie ja denn auch Vinatâ nicht blofs den abendlichen Horizont bezeichnen kann, da sie ja zugleich eben als Mutter auch des Blitzes und des Aruṇa aufgeführt wird. Schliefslich bespricht Grube die secundäre, von der vedischen Periode gänzlich abzutrennende Abfassungszeit des Textes und geht auf die sprachlichen etc. Absonderlichkeiten desselben näher ein.

Ein specieller Wortindex beschliefst diese fleifsige und sorgfältige Arbeit, welche zu den besten Hoffnungen für die weitere Thätigkeit ihres Verf.'s auf dem von ihm erkorenen Studiengebiete berechtigt.

---

102. Kalilag und Damnag. Alte syrische Uebersetzung des indischen Fürstenspiegels. Text und deutsche Uebersetzung von Gustav Bickell. Mit einer Einleitung von Theodor Benfey. Leipzig, 1876. Brockhaus. (CXVIII, 127 u. 132 S. gr. 8.) 24 Mk. L. C.-Bl. nr. 31. p. 1020—22.

Das Vaticanische Concil, dessen Beschlüsse so viel Unfrieden in die Welt gebracht, hat zum Wenigsten doch auch eine gute Frucht für die Wissenschaft getragen, indem nämlich von dem dazu nach Rom gekommenen Patriarchen von Elkush, Jussuf Audo, specieller von dem in seiner Begleitung befindlichen chaldäischen Bischof Georgius Ebedjesus Khayyath, durch Vermittelung des Herrn Ign. Guidi in Rom genauere Nachrichten über die Existenz einer syrischen Handschrift des Kalila va Dimna in der bischöflichen Bibliothek zu Mardin gewonnen wurden (März 1870), auf Grund deren der damals in der dortigen Gegend reisende Baseler Gelehrte Socin eine Ab- (1021) schrift davon anfertigen lassen konnte, die schon im Frühjahr 1871 in Benfey's Hände kam. Derselbe übergab diese Abschrift sofort an Bickell, von dem im März 1868 die erste Anregung zu den angestellten Nachforschungen ausgegangen war, und der vorliegende stattliche Band enthält nun das Resultat der beiderseitigen Arbeiten. Die Beurtheilung des Bickell'schen Antheiles hierbei,

der Herausgabe nämlich des syrischen Textes und der deutschen Uebersetzung desselben, müssen wir Anderen überlassen, können uns unsererseits eben nur auf Benfey's Einleitung beziehen, in der wir denn wiederum eine ganz vortreffliche Leistung des auf diesem Gebiete ja anerkannten Meisters zu begrüſsen haben. Er beruft sich dabei übrigens für dén Theil seiner Arbeit, welcher sich speciell auf sprachliche Fragen hinsichtlich des Syrischen und des Pehlevi bezieht, mehrfach auf detaillirte Mittheilungen G. Hoffmann's in Kiel.

Wenn es nach den ersten Nachrichten, die über den neuen Fund damals verlauteten, scheinen konnte, als ob die Angabe des syrischen Bibliographen Ebed Jesu († 1318), daſs der speciell mit der Aufsicht über die Christen in Persien und Indien betraute syrische Geistliche Bûd Peryodûto um 570 das Buch Kalilag und Damnag aus dem Indischen in das Syrische übersetzt habe, auf ihn zutreffe, wir somit darin eben eine dergl. direct aus dem Sanskrit selbst gemachte Uebersetzung zu erkennen hätten, so ergiebt sich doch nunmehr mit voller Bestimmtheit, daſs dem nicht so ist. Es ist vielmehr die vorliegende Uebersetzung, mag sie nun auf den Bûd Peryodûto zurückzuführen sein oder nicht, nur, ganz ebenso wie Ibn al Moqaffa's († 762) Kalila va Dimna, auf ein Pehlevi-Original, d. i. auf die im 6. Jahrhundert durch den persischen Arzt Barzôî gemachte Pehlevi-Uebersetzung eines indischen Textes, zurückzuführen. Und zwar zeigt sie sich als eine dem Werke Ibn al Moqaffa's vollständig ebenbürtige, ja demselben mehrfach, insbesondere was die treuere Bewahrung der sanskritischen Eigennamen anbelangt, überlegene Arbeit. Ihr kritischer Werth ist daher von groſser Bedeutung. „Was sie in Uebereinstimmung mit irgend einem Ausflusse der arabischen Uebersetzung enthält, gehört entschieden der Pehlevi-Uebersetzung an, mit höchster Wahrscheinlichkeit also auch dem sanskritischen Original" (p. cv). Als letzteres ist nämlich nach Benfey's Meinung ein buddhistisches „Grundwerk" zu statuiren, welches, nach Ausweis der verschiedenen Ausflüsse aus dem Werke Ibn al Moqaffa's, zur Zeit Barzôî's

aus dreizehn Abschnitten bestand, und von diesem direct, resp. unter Zuhülfenahme glossirender und paraphrasirender Scholien (p. 131. 133. 139), aber ohne unmittelbare Zuratheziehung indischer Hülfe (p. 112. 113), übersetzt wurde. Und zwar meint Benfey, aus dem Umstand, dafs eine der wahrscheinlich jüngsten Recensionen des Pañcatantra, bewahrt in der Berliner Handschrift, in dem ersten Buche zwei Abschnitte zeigt, welche dem 17. und 18. Capitel der Silvestre de Sacy'schen Recension des Kalila va Dimna entsprechen, schliefsen zu müssen, dafs jenes „Grundwerk", wenigstens theilweise, noch in dieser verhältnifsmäfsig späten Zeit in Indien vorhanden und selbst seine Beziehung zum Pañcatantra nicht unbekannt war (p. VIII). Letzteres Werk sei eben aus jenem, seiner antibrâhmanischen Tendenzen wegen der Vernichtung anheimgefallenen „Grundwerke" erst secundär hervorgegangen, während andere Abschnitte desselben sich in andere indische Werke, in das Mahâbhârata etc., flüchteten". Gegenüber dieser, bisher auch von uns im Wesentlichen getheilten Ansicht möchten wir indessen nun doch zunächst noch wenigstens die Frage aufwerfen, ob die Annahme eines solchen einheitlichen Grundwerkes wirklich unbedingt nothwendig ist, oder ob nicht vielmehr denn doch auch die Annahme erst noch in nähere Erwägung zu ziehen ist, dafs Barzôî's Vorlage aus verschiedenen, selbständigen Werken, resp. Texten (darunter ein Pañcatantram) bestand, die er entweder selbst zum Behufe ihrer Verwerthung als „Fürstenspiegel" zu-
(1022) sammenstellte, oder, besser, die für ihn ad hoc so zusammengestellt wurden, dafs es also vielmehr eine Art Anthologie ist (nach Art z. B. des Haeberlin'schen Kâvyasaṃgraha), die er aus Indien mit heimbrachte, nicht ein auch dort bereits in dieser Form gangbares Werk? Bei dieser Annahme entfällt z. B. die Nöthigung, alles das, was sich zwar im Pañcatantra, nicht aber bei Barzôî (resp. in den Ausflüssen seines Werkes) findet, als erst secundäre Zuthat zu dem Pañcatantra zu betrachten. Barzôî, resp. sein Gewährsmann, könnte ja eben seinerseits auch Manches aus-

gelassen haben, einfach nur weil es für den im Auge gehabten Zweck, einen Fürstenspiegel zu geben, nicht brauchbar war. [Aehnlich haben sich später auch Prym und Bühler, so wie Nöldeke, geäufsert.]

Mit wahrem Genusse verfolgt man, unter Benfey's kundiger Leitung, die verschiedenen Corruptionen, welche die indischen Namen und Wörter, zu einem guten Theile unter dem Einflusse der schwer lesbaren und zu Mifsverständnissen so leicht Veranlassung gebenden Pehlevi-Schrift, erfahren haben. Es ist ein fortwährendes Auflösen von Räthseln, meist in einfachster und durchaus befriedigender Art. Von nicht minderem Interesse aber sind auch umgekehrt die mannigfachen Aufklärungen und Verbesserungen, welche wir für den indischen Text durch die scharfsinnige Verwerthung der in dieser neugewonnenen Uebersetzung vorliegenden Daten gewinnen. Leider verstattete die Beschränktheit des Raumes eine specielle Vergleichung beider nur für einen Theil des ersten Abschnittes (bis zu p. 18, 4). Als einen lapsus calami müssen wir es bezeichnen, dafs auf p. 120 das „Zeugnifs des Pâṇini“ ins Feld geführt wird, während factisch bei Pâṇini selbst sich gar nichts der Art vorfindet, nur bei seinen Scholiasten (s. Ind. Stud. 13, 486), wie denn auch eine der beiden p. 110 aus Pâṇini für die Falkenbeize angeführten Stellen aus gleichem Grunde ausfällt. Dafs der „Rabe“ ein häufiger gesehener Vogel als die Krähe sei (p. 120), ist wohl kaum zu statuiren. Auch wird als übliche Kost der haṅsa der „Lotus“ doch wohl den Vorzug vor dem „Fisch“ verdienen (p. 138). — Aus Hoffmann's feinen Bemerkungen heben wir die Gleichsetzung des Arjuna mit dem Dew Arzhang (p. 74) hervor. — Von erheblicher Bedeutung war es für Benfey, dafs er die im vorigen Jahre von Schiefner aus tibetischer Quelle veröffentlichten „Bharatae responsa“ benutzen konnte, welche für einen der bisher nicht in indischer Form nachweisbaren Abschnitte des Kalila va Dimna dieselbe in höchst unerwarteter Weise zur Disposition stellen. Die aus der tibetischen Uebersetzung zurückerschlossenen sanskri-

tischen Namensformen stehen im Uebrigen wohl nicht durchweg mit so voller Sicherheit fest, daſs man auf sie unbedingt bauen und sie bei Vergleichungen mit den rein phonetischen Corruptelen, welche die Sanskṛitnamen in der Pehlevi-Uebersetzung und weiter in deren Ausflüssen erfahren haben, als feste Norm zu Grunde legen darf. Umgekehrt vielmehr können diese ihrerseits, weil sie eben, wie getrübt auch, doch auf rein phonetischem Boden ruhen, den Rückübersetzungen aus dem Tibetischen einen gewissen Halt bieten, und beide sich so gegenseitig ergänzen und stützen. So findet denn z. B. der Name Bharata, von dem Schiefner angiebt, daſs er dem betreffenden tibetischem Worte gsospa „proxime respondet“, durch die Namensformen Bilar, Belad, Beled, Iblâd, Palarios, in der That wohl seine phonetische Beglaubigung; eine unbedingte Sicherheit liegt jedoch erst dann vor, wenn derselbe in einem indischen Originaltexte selbst factisch nachgewiesen sein wird.

---

103. 1) Siebenzig Lieder des Ṛigveda, übersetzt von Karl Geldner und Adolf Kaegi. Mit Beiträgen von R. Roth. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung 1875. IX, 176 S. 8°. M. 3.

2) Alfred Ludwig, die Nachrichten des Ṛig und Atharvaveda über Geographie, Geschichte, Verfassung des alten Indiens. Prag, kön. Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften 1875. 80 S. 4°. [Der Separat-Abdruck nicht im Buchhandel.]

3) Derselbe, die philosophischen und religiösen Anschauungen des Veda in ihrer Entwicklung. Gratulationsschrift zur Eröffnung der k. k. Universität zu Czernowitz. Prag, F. Tempsky 1875. [VI], 58 S. 8°. M. 2,40.

4) Der Rigveda oder die heiligen Hymnen der Brâhmaṇa. Zum ersten Male vollständig ins Deutsche übersetzt mit Commentar und Einleitung von Alfred Ludwig. Band 1. Daselbst, derselbe 1876. VIII, 476 S. 8°. M. 12.

5) Alfred Hillebrandt, über die Göttin Aditi, vorwiegend im Ṛigveda. Breslau, G. P. Aderholz 1876. [III], 51 S. 8°. M. 1,25.

6) Martin Haug, Vedische Räthselfragen und Räthselsprüche. Uebersetzung und Erklärung von Ṛigv. I, 164. [Sitzungsberichte der philos. Classe der k. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1875, Band II]. 457—515 S. 8°.

7) Ṛigveda, übersetzt und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen von Hermann Grafsmann. Theil I: die Familienbücher des Ṛigveda .... [Lieferung 1.] Leipzig, F. A. Brockhaus 1876. VIII, 1—144 S. 8°. M. 3. (648[b])

8) Vedârthayatna or an attempt to interpret the Vedas. Ṛigvedasamhitâ, padâṃsahita va, ticeṃ Marâṭhî âṇi Iṃgrajî bhâshântara. Heft 1—3. Bombay, Induprakâça-Press 1876. VII, 185 S. 8°. Subscriptionspreis jährlich 6 Rupies (M. 12).

9) L. Myriantheus, die Açvins oder arischen Dioskuren. München, Theodor Ackermann 1876. XXXII, 185, [1] S. 8°. M. 4.

Jenaer Lit.-Ztg. nr. 42. p. 648—56.

Seit dem vorigen Jahre ist, zugleich mit, und zum guten Theil in Folge von, der gleichzeitigen Vollendung des Petersburger Sanskrit-Wörterbuches, der Müller'schen Ausgabe der Ṛiksaṃhitâ und ihres Commentars, und des Grafsmann'schen Wörterbuches derselben, auf dem Felde der Uebersetzung und Erklärung des Ṛik ein so reges Leben erwacht, dafs es angemessen erscheint, die verschiedenen Erscheinungen der Art hier einmal übersichtlich zu gruppiren und kurz zu besprechen. Seit Benfey 1860—64 die ersten 118 Hymnen übersetzte, war, abgesehen von gelegentlichen Uebersetzungen einzelner Stücke, hauptsächlich in den verschiedenen Werken J. Muir's, auf diesem Gebiete nur Bollensen's wichtige kritische Abhandlung über die sechs Lieder des Parâçara, ohne Uebersetzung übrigens (1868), und M. Müller's Bearbeitung von zwölf Hymnen an die Marut (1869) erschienen. Um so freudiger ist der jetzige reiche Segen zu begrüfsen. Und wie es Roth war, der durch seine vor 30 Jahren erschienenen Abhandlungen „zur Literatur und Geschichte des Weda" das richtige Verständnifs desselben zuerst einleitete, für das er seitdem theils durch seinen Commentar zu

Yâska's Nirukti, theils durch seine Betheiligung an dem grofsen lexikalischen Werke Böhtlingk's die Fundamente gelegt hat, auf Grund wovon er denn ja eben factisch als der eigentliche Schöpfer der vedischen Exegese dasteht, so hat es sich denn auch glücklich so getroffen, dafs ein aus seiner Schule, ja zum Theil direct aus seiner Feder selbst hervorgegangenes Werk auch diesmal den Reigen eröffnet (Nr. 1).

Die Auswahl der „siebenzig Lieder" ist so getroffen, dafs darin „sowohl die bedeutendsten Gottheiten der vedischen Inder als auch charakteristische Züge aus dem Leben und Denken des Volkes zur Anschauung kommen", somit ein „übersichtliches Bild von dem Inhalt des Veda" gegeben wird; 31 Hymnen sind von Geldner, 33 von Kaegi, 6 von Roth selbst übersetzt, dessen „Theilnahme" an diesem „Versuch" seiner Schüler aber auch offenbar im Uebrigen eine ziemlich weitgreifende ist, wie von ihm denn auch die Einleitung selbst direct herrührt. Jedem Hymnus folgt eine kurze Uebersicht über Inhalt und Gedankengang, so wie kurze Noten zu den einzelnen Versen, Alles in der knappen, vielfach nur andeutend verfahrenden Form gehalten, welche für Roth charakteristisch ist. Viel Worte liebt er einmal nicht, aber was er sagt, ist wohl und reiflich überlegt. Das Originalmetrum ist, wenigstens was die Silbenzahl betrifft, beibehalten, der jambische Rhythmus jedoch strenger durchgeführt; wörtliche Treue war dadurch ausgeschlossen; „der Vorzug einer metrischen Uebersetzung ist aber eben der, dafs sie, weil unmöglich immer Wort und Wortstellung in einfachem Abdruck sich wiedergeben lassen, desto mehr gehalten ist, den wirklichen Werth des Gedankens zu fassen und das richtige Aequivalent dafür zu suchen". Diese Worte der Vorrede hat Abel Bergaigne in seiner übrigens ganz dankenswerthen kritischen Durchmusterung der einzelnen Stellen, wo die Uebersetzer von dem Text abgewichen sind (in der Revue Critique 1875 vom 11. u. 18. Dec.), nicht genügend erwogen! Sprache und Ausdruck sind durchweg edel gehalten, und geben ein möglichst adäquates Bild des Originals. Das Büchlein ist somit

vortrefflich geeignet, „jedem Kenner und Liebhaber des Alter-
(649) thums die erste Geistesentwicklung unserer indischen Stammesbrüder zu veranschaulichen und nahe zu rücken, während sich dem Mitforscher darin eine reiche Quelle von Belehrung und Anregung eröffnet. Von besonderer Bedeutung in letzterer Beziehung ist u. A. auch der Hinweis auf den „strophischen Bau der Lieder", wodurch ein ganz neues kritisches Moment für die „Herstellung der ursprünglichen Fassung" derselben gewonnen wird.

Den Eingang machen sechs Hymnen an Varuṇa; es folgen zwei an Mitra und Varuṇa, einer an Mitra, drei an die Âditya, drei an Indra und Varuṇa, zwei an die Morgenröthe, zwei an die Açvin, zwei an Savitar, je einer an Pûshan und Vishṇu, zwei an Sûrya, acht an oder in Bezug auf Indra, fünf an die Marut, an Rudra, Vâta, zwei an Parjanya, drei an Agni etc.

Ziemlich gleichzeitig mit diesem auch in seiner äufsern Ausstattung sehr gefälligen Schriftchen erschienen zunächst zwei allgemein über den Veda orientirende Abhandlungen Alfred Ludwig's. (Nr. 2. 3.)

In beiden Schriften liegt uns das Resultat einer schon lange Zeit andauernden, speciellen Beschäftigung mit dem Veda vor, welche ihren Ausgangspunct in dem zweijährigen Studium des Verf.'s an der Berliner Universität (Michaelis 1855 bis 1857) finden. Leider haben es die Verhältnisse ihm nicht eher gestattet, mit einer dgl. Frucht derselben hervorzutreten, was schon darum zu bedauern ist, weil er sonst auf gewisse Mängel in seinem Verfahren schon früher hätte aufmerksam gemacht werden können, die jetzt, wo sie mit ihm gewissermaafsen schon verwachsen sind, kaum noch abzustellen sein werden. Dieselben hängen zum guten Theil mit der Abgeschiedenheit und Isolirtheit zusammen, in welcher ein diesen Studien gerade sich Widmender factisch ja auch gegenwärtig noch in Oestreich sich befindet. Während im ganzen übrigen Deutschland jede Universität einen speciellen

Vertreter für das Sanskrit hat, ist in Deutsch-Oestreich lange Jahre hindurch fast gar nichts für das Studium desselben geschehen, und es ist seine Vertretung daselbst ja auch zur Zeit noch eine höchst ungenügende. Mit dieser Ungunst der Lage hängt es denn innig zusammen, dafs auch die Bibliotheken in diesem Fache nur sehr spärlich versorgt zu sein scheinen, und es ist somit Ludwig in der That eigentlich schon von vorn herein in Bezug auf ein Hauptgebrechen seiner Arbeiten, die mangelhafte Benutzung nämlich seiner Vorgänger, seinerseits geradezu exculpirt. Aber übel bleibt es darum doch, dafs er sich dadurch genöthigt sah, Alles aus sich selbst heraus zu arbeiten; denn in Folge davon, dafs er eben nicht selbst Kritik an den Leistungen Anderer üben, noch die Kritik Anderer auf sich wirken lassen konnte, hat er es auch nicht gelernt, hat er es resp. allmählich verlernt, die rechte Kritik auch an sich zu üben. Es fehlte ihm eben der Segen der Controlle, welche der lebendige, wenn auch nur geistige Verkehr in der Wissenschaft auf deren Vertreter gegenseitig ausübt. Wer aufserhalb desselben steht und darauf beschränkt ist, still für sich allein zu arbeiten, der hält leicht Meinungen für neu, die schon von Andern aufgestellt, aber auch schon wieder durch Andere entweder abgethan oder weiter geführt sind. Dazu gesellt sich denn leicht auch weiter die Gefahr, dafs man sich in gewisse Lieblingsmeinungen so zu sagen verrennt, weil man eben die Gegengründe übersieht und nicht ad oculos demonstrirt erhält. Endlich gewöhnt man sich so gar zu leicht an ein unrichtiges Selbstgefühl, resp. daran, auch die Arbeiten Anderer, die Einem wirklich zugänglich sind, doch nicht zu beachten und durchweg eigene Wege zu gehen. Um desto gröfsere Anerkennung verdient es denn nun aber auch allerdings, wenn unter so erschwerenden Umständen dennoch so ker- (649[b]) nige und tüchtige Arbeiten zu Stande kommen, wie dies die beiden vorliegenden Arbeiten, subtractis subtrahendis, dennoch sind. Sonderbar genug freilich muthet es uns in der That an, wenn wir in einer Schrift über Geographie und Geschichte

des Veda Roth's dafür wahrlich bahnbrechende und klassische „Abhandlungen" nicht ein Mal citirt finden (das einzige Mal, wo auf Roth verwiesen wird, p. 13, geschieht dies mit Unrecht, da die Identification der Sarasvatî mit dem Indus nicht von ihm, sondern vom Ref. herrührt), und die Erklärungen, die er oder Andere von den gerade in Frage stehenden Stellen gegeben hat, einfach mit Stillschweigen übergangen sehen! Ein Beispiel genüge. Nach Ludwig „weiſs der Rigveda von drei Einfällen der Parçu, d. i. der Perser, zu erzählen" (p. 17). Das wäre ja denn allerdings eine historisch sehr wichtige Thatsache. Wie steht es nun aber mit den betreffenden drei Stellen? An der ersten derselben 7, 83, 1 übersetzt Ludwig freilich: gavyantaḥ prithuparçavaḥ mit: „die beutelustigen Prithu und die Parçu", d. i. die „Parther und die Perser"; aber nach Roth (1846) bedeutet das fragliche Wort einfach nur: „breite Speere tragend", was im Pet. W. in „breite Hippen tragend" verbessert ist; es könnte auch „breite Rippen habend" bedeuten. An der zweiten Stelle 10, 33, 2 übersetzt Ludwig: „ringsum bedrängen mich wie eifersüchtige Mitfrauen die Parçu", d. i. Perser; der Vers findet sich auch 1, 105, 8 und wird da von Roth (Nir. p. 39) übersetzt: „es drücken mich rings die Rippen, wie eifersüchtige Weiber"; ebenso Benfey. An der dritten Stelle (8, 6, 46) ist Parçu wirklich n. pr., resp. wohl Name des Königs eines gleichnamigen Volkes, doch handelt es sich daselbst nicht um eine „groſse den Parçu abgenommene Beute", sondern sowohl dem Zusammenhange nach wie zufolge der im Çânkhâyana çrauta sûtra 16, 11, 20 vorliegenden Tradition um Geschenke, die der Sänger von dem Parçu-König erhielt. Diese Erklärung wie die Beziehung des Namens auf die Perser war im Uebrigen schon vor 18 Jahren (1858) vom Ref. in den Indischen Studien 4, 379 vorgetragen worden; vgl. hierzu jetzt des Ref. Vorl. über ind. Lit.[2] p. 331, wo für Parçu statt der Beziehung auf die Perser vielmehr die auf die Parther in Vorschlag gebracht wird. — Hier mag denn auch noch eines argen ὕστερον πρότερον gedacht

werden, dafs Ludwig nämlich in der zweiten Abh. p. 58 nicht Roth, sondern V. F. Miller (Moskau) als denjenigen „Gelehrten“ bezeichnet, „dem wir den Gedanken der wesentlichen Identität von Varuṇa und Ahuramazda verdanken“; und für die vedische Mythologie verweist L. ibid. nùr auf de Gubernatis, nicht auf Muir's Original Sanskrit Texts! — Ein zweites Gebrechen ist zwar rein äufserlicher Art, aber doch immer auch störend genug. Es betrifft dasselbe die Aufführung der indischen Wörter und Namen. Die grammatische Structur des Sanskṛit ist ja glücklicherweise so durchsichtig, dafs wir bei Sanskṛitwörtern durchweg ihre einfache Themaform mit der gröfsten Bestimmtheit herstellen können, und es ist daher auch mit Recht bei uns allgemein üblich, sie eben durchweg in dieser aufzuführen, und zwar speciell in derjenigen Form, welche sich als die wirklich originale, die unabgekürzte und unverstärkte, ergiebt. Ludwig aber führt die Wörter pêle mêle durcheinander bald in ihrer einfachen, bald in ihrer verkürzten oder verstärkten Themaform, bald aber auch im Nominativ (und zwar der drei Zahlen), bald in derjenigen Form auf, in welcher das Wort, sei es im Thema, sei es im Nominativ dánn erscheint, wenn man die Gesetze der Sanskṛit-Grammatik auf den finalen Consonanten desselben anwendet, ja sogar auch in Formen, die factisch gar keine Begründung haben; also z. B. Açvinâ, Nâsatyâ, die Ṛibhus, Ṛibhavas, Dyaus, Vibhvan, Maghavan, maghavân, Vi- (650)
vasvân, Himavân, brahma, brahmâ, yuktagrâvâ, Vishâṇinas, brâhmaṇâchansî, Dîrghatamâs, Ushâs, Jâtavedâs, vâk, ṛitvik, Dadhyank, godhuk, agnît, Trikakut, Vipâṭ, viṭ, kakup, trishṭup, anushṭup, die prayâjâ, die anuyâjâ, bârhat, die Râja's, den Atharva. Die Aufführung im Nom. Plur., oder auch Dual, kann ja unter Umständen ganz passend sein; den Nom. Singul. aber möchten wir durchweg durch die Themaform, und zwar die reine, ersetzt sehen und nur für die Neutra der ersten Declination befürworten wir, aber streng genommen auch nur für wirkliche Nom.- und Accus.-Fälle, die Form auf am.

Die erste Abhandlung zerfällt in 29 §§. Zunächst I. Chronologisches in § 1—3; nämlich eine Resuscitation von Bentley's Theorien in Bezug auf die nakshatra etc. (die Arbeiten Whitney's wie die des Ref. unberücksichtigt), die Planeten im Ṛik (!) §. 1, die 12 Tage des Wintersolstizes § 2, Devâpi, Çântanu, Pratîpa § 3. Sodann II. Geographisches § 4—6, nämlich Berge, Städte, Burgen § 4, Flüsse § 5, drei Sarasvatî § 6. Ferner III. Historisches § 7—16, nämlich die Tṛitsu, Pṛithu und Parçu (s. oben) § 7, die Schlacht der zehn Könige § 8, Sudâs und seine Feinde § 9—11, die fünf Völker § 12, die Pûru, Purukutsa, Trasadasyu § 13, die Kuru-Pañcâla § 14, die Nahusha, Ruçama, Cedi § 15, Ârya und Dâsa, Dasyu, Bharata § 16, die Nicht-Ârya § 17, die Kushiten und der Garuḍa-Mythus § 18. Endlich IV. der Staat der Ârya § 19—29, nämlich die Kasten § 19—22 (Ludwig tritt für die vedische Existenz der Brâhmaṇakaste ein; er citirt hier Muir's Abh. „on the relations of the priests" aus Nr. 10 des Paṇḍit, aber die „Original Sanskṛit Texts" kennt er nicht); gegenseitige Verketzerung § 23, Glaube, Werkthätigkeit, Freigebigkeit § 24; Unglaube, falsche Culte, Phalluscult (! die çiçnadevâs) § 25, die kshatriya und die viç § 26, die vierte Kaste § 27; Waffenrüstung § 28, politische und religiöse Versammlungen § 29 (Grafsmann's Erklärung des Wortes yaksha wird hierbei von Ludwig brevi manu, ohne Gr. zu nennen übrigens, „eine Verfolgung von Unsinn und eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes" genannt p. 56; es ist dies ein zum Glück vereinzelter, aber doch sehr bedauerlicher Rückfall in den eigenthümlichen Ton der Polemik, den L. sich in seinen früheren grammatischen Arbeiten seinen Gegnern gegenüber leider erlaubt hat).

Die zweite Abhandlung beginnt mit einigen allgemeinen Angaben über den Veda § 1—3, handelt sodann von der Weltanschauung darin § 4—9, also über die Weltordnung und Weltregierung, das ṛitam § 4—6, satyam § 7, brahma und tapas § 8, dîkshâ, yajna, Schicksal § 9, weiter, ziemlich kurz, von den Anfängen der vedântischen Weltanschauung § 11. 12,

nämlich von Himmel und Erde § 11, dem Urgrund und der pantheistischen Darstellung im Purushasûkta § 12; endlich ausführlicher von der Götterwelt selbst § 12—24, speciell von Indra § 12—14, Tvashṭar § 15 (derselbe wird mit Aṅra Mainyu gleichgestellt, aṅra resp. aus asura erklärt § 38; da nun aber später p. 52 mit Recht auch Ahura mit Asura gleichgesetzt wird, so hätten hiernach Ahriman und Ormuzd eigentlich denselben Namen!), von Agni § 16, Atharvan (als Name des Elementarfeuers selbst!) § 17, Parjanya § 18 (âçâraishin p. 45 hat mit âçâ nichts zu thun, sondern besteht aus âçâra und eshin), von Varuṇa und Mitra § 19—21 (varuṇa soll den Wollenden bedeuten p. 54; und was wird aus gr. *οὐρανός*?), von Aryaman etc. § 22, von den Aequivalenten für Indra und Agni bei den Eraniern (die Identität Indra's mit dem eranischen Dev Andra, Indra wird in Abrede gestellt!), schliefslich von den Sonnengöttern, der Ushas, den beiden Açvin § 24.

Beide Abhandlungen bilden gewissermaafsen nur eine Einleitung für das grofse Werk, das ihnen auf (650[b]) dem Fufse folgte, die Uebersetzung der Ṛiksaṃhitâ. (Nr. 4.)

Nun, auch dies ist in der That eine muthige und respectable Arbeit, sichtbar eine Frucht jahrelangen, mühevollen Fleifses, und ein Zeugnifs tüchtiger, ehrenwerther Studien. Freilich aber leidet auch sie in hohem Grade durch die beiden Gebrechen, von denen wir so eben sprachen, die Nichtbeachtung nämlich dessen, was die Vorgänger gethan haben, und die principlose Aufführung der Sanskritwörter, bald in dieser, bald in jener Form. Und es treten hier überdem leider noch zwei weitere Gebrechen hinzu, welche ihre Brauchbarkeit auch noch nach andrer Richtung hin erheblich beeinträchtigen. Das erste derselben liegt zwar auch schon in dén Uebersetzungen vor, welche die beiden eben besprochenen Abhandlungen enthalten, tritt jedoch dort neben dem übrigen Inhalt derselben nicht so schroff hervor als hier. Wir meinen das man kann fast sagen fremdartige Deutsch, welches in Ludwig's Uebersetzungen herrscht. Man hat oft

geradezu Mühe es zu verstehen und mufs erst das Original zu Hülfe nehmen, um zu sehen, was eigentlich gemeint ist; so sonderbar ist die Wortfolge, die Satzconstruction, ja hie und da auch die Auswahl und Verwendung der Wörter selbst. Da L. ein geborener Deutscher ist, so könnte dies etwa wohl mit seinem langjährigen Aufenthalt in dem Lande der Czechen zusammenhängen. Zu einem guten Theil indefs kommt es auch daher, dafs er sich möglichst genau an den Text anschliefst; und es ist dies ja eigentlich eine sehr gute Eigenschaft bei einer Uebersetzung; er geht nur eben leider darin denn doch hie und da etwas gar zu weit. Ausländer, die selbst nicht ordentlich deutsch verstehen, werden zwar wohl allerdings das Ungelenke, Harte der Uebersetzung nicht besonders inne werden, aber dunkel wird sie ihnen oft genug bleiben und sie werden manchmal factisch gar nicht wissen, was sie damit überhaupt anfangen sollen. Deutsche Leser dagegen werden sich durch die ungefüge Sprache, die zudem mit einer guten Zahl ganz unübersetzt herübergenommener[1]) Textwörter durchsetzt ist, effectiv abgestofsen fühlen. Es bleiben somit eigentlich nur die speciellen Fachgenossen selbst als das Publicum übrig, auf welches L. rechnen darf, und das ist bei einem Werke dieser Art entschieden zu bedauern. Gerade sie übrigens werden dann auch ihrerseits wieder durch den zweiten hier nun noch hinzukommenden Uebelstand vor den Kopf gestofsen, dafs nämlich für sie wirklich eine Art Studium dazu gehört, sich in diesem Bande überhaupt nur erst zurecht zu finden. Ludwig hat nämlich die Reihenfolge des Originals ganz aufgelöst und selbst eine neue Ordnung geschaffen, d. i. die Hymnen aus den einzelnen maṇḍala herausgerissen und vielmehr ihrem Inhalte nach zusammengestellt. Wir können dies Verfahren in keiner Weise billigen. Wer eine Auswahl von Hymnen übersetzt, der mufs ja dabei natürlich seine eigene Reihenfolge treffen. Wer aber die

1) und zwar auch unberechtigter dgl., das Wort brâhmaṇa z. B. hat p. 38 v. 11 nichts zu suchen; der Text hat vipra; brâhmaṇa erweckt falsche Vorstellungen.

ganze Sammlung allgemein zugänglich machen will, der hat nicht das Recht, das traditionell überlieferte Gefüge der einzelnen Hymnenkreise zu zerstören, denn es ruht darin, mögen die speciellen Angaben über die Herkunft der einzelnen Lieder auch noch so zweifelhaft sein, doch ein sehr wesentliches literargeschichtliches Hülfsmittel. Die Bedeutung desselben erkennt ja auch L. seinerseits dadurch voll an, dafs er bei jedem Hymnus nicht nur eben den traditionell überlieferten Namen des Dichters, sondern auch speciell alles das notirt, was sich etwa im Innern desselben zur Beglaubigung der betreffenden Angabe entnehmen läfst. Warum denn nun all dies, was sich doch gegenseitig stützt, ausein- (651) ander reifsen?! Es wird im Uebrigen mit der neuen Ordnung nach dem Inhalt gar nichts Wesentliches gewonnen. Denn das bischen gröfsere Uebersichtlichkeit, das man dadurch nach dieser Richtung hin allerdings erhält, geht einfach wieder dadurch verloren, dafs eine gute Zahl von Hymnen ihrem Inhalt nach in mehrere Abtheilungen gehört, während andere überhaupt unter gar keine bestimmte dgl. Rubrik zu bringen sind. Es herrscht somit hierbei die reine Willkür. Der Schade aber, der dadurch angerichtet wird, ist mit dem kargen Gewinn gar nicht in Verhältnifs zu bringen. Die Benutzung des Buches wird dadurch für alle die, welche diese Uebersetzung mit dem Texte vergleichen wollen, auf das Aeufserste erschwert; man mufs eben eigentlich erst das mit dem (dritten) Schlufsbande zu erwartende Register abwarten, ehe man es ordentlich brauchen kann; und auch dann wird man ja doch immer die Unbequemlichkeit haben, dafs man erst an zwei Stellen suchen mufs, was man auf den ersten Blick zur Hand haben könnte.

Wenn wir nun trotz aller dieser schweren gravamina dennoch Ludwig unsere aufrichtige Anerkennung darbringen, so geschieht dies einfach mit Rücksicht darauf, dafs er eben sich kühnen Muths an eine der schwierigsten Aufgaben der philologischen Wissenschaft gewagt, und ein gutes Theil zu ihrer Lösung beigetragen hat. Wir wollen damit freilich ent-

fernt nicht sagen, dafs wir seiner Uebersetzung durchweg beistimmten und der Meinung wären, dafs seine Auffassung schwieriger Stellen (um die leichten handelt es sich ja nicht) wirklich die richtige sei. Ganz im Gegentheil, wir befinden uns, wo wir bisher eine Vergleichung angestellt haben, meist in directem Dissensus mit ihm. Aber auf diesem Gebiete ist eben jede Mitarbeit, vorausgesetzt, dafs sie eine ernste, nur der Sache geltende ist — und eine solche liegt uns hier factisch vor — hochwillkommen. Vier Augen sehen immer mehr als zwei. Im Uebrigen wird ja wohl auch Manches, was uns jetzt in seiner Uebersetzung als höchst befremdlich erscheint, durch seinen in Aussicht stehenden Commentar erläutert werden, und enthalten wir uns daher zunächst hier jedes näheren Eingehens, wozu ja ohnehin der Raum hier nicht ausreichen würde.

Von den 1017 (1028) Hymnen des Textes liegen hier in diesem ersten Bande zunächst 442 vor. Vorangestellt ist ein allgemeines Heilgebet an alle Götter (7, 35), anscheinend eine captatio benevolentiae derselben auch für dies Unternehmen. Die übrigen 441 Hymnen vertheilen sich wie folgt: erster Abschnitt, die Lichtgötter des Morgens Ushâs 2—22, Açvinâ 23—74, Dadhikrâvan 75—78, unter Anschlufs von 79. 80.; — zweiter Abschnitt, Sonnengötter, nämlich zunächst (!) Varuṇa 81—90, Mitra 91, Bhaga 92, Varuṇa Mitra Aryaman 93, Mitra und Varuṇa 94—120, Âdityâs 121—126; sodann Sûrya 127—130, Savitar 131—141, Pûshan 142—149, Vishṇu 150—154; endlich Viçvakarman (sic!) 155. 156, Vena 157, Vibhrâṭ (oder gar Vibhrât!) 158, Târkshya 159, Sârparâjnî ṛik (sic!) 160; — dritter Abschnitt, ohne Ueberschrift, die in der That auch für diese „das Weltall componirenden Potenzen" schwer zu ermitteln sein möchte, nämlich Ṛibhavas 161—70, dyâvâpṛithivyau 171—76, pṛithivî 177, Sarasvatî 178—184, âpas 183. 185, Apâṃ napât 184, Soma (sic!) 186 —189 (nur fünf Hymnen!); — vierter Abschnitt viçvedevâs 190—248, nämlich was die anukramaṇî so nennt, also Hymnen, die an mehrere Götter gleichzeitig gerichtet sind,

somit ein Miscellan-Abschnitt in optima forma; nun, wenn Ludwig die anukramaṇî hierfür als Maafsstab verwendet, ja warum hat er denn dann so wenig Respect vor der doch wahrlich in ganz anderer Weise bezeugten Eintheilung des Textes in zehn maṇḍala?; — fünfter Abschnitt Agni 249 —442.

(651[b]) Die Correctheit des Druckes und die geschmackvolle Ausstattung des Werkes sind speciell anzuerkennen; die erstere ist ein Verdienst des Verfassers, die zweite ein dgl. des Verlegers.

Etwas früher noch als der erste Band von Ludwig's Ṛik-Uebersetzung erschien ein kleines Schriftchen von Alf. Hillebrandt, einem Schüler Haug's, über die Aditi. (Nr. 5.)

Es ist dies eine sorgsam gearbeitete und von gründlichen Studien zeugende Monographie, deren Verf. sich dadurch mit der vedischen Exegese gut vertraut ausweist, so dafs wir seinen weiteren Leistungen dafür mit Vertrauen entgegen sehen können. Zwar das Endresultat selbst, zu dem er darin gelangt, können wir uns nicht direct aneignen. Auf Grund nämlich der adjectivischen Verwendung des Wortes aditi, deren einzelne Belege er, und zwar speciell an den Stellen, wo dieselbe einen zweifelhaften Charakter hat, durchgeht, und welche ihm dafür, mittelst der auch von Roth angenommenen Etymologie von √dâ binden, die Bedeutung von: ungebunden durch die Zeit, unvergänglich, unversieglich, ergiebt, gelangt er für die Göttin Aditi zu der Grundbedeutung von: das Tageslicht in seiner Unvergänglichkeit, und sucht diese Bedeutung sodann durch eine detaillirte Untersuchung über ihre Stellung als Lichtgöttin p. 17 ff. zu erhärten. Wir haben hiergegen zunächst einzuwenden, dafs uns jene specielle Beschränkung des Wortes: ungebunden auf die Zeit, der Ausschlufs also der räumlichen Beziehung, theils an und für sich schwer motivirbar, theils durch die factische Verwendung des Wortes nicht nur nicht geboten, sondern mehrfach auch geradezu völlig unzulänglich erscheint. Das Ab-

stractum adititva z. B. (p. 34) kann unmöglich weder direct Unvergänglichkeit bedeuten, noch von dem npr. Aditi abgeleitet werden, und etwa das „Wesen der Aditi“ als einer Licht, Freiheit und Wohlergehen spendenden Göttin bezeichnen; das danebenstehende anâgâstva (so! nicht anâgastva) tritt einfach für die im Pet. W. gegebene Erklärung ein. An der unmittelbar im Anschluſs hieran von Hill. behandelten Stelle (in welcher übrigens âdityâso als Nomin., nicht als Voc. accentuirt ist) abstrahirt er ja auch selbst von der Bedeutung: unvergänglich, und greift, freilich an der des steten (Wohlseins) festhaltend, zu der von: wohlgemuth hinüber, die er dabei zugleich als „noch zu Sâyaṇa's Zeiten erhalten“ bezeichnet, während er doch vorher (p. 10) die bei Sâyaṇa vorliegende Erklärung von aditi durch adîna mit Recht nur als eine „etymologische Spielerei“ hinstellte. Was aber sodann ferner die Annahme betrifft, daſs die Göttin Aditi die Personification der Unvergänglichkeit des Tageslichtes sei, so scheint uns, einfach im Hinblick auf die Nacht, gerade diese Eigenschaft des Tageslichtes entfernt nicht so in den Vordergrund zu treten, daſs man meinen sollte, das religiöse Bedürfniſs der vedischen Inder hätte für dieselbe eine besondere Genie für nöthig befunden. Die Stellung der Aditi als „Lichtgöttin“ erscheint uns aber auch überhaupt als sehr zweifelhaft. Daſs die Morgenröthe ihr Antlitz genannt wird, will zum Wenigsten dafür nicht gerade viel besagen; der Begriff der Unbegrenztheit würde dafür auch völlig ausreichen. Jedenfalls hätte man ja dann doch eine ganz besondere Beziehung derselben zu den übrigen Lichtgöttern, speciell wenigstens zu denjenigen ihrer Söhne, der Âditya, bei welchen der Lichtcharakter direct in den Vordergrund tritt, zu Mitra also, zu erwarten. Aber gerade zu ihm findet eine dgl. nicht Statt (die Angabe des Schol. zu Pañcav. 21, 10, 19, daſs der dortige an Aditi gerichtete Spruch für einen maitra caru bestimmt sei, die übrigens dem Verf. unbekannt geblieben ist, reicht dafür nicht aus), vielmehr zu Daksha, zu dem sie ja auch die spätere Zeit noch (652) in innige

Verbindung setzt, also einer wesentlich speculativen Persönlichkeit, nach Hill. „der Personification der schöpferischen Kraft“. In der That scheint uns eben auch bei Aditi die physische Grundlage — und das Licht, auch in seiner Unvergänglichkeit gefafst, wäre doch immer eine solche — eine ziemlich dürftige zu sein, vielmehr die speculative, oder sagen wir lieber kosmisch-ethische Bedeutung bei weitem zu überwiegen, wenn auch wohl ursprünglich, um mit Müller's Worten zu reden, wirklich: „the visible infinite, the endless expanse beyond the earth, beyond the clouds, beyond the sky“ zu Grunde liegen mag. Só aufgefafst eignet sich denn Aditi auch vortrefflich als Mutter der Âditya, als Göttermutter, als Repräsentantin des Alls überhaupt. Dafs sie „jünger als ihre Söhne, die Âditya“, sei (p. 17), möchten wir nur in so weit zugeben, als Varuṇa und Mitra an und für sich gewifs, allem Anschein nach aber auch wohl Aryaman und Bhaga, älter sind, denn diese ihre Mutter, aber die Gruppe der Âditya setzt ihrerseits entschieden die Existenz dieser Mutter voraus, wie dies ja ganz einfach schon der Name selbst beweist, den man doch eben nur auf ein npr. Aditi, nicht auf ein dgl. Appellativum, noch etwa gar auf âdi, zurückführen darf.

Besonders anerkennenswerth ist, dafs der Verf. auch die Ritual-Texte, speciell die Taittiriya-Saṃhitâ zur Verwerthung herangezogen hat. Freilich ist die Zeit, der dieselben ihrerseits zunächst angehören, eine ganz secundäre im Verhältnifs zu dér Zeit, in welcher Aditi und ihre Söhne lebendige Gestalten waren, oder gar zu dér, in welcher die Conceptionen derselben entstanden sind. In dem Ritual selbst jedoch steckt vielfach uralter Kern, und reicht dessen Entstehung in der That wohl zum Theil in die wirklich vedische Zeit selbst hinein. Es sind freilich jedoch auch da allerhand Stufen auseinander zu halten.

Wir fügen noch einige Specialbemerkungen hinzu. Dafs das Nebeneinanderstehen der beiden Worte aditi und anarvaṇa an den betreffenden beiden Stellen „nur zufällig“ sei

(pag. 14), möchte im Hinblick auf das, was p. 23 über das der Aditi zukommende Epitheton anarva bemerkt ist, kaum zu statuiren sein. Um einen Gott Anarvaṇas handelt es sich hierbei übrigens jedenfalls nicht, höchstens um einen Anarvaṇa; es ist dies einer der wenigen Fälle, in denen sich auch Hill. einer unrichtigen Aufführung indischer Wörter schuldig macht („Brâhmaṇams" als Plural p. 4 oder „dieses Brâhmaṇams" p. 26 klingt zum Wenigsten auch nicht besonders schön). — Die Verbindung von aditaye mit durevâḥ p. 32 ist unrichtig; das Wort gehört zum Verbum: „beseitigt sollen werden der Aditi gegenüber die Uebelgearteten", d. i. sie sollen vor ihr dahinschwinden. — Dafs „alle Handdienste" beim Opfer von den adhvaryu besorgt würden, also vom Kochen seitens der Frau keine Rede sein könne (p. 41), bedarf mancher Einschränkung, da die patnî denn doch immerhin allerhand dabei zu verrichten hat, s. z. B. Kâtyây. 2, 4, 14. 5, 5, 36; es ist anzunehmen, dafs sie überhaupt erst allmählich immer mehr bei Seite geschoben worden ist. — Bei der Auffassung von adite als Dual in den beiden Stellen p. 46. 47 hat Hill. übersehen, dafs das Wort im Padapâṭha nicht als solches behandelt wird; dies ist ja freilich kein unübersteigliches Hindernifs; monirt mufste es jedoch immerhin werden. — Der Vers 4 auf p. 48 ist schwerlich zu übersetzen: „beim Pressen der Speise bewirken wir die grofse Mutter .." d. h. machen sie erscheinen, sondern: „zur Kraftgewährung rufen wir .." — Die Verwendung des Wortes mantra als Neutrum p. 51 ist gegen die Grammatik.

Der Schrift des Schülers folgte bald eine Abhandlung des Lehrers, Haug's Abh. über den Räthsel-Hymnus 1, 164. (Nr. 6):

(652[b]) Nicht ohne schmerzliches Bedauern über den frühzeitigen Hingang des verdienstvollen Mannes sprechen wir hier von seiner letzten Leistung für die indische Philologie. Wir haben wiederholentlich in früheren Jahren Gelegenheit gehabt, von seinen Leistungen auf dem Gebiete der érani-

schen Philologie zu sprechen, und dabei sowohl rühmend seines Scharfsinns wie tadelnd seiner Willkürlichkeiten und der unpassenden Art seiner Polemik zu gedenken. Auch was er für die Sanskritstudien literarisch gethan hat, leidet ja ebenfalls sehr erheblich durch die ihm anhaftenden dgl. Gebrechen (man wird z. B. gut thun, seine Uebersetzung des Aitareya Brâhmaṇa nicht ohne Benutzung der speciellen Kritik des Ref. darüber in vol. IX der Indischen Studien zu benutzen). Es ist aber nicht in Abrede zu stellen, theils daſs in den letzten Jahren Haug's Polemik milder, seine Arbeiten dem entsprechend solider geworden waren, theils daſs er ein ganz ausgezeichnetes Lehrtalent besaſs. Dafür bürgen die Namen der tüchtigen Schüler, Hübschmann an der Spitze, die er für die directe Mitarbeit an unseren Studien zu gewinnen und zu bilden gewuſst hat. Sein früher Tod ist in dieser Beziehung lebhaft zu beklagen; und auch was seine eignen Leistungen für die Wissenschaft anbelangt, so dürfen wir wohl annehmen, daſs dieselben das ihnen unstreitig anhaftende Autokratische u. s. w. immer mehr abgestreift haben und immer reifer und gesichteter geworden sein würden.

Die vorliegende Abhandlung ist unstreitig das Resultat einer mühevollen und sorgfältigen Arbeit. Sie betrifft eines jener langathmigen sûkta der Ṛiksaṃhitâ, welche offenbar kein einheitliches Erzeugniſs, sondern ein mixtum compositum verschiedener Bestandtheile, und zugleich ein Resultat nicht dichterischen Schaffens, sondern speculativer Düfteleien sind, somit nicht zu dem alten Bestande der Sammlung, sondern zu den aus der Redactionsperiode stammenden Zuthaten gehören. Dasselbe umfaſst 52 Verse, und zwar fast lauter Räthselsprüche und Räthselfragen, wobei die betreffenden Gegenstände nicht mit ihren gewöhnlichen allgemein verständlichen Namen genannt, sondern durch symbolische Ausdrücke bezeichnet, oder gar nur durch mystische Beziehungen angedeutet werden, bei denen die Zahlen eine groſse Rolle spielen. Es sind kosmische, kosmogonische, anthropologische, aber auch metrische und rituelle Fragen, die uns hier im bunten

Wechsel, ohne Zusammenhang nebeneinander gestellt, vorliegen. Mit einer einzigen Ausnahme fehlen die Lösungen. Mit Recht weist Haug (p. 7 ff.) auf die, den Angaben in den Ritualtexten nach, bei verschiedenen grofsen Opfern üblichen sogenannten brahmodya, „Räthselspiele", durch welche sich die dabei fungirenden Priester ihren Mitstrebenden überlegen zeigen und dieselben in Verlegenheit bringen wollten, als Veranlassung auch zur Entstehung dieser Räthselverse hin, von denen einige ja auch bei solcher Gelegenheit im Ritual direct angeführt werden. Haug vermuthet, dafs der Name Dîrghatamas, Langdunkel, den der Verf. (s. 1, 158, 6. 8, 9, 10) führt, demselben entweder als Spitznamen in Folge der Dunkelheit dieser Verse gegeben, oder aber dieselben ihm wegen dieses seines Namens, resp. ihrer eignen Dunkelheit wegen, zugetheilt worden seien. — Als Grundlage seiner Erklärungen nun für diese bisher noch von Niemand eingehender behandelten Verse dienten Haug, neben Yâska und Sâyaṇa, „die indischen Anschauungen", auf die er ja, seit er selbst in Indien gelebt, so grofses Gewicht zu legen gewohnt war. „Man mufs nichts herausdeuten, was kein Product des indischen Geistes sein kann noch auf realen Anschauungen des alten Indien beruht". Dies ist ja auch sehr richtig. Wenn nur eben die Kenntnifs der gegenwärtigen „indischen Anschauungen" wirklich auch geeignet wäre, uns über (653) diese „realen Anschauungen des alten Indiens" annoch Aufschlufs zu geben und als Norm dafür zu dienen! Haug war da eben leider gar zu geneigt, das, was er zufälliger Weise während der paar Jahre, wo er dort war, in Bombay und Poona, wo er sich ja eigentlich allein aufgehalten, kennen gelernt hat, uns ohne Weiteres als solche „realen Anschauungen des alten Indiens" zu octroyiren! Wir sind nun zwar weit davon entfernt, derlei jetzt noch zu gewinnende Aufschlüsse zu unterschätzen; im Grofsen und Ganzen aber halten wir das Studium der Ritual-Texte selbst und ihrer Commentare für weit geeigneter, uns hierin zu helfen. Factisch kommt ja denn auch im vorliegenden Falle bei dem, was Haug aus

den ihm zugänglichen „indischen Anschauungen“ herangezogen hat, sehr wenig wirklich Ersprießliches heraus.

Haug's Uebersetzung ist in Prosa, und er benutzt diese Gelegenheit gegen metrische Uebersetzungen als bloſs „zur Irreführung und Täuschung des Publikums“ dienend, also immerhin noch scharf genug (!), zu Felde zu ziehen, wobei er offenbar die „Siebenzig Lieder“ speciell im Auge hat. Wir stehen hierbei unbedingt auf Seite der Letzteren, geben aber gern zu, daſs für solche Textstücke, wie das hier vorliegende sûktam, die eben factisch nur Versificate, keine Hymnen und dabei im Inhalt so verzwickt wie möglich sind, die prosaische Uebersetzung unter Umständen in der That den Vorzug verdient. Auf unsere eigenen metrischen Uebersetzungen, des Jyotisha z. B. sehen wir allerdings nicht ohne einiges Herzklopfen, und betrachten dieselbe geradezu als eine Verirrung; im Uebrigen jedoch verweisen wir u. A. auch auf das in den Indischen Streifen 2, 117 bei Gelegenheit unsrer metrischen Uebersetzung des Dhammapada hierüber Bemerkte.

Trotz der Prosa, bleibt ja denn im Uebrigen auch bei Haug's Uebersetzung sehr Vieles gänzlich dunkel, wie er dies denn ja auch selbst in seinem detaillirten Commentar zu den einzelnen Versen bereitwillig einräumt. Ein specielles Eingehen hierauf ist hier nicht am Orte. Greifen wir indeſs doch einzelne Puncte heraus, wo eine directe Berichtigung auf der Hand liegt. So ist es p. 16 eine unrichtige Angabe, daſs der „Jyotishṭoma aus sieben einzelnen Theilen besteht“; es handelt sich dabei vielmehr um die sieben sogenannten saṃsthâ eines soma-Opfers, d. i. sieben verschiedene Formen, in denen dasselbe begangen werden kann, verschieden hauptsächlich nach der Zahl der çastra und stotra, die von je 12 bis zu je 33 ansteigen (s. Ind. Stud. 9, 120. 229. 10, 352); es treten aber auch noch allerhand andere Differenzen in Bezug auf das stomâyanam z. B. u. s. w. dazu; jyotishṭoma heiſst ein soma-Opfer überhaupt nur unter ganz besonderen Bedingungen (s. ibid. 10, 354). — Der Plural zu yojaneshu könnte

auf yojanâni sein, nicht yojanâḥ p. 20. Es ist dies ein schlagendes Beispiel jener willkürlichen, principlosen Art, mit der Haug die Sanskritwörter aufführt, gerade wie dies (s. oben) Ludwig thut, der sich ihn eben leider darin wie in manchem Anderen, wo er es besser nicht gethan hätte, zum Muster genommen zu haben scheint. Ganz wie bei ihm finden wir eben auch hier bei Haug Themaformen und Nominative, und zwar beide bald mit richtigem, bald mit den saṃdhi-Regeln gemäfs gestaltetem Auslaut, pêle mêle durch einander, und darunter dann ebenfalls auch einige geradezu falsche Formen, wie eben hier yojanâḥ. — Die Correctheit in der Wiedergabe indischer Wörter läfst ja hier leider auch sonst noch Manches zu wünschen; so finden wir z. B. den Namen des Çâñkhâyana auf p. 7—9 in vier Formen neben einander, nämlich Çâñkhâyana, Çâñkhyâyana (das ç resp. durch ś gegeben), Sâñkhâyana und Sâñkhyâyana; ebenso Sâman als Masculin. gebraucht p. 34. 37; durchweg der Brähmâne, brähmânisch. — Die „zehn Angeschirrten" p. 21 könnten sich sehr wohl auf die (653[b]) zehn ayana des fünfjährigen yuga beziehen. — Die Kuh p. 25 ist wohl besser die prakṛiti; sûte heifst nicht „im Geborenhaben", denn es ist tonlos, also Verbum finitum. — Statt der „Himmelskörper" könnten unter den „Angespannten" p. 26 auch die Monate zu verstehen sein. — Das Wort „Brahmâṇe" (!) nimmt Haug p. 45 ebenso in den Text, der nur den Nom. von brahmán hat, auf, wie dies Ludwig in ähnlichen Fällen thut, obschon er auf p. 44 selbst bemerkt: „vielleicht ist hier nur der Brahmâpriester (sic!) gemeint". — Bei seiner Polemik p. 56 gegen die in den „Siebenzig Liedern" vorliegende Uebersetzung von khâm ṛitasya durch „Quelle des frommen Sinnes", während er es selbst durch „Wasserquelle" übersetzt, hat Haug leider die schon von Benfey aufgewiesene Parallele mit dem zendischen ashahe khâo, Fundgrube der Reinheit (Justi), nicht im Gedächtnifs gehabt, denn er hätte doch wohl Anstand genommen, die scholastische Erklärung von ṛita durch „Wasser" uns auch für zend. asha aufzudrängen!

In eine unserm Standpunct jedenfalls weit homogenere Region gelangen wir mit der nun folgenden Arbeit, mit Grafsmann's Uebersetzung des Ṛik. (Nr. 7.)

Wenn H. Grafsmann schon seit längerer Zeit durch seine Beiträge zu Kuhn's Zeitschrift bei allen Bekennern der vergleichenden Sprachforschung hoch in Ehren stand, so ist er doch erst seit Kurzem, nämlich durch sein „Wörterbuch zum Ṛigveda" (1873—75), für uns Sanskṛitphilologen speciell geradezu eine Art household-Götze geworden. Dás Buch ist ja eben für uns, schon seiner bequemen Handlichkeit wegen, trotz mancher Mängel auch dárin, in der That wie Salz und Brot. Und kaum hat er eben erst diese gewaltige Arbeit unter Dach und Fach gebracht, so geht der rüstige, greise Kämpe schon wieder frischen Muthes an eine neue dgl., unbeirrt dadurch, dafs neben ihm schon ein Jüngerer die Hand nach der Palme des Sieges ausgestreckt hat. Freilich konnte er dessen Arbeit, so weit sie überhaupt parallel geht, bei der seinigen bereits benutzen, hatte somit zunächst einen nicht unerheblichen Vortheil vor ihm voraus, der sich indefs im weiteren Verlaufe wieder dadurch heben wird, dafs auch Ludwig nun für diejenigen Stücke, die bei ihm erst später an die Reihe kommen, Grafsmann's Werk zu Rathe ziehen kann. Plan und Zweck beider Arbeiten differiren ja freilich gewaltig. Grafsmann's Absicht geht, wie die der Uebersetzer der „Siebenzig Lieder", dahin, den Ṛigveda „jedem wissenschaftlich Gebildeten" zugänglich zu machen, nicht nur „den Sinn", sondern auch den „Gesammteindruck des Originals überall so treu als möglich wieder zu geben". Zu dem Zwecke hat er denn speciell auch die metrische Form desselben beibehalten, und nur diejenigen Lieder, deren dgl. Form eben einer metrischen Uebersetzung widerstrebt, in Prosa übersetzt. Unserer Meinung nach wäre hier noch weiter zu gehen gewesen; und er hätte nicht blofs diejenigen Hymnen, welche durch ihre ungelenke metrische Form einer Uebersetzung in gleichem Versmaafse widerstreben, sondern auch diejenigen, die durch die Dunkelheit ihres Inhalts eine

dgl. als unräthlich erscheinen lassen, insofern bei ihnen eben, trotz glatter metrischer Form, deren Beibehaltung doch zu grofse Opfer auf Kosten der Treue verlangt, besser nicht metrisch, sondern in Prosa, übersetzen sollen. Wer blofs eine Auswahl von Hymnen giebt, der kann ja dabei leicht diejenigen Stücke vermeiden, auf die dies zutrifft. Wer aber die ganze Sammlung übersetzt, ist ganz anders gestellt und sollte sich darum denn auch nicht scheuen, im gegebenen Falle lieber die Waffen zu strecken. Jedenfalls können wir es in keiner Weise billigen, dafs Grafsmann jene Lieder,

(654) die er sich genöthigt sah, in Prosa zu übersetzen, in den „Anhang verwiesen“ hat, zugleich mit allen denjenigen Versen oder Liedern, die sich nach seiner Meinung als „spät hinzugefügt“ erweisen, wodurch denn, wie er selbst sagt, factisch etwa ein Zehntel des Ganzen brevi manu ausgeschieden worden ist. Freilich giebt er dies stets suo loco genau an, aber es bleibt das doch die reine Willkür, und ist, was speciell die Prosa-Uebersetzungen betrifft, einfach eine zu grofse Connivenz gegen die Leser, die Gr. zunächst im Auge hat. Der Ṛigveda ist eben keine „Sammlung lyrischer Gedichte“, die man sich mal in müfsigen Stunden ihres poetischen Gehalts und ihrer poetischen Form wegen vornimmt. — Es ist übrigens Grafsmann in dieser Connivenz auch noch in einer andern Beziehung viel zu weit gegangen. Nämlich in der Wiedergabe der indischen Wörter und Namen. Wir meinen hier nicht die Umschreibung der palatalen Laute durch tsch und dsch, so wie des palatalen Halbvocals durch j; das kann man sich ja gern in solchem Falle gefallen lassen. Aber den bis auf einige Schwankungen in den ersten Bogen gänzlichen Mangel an Unterscheidung der lingualen und der dentalen Laute, die ebenfalls bis auf einige dgl. Schwankungen durchgeführte Umschreibung des r-Vocals durch ri, die fast gänzlich mangelnde, geradezu nur sporadisch erscheinende Bezeichnung der Vocal-Längen, so wie endlich auch das Festhalten an der doch nur curiösen Umschreibung des ai durch ē können wir nicht billigen; Iḷâ z. B.

erscheint also bei ihm als Ida! Und dazu tritt noch mehr. Wenn Ludwig in der That wohl zu viel Sanskrit-Appellativa in seine Uebersetzung aufgenommen hat, so fehlt Grafsmann durch das Gegentheil; er übersetzt nicht nur termini technici, wie neshṭar, potar, praçâstar und stehende Beiwörter wie jâtavedas „Wesenkenner“, vaiçvânara „Männerhort“ u. s. w., sondern auch sogar Eigennamen. Die Açvin z. B. sucht man vergeblich in seiner Uebersetzung, er nennt sie „die Ritter“; kavir Uçanâ ist bei ihm „Uçana, der Dichter“; Indra's Rosse sind ihm „die Füchse“, harivant „der Füchselenker“. Er führt im Uebrigen zwar die indischen Wörter fast durchweg in ihrer richtigen Themaform auf (die Wörter auf vant freilich auf vat; nun, darüber läfst sich ja reden), scheidet auch das s des Genitivs wie das des Plurals bei vocalisch auslautenden Themen durchweg durch den Apostroph, also Vaju's, Vasu's, wodurch eben der Auslaut des Wortes klar und sicher hingestellt wird, was leider bei Ludwig nicht immer geschieht, aber er flectirt dafür die indischen Wörter hie und da geradezu in deutscher Weise: „die Kuçiker“, „die Bharater“, „die Sudhanvaner“ (sollte wenigstens Saudh. sein), „die Angirasen“. Auf Sprache und Ausdruck hat er im Uebrigen offenbar ganz besondere Sorgfalt verwendet, doch fehlt es auch da nicht an etwas gar zu modernen Wendungen, z. B. „im Chore“ p. 4 für suvîrâs, „viele Milliarden“ p. 134 für „tausend und zehntausend“. Als fremdartiger Ausdruck ist uns z. B. „des grofsen Wagens Schleuer“ p. 94 für nidhânam, Schuppen etwa, aufgefallen. Jedenfalls liest sich diese Uebersetzung sehr gefällig, ist durchweg geschmackvoll, und wird denn auch allerdings einen ganz andern, viel gröfsern Leserkreis finden, als die Ludwig's. Und wie steht es mit der Treue? Nun, auch da kann unser Urtheil im grofsen Ganzen nur höchst anerkennend ausfallen. Freilich haben aber doch der metrischen Form manche Opfer gebracht werden müssen, und bei schwierigen Stellen kommen wir demnach mit dem Wortlaute des Textes oft gar sehr in die Brüche. Zu bedauern ist in dieser Be-

ziehung, dafs Grafsmann sich die „Siebenzig Lieder“ nicht auch dárin zum Muster genommen hat, dafs er jedem Hymnus kurze exegetische Noten beifügte; so ganz „ohne Commentar“ geht es nun einmal doch in solchen Fällen nicht gut ab. Freilich (654[b]) verweist er uns ähnlich wie Ludwig auf die „am Schlusse jedes Theiles hinzugefügten Anmerkungen“, aber bequemer wäre es denn doch, das Nöthige immer gleich in nächster Nähe zur Hand zu haben; es braucht ja nicht gerade ein „grofser exegetischer Apparat“ zu sein! Trotz dessen ist die Uebersetzung nicht blofs für den „wissenschaftlich Gebildeten“ im Allgemeinen, sondern auch für den Veda-Kenner“ von hohem Werthe, für Letzteren einfach schon als das Ergebnifs „reiflicher Erwägung“ von Seiten eines mit dem Ṛik so innig vertrauten Mannes, zumal sich derselbe dabei noch der intimen Cooperation Delbrück's zu erfreuen hatte, wie er dies am Schlusse des Vorwortes dankbar anerkennt.

Von ganz besonderem Interesse in letzterer Beziehung sind im Uebrigen noch die einleitenden Bemerkungen, die er theils den gröfseren Hymnengruppen, theils den einzelnen Hymnen voranschickt. Bei Ersteren stellt er kurz die Hauptzüge zusammen, welche die Gottheit, der die betreffende Gruppe gewidmet ist, charakterisiren. Die einzelnen Hymnen dagegen werden, wo Veranlassung dazu vorliegt, durch Angaben über den Gedankengang darin, insbesondere aber durch kritische Bemerkungen über spätere Zufügung einzelner Verse, über kettenförmige Verknüpfung der Verse, über strophischen Bau u. s. w. eingeleitet. Vielfach sind dieselben auch direct, wegen Wechsel des Metrums, oder aus dem Inhalt entlehnten Gründen, in verschiedene Lieder aus einander gelegt unter Beibehaltung indefs der fortlaufenden Verszahl. — Durch Angabe der maṇḍala und sûkta auf der einen Seite, der fortlaufenden Zahl für die Stelle des Hymnus in der ganzen Sammlung auf der gegenüberstehenden, ist für leichte Auffindbarkeit (woran es bei Ludwig ja leider so gänzlich mangelt) vortrefflich gesorgt. Der Druck ist überhaupt sehr prak-

tisch eingerichtet und correct, die Ausstattung splendid. Von sinnentstellenden Druckfehlern moniren wir z. B., dafs auf p. 6, 9 zu lesen ist „den Agni-Liedern“ statt „den Apri-Liedern“, und dafs p. 2, 13 die Zahl 2 in 9 zu ändern ist.

Das Werk zerfällt in zwei Theile, und zwar so, dafs das erste Buch des Textes, welches nicht einer bestimmten Sänger-Familie zugehört, sondern kleinere dgl. Hymnen-Gruppen umfafst, in den zweiten Theil, zu dem auf rituellen Gründen ruhenden neunten Buch und dem im Wesentlichen erst der Redactionszeit der Sammlung angehörigen zehnten Buch verwiesen ist. Da die Bequemlichkeit des Aufsuchens (die Reihenfolge bleibt im Innern selbst intact) durch diese Verweisung nicht besonders leidet, in der That auch Vieles für eine Buch 2—8 gegenüber spätere Zusammenstellung des ersten Buches spricht (gleich der Eingangsvers des ersten Hymnus deutet ja eigentlich ganz direct darauf hin), so wollen wir uns diese Willkürlichkeit (eine solche bleibt es ja immerhin!) ohne directen Protest gefallen lassen.

Auch in Indien selbst beginnt das Veda-Studium neue Wurzeln zu fassen. Dafür tritt die unter Nr. 8 genannte Publication ein.

„This translation is dedicated to all his Aryan brothers and sisters by the Translator“ lautet die Widmung; der „Translator“ selbst aber nennt sich weder hier noch sonst wo, so dafs wir unsern Dank für dieselbe und für seine Leistung an und für sich eben auch nur an eine unbestimmte Adresse darbringen können. Den Mahrâṭhî-Theil seiner Arbeit sind wir zwar aufser Stande zu beurtheilen, dürfen aber wohl annehmen, dafs derselbe hinter dem Sanskrit-Theil u. s. w. an Correctheit und Solidität nicht zurückbleiben wird. Wir erhalten nämlich hier eine vollständige Ausgabe der Ṛiksaṃhitâ in Saṃhitâ- und in Pada-Text, begleitet von drei Uebersetzungen, einer in gewöhnlichem Sanskṛit (mit Glossen durchsetzt), (655) einer zweiten in Mahrâṭhî, der dritten in Englisch (iṃgrajî), sowie von einem zum Theil sehr ausführ-

lichen exegetischen Commentar in Mahrâṭhî. Die vorliegenden drei Hefte reichen bis zu 1, 22, 21; soll das Werk in diesem Umfange fortgehen, so werden denn freilich über 100 dgl. Hefte dazu erforderlich sein! Es ist somit geradezu eine kolossale Arbeit, die hier unternommen wird. Der Druck ist äufserst praktisch eingerichtet, sehr gefällig und sehr correct. Auf der einen Seite ist die ashṭaka-, auf der gegenüberstehenden die maṇḍala-Theilung fortgeführt. Jeder Hymnus ist eingeleitet durch die Angaben des Autors, der Gottheiten, des Metrums. Die Sanskṛit-Uebersetzung („bhâshâyâm") wie die englische lehnen sich mehrfach an Sâyaṇa an, so z. B. bei der neuerdings umstrittenen Stelle 1, 6, 1 carantam pari tasthushas, wo letzteres Wort eben auch statt als Gen. Singul. Neutr. vielmehr als Nom. Plur. Masc. aufgefafst wird, wie dies ja in der That auch in dem von Sâyaṇa ad loc. citirten Brâhmaṇa zu geschehen scheint. Es ist indessen diese Anlehnung an Sâyaṇa keineswegs eine feste, vielmehr geht der „Translator" auch vielfach seine eigenen Wege, und zwar zum Theil in recht verständiger Weise, so z. B. wenn er 1, 25, 6 dûḷabham durch durdabham dushpratâraṇîyam übersetzt, während Sây. dies Wort hier gerade gar nicht auf √dabh, sondern auf √dah zurückführt, an anderen Stellen zwar auf √dabh dafür zurückgeht, aber unter Erklärung durch: hiṅsitum açakya, durhiṅsa, tiraskartum açakya, bâdhitum açakya, anabhibhâvya.

Die auf dem Umschlage mitgetheilte Subscriptionsliste zeigt, dafs sich diese auf streng wissenschaftlicher Basis stehende Publication bereits einer guten Aufnahme unter den einheimischen Gelehrten zu erfreuen hat. Wir können derselben nur den besten Fortgang wünschen. Der jährliche Subscriptionspreis beträgt 6 Rupies (4 Thaler), jede Nr. kostet 10 Âna. Da jetzt, Dank St. Stephano, durch die Einführung directer Postmandate und billiger Kreuzbandsendungen zwischen Deutschland und Indien die unmittelbare Beziehung indischer Drucke so ungemein erleichtert ist, so möchten wir wohl wünschen, dafs eben auch von deutschen Bibliotheken

u. s. w. aus zahlreiche Subscriptionen auf dies offenbar in den richtigen Händen ruhende Unternehmen erfolgen mögen. „Editor of the Vedârthayatna, Bombay, Induprakâça Press" würde die richtige Adresse dafür sein.

Wir schliefsen hier mit einem andern Grufs, der auch aus der Fremde kommt, wenn er auch zunächst aus der Nähe ertönt, mit der Schrift nämlich des Kyprioten Myriantheus über die Açvins. (Nr. 9.)

Das ist mal wieder ein kräftiger Posaunenstofs in das Horn der vergleichenden Mythologie, wohl geeignet, die müden Schlummerer aus ihrer „classischen" Ruhe aufzustören, dafs sie erschreckt emporfahrend fragen, ob er denn schon da sei, der Tag des Gerichtes? Und zwar dies um so mehr, als der schrille Ton aus dér Gegend selbst kommt, welche durch die Geburt der beiden „Himmelssöhne" geweiht ist, von einer jener Inseln des griechischen Archipelagos (Kypros), wohin die Sage dieselbe versetzt. Nun, die Mauern von Jericho werden wohl noch nicht einfallen; aber eine tüchtige Arbeit ist es doch, die uns hier vorliegt, ein Zeugnifs solider Studien, energischen Fleifses und geistigen Scharfblicks. Seinem Namen gemäfs hat der Verf. den Saft von „unzähligen Blüthen" in sich aufgenommen und in Honig verwandelt! Freilich, der Stachel fehlt auch nicht; mit jugendlichem Ungestüm stürzt sich M., berauscht von dem zauberischen Dufte der vergleichenden Mythenforschung, auf seine Gegner. Sein Idol geradezu ist Max Müller, „der mit seltener Universalität begabte gröfste Sanskritist unserer Zeit"; aber auch ihm tritt er gelegentlich scharf entgegen (655[b]) und kritisirt ihn. Ein besonderes Vergnügen aber macht es ihm — und hier zeigt sich der Schüler ganz auf den Bahnen seines Lehrers Haug wandelnd —, wenn er die Gelegenheit gefunden zu haben meint, dem Petersburger Wörterbuch, Roth nämlich, oder auch Grafsmann etwas am Zeuge zu flicken. Am schlimmsten freilich kommen natürlicher Weise die classischen Philologen und Mythologen weg, Bergk, Ernst und Georg Curtius,

Preller, Schömann, Welcker. *Οἴ μοι!* — Wie das denn aber so geht, auch unser Percy-Heifssporn hat seine Achillesferse, und dieser wunde Punct heifst hier einfach: die Nichtbenutzung seiner Vorgänger. Es sind ihm nämlich in für ihn geradezu verhängnifsvoller Weise gerade diejenigen beiden Behandlungen seines Gegenstandes entgangen, in welchen die neuen Resultate, die er vorlegt, bereits enthalten sind. Es bestehen nämlich dieselben 1) in der Erklärung der Açvins als Zwielicht und 2) in der Erklärung der Athene Tritogeneia als Blitz. Was zunächst letztere Entdeckung betrifft, über die sich der Verf. in einer wiederholentlich von ihm citirten Abh. „über die ursprüngliche Bedeutung der Pallas Athene in der griech. Mythologie“ (Augsb. Allg. Zeit. 1875, Beilage zu Nr. 175. 176) speciell ausgelassen hat, so ist das dort, wie hier p. XVIII ff., von ihm Vorgetragene schon im Januar 1868, und zwar in unvergleichlich besserer Weise, von Benfey in seiner höchst wichtigen, kleinen Schrift: „*Τριτωνιδ Αϑανα*, Femininum des zendischen Mascul. Thraêtâna âthwyâna“ (Separatabdruck aus den Nachrichten von der K. Ges. der Wiss. p. 36—60) ausgeführt worden, wo derselbe zugleich noch (p. 24) auf Kuhn und Preller als ihm darin theilweise bereits vorausgegangen hinweist. Die Erklärung der Açvins aber als Zwielicht hat schon Goldstücker gegeben und zwar auf Grund der eigenthümlichen Angabe Yâska's über das Wesen derselben. Da der Verf. das Buch, in welchem sich diese Erklärung mitgetheilt findet, nämlich den fünften Band von Muir's Original Sanskrit texts (1870) wiederholentlich citirt (s. z. B. p. 4. 11. 14. 37 ff.), auch auf die Angaben Yâska's speciell eingeht (p. 14. 21. 23. 25), ja sogar Goldstücker's Ansicht über dieselben direct citirt (p. 26), so ist es uns geradezu unbegreiflich, warum er nicht eben unter den verschiedenen Erklärern, die er p. 23. 24 aufführt, Lassen, Benfey, Roth, uns selbst, Max Müller, auch Goldstücker's gedenkt, vielmehr sich als dén hinstellt, der eben die Açvins zuerst durch das Zwielicht erklärt habe. Goldstücker nimmt ja allerdings, seinen euhemeristischen Nei-

gungen gemäfs, zwei Elemente in dem Açvin-Mythos an, ein menschlich-historisches (that these Açvins like the Ribhus were originally renowned mortals; nun, dás können wir wohl auf sich beruhen lassen!) und ein kosmisches; von letzterem aber sagt er ausdrücklich bei Muir 5, 257: „that the Açvins represent the transition from darkness to light, when the intermingling of both produces that inseparable duality expressed by the twin nature of those deities“. Also, dér Gedanke selbst ist nicht neu; immerhin jedoch gebührt dem Verf. die Anerkennung, dafs er ihn gut durchgeführt und die Vorstellungen und Legenden des Veda, die übrigens ja an und für sich schon von Muir ausführlich behandelt waren, damit in Einklang zu bringen gewufst, vor Allem aber die Identität der beiden divo napâtâ mit den *Διος κουροι* anschaulich und geistvoll dargestellt hat. Die Stellung der Açvins als Götter des anbrechenden Morgens an und für sich war ja freilich schon vorher zur Genüge bekannt, und es ist uns [nur], auch gegenüber der mehrfach höchst ansprechenden Erklärungen, welche der Verf. von den verwandten vedischen Mythen in Bezug auf Yama u. s. w. giebt, doch immer noch ziemlich fraglich, ob seine, resp. nach Obigem eigentlich Goldstücker's, Auffassung von ihrer ursprünglichen (656) Bedeutung wirklich die richtige ist. Das „Zwielicht“ ist uns eben in der That doch immer noch „fast etwas zu blafs für dieses, wie die Morgenröthe selbst als Prototyp der Jugend und Schönheit geltende Götterpaar“ (Ind. Stud. 5, 234). Auch der Begriff des Paarweisen wird dadurch, unserer Meinung nach, viel zu wenig direct an die Hand gegeben; man müfste denn etwa auch das Zwielicht des Abends heranziehen wollen, das ja aber gerade die entgegengesetzte Vorstellung, das Hineinführen nämlich in die Schrecken der Nacht und des Todes, involvirt und demgemäfs in der That eben wohl auch in Yama und Yamî, freilich auch wieder einem Götter*paar* (!), seinen besonderen Ausdruck gefunden hat. Wir sehen uns daher einstweilen annoch durchaus nicht veranlafst, mit unserer eigenen Ver-

muthung a. a. O. der Ind. Stud., dafs nämlich das Gestirn der Zwillinge es ist, welches in seiner Function als Morgenstern dem Açvin-Paar, resp. dem Dioskuren-Paar, zu Grunde liegt (für letzteres ist dies ja schon von Andern angenommen worden), zu abdiciren. Die scholastische Erklärung des Namens nâsatya, aus na asatya „nicht unwahr", wenigstens, an welcher der Verf. festhält, halten wir jedenfalls für gänzlich verfehlt, und schon darum eigentlich geradezu für unmöglich, weil das Wort, wie er ja auch selbst anführt, sich auch im Zend vorfindet; wir erkennen darin vielmehr eben (s. bereits unsere Anzeige von Muir's Sanskṛit texts vol. V im Lit. C.-Bl. 1870 pag. 865 [ob. p. 39]) die beiden aus dem nächtlichen Dunkel hervortretenden Lichtnasen, Lichtinseln, welche „einer Nase gleich im Ocean des Morgenhimmels stehen", und bringen damit auch die Inselgeburt der Dioskuren in Bezug, „wie denn auch deren Schwester Helena sich zur Schwester (und Braut) der Açvins (Sûryâ, von derselben Wurzel svar) als ein weiteres Vergleichsmoment gesellt". Und zwar liegt uns auch vielleicht noch im Ṛik selbst eine Spur für ein wenn auch etwa nur auf volksetymologischem Grunde beruhendes Bewufstsein der Zugehörigkeit des Wortes zu nâsa vor. In jenem curiosen Hymnus nämlich 2, 39, welcher die Paarheit der Açvins in mannigfacher Art, u. A. auch durch Vergleich mit den paarweisen Körpertheilen (Lippen, Brüste, Ohren, Hände, Hörner u. s. w.) illustrirt, werden sie u. A. auch als: „wie die beiden Nasenlöcher unsern Körper beschützend" (!), nâse 'va nas tanvo rakshitârau, bezeichnet; nun, dies ist eine Function, die den Nasenlöchern doch wahrlich nur sehr uneigentlich zukommt, vielmehr eben speciell nur auf die nâsatya ihrerseits gemünzt scheint.

Wenn wir nun unsrerseits nicht Anstand nehmen, der Meinung des Verf.s in Bezug auf die ursprüngliche Identität der Açvins mit den Dioskuren, die ja übrigens auch schon oft genug vor ihm ihren Ausdruck gefunden hat, wenn sie auch allerdings bisher noch nicht só detaillirt behandelt worden

war, beizustimmen, so sind wir doch weit entfernt davon, in der Schätzung dieser gemeinschaftlichen Grundlage und in der Unterschätzung der Bedeutung der semitischen sowohl wie der speciell griechischen Elemente für die Erklärung der griechischen Mythologie so weit zu gehen, als er es thut. Vielmehr meinen wir, dafs man eben der richtigen Anerkennung und Würdigung der Resultate, welche durch die vergleichende Mythenforschung zu gewinnen sind, durch eine dgl. Uebertreibung des Werthes derselben gerade in den Weg tritt und directen Eintrag thut. So wenig wie durch (656[b]) die vergleichende Grammatik die Forschung auf dem Gebiete der Einzelgrammatiken überflüssig wird, die vielmehr dadurch erst rechten Sporn und Förderung erhält, noch viel weniger ist dies bei den ihrem ganzen Wesen nach ja viel flüssigeren Gebilden der vergleichenden Mythologie der Fall. Aber allerdings wird man fortab, wenn man für einen wirklich alten griechischen Mythos die Geschichte seines Werdens kennen lernen will, eventualiter drei Stufen aus einander zu halten haben, eine indogermanische Grundlage, sodann eine Phase für semitische u. s. w. Einflüsse während der Zeit der Einwanderung nach Griechenland, sowie für die ältere Zeit der bereits erfolgten Ansiedlung daselbst, endlich die speciell griechische Entwicklungsphase, von der ja im Uebrigen weitere auswärtige Einflüsse in historischer Zeit auch nicht vollständig auszuschliefsen sind.

Der Verf. hat seinen Stoff in zwei Abschnitte getheilt. Der erste handelt von der Herkunft und ursprünglichen Bedeutung der Açvins, der zweite von ihren Mirakeln, oder besser von ihrer Wirksamkeit, nämlich von ihrer Thätigkeit als Befreier aus der Finsternifs, als Gottheiten der Verjüngung, als Krieger und Beschützer in den Schlachten, als Aerzte, als Brautführer, als Beförderer des Glückes der Ehepaare und als Götter des Gedeihens, endlich als Retter aus dem Sturm. Ein dankenswerthes „Wortregister" macht den Schlufs.

Die Uebersetzung der zahlreichen, in lateinischer Umschrift mitgetheilten Vedastellen ist im Allgemeinen richtig,

obschon der Verf. allerdings, auch hier im Anschlufs an seinen Lehrer Haug, im Einzelnen oft zu geneigt ist, die Auffassung der indischen Scholien zu adoptiren. Die Aufführung der Sanskṛit-Wörter geschieht im grofsen Ganzen richtig, in der Themaform; um so unangenehmer berühren dazwischen einzelne Nominative auf as von Themen auf a und andere dgl. Inconsequenzen, welche den Nicht-Kenner irreleiten müssen. Der Druck ist strichweise durch garstige Fehler im Sanskṛit-Theil arg entstellt; einige derselben scheinen übrigens ein peccatum ab origine zu sein, d. i. auf dem Manuscript des Verf.s zu beruhen, z. B. die „Priamiden“ p. 143 für die „Priyamedha“ (!), ein für manchen Leser dieser Schrift möglicher Weise verhängnifsvoller Fehler, der auch in der Note wiederkehrt, wo freilich im Verse selbst die richtige Form sich findet. Von p. 129 an hat der Verf., in Folge seiner Abreise aus München, von wo das Vorwort, October 1875, datirt, nach seiner Heimath Cypern, die Correctur nicht mehr selbst lesen können; das erklärt denn Manches der Art von da ab.

Den deutschen Ausdruck finden wir im Ganzen vortrefflich. Auch in dieser Beziehung verdient die Schrift somit dieselbe warme Anerkennung, die ihrem Verf. auch im Uebrigen für den Hauch begeisterter Liebe zur Wissenschaft, der sie durchweht, und für die tüchtigen, soliden Kenntnisse, die er sich unter Haug's Leitung angeeignet hat, gebührt. Wenn Griechenland bisher nur durch den 1786 nach Benares, wo er 1833 starb, verschlagenen Athener Galanos, bekannter Maafsen übrigens auch in höchst respectabler Weise, an den Sanskritstudien sich betheiligt hatte, so hat es jetzt denn auch in Myriantheus einen Vertreter dafür gewonnen, der sich durch diese seine Schrift gleich einen Platz unter den *πρόμαχοι* derselben erobert hat.

---

104. Kittel, F., über den Ursprung des Liñga-Cultus in Indien. Mangalore, 1876. Basel, Missions-Buchhandlung. (48 S. gr. 8.) 2 Mk. 50 Pf. L. C.-Bl. nr. 42. p. 1385-87.

Bekanntlich ist der Phallus-Dienst in Indien als ein der brâhmanischen Religion ursprünglich fremdes Element zu erachten und zwar der bisher allgemein üblichen Annahme nach speciell den nicht-ârischen Urbewohnern des Dekhans, welche die ârischen Einwanderer daselbst vorfanden, zuzuschreiben, von ihnen aus erst secundär eben auch zu diesen übergegangen. Kittel nun tritt dem entgegen und plaidirt dafür, dafs der Liñga-Cult den Draviḍa ursprünglich ganz fremd gewesen, erst durch die Ârya ihnen zugekommen sei! Und zwar stellt er zunächst die angebliche gröfsere Verbreitung desselben im Dekhan überhaupt direct in Abrede und meint im Uebrigen, dafs, wenn dieselbe etwa auch gegenwärtig wirklich bestände, dies doch für den Ursprung des Cultus selbst nichts beweisen würde. Nun sei derselbe ja freilich auch bei den Ârya in der That nicht in alter Zeit nachweisbar, die vedischen Texte enthielten nichts davon; ja auch im Mahâbhâshya finde sich noch keine Hinweisung darauf, sondern erst bei Manu, in einigen Büchern des Mahâbhârata, im Uttarakâṇḍa des Râmâyaṇa, bei Varâhamihira, in den Purâṇa. Aus dem Schweigen des Mahâbhâshya über ihn, während darin doch von sonstiger çivaïtischer Gottesverehrung specielle Data vorliegen, ergebe sich eben wohl, dafs bis 140 vor Chr. (das früheste Datum des Werkes) der Çivaïsmus noch nicht wesentlich mit dem Liñgaïsmus verknüpft war. Allem Anscheine nach habe sich ja im Uebrigen der Çivaïsmus überhaupt erst allmälig von Norden nach Süden verbreitet, und die feierliche und allgemeinere Etablirung des Liñga-Cultus in Indien nicht vor dem vierten Jahrhundert nach Chr. stattgehabt. Es datire dieselbe nämlich wohl speciell aus der Zeit, in welcher der Brâhmanismus mit dem Buddhismus und Jainismus um seine Existenz zu ringen hatte, und erscheine, ebenso wie der Gopî-Kṛishṇaïsmus im Vereine mit Bilderdienst u. s. w., als eines der Mittel,

deren sich die Brâhmaṇen bedienten, um die Sympathien des abergläubischen und sinnlichen Volkes (beides ârisch und unârisch) für sich zu gewinnen. Dafür trete denn auch speciell der Umstand ein, dafs kein einziger legendarischer Beweis dafür existire, dafs der Liṅga-Cult etwa ein Urcultus der dekhanischen Çûdra gewesen sei, alle Legenden darüber vielmehr auf die Herkunft desselben aus dem Norden (vom Himâlaya, speciell dann weiter von Benares her) hinwiesen, wie denn die Brâhmaṇen den unmittelbaren Liṅga-Cult geradezu als ihr (1386) alleiniges Privilegium ansehen und alle diejenigen Liṅga-Tempel als die ihrigen beanspruchen, welche nicht der im dreizehnten Jahrhundert durch Bâsava gestifteten speciellen Liṅgayta-Secte angehören, die eben gerade dén Zweck verfolgt, das Privilegium der Ârya, unmittelbare Liṅga-Verehrer zu sein, auch auf die Anârya auszudehnen, das Liṅgam zum Gemeingut Aller zu machen. Dem entsprechend trage denn auch theils der betreffende Cultus ausschliefslich einen ârischen Namen (liṅga oder îçvara sei das einzige gangbare Wort in Südindien für den çivaïtischen Phallus), theils finde sich eben keine Spur des Phallusdienstes gerade bei denjenigen draviḍischen Stämmen, die sich bisher noch von der brâhmanischen Cultur am freiesten, „noch in ihrer Urheit", erhalten haben (p. 39—46).

Wenn nach allem dem an eine Entlehnung desselben von ihnen her nicht zu denken sei, so frage sich nun freilich, woher denn die Ârya wohl diesen auch ihnen ursprünglich fremden Cult entlehnt haben könnten. Und Kittel steht nicht an, hierfür speciell an den Phallusdienst der Griechen zu denken, der den Indern habe auffallen müssen, steht indessen, in Ermangelung besónderer Anhaltspuncte, davon ab, diese „Theorie" weiter zu verfolgen.

Dabei werden denn auch wir es zunächst wohl bewenden lassen müssen, um so mehr als es uns bei näherem Suchen doch vielleicht noch gelingen möchte, Vorstufen und Keime des Liṅga-Dienstes wirklich auch bei den indischen Ârya selbst — die Draviḍa hat Kittel in der That wohl erfolgreich

vertheidigt — nachzuweisen. Zwar das Factum steht freilich fest, dafs an einen eigentlichen Liñga-Dienst auch in den spätesten Anhängseln der vedischen Literatur nicht zu denken ist. Weder das Taittir. Âraṇyakam in seiner Aufzählung der Namen Rudra's noch das freilich weit ältere Çatarudriyam hat irgend eine Spur davon. (Die Aufzählung der Namen ûrdhvaliñga, suvarṇa°, divya°, bhava°, çarva°, çiva°, jvalal°, âtma°, parama°, sarva°, in Taitt. Âr. 10, 16 kommt nur in einer Recension vor, s. ed. Bibl. ind. p. 913, und ist wohl ein secundärer Einschub.) Auch in den älteren buddhistischen Berichten und Legenden über Buddha's Lebenszeit wird nichts der Art erwähnt. Es pafst ja zudem das liñgam weder als unzüchtiges, priapisches Symbol, noch allgemein gefafst als Emblem der männlichen, zeugenden Naturkraft, irgendwie zu Agni oder zu Rudra, aus welchen beiden Göttern sich ja doch der spätere Çiva entwickelt hat; ebenso wenig freilich eigentlich auch zu diesen späteren Çiva selbst, der ja vielmehr die Kraft der Zerstörung repräsentirt und nie als besonders zeugungskräftig oder gar wollüstig, vielmehr gerade im Gegentheil als Vorbild der Askese, des (1387) Strebens also nach Selbstvernichtung, erscheint. Vishṇu, oder gar Kṛishṇa, würde uns als ein viel passenderer Träger für dies Symbol erscheinen! Hier ruht somit unbedingt ein annoch ungelöstes Räthsel. Dafs indefs die alten Ârya zum wenigsten bereits priapische Genien kannten, das erweisen die buddhistischen (eben wohl der Volksreligion angehörigen) kumbhâṇḍa, im Vereine mit den kumbhamushka und vielleicht auch den çiçnadeva des Atharvan und des Ṛik (s. des Ref. Vorles. über ind. Lit.-Gesch.² p. 322). Und dafür, dafs das Liñgam schon in alter Zeit als Symbol der Zeugungskraft galt (ob auch nicht unter diesem Namen gerade), dafür tritt jene abstofsende Ceremonie zur Genüge ein, welcher sich dem Yajus-Ritual zufolge — und zwar offenbar schon in der Saṃhitâ-Stufe desselben — die erste Gemahlin des ein Pferdeopfer bringenden Fürsten unterziehen mufste, indem sie nämlich eine Nacht hindurch neben dem getödteten Rosse zu

liegen hatte, und zwar so, daſs der penis desselben während der ganzen Zeit auf ihrem cunnus lag (s. Ind. Stud. 1, 183), eine Ceremonie, auf die vielleicht sogar schon im Ṛik selbst (8, 46, 32) angespielt wird. — Ja in den Atharva-Pariçishṭa kommen gerade „liñgâni, liñgasyâ "yatanâni, also liñga-Tempel, mehrfach vor; die Zeit dieser Texte ist ja aber freilich durch die Art, wie sie der Planeten gedenken (in der Reihenfolge unserer Wochentage nämlich etc., s. Ind. Stud. 2, 167. 8, 413), deutlich als eine solche markirt, in welcher der griechische Einfluſs schon lange wirksam war.

Im Zusammenhange hiermit verdient im Uebrigen jedenfalls der Umstand Erwähnung, daſs die androgyne Verehrung Çiva's, in der er uns ja z. B. auch in dem Einleitungsverse der Mâlavikâ entgegentritt, nach dem Zeugnisse des Bardesanes schon im Anfange des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Indien üblich war, insofern dieselbe ihrerseits doch wohl entschieden mit dem çivaïtischen Phallusdienste in enger Beziehung steht.

Senart hat neuerdings (Lég. du Buddha p. 489 [s. ob. p. 431]) das liñga-Symbol in unmittelbare Beziehung gebracht zu dem çûla, triçûla des Çiva, resp. Rudra, und diesen wiederum mit dem Dreizack des Poseidon als „image du feu de l'éclair" in Verbindung gesetzt. Bei den Griechen hat sich nun aber der Phallusdienst denn doch nicht an den Dreizack des Poseidon angeschlossen. Auch ist nicht recht ersichtlich, wie dies hätte geschehen können, da ein innerer Zusammenhang kaum herzustellen sein möchte. Sollte denn aber etwa doch Kittel's oben mitgetheilte schlieſsliche Vermuthung insoweit wenigstens zutreffen, daſs das çûla-Symbol, welches Çiva von Rudra ererbt hatte und welchem keine irgend welchen phallischen Momente ursprünglich beiwohnen, eine erhöhte Bedeutung in den Augen der Inder gewann, als diese den priapischen Phallus-Dienst der Griechen, dessen Emblem der äuſseren Form nach damit zusammentraf, kennen lernten? und zwar so, daſs es in Folge dessen seine eigne ursprüngliche Bedeutung dieser neuen Errungenschaft zum Opfer

bringen mufste, indem es nun eben auch seinerseits zum Phallus umgeschaffen wurde?

Jedenfalls verdient Kittel besten Dank dafür, dafs er durch seine mit gewohnter Umsicht geschriebene kleine Schrift die wichtige Frage selbst überhaupt wieder einmal neu angeregt und in ein neues Licht gesetzt hat.

---

105. The antiquities of Orissa. By Râjendra Lâla Mitra. Vol. I, published under orders of the government of India. Calcutta, 1875. Wyman & Co. (180 S. mit 36 Taff. gr. Fol.) L. C.-Bl. nr. 42. p. 1387—90.

Dies nach Inhalt und Ausstattung gleich glänzende Werk ist das Resultat einer Reise, welche der durch seine Verdienste um die Publication sanskritischer Texte sowie durch sonstige Arbeiten schon lange rühmlichst bekannte indische Gelehrte Râjendra Lâla Mitra im Winter 1868/69 im Auftrage der bengalischen Regierung unternahm, um in Gemeinschaft mit (1388) Formern, Malern und Photographen das grofse Heiligthum des çivaïtischen Lingadienstes in Orissa, den Bhuvaneçvara-Tempel, dessen grofser Thurm aus der Mitte des 7. Jahrhunderts datirt, archäologisch zu untersuchen. Es ist eine in der That ganz vortreffliche Leistung, die uns hier vorliegt. Der Verf. hat sich eben keineswegs darauf beschränkt, das, was er dort vorfand, zu schildern und durch Pläne, Messungen, Zeichnungen, Photographieen, Inschriften, Legenden, historische Angaben zu illustriren, sondern er hat einen allgemeinen, weit über dies specielle Thema hinausgehenden Standpunct eingenommen, und theils nach Anleitung von Wilkinson's „Ancient Egyptians“ Alles, was auf die gesellschaftlichen etc. Zustände der Zeit der Erbauung Licht zu werfen geeignet ist, in höchst dankenswerther Weise übersichtlich gruppirt und durch reiche literarische Nachweise erläutert und erklärt; theils hat er auch, und dies ist ein höchst wesentliches Verdienst seiner Arbeit, die allgemeinen Fragen, die sich an die Entstehung und Weiterbildung der indischen Architektur und Sculptur anknüpfen, an der Hand

der ihm durch dies Material hier speciell dargebotenen Daten und unter steter Vergleichung der sonstigen Daten der Art, ausführlich und eingehend, und zwar ebenfalls unter Heranziehung der dahin gehörigen literarischen Nachweise, erläuternd und speciell behandelt. Er zeigt sich dabei als ein guter indischer Patriot, voll durchdrungen von dem Gefühle für das Recht Indiens, auch auf diesem Gebiete eine selbstständige Entwicklung in Anspruch zu nehmen, als ein Gegner somit aller Derer, welche griechischen Einfluſs dabei statuiren. Während z. B. Al. Cunningham neuerdings die drei griechischen Stilarten sogar landschaftlich getrennt in Indien nachweist, den ionischen in Taxila, den corinthischen in Gandhâra, den dorischen in Kashmir fixirt, stellt der Verf. überhaupt direct in Abrede, daſs die indische Baukunst von Griechenland her irgend welchen wesentlichen Anstoſs erhalten habe. Nun, gegen die positiven Facta, die dies erhärten, wird er mit all seiner patriotischen Gelehrsamkeit doch nicht aufkommen können! So wird z. B. denn auch seine Erklärung dafür, daſs sich überhaupt keine irgend erheblichen Reste indischer Baukunst nachweisen lassen, die in eine Zeit vor Açoka hinaufreichen, die Berufung nämlich auf den Fanatismus des Islam, der all dergleichen zerstört habe, einfach dadurch hinfällig, daſs derselbe ja doch eben die Bauwerke seit Açoka's Zeit nicht sämmtlich vernichtet hat! warum sollte er es denn so ganz speciell gerade auf die früheren dergleichen Monumente abgesehen haben, daſs er nur bei ihnen sein Princip „to sweep away every thing in the way of sacred buildings“ (p. 15) zur Geltung gebracht hätte? Damit ist ja übrigens keineswegs gesagt, daſs die Griechen den Indern „the art of building in stone or brick“ überhaupt erst gelehrt hätten, das ist auch Cunningham's Meinung gar nicht, der vielmehr sogar gerade selbst von einigen noch gegenwärtig bestehenden dergleichen Bauten annimmt, daſs sie vor die Zeit Alexander's hinaufreichen und eine „Indo-Persian“ Periode der Baukunst markiren! — Und wie bei der Architektur, so sprechen auch bei der Sculptur

die positiven Facta gegen den ehrenwerthen Patriotismus des Verf.'s. Ja, in seinen eigenen Tafeln hier finden sich, worauf Ref. schon an einem anderen Orte (Vorles. über ind. Lit.-Gesch.[2] p. 368) hinzuweisen Gelegenheit hatte, zwei Darstellungen — die beiden Brunnennymphen auf pl. XVI No. 46 und die Bajadere, resp. Aphrodite mit dem Delphin und Eros, auf pl. XVIII No. 59 —, welche nach des Ref. Meinung griechischen Einflufs mit Sicherheit bekunden. Indessen, audiatur et altera pars, und wir stehen daher nicht an, die immerhin sehr verständigen und von Einsicht und Umsicht zeugenden, ob auch wohl von einem etwas zu eifrigen Patriotismus getragenen Ausführungen und Bemerkungen des Verf.'s allen Denen, welche dazu berufen sind, zu specieller Kenntnifsnahme und Prüfung zu empfehlen. Ref. benutzt im Uebrigen diese Gelegenheit, um auch (1389) hier gegen die etwas befremdliche Art Einspruch zu thun, in welcher der Verf. (p. 25) seiner Vermuthung gedenkt, dafs der [Name des] Asura Maya, der im Mahâ Bhârata sowie in den späteren Legenden als Bildner, Baumeister, sowie als erster Astronom aufgeführt wird, mit dem Turamaya, Ptolemaios, der Açoka-Inschriften in Verbindung zu bringen sei. Wenn Râj. Lâla Mitra zum Wenigsten dabei die Stelle namhaft gemacht hätte, wo Ref. diese Vermuthung zuerst ausgesprochen hat, siehe Ind. Stud. 2, 243. Vorles. über ind. Lit.-Gesch.[1] p. 225 (jetzt[2] p. 270), so würde der Leser dadurch in den Stand gesetzt worden sein, sich eine richtige Vorstellung von derselben zu verschaffen! Mit Rücksicht auf die specielle Bedeutung übrigens, welche Maya gerade auch als Baumeister bei den Indern einnimmt, liegt es nahe, jene Vermuthung des Ref. speciell noch dahin zu erweitern, dafs eben auch schon diese Verwendung des Namens mit dem Namen Turamaya, Ptolemaios, mit den Wunderbauten nämlich der Ptolemaier und ihres Landes, von denen die Inder vermuthlich doch nicht blofs durch Gesandtschaften, wie die des Ptolemaios II an den Sohn des Candragupta, Kunde hatten, in Verbindung zu bringen ist. Das angeblich vorbuddhistische Alter des Mahâ-Bhârata, auf das

sich R. L. M. beruft, braucht uns bekanntlich nicht zu schrecken; wir wissen, dafs gerade auch dér Theil desselben, der sich speciell mit dem Kampfe der Kuru und Pâṇḍu beschäftigt, directe Spuren davon trägt, dafs er erst geraûme Zeit nach Alexander verfafst ist. — Ref. erlaubt sich hier übrigens beiläufig noch eine weitere kühne Vermuthung ähnlicher Art anzufügen, die nämlich, dafs auch die Verwendung des etymologisch wenig dazu passenden Namens Skanda (√skand heifst: spritzen, verschüttet werden, hinausfallen; bespringen) für den ewig jungen Kriegsgott unter dem Einflusse des Schreckens stattgefunden hat, welchen Alexander's Person und Name verbreiteten, in welchem letzteren die Orientalen vermuthlich schon damals wie in späterer Zeit (Iskender) den anscheinenden Artikel am Eingange wegliefsen (vergleiche die Angaben über das böse Omen, welches seine Soldaten in dem Namen des Flusses Candrabhâgâ, als *Σανδαροφάγος*, fanden). Das erste Vorkommen des Namens Skanda als eines göttlichen Wesens liegt im Mahâbhâshya vor, in dem Compositum Skanda-Viçâkhau, doch bedeutet es daselbst wohl, wie eben die Zusammenstellung mit Viçâkha bezeugt, einen Krankheitsdämon bâlagraha. Die Erwähnung des Namens Skanda, als eines Beinamens des weisen Lehrers Sanatkumâra, in der Chândogyopanishad scheint R. L. M. selbst, und wohl mit richtigem Tacte, für eine secundäre Glosse zu halten, da er sie in seiner Uebersetzung (p. 131. 1861) einfach ohne Weiteres ausgelassen hat[1]].

Den fünf Capiteln, in die das vorliegende stattliche Werk zerfällt, geht zunächst eine geographisch-historische Einleitung vorauf über den Theil des östlichen Indiens, der den Namen Orissa führt und in welchem eben der Bhuvaneçvara-Tempel liegt. Das erste Capitel handelt sodann von dem Alter der indischen Architektur und den Sanskṛitwerken darüber; das zweite von der Bauart der indischen Tempel, speciell derer

1] s. noch oben p. 275. Ind. Stud. 13, 346. Auf den Turushka-Münzen, erstes Jahrh. p. Chr., erscheint auch Kumâra: *σκανδο κομαρο βιζαγο*, s. v. Sallet die Nachfolger Alexander's p. 205.

von Orissa, im Allgemeinen; das dritte beleuchtet die architektonischen Details im Einzelnen und geht sodann speciell auf die Sculpturarbeiten über, auf die Darstellung der menschlichen Gestalt sowohl wie der thierischen Figuren. Das vierte Capitel ist von ganz besonderem Interesse und Werthe; es handelt von den Kleidungsstücken, Schmuckgegenständen, Haartrachten, Möbeln, Geräthschaften, Waffen, Fuhrwerken, die sich aus den Sculpturen ergeben, und zwar eben unter steter Heranziehung literarischer Erwähnungen und Stellen darüber; die Illustrationen dazu auf den beigegebenen Tafeln sind ebenfalls höchst dankenswerth und instructiv (die Haartrachten auf Tafel 25. 26 können auch den verwöhntesten Chignongeschmack befriedigen!). Im fünften Capitel endlich werden die religiösen Motive der Erbauer (1390) speciell erörtert. Für die Verbindung des Liñga-Dienstes mit dem Rudra-Dienst findet auch R. L. M. keine innere Erklärung. Seiner Meinung nach ist im Uebrigen der Phallusdienst, der in den Culten der alten Aegypter, Assyrer und Babylonier eine Hauptrolle spielte, aus einer dieser Quellen zunächst nach Europa gekommen, wo er „found a footing among the early Aryan races of that continent“. Dagegen der „myth of Rudra got currency among them some time after (!) and its trace still exists in the names of various places, such as Rhoden . . in Germany, Rutland . . in England, Rot . . in Norway. The colossus of Rhodos was probably no other than a gigantic figure of that Rudra (!)“. Holmboe's Phantasieen treten uns hier, neubelebt am Ganges, wieder entgegen. Die Identität des Rudra mit Priapus war danach vor der Einführung des Christenthums in Norwegen daselbst eine vollendete Thatsache (!). Der Veda kenne jedoch den Phallusdienst nicht, und er sei zweifellos „engrafted on the Vedic cult in later times“; auch stamme er nicht von den „aborigines of India“. Dagegen „the Semites of the West and the Turanians of the North cherished the dogma very extensively and much may be said in favour of the loan having proceeded from them“. Ja, warum denn aber nicht

lieber geradezu, wie Kittel vorschlägt, von eben jenen bösen Griechen, deren Einflufs auf Baukunst und Sculptur R. L. M. so völlig perhorrescirt? Von ihnen wissen wir doch wenigstens bestimmt, dafs sie den Phallusdienst hatten, also auch mit nach Indien brachten, während die „Semiten des Westens“ gar nicht, und die „Turanier des Nordens“ (von deren Phallusdienste im Uebrigen gar nichts bekannt ist) erst hinter den Griechen drein nach Indien gelangt sind! — Einem vortrefflichen Index (p. 159—175) folgt eine beschreibende Liste der 36 Tafeln mit ihren 221 einzelnen Illustrationen.

Der zweite Band wird auch aus fünf Capiteln bestehen, welche der Reihe nach den Antiquitäten der Khandagiri-hills, den Tempeln des Bhuvaneçvara speciell, denen von Puri, denen von Konârak und Satyabâdi, endlich denen von Darpara, Jâjapur, Âlti und anderer kleinerer Plätze bestimmt sind.

---

106. The Buddhist Tripiṭaka as it is known in China and Japan; a Catalogue and compendious report by Samuel Beal. Printed for the India office by Clarke & Son, Fore Street Devonport, 1876. (II, 117 S. Fol.) L. C.-Bl. nr. 42. p. 1390—92.

Die Bibliothek des India Office, die unter der Leitung unseres gelehrten Landsmannes Dr. Reinhold Rost steht, erhielt im Herbste vorigen Jahres von der japanesischen Regierung ein kostbares Geschenk, in 103 Kisten nämlich ein vollständiges Exemplar der gegen Ende des 16. Jahrhunderts in China auf Befehl des Kaisers Wanlieh zusammengestellten „Northern Collection“ des „Buddhist Tripiṭaka“, und zwar in einer in Japan 1679—1683 gedruckten Ausgabe, in chinesischer Schrift, und mit japanesischen Noten in Kataganaschrift. Jede dieser Kisten enthält ungefähr 20 „volumes“, so dafs die Gesammtsumme ungefähr 2000 Bände beträgt! Die Sammlung beschränkt sich übrigens nicht auf das, was wir unter Tripiṭaka zu verstehen gewohnt sind, sondern erstreckt sich auf alle die Werke, welche in China im Laufe der Jahrhunderte, von AD. 70 an bis AD. 1600, durch die aufeinander folgenden Kaiser, welche den „Glauben“ be-

schützten, unter die Zahl der „heiligen Bücher" aufgenommen worden sind, also z. B. auch zahlreiche Commentare, Encyklopädien, Cataloge, Fabelwerke, Pilgerreisen, chronologisch-historische Werke u. s. w. Der vorliegende Catalog, abgefafst von dem bereits durch mannigfache Schriften über chinesische Uebersetzungen buddhistischer Sanskrit-Texte u. A. dergl. rühmlichst bekannten Sinologen S. Beal, giebt uns nun ein summarisches Inventar des Inhaltes der (1391) Sammlung, und zwar in der Reihenfolge, wie sich dieselbe, Kiste für Kiste, verpackt vorfand. Leider fehlt aber eine übersichtliche Gruppirung des Inhaltes sowie ein Namenregister[1], und es tritt dafür nur ein „compendious report" am Schlusse, p. 110—117, ein, welcher auf die Hauptpuncte und wichtigsten Werke kurz hinweist, sowie einige wenige Stellen zur Vergleichung mit den bereits bekannten Originaltexten aushebt.

Mit Recht legt Beal ein besonderes Gewicht darauf, dafs die Sammlung Uebersetzungen sowohl von Werken der nördlichen als der südlichen Buddhisten enthält und somit auch für die Pâliliteratur von erheblicher kritischer Bedeutung zu sein verspricht. Bekanntlich ist der gröfste Theil dieser chinesischen Uebersetzungen datirt, und zwar tragen sie zum Theil sehr hoch hinaufragende Daten, so dafs, wenn man sich wirklich durchweg auf die Genauigkeit dieser Daten verlassen darf (?), wir damit eine sehr wichtige literarisch-kritische Handhabe gewinnen. Die Angaben, die Beal z. B. über die Uebersetzung des Dhammapada mittheilt, sind von hohem Interesse. Dieselbe ist danach mit einer Einleitung versehen, in der berichtet wird, dafs es mehrere Compilationen der Art gegeben habe, zu 900, zu 700 und zu 500 gâthâs; die übersetzte Recension umfafst deren 752 in 39 „sections", von denen die ersten acht und die letzten vier sowie ein weiterer Abschnitt, der 33ste, sich nicht in unserem Pâlitexte, wie ihn Fausböll herausgegeben hat, vorfinden, während die übrigen 26 Abschnitte in Inhalt und Reihenfolge übereinstimmen[2],

1] ein „Index to Sanskrit words" ist nachträglich geliefert worden (Juli 78).
2] üb. d. tibet. Dh. s. Schiefner's Abh. üb. Vasub.'s Gâthâsaṃgraha (1878).

wenn auch das Wortgefüge selbst begreiflicher Weise mannigfach differirt. Auch die Aufzählung der zu einer jeden gâthâ in Bezug gesetzten avadâna, „apologues", differirt erheblich von der bei Buddhaghosa vorliegenden. Es giebt im Uebrigen auch eine Recension des Werkes in 1000 gâthâs, übersetzt „about 400 A D." Die erste Compilation eines Dhammapada, d. i. einer Sammlung der in den canonischen Büchern zerstreuten metrischen Aussprüche Buddha's, wird dem Dharmatrâta, Onkel des Vasumitra, im ersten Jahrhunderte BC. zugeschrieben (p. 85). — Das sûtram über die Leichenfeierlichkeiten bei Buddha's Tode steht nach Beal mit der Geschichte vom heiligen Gral in unmittelbarer Beziehung. — Die Uebersetzung des Lalita-Vistara datirt erst aus der Tangdynastie (620—904) und stimmt genau zu der von Foucaux bearbeiteten tibetischen Version, wie aus der p. 17—19 mitgetheilten Reihenfolge der Abschnitte direct hervorgeht. Daneben findet sich aber auch noch eine ältere dergl. Uebersetzung, die [angeblich] in das dritte Jahrhundert u. Z. gehört.

Unter den ältesten als Uebersetzer angegebenen Persönlichkeiten figuriren einige, welche dem Stamme der Yu-chi (Getae or Huns) zugehören, und Einer wird sogar direct bezeichnet als Königssohn des Landes An-sik, d. i. angeblich der Arsaciden; derselbe war zum Thronerben bestimmt, convertirte aber zum Buddhismus, ward Bettelmönch und kam als solcher nach China. Beal macht mit Recht auf die bedeutende Rolle aufmerksam, welche der Buddhismus eben schon in so früher Zeit auf „Parthians and Huns" ausgeübt habe, und erkennt darin einen der Wege, auf welchen indische Vorstellungen und Einrichtungen nach dem Occident gelangt sein mögen.

Es ist eine höchst respectable Arbeit, die uns Beal hier vorlegt (in der Wiedergabe der Längen und Kürzen in den Sanskritwörtern sowie überhaupt in deren orthographischer Schreibung hätte er wohl etwas genauer verfahren sollen!), und ein geradezu colossales Arbeitsfeld, das sich hier neu eröffnet. Die Bedeutsamkeit der uns hier auf chinesischem

Boden entgegentretenden literargeschichtlichen Daten ist eben eine ungemein grofse. Wassiljew's Geschichte des nördlichen Buddhismus und Târânâtha's Werk darüber, die bei ihrem Erscheinen durch die Fülle ihrer Angaben geradezu überraschend wirkten, erhalten hier ihre volle Beglaubigung. Es liegt da in der That ein Material vor, das zunächst noch fast als unübersehbar be- (1392) zeichnet werden mufs. Hoffen wir, dafs sich aufser Beal's rüstiger und bewährter Kraft auch noch andere Männer finden werden, geeignet, einen Weg in dies Dickicht zu bahnen und uns darüber sicher zu orientiren. Se. Exc. der japanische Minister Iwakura Tomomi, dem die Bibliothek des India Office diesen kostbaren Schatz verdankt, hat sich dadurch um die Wissenschaft in der That wohl verdient gemacht.

---

107. The Sulvasûtras. By Dr. G. Thibaut, Anglo Sanskrit Professor, Banâras College. Reprinted from the Journal Asiatic Society of Bengal. Part I. 1875. Mit 4 Taff. Calcutta. (49 S. gr. 8.) L. C.-Bl. nr. 43. p. 1431-33.

Thibaut's Vortrag über die Çulvasûtra auf dem Londoner Orientalistencongresse Sept. 1874 war unstreitig eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen, welche dabei ins Leben traten. Bald darauf nach Benares als Professor des Sanskrit an dem dortigen College übergesiedelt, publicirte er seit Mai 1875 in der dort erscheinenden Monatsschrift Paṇḍit den Text von Baudhâyana's Çulvasûtra nebst dem Commentar des Dvârakanâtha und einer Uebersetzung, und gedenkt daselbst auch die weiteren derartigen Texte, die ihm zugänglich sind, zunächst das Çulvasûtram des Âpastamba und das Çulvapariçishṭam des Kâtyâyana, sodann die der Mânava- und der Matrâyaṇîya-Schule zugeschriebenen Çulvasûtra zu publiciren. In der vorliegenden Abhandlung (aus dem Journ. As. S. Beng. 1875 I, p. 227—275) giebt er theils eine detaillirte Uebersicht über den Hauptinhalt der einleitenden paribhâshâs, d. i. allgemeinen Regeln (bis p. 28), theils die

speciellen Angaben über die Herstellung von drei besonderen Formen des Feueraltars (vakrapakshaçyena, sârarathacakra und çmaçâna).

Das Wort çulva kommt nach Thibaut in den betreffenden Texten selbst zwar nicht vor; indessen den Citaten im Schol. zu (1432) Kâtyây. 1, 3, 15. 20 zufolge wird es factisch doch sowohl bei Âpastamba, wie im Mânava und im Tittiri-sûtra gefunden; und zwar ist danach darunter eine aus Lagen zu je drei oder fünf Grashalmen (mit oder ohne Wurzel) gedrehte Schnur zu verstehen, die zum Abmessen des Opferplatzes, der Altäre darauf etc. dient. Und die çulvasûtra geben eben die Regeln hierfür an, enthalten resp. dem entsprechend auf rein praktischem Boden erwachsene Vorschriften für geometrische Probleme höchst mannigfacher und zum Theil sogar höchst verzwickter Art. Es gehen nämlich nicht nur die vielfachen Variationen bei der für bestimmte feierliche Opfer erforderlichen Herrichtung des Feueraltars aus Backsteinen sämmtlich auf eine einzige ihrem Flächeninhalte nach fest bestimmte Grundform ($7\frac{1}{2}$ Quadrat-Mannslängen) zurück und müssen sich mit ihren Verhältnissen danach einrichten, sondern es wächst auch ferner diese Grundform bei jeder neuen Wiederholung je um eine Quadrat-Mannslänge, und auch dabei haben je immer die betreffenden Verhältnisse relativ dieselben zu bleiben. Die einfachste Art des Feueraltars, der aus je fünf übereinander gelegten Schichten von Backsteinen zu erbauen ist, hat in rohen Umrissen die Gestalt eines Vogels, resp. Falken (der den Opfernden auf seinen Fittichen direct hinauf in den Himmel tragen soll), s. die Vorschriften und das Ritual dazu in der Abhandlung des Ref. in Bd. XIII der Indischen Studien p. 233 ff. Ihr am ähnlichsten ist der Altar in Gestalt eines Falken mit gekrümmten Schwingen und ausgebreitetem Schwanz; daran schliefst sich der Altar in Gestalt eines Reihers (kañka; oder carrion kite) mit Hinzufügung von zwei Beinen; bei dem alaja-Bau sind die Schwingen etwas verändert. Der prañga-Bau ahmt die Gestalt des „forepart of the poles of a chariot“

nach, der rathacakra-Bau ein Wagenrad, der droṇa-Bau einen viereckigen oder runden Trog etc. etc. Um nun alles dies unter der gegebenen Restriction in richtigen Verhältnissen darzustellen, hatte man die mannigfachsten geometrischen Processe vorzunehmen und gelangte so eben auch, in rein experimentaler Weise, u. A. zur Auffindung und factischen Verwerthung der von den Griechen dem Pythagoras zugeschriebenen Sätze von dem Verhältnisse der Hypotenuse zu ihren Katheten etc. Ja es finden sich hier sogar auch mehrere Versuche zur Quadratur des Kreises. Die sûtra enthalten nun übrigens stets nur die praktische Vorschrift selbst, und zwar meist in sehr ungefüger, abrupter und dunkler Form, geben, wie dies ja überhaupt in Indien üblich ist, nichts über den Weg und die Gründe derselben an. Thibaut aber hat es in recht hübscher Weise verstanden, sich die Methode, auf welche sie zu ihren Resultaten gelangt sein mögen, zurecht zu legen, wie er denn überhaupt die schwierige Aufgabe, die ihm hier vorlag, mit einer Sorgsamkeit und Akribie gelöst hat, welche die höchste Anerkennung verdienen. Mit Recht weist er zum Schlusse darauf hin, dafs, mag die gegenwärtige Fassung und Form der betreffenden Texte ihrer Zeit nach auch ungewifs sein, nicht nur die letztere jedenfalls weit über alles das hinaus geht, was uns in den bisher bekannten geometrischen Arbeiten der Inder vorliegt (die Bedeutungsveränderung der termini technici, z. B. karaṇî, macht dies eo ipso klar), sondern dafs auch ferner in diesen sûtra Vorschriften vorliegen, „which had been practised during long preceding ages“. Auch kann, eben in Folge dieses Hervorgehens derselben aus den rein praktischen Bedürfnissen des Opferrituals, wohl kein Zweifel darüber bestehen, dafs wir es hier mit einer völlig selbstständigen Entwicklung der geometrischen Wissenschaft zu thun haben. Dieselbe ist somit für deren Geschichte von hoher Bedeutung und wird hoffentlich nun auch bei den Mathematikern von Fach die ihr gebührende Aufmerksamkeit finden.

Fragen möchte man freilich immerhin, ob alle diese bizarren

Varietäten des Altarbaues wirklich jemals praktisch zur Ausführung gelangt sind und nicht doch etwa Manches dabei eben nur systematische Spielerei und Ausschmückung ist; indessen auch (1433) hier gilt ja der Satz: ce n'est que le premier pas qui coûte; auf dem Gebiete des Opferrituales ist eben nichts unmöglich. Man könnte ferner in der That wohl die peinliche Sorgfalt, mit der hier die Errichtung eines Altarbaues aus Backsteinen gelehrt wird, als einen Beweis dafür verwerthen wollen, daſs dergl. „stone building“ damals in Indien noch etwas ungemein Seltenes gewesen sein müsse. Ref. hat indeſs bereits in seinen Vorlesungen über indische Literatur-Geschichte[2] p. 293 darauf hingewiesen, daſs ein solcher Schluſs doch nicht als strict nothwendig erscheinen kann, insofern diese peinliche Sorgfalt sich ja doch möglicherweise auch einfach daraus erklären läſst, daſs es sich eben hier um einen specifisch heiligen Bau handelt, bei dem es eben auf jeden einzelnen Umstand direct ankam.

---

108. Çrî Gautamadharmasûtram, the institutes of Gautama, edited with an index of words by A. F. Stenzler. London, 1876. Trübner & Co. (IV, 78 S. gr. 8.) 3 s. 6 d. (Sanskṛit text society.)
L. C.-Bl. nr. 44. p. 1464—66.

Wir begrüſsen diese Publication zunächst schon darum freudig, weil sie ein Zeugniſs dafür ablegt, daſs die „Sanskṛit Text Society“, unter deren Aegide sie erscheint, wirklich doch noch lebt (s. darüber Ind. Streif. 2, 377 [ob. p. 96]). Wir wünschen derselben in der That das beste Gedeihen. In einer Zeit, wo in Folge einer ganz abnormen Steigerung aller Druckkosten (die sich bei uns in Deutschland ja effectiv seit 10 Jahren um nahezu das Doppelte erhöht haben) die Herstellung rein wissenschaftlicher Werke, die nur einem kleinen Kreise bestimmt sind, immer schwieriger wird, ist eine solche Gesellschaft so recht am Platze, kann ungemein segensreich wirken und sollte daher auf die lebhafteste Unterstützung aller Derer rechnen können, welchen eben die Förderung der be-

treffenden Interessen am Herzen liegt. Zum Glücke sehen wir, daſs in den leitenden Kreisen derselben auch eine richtigere Einsicht über die Art und Weise, wie solche Publicationen einzurichten sind, Platz gegriffen hat; man hat das verschwenderische Quartformat des ersten, bis jetzt leider noch immer unvollendeten Werkes (nyâyamâlâvistara, ed. Goldstücker)[1] aufgegeben und ist zu dem bescheideneren, aber doch auch viel handlicheren Octavformat übergegangen, an dem man hoffentlich festhalten wird.

Das Werk selbst, das uns hier als zweite Publication der Sanskṛit Text Society dargeboten wird, konnte nicht glücklicher gewählt sein und überdem in keine besseren Hände gelegt werden. Denn es ist in der That eine sehr werthvolle Bereicherung unserer bisherigen Kenntnisse, und Stenzler's Name bürgt für die Accuratesse der Bearbeitung selbst. Das Gautamîyaṃ dharmaçâstram, wie es hier in den Unterschriften heiſst, gehört vielmehr zu der Classe der sogenannten dharmasûtra, d. i. der in Prosa abgefaſsten älteren derartigen Werke, welche eine Zwischenstufe zwischen den gṛihyasûtra und den metrischen dharmaçâstra, respective smṛiticâstra bilden. Es scheint an einigen Stellen in einer besonderen Beziehung zum Sâmaveda zu stehen, in dessen rituellen sûtra ja Lehrer dieses Namens vielfach citirt werden, wie denn auch das einem Gautama zugetheilte pitṛimedhasûtram direct dem Sâmaveda zugerechnet wird. M. Müller war es, der zuerst (hist. Anc. Sanskṛ. Lit. p. 134) auf diese Stellung des Werkes hinwies. Er erwähnte dabei zugleich auch, daſs dasselbe in Calcutta bereits gedruckt sei. Diese Ausgabe ist indessen sehr selten. Stenzler verdankte ihre Mittheilung der Freundlichkeit Cowell's. An kritischem Materiale hat es ihm überhaupt für seine Ausgabe nicht gefehlt; vielmehr (1465) bestand eher eine Art embarras de richesse, indem sogar der Commentar des Haradatta, dessen Text zu Grunde zu legen ihm schlieſslich als „the surest way“ erschienen ist, in den

1] 1878 durch Cowell vollendet, s. oben p. 96.

zwei Manuscripten, die ihm davon zu Gebote standen, einem in Devanâgarî und einem in Telugu geschriebenen, in so hohem Grade differirt „as to make them appear to present two different redactions of the same work“. Ja es scheine sogar noch eine dritte Redaction von Haradatta's Commentar zu geben, da ein Citat daraus in der Prauḍhamanoramâ sich in keinem der beiden Manuscripte vorfinde. Nun, wir können es unter diesen Verhältnissen begreiflicherweise nur billigen, dafs Stenzler nicht etwa einen gemischten Taxt gab, sondern das Telugumanuscript, als das bei Weitem correctere, zu Grunde legte; aber wir müssen es andererseits freilich doch in hohem Grade beklagen, dafs wir weder über jene andere Recension Haradatta's noch über die sonstigen Recensionen des Textes irgend welche Auskunft erhalten, sondern einfach eben jenen Text ganz allein. Hoffentlich giebt ihm die deutsche Uebersetzung, die er in Aussicht stellt, Gelegenheit, hierauf zurückzukommen und uns nicht nur eben über diese verschiedenen Recensionen des Textes näher zu belehren, sondern auch sich über das Alter und die Stellung desselben zu Manu etc. in ähnlicher Weise auszulassen, wie diefs Jolly in seiner Einleitung zum Nârada in Bezug auf diesen gethan hat.

Die Güte der zu Grunde gelegten Telingarecension zeigt sich übrigens auch gerade bei dem einen Beispiele, welches Stenzler in dem Vorworte zweifelnd anführt, bei dem Worte srehu nämlich, das er 1, 44 für das retas der übrigen Manuscripte aufgenommen hat. Unstreitig ist dies eine alte Lesart, die Niemand auf secundärem Wege in den Text gesetzt haben würde, während die Ersetzung des unbekannten Wortes durch das übliche retas sehr leicht erklärlich ist. Es ist dies Wort im Uebrigen doch nicht so gänzlich unbelegt, wie es zunächst den Anschein hat; es steht sogar bereits im Pet. W., freilich etwas unkenntlich, nämlich in der Form sehu, in der es sowohl im Kâṭhaka wie in der Ath. S. erscheint. Da aber im Kâṭhaka (sehuç ca srîhâ ca) sich daneben die Form srîhan (oder srîhâ) findet — im Pet. W. steht hierfür irrig plîhâ;

die „Beiträge“ des Ref., welchen die Stelle entnommen ist, haben die richtige Form —, so ist die Schreibung mit r unbedingt die richtige. Etwa an √ snih, also snehu, snîhan zu denken, was bei Devanâgarî-Schrift ja leicht möglich wäre, verbietet wohl der Umstand, dafs eben auch das Telinga-Manuscript r hat, nicht n.

Für die Abfassungszeit des Werkes in seiner vorliegenden Gestalt ist von besonderem Interesse die Aufzählung der durch gemischte Ehen entstehenden Mischkasten in 4, 16 ff. Die gṛihyasûtra haben gar nichts der Art; es markirt dies somit eine fortgeschrittene Entwicklungsstufe, wie eine solche ja auch im Uebrigen hier durchweg vorliegt. Von specieller Wichtigkeit nun aber sind die genannten Namen selbst, theils an und für sich, theils wegen ihrer Gruppirung; in beiden Beziehungen nämlich liegen hier sehr erhebliche Differenzen zu Manu 10, 8 ff. Yâjnav 1, 91 ff. vor; und zwar erscheinen darunter hier von Volksnamen aufser den Âmbashṭha, Mâgadha, Vaideha und Pâraçava auch die Yavana (als Kinder einer Çûdrâ von einem Kshatriya), die dort in dieser Beziehung nicht genannt sind. Unter den Pâraçava, die auch Manu und Yâjn. hierbei nennen, und zwar in gleicher Beziehung wie hier (als aus einer Çûdrâ von einem Brâhmaṇa gezeugt), erkennen wir respective den Namen der Parther (vgl. Parçu im Ṛik und bei Pâṇini, Pâraçavya im Çâñkh. g.); die spätere Schreibung des Namens Pârasava ist eben wohl nur eine volksetymologische Deutung.

Der Inhalt schliefst sich, wie bei dem Âpastambadharma, den uns Bühler zugänglich gemacht, zunächst an die betreffenden Abschnitte der gṛihyasûtra, die sich auf varṇadharma und âçramadharma beziehen, direct an, geht aber in der Angabe des (1466) Details weiter darüber hinaus. Die ersten beiden Capitel handeln von dem upanayana und dem Schüler (brahmacârin) überhaupt, Cap. 3 von den anderen drei âçrama, Capp. 4 u. 5 von der Heirath und den häuslichen Pflichten des gṛihastha, Cap. 6 von Begrüfsung und anderen Anstandsregeln, Capp. 7—9 von dem brâhmaṇa, seinem Lebensunter-

halte, seinen Rechten und Pflichten (vrata, speciell als snâtaka), Capp. 10—13 von den Rechten und Pflichten des Königs (Regale u. dgl.), insbesondere auch in seiner Qualität als Richter, von Geldbufsen (in mâsha), sowie vom gerichtlichen Verfahren im Allgemeinen (Zeugen, Zeugenzwang; Ordale anscheinend nicht erwähnt), Cap. 14 von ritueller Unreinheit, insbesondere durch Todesfall, Cap. 15 vom Manenopfer, çrâddha, Cap. 16 von der richtigen Zeit für das Vedastudium, Cap. 17 von den Speisegesetzen, Cap. 18 vom Eherecht (Leviratsehe etc.), Capp. 19—27 von verschiedenen prâyaçcitta Sühnen und Bufsen, Cap. 28 vom Erbrechte. Dieses letzte Capitel steht unbedingt an einer sehr unpassenden Stelle und sieht daher wie eine secundäre Zuthat aus.

Der Literaturcomplex, der hier bei Gautama vorausgesetzt wird, ist ein sehr entwickelter. Bei einer Aufzählung der entsühnenden heiligen Texte (pâvanâni) stehen charakteristisch genug die upanishadas und die vedântâs voran, vór den sarvachandaḥsu saṃhitâs, denen dann noch eine ganze Zahl einzelner dergleichen Texte folgen (19, 12). Der veda, die dharmaçâstra, die aṅga und das purâṇam sind speciell für den König bestimmt 11, 19 (in 21, 7 wird Manu citirt), während veda, vedâṅga, vâkovâkya, itihâsa, purâṇa für den brâhmaṇa 8, 6. Auf arg zerrüttete Verhältnisse in den brâhmanischen Kreisen selbst, d. i. denn wohl auf buddhistische Einflüsse, deuten 20, 1. 21, 1 die Angaben über die vedaviplâvaka und die nâstika hin.

Der vollständige Wortindex ist eine treffliche Zugabe, nur fast etwas zu splendid gedruckt, 44 Seiten auf 34 Seiten Text! Wir nehmen ihn als ein gutes Omen, dafs es auch bei der dereinstigen Vollendung des nyâyamâlâvistara an einem ordentlichen Index der behandelten termini technici etc. nicht fehlen wird[1], wenn wir auch begreiflicherweise gern darauf verzichten, z. B. jede Stelle, wo im Texte ca oder vâ vorkommt, aufgeführt zu sehen, wie dies hier geschehen, ob-

1] Cowell hat in der That einen sehr reichhaltigen Index dazu gegeben.

schon immerhin gerade auch diese beiden Wörtchen dort eine nicht unwichtige Rolle spielen. — Von Druckfehlern sind uns folgende aufgefallen. Es ist zu lesen 2, 48 vidalâbhyâm, 2, 49 snânam, 16, 1 praushṭhapadîm, 16, 37 kârttikîm, 27, 8 doch wohl iḍaujas?

---

109. Nâradîya Dharmaçâstra or the Institutes of Nârada. Translated for the first time from the unpublished Sanskrit original by Dr. Jul. Jolly. London, 1876. Trübner & Co. (XXXVI, 144 S. gr. 8.) 10 s. 6 d.
L. C.-Bl. nr. 45. p. 1497—99.

Zufolge der in Prosa abgefafsten, nach Jolly übrigens als spätere Zuthat anzusehenden, Einleitung des Textes verfafste Urvater (Prajâpati) Manu ein Rechtsbuch in 24 einzeln nambaft gemachten Abschnitten, respective in 1000 Capiteln und in 100,000 çloka. Davon machte dann Nârada einen Auszug in 12,000 çloka, den er dem Sumati, Sohn des Bhṛigu, übergab. Der wieder machte einen Auszug für die Menschen in 4000 çloka, während die Götter etc. den ursprünglichen Text in 100,000 çloka lesen, der mit folgendem çloka beginnt (folgt 1, 5. 6 unseres Manutextes), nach welchem Beginn Capitel auf Capitel sich regelmäfsig ablöst. Von dem neunten Capitel desselben machte Nârada „the following general abstract in form of (?) short rules“. So der Text. Jolly jedoch fafst diese letztere Angabe, und zwar nach dem Vorgange von Sir W. Jones, s. Stenzler in den Ind. Stud. 1, 235, dahin auf (pref. p. xi), dafs darin das vorliegende Werk mit seinen 850 çloka vielmehr als aus dem 9. Buche jener Epitome des Nârada in 12,000 çloka stammend bezeichnet werde, eine Annahme, die indessen in directem Widerspruche steht mit der von ihm auf p. 2 gegebenen Uebersetzung, welche vielmehr zunächst eben nur obige Auffassung zuläfst. Freilich aber möchten auch wir unsererseits eine Modification derselben vorschlagen, nämlich fragen, ob wir nicht eben die Worte: „während die Götter ... lesen“ als eine Parenthese fassen dürfen, wo dann die Worte „der mit folgendem çloka beginnt“ sich nicht auf die 100,000versige Recension, sondern

auf den Auszug des Sumati in 4000 çloka beziehen würden. Aus dessen neuntem Capitel wäre dann unser Text wieder als eine sûtrasthânîyâ mâtṛikâ, d. i. wörtlich ein „an der Stelle von sûtra stehendes Summarium", zu erachten. Allerdings würde Nârada hier dann in zwei verschiedenen Functionen, als Verf. des grofsen Werkes in 12,000 çloka und als Verf. des vorliegenden kleinen Textes, genannt, indessen über die doppelte Nennung desselben kommen wir auch bei der anderen Auffassung nicht weg. Wir gewinnen aber so dreierlei, erstens eine regelrecht absteigende Klimax (100,000 çl., 12000, 4000, 850), — zweitens einen directen Anschlufs an den bei den Menschen üblichen Manutext, der uns zwar nicht, wie hier angegeben, in der Recension des Sumati in 4000 çl., vielmehr in der des Bhṛigu, respective nur in 2684 çl. vorliegt, dessen angegebener Anfangsvers jedoch eben factisch auch in (1498) unserem Manu sich wiederfindet, — drittens eine ziemlich genau zu dem Bestande des letzteren stimmende Angabe, denn wenn es auch nicht das neunte, vielmehr das achte Capitel unseres Manu ist, welchem die meisten Coincidenzen mit dem vorliegenden Nârada zufallen, so liefse sich doch wohl annehmen, dafs eben in jener gröfseren Recension desselben, die nicht blofs 2684, sondern 4000 çl. hatte, auch die Vertheilung der Capitel eine etwas verschiedene war. — Inwieweit nun freilich diese ganze Tradition über den Manutext des Sumati überhaupt auf factischer Grundlage ruht, das kann ja fraglich erscheinen; im Hinblick indefs auf die mannigfachen Citate aus einem dergleichen Bṛihanmanu scheinen uns die hier vorliegenden speciellen Angaben doch in der That von Werth, und wenn dieselben auch etwa wirklich „a later addition" an diesem Orte gerade sein sollten, so könnten sie eventualiter doch immerhin auf gutem Grunde beruhen. Jedenfalls stimmt zu ihnen, in der obigen Weise aufgefafst, der factische Sachverhalt, wonach sich nämlich, wie diefs Jolly in seinem Vorworte klar nachweist, dieser Nâradatext hier als zwar in sehr speciellem Bezuge zu Manu, und zwar eben hauptsächlich dem achten Buche desselben,

stehend; andererseits aber unbedingt als demselben erheblich posterior erweist. Letzteres gilt dann in gleichem Grade, wie Jolly überzeugend darthut, auch von Yâjnavalkya. Dagegen ist er, seiner Meinung zufolge, unter den übrigen ähnlichen Smṛititexten als einer der ältesten zu erachten, älter jedenfalls als Kâtyâyana, Bṛihaspati, Pitâmaha, Yama, Vyâsa. Immerhin aber sei er wohl um ein oder zwei Jahrhunderte jünger als Kumârila, the first champion of the Brahmins in their victorious struggles against Buddhism, zu setzen, insofern sich bei ihm gar keine Beziehung mehr auf den Buddhismus finde, somit anzunehmen sei, dafs dieser damals bereits wieder „had been completely replaced by the old Brahmanical system“. Da im Uebrigen die Mitâksharâ, in der er so vielfach citirt wird, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts abgefafst ist, so ergeben sich also immerhin verhältnifsmäfsig ziemlich bestimmte Grenzen für die Abfassungszeit. Wir können diesen Auseinandersetzungen, die offenbar auf einem guten Grunde, nämlich einer ausgebreiteten Kenntnifs und Vergleichung der einschlagenden Literatur, wofür u. A. ja auch der Appendix p. 116—138 mit seinen Angaben über die Citate aus Nârada ein luculentes Zeugnifs ablegt, beruhen, zunächst nur beistimmen, obschon wir ein bestimmtes Urtheil, speciell in Bezug auf das Verhältnifs zu den anderen Smṛititexten, bis dahin verschieben müssen, wo uns diese ihrerseits, ebenso wie der Text des Nârada selbst, direct vorliegen werden. Einstweilen liegt uns ja nämlich auch dieser eben nur in der Uebersetzung, nicht im Wortlaute vor. Kritische Fragen der Art aber sind eigentlich nur durch Vergleichung des letzteren zu entscheiden. Ueberhaupt, steht uns die Wahl zwischen einem Texte ohne Uebersetzung und zwischen einer Uebersetzung ohne Text, so wird man sich im Interesse der Wissenschaft stets für Ersteres zu entscheiden haben. Warum Jolly es vorgezogen, die Uebersetzung dem Texte vorauszuschicken, darüber spricht er sich nicht aus. Vermuthlich sind es praktische Bedürfnisse gewesen, die ihn dabei geleitet haben, denn er spricht davon, dafs „the want of translations

of Sanskrit lawbooks has been often lamented", und stellt die Uebersetzung von noch „one or two of the mediaeval treatises" in Aussicht. Nun, das wäre ja in der That ganz dankenswerth. Zunächst indefs möchten wir uns doch nun den Text des Nârada erbitten. Es macht jedenfalls einen eigenen Eindruck, in den kritischen Noten im Appendix an dén Stellen, wo Jolly die Lesart der Manuscripte verlassen und dafür die der Citate eingetauscht hat, diese beiderseitigen Lesarten neben einander gestellt zu sehen, während man doch von dem übrigen Wortlaute des Textes nichts erfährt. Ungefähr die Hälfte der 850 Verse desselben wird nämlich von Jolly als in verschiedenen Rechtsquellen von der Mitâksharâ abwärts citirt (1499) nachgewiesen, und wenn auch im grofsen Ganzen die Autorität der Textmanuscripte selbst unstreitig überwiegt, insofern eben manche jener Citate wohl nur „from memory" gemacht sind, so haben sich ihm doch an einigen Stellen umgekehrt die Lesarten der Citate unbedingt als denen der Manuscripte vorzuziehen ergeben. — Alle bisher bekannten Smrititexte tragen einen mehr oder weniger gemischten Charakter, insofern sich darin wirkliche Rechtsvorschriften neben Angaben aus dem socialen, rituellen, religiösen, philosophischen Gebiete vorfinden, hinter denen dieselben sogar vielfach zurücktreten. Nârada ist das erste, rein auf Rechtspflege bezügliche derartige Werk, das uns bekannt wird, und es nimmt daher in der That auch das allgemeine Interesse Derer, die sich um indisches Alterthum überhaupt, um vergleichende Rechtsgeschichte oder um das praktische Wirken der indischen Gesetze bekümmern, in erhöhtem Grade in Anspruch; es wird daher Jolly's fleifsige Arbeit Vielen willkommen sein. Der Text zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster in 9 Capiteln von der eigentlichen Rechtspflege, der Zusammensetzung also der Gerichtshöfe und dem gerichtlichen Verfahren, speciell von den Zeugen und den Ordalen (Wage, Feuer, Wasser, Gift, sacred libation) handelt, während der zweite in 18 Capiteln die gesetzlichen Bestimmungen selbst aufführt, und zwar § 1 in Bezug auf Schulden, § 2 Deposita,

§ 3 Theilhaberschaft, § 4 Donationen, § 5 Bruch versprochenen Gehorsams, § 6 Löhne, § 7 unrechtmäfsigen Verkauf, § 8 Vorenthaltung verkaufter Sachen, § 9 Zurücktritt vom Verkauf, § 10 Friedensbruch, § 11 Grenzstreit, § 12 Eherecht, § 13 Erbrecht, § 14 Gewaltthätigkeit, § 15 u. 16 Verbal- und Realinjurien, § 17 Glücksspiele (Würfel etc.), § 18 Miscellanea.

An die Uebersetzung schliefst sich der bereits erwähnte kritische Appendix p. 116—138, in welchem speciell am Beginne jedes Capitels theils alle die Stellen „in some of the principal Digests", wo sich ein Citat daraus vorfindet, theils auch alle Parallelstellen aus Manu angegeben werden, sowie ein ebenfalls recht dankenswerther realer Generalindex. Auf die Correctheit des Druckes hätte mehr Sorgfalt verwendet werden sollen!

---

110. Archaeological survey of Western India. By J. Burgess. No. 1—4. Bombay, 1874, 75. Printed by order of Government at the Government Central Press. (No. 1: 16 S. mit 1 Tafel; No. 2: XVII, 38 S. u. 10 unbezeichneten Taff.; Nr. 3: 27 S.; No. 4: 60 S. 4°.)
L. C.-Bl. nr. 46. p. 1519—20.

Diese officiellen Berichte über die Resultate der im Auftrage der indischen Regierung im Dec. 1874 bis April 1875 durch den hochverdienten Herausgeber des Indian Antiquary ausgeführten archäologischen Exploration des westlichen Indien stellen sich den Berichten des unter Alex. Cunningham's kundiger Leitung stehenden allgemeinen Archaeological Survey of India würdig zur Seite. Während die fünf Volumina des letzteren, aus den Jahren 1862—73, das eigentliche Hindostan bis zum Penjab (inclusive) hin behandeln, werden wir hier nach Junnar, Dabhoi, Ahmedabad, Junagadh, Girnar, Gumli, Gop, Kacch etc. geführt. Und zwar handelt Nr. 1 zunächst von den buddhistischen Höhlen bei Junnar, welche sich von den Höhlen von Ajantâ, Elora etc. durch grofse Spärlichkeit der figürlichen Ornamentik unterscheiden; die beigefügte Tafel giebt die Facsimile von zwölf dortigen Inschriften, in Charak-

teren, die der Açoka-Schrift noch ziemlich nahe stehen, nach Kern etwa 200—300 Jahre jünger sind, s. Ind. St. 14, 394. Höchst interessant sodann ist die auf p. 12—15 angeschlossene Umschrift und Uebersetzung einiger Inschriften von Belgâm etc., welche Burgefs in einem früheren Report mitgetheilt hatte, durch J. F. Fleet. Die erste derselben, welche die Errichtung eines Vishṇu-Tempels durch den Calkya (Calukhya)-König Mañgalîça im Jahr Çake 501 (AD. 579) betrifft, ist besonders darum von Bedeutung, weil in ihr als Beginn der Çaka-Aera ausdrücklich die Thronbesteigung eines Çaka-Fürsten angegeben wird (Çakanṛipatirâjyâbhishekasaṃvatsareshv atikrânteshu pañcasu çateshu ..). Eine zweite, undatirt, hat die Verherrlichung des Bharata und seiner Lehren für die Schauspieler (naṭasevya-Bharatamata) zum Gegenstande. — In Nr. 2 fesselt unsere Aufmerksamkeit zunächst speciell das über die buddhistischen Tempel von Junagadh (nach Burgefs nicht mit Lassen als Yavanagaḍa, the Grecian city, sondern im Anschlufs an Isfahânî als „ancient castle“ zu erklären) Gesagte. Burgefs hat von den dortigen Açoka-Rock-Inscriptions, deren 14 Edicte un- (1520) gefähr 100 Quadratfufs bedecken, neue Papierabklatsche genommen, so dafs wir uns nunmehr auf eine genaue Herstellung des Textes Rechnung machen dürfen; die Copie des neunten Edictes ist ihm leider gestohlen worden. Auch von den Inschriften des Rudra-Dâman und des Skanda-Gupta nahm er dgl. Abklatsche, die aber theils nicht so gut ausfielen, theils ihm ebenfalls abhanden kamen. Von den sonstigen Inschriften bei Girnar werden uns auf p. 19—30 einige der ausführlichsten dgl., von den durch Vastupâla Saṃvat 1288 erbauten Tempeln, in neuer verbesserter Gestalt, resp. Umschrift mitgetheilt. Der Appendix enthält einige noch neuere dergl. aus Somanâtha Pattan etc. in Text und Uebersetzung, sowie Inschriften von Jaina-Tempeln bei Bhadreçvara in Kacch (von Saṃvat 1134 bis 1659), und von Mount Abu (Saṃvat 1296 bis 1740). Die beigefügten Tafeln sind leider zum gröfsten Theil gänzlich unbezeichnet, enthalten im Uebrigen hauptsächlich arabi-

sche Inschriften. — Nr. 3 giebt eine Schilderung der Lage etc. der Tempelruinen von Gumli, Gop, Kacch etc., und enthält u. A. auch einen Auszug aus einer modernen Chronik über die Geschichte der Jaina-Tempel etc. von Bhadreçvara, in der sich denn auch einige legendarische Nachrichten (p. 12) über Bhartrihara und Vikrama, die beiden Söhne des Mâlavakönigs Gandharvasena vorfinden[1]. — In Nr. 4 erhalten wir eine indefs nur „provisorische" Liste der sämmtlichen architektonischen und sonstigen archäologischen Monumente des westlichen Indiens, mit Einschlufs der ganzen Bombay-Präsidentschaft, so wie von Sindh, Berar, den Central Provinces und Haidarabad. Diese Listen sollen an die Localbehörden behufs ihrer Vervollständigung durch weitere Angaben über Inschriften, Höhlentempel, alte Brunnen und Teiche, Grabhügel, Felseninschriften, Tempel, Moscheen etc. vertheilt werden, damit durch deren Beihülfe, abgesehen von der dadurch zu gewinnenden Information selbst, insbesondere auch eine annähernde Sicherheit darüber gewonnen wird, was etwa noch zur Erhaltung dieser Alterthümer, zur Verhütung weitern Verfalles, resp. eventualiter zur Rettung dessen, was sich vor dem unabwendbaren gänzlichen Verfalle noch daraus gewinnen läfst, gethan werden kann. In den 22 §§, in welche diese Liste getheilt ist, figurirt Kathiawad mit 96 Nummern, Gujarat (ganz provisorisch) mit deren 17, Ahmadabad mit 37, Bharoch mit 25, Surat mit 34, Ahmadnagar und Nâsik mit 58, Puna mit 35, Thana mit 31, Satârâ (ausführlich behandelt, um als Muster für die zu machenden Mittheilungen zu dienen) mit 68 dergl. p. 26—32, Südlich Mahrâtha mit deren 19, Ratnagiri mit 48, Kalâdgi mit 9, Belgaum und Dhârwâd je mit 43, Sindh und Kacch je mit 34, Khandesh mit 58, Behar mit 44, die Central Provinces mit 106, das Territorium des Nizam mit 111.

1] vgl. den Eingang der Sinhâsanadvâtr., s. Ind. Stud. 15, 270 g.; hier jedoch ohne Erwähnung der Untreue der Königin und der „wandernden Frucht". Es heifst von Vikrama einfach, dafs er „got displeased and left the country. Where upon Bh. abdicated the throne and retired from public life".

111. Nyâyakosa, or Dictionary of the technical terms of the Nyâya philosophy by Bhîmâchârya Jhalakîkar. Bombay, 1875. Government Central Book Depot. Price Rs. 2. 10. (5 Mk. 25 Pf.) L. C.-Bl. nr. 48. p. 1587—89.

Von allen philosophischen Systemen Indiens allem Anscheine nach das jüngste, ist das Nyâyasystem zur Zeit auch unbedingt das populärste und wird in den Schulen der Brâhmaṇa mit einem Eifer und einer Hingabe gepflegt, welche in der That ganz aufserordentlich sind. Unstreitig haben diese feinen logischen Distinctionen und Disputationen einen hohen pädagogischen Werth, da ihnen das Verdienst, den Geist der Studenten zu schärfen und an richtiges und klares Denken zu gewöhnen, nicht abzusprechen sein wird. Ob freilich dies Resultat nicht auch, und nachhaltiger, auf anderem Wege zu gewinnen wäre, bleibt eine Frage für sich. Immerhin aber mufs eine Arbeit wie die vorliegende unter den obwaltenden Umständen für den indischen Unterricht von der höchsten praktischen Bedeutung sein, während sie andererseits auch von uns in Europa, ob wir auch unsere (1588) Logik aus anderer Quelle beziehen, doch eben als ein treffliches Hülfsmittel zum Verständnifs und zur Beurtheilung des inneren Werthes dieses Zweiges der indischen Philosophie und daher als eine hochwillkommene Erscheinung, speciell als eine äufserst dankenswerthe Ergänzung des auf diesem Gebiete gerade etwas unzulänglichen Petersburger Sanskṛitwörterbuches begrüfst werden mufs. Unsere drüben in Indien schon seit einer Reihe von Jahren so segensreich wirkenden Landsleute Bühler und Kielhorn haben dem Verf. die Anleitung dazu gegeben, wie er sein Werk einzurichten habe, und auf Grund dieser Instructionen seiner europäischen Lehrmeister hat er denn nun in der That eine Arbeit geschaffen, zu der ihrerseits denn eben wohl nur ein eingeborener Gelehrter befähigt war, da es schwerlich einem Ausländer, und wäre er auch noch so lange in Indien einheimisch, gelingen und gefallen möchte, sich so tief in diese, uns doch im Ganzen wenig anheimelnden Untersuchungen einzulassen und die betreffende

Literatur in einem solchen Grade kennen zu lernen und zu beherrschen, wie dies Bhaṭṭa Bhîmâcârya hierdurch von sich darthut. — Vor diesem Werke des „ersten Hülfslehrers im Sanskṛit“ von Elphinstone College, Bombay, würde unserer Meinung nach, wenn er noch lebte, sogar unser Goldstücker, dessen eigener, auf einem ähnlichen Boden, dem rabbinischen nämlich, erwachsener Geistesrichtung diese indische Disciplin so homogen war und der sich daher mit ihr wohl am meisten von uns Allen beschäftigt und befreundet hatte, den Hut ziehen. Damit wollen wir denn keineswegs etwa verbürgen, daſs dasselbe sich bei einer ins Detail gehenden Kritik, zu der wir übrigens unsererseits uns zunächst als völlig incompetent erklären, als frei von „imperfections“ und „errors“ ergeben werde. Der Verf. selbst macht in seinem bescheidenen und sehr verständigen Vorworte darauf keine Ansprüche. Aber Einrichtung und Ausführung des Ganzen machen eben jedenfalls zunächst einen unser volles Vertrauen erweckenden Eindruck.

Wir erhalten hier nämlich eine stetig durch Beweisstellen aus den Hauptwerken des Nyâya- sowohl wie des Vaiçeshikasystems begründete und belegte Erklärung der sämmtlichen Termini technici derselben, in alphabetischer Reihenfolge und in kürzester Fassung. Die betreffenden Citate sind stets genau markirt, und da der Verf. auch seine eigenen Erklärungen je besonders bezeichnet hat, so gewinnt das Ganze hierdurch eine Uebersichtlichkeit, die, unterstützt von dem ebenfalls sehr zweckmäſsig eingerichteten Drucke, ungemein wohlthuend wirkt und eben die Zuversicht erweckt, daſs auch die Richtigkeit der gegebenen Darstellungen selbst wirklich dem Sinne, respective Wortlaute der betreffenden Stellen entspricht. Dies lieſse sich ja nur im Einzelnen prüfen, und es wird uns hierüber die Kritik seiner Specialcollegen wohl bald Klarheit bringen.

Wie sich dieselbe dann auch in dieser Beziehung etwa aussprechen mag, jedenfalls liegt uns hier ein Werk von erheblichem Verdienste vor, zu dessen Herstellung sehr bedeu-

tende Vorarbeiten gehört haben, die Beherrschung zunächst eines ungemein umfangreichen und ungemein schwierigen, zum gröfsten Theile doch immer noch nur handschriftlich zugänglichen Literaturkreises und sodann die nicht minder schwere Aufgabe „of selecting and digesting the material". Wir stehen daher nicht an, dem Verf. für die aufopfernde Hingabe, die er dabei bewiesen, unsere aufrichtige Anerkennung darzubringen.

Wir benutzen im Uebrigen diese Gelegenheit, um darauf hinzuweisen, dafs wir jetzt hier in Deutschland durch die neuen Posteinrichtungen, wie wir dieselben der Thätigkeit unseres Stephan verdanken, seit dem ersten Juli d. J. in der Lage sind, indische Drucke zu den Originalpreisen (das vorliegende Werk kostet dann nur 5 Mk. 25 Pf., wozu denn freilich noch, s. sogleich, die betreffenden Porti hinzutreten) aus Indien direct zu beziehen. Man hat jedoch der francirten Postanweisung über den Ladenpreis, die man an das betreffende indische Book-Depot einsendet, (1589) auch noch den im Voraus zu berechnenden etwaigen Portobetrag für die Hersendung des Buches under cover (10 Pf. für 50 Gramm)[1] hinzuzufügen; im vorliegenden Falle würde derselbe 1 Mk.[2] betragen. Und zwar kann man aus Indien „under cover" Büchersendungen bis zum Gewichte von 2½ Kilogramm (für ein Porto von 5 Mk.)[3] erhalten, respective dahin absenden, während im Verkehre mit allen anderen Ländern, ja sogar im deutschen Postgebiete selbst, das Meistgewicht einer Drucksache nur ein Kilogramm beträgt; — çrî Stephanâya namaḥ!

1] seit 1. April 1879 gar nur 5 Pfenn.
2] nunmehr also nur ½ Mark.
3] fortab resp. nur 2½ Mark.

1877.

112. Sept Suttas Pâlis, tirés du Dîgha-nikâya, par M. P. Grimblot. Traductions diverses Anglaises et Françaises. Paris, imprimerie nationale [Ernest Leroux] 1876. XII, 350, [1] S. 8°. fr. 12.
Jenaer Lit.-Ztg. nr. 14. p. 220—22.

Als Paul Grimblot vor nunmehr gerade 20 Jahren von seiner jungen Gattin begleitet nach Berlin kam, um seine Studien daselbst fortzusetzen, da hätte Niemand ahnen können, dafs die einzigen directen Früchte, welche der Wissenschaft aus dem enormen Fleifse des robusten Mannes erwachsen sollten, derselben eben nur durch die aufopfernde Hingabe seiner schon damals trotz grofser Zartheit der Constitution sich an seinen Studien mit liebevoller Energie betheiligenden Lebensgefährtin zukommen würden. Wie dies gekommen, welche Gründe den von dem lebhaf- (220[b]) testen Eifer beseelten und so trefflich ausgerüsteten Gelehrten verhindert haben, selbst einen seiner vielen Pläne auszuführen, non liquet! Aber warme Anerkennung schulden wir seiner Wittwe, dafs sie, obschon ihrerseits selbst, und zwar dem Anschein nach schon seit Jahren, „paralysée" (s. p. 163), ihre ganze Kraft daran gesetzt hat, aus dem Nachlafs ihres so plötzlich und so frühzeitig dahingeschiedenen Gatten, zu wiederholten Malen, zunächst durch das Journal Asiatique, einige der wichtigsten von ihm zur Ausgabe vorbereiteten Pâli-sûtra zu ediren. Niemand wird ohne eine gewisse Rührung die reizende Schilderung lesen, die sie selbst (p. 162 ff.) von dem Besuche giebt, welchen sie, im Auftrage ihres Mannes, dem Nâyaka, grand-

prêtre, des Tempels von Dadala bei Pointe-de-Galle abstattete, um von ihm ein Mspt. des Dîpavaṅsa zur eignen Collation zu erhalten. Durch sein gütiges Eingehen auf diesen Wunsch knüpfte sich eine Verbindung behufs Copirung und Collationirung allerhand sonstiger wichtiger Handschriften durch geeignete Copisten im Tempel selbst, unter steter sorgsamer Aufsicht, an, welche es dem Ehepaare Grimblot ermöglicht hat, eine kostbare derartige Sammlung nach Frankreich heimzubringen, die jetzt in der grofsen Bibliothek zu Paris deponirt ist.

Die vorliegende Publication bringt uns einige der bedeutendsten Stücke des Dîghanikâya in sorgsam edirtem Text, und in nicht minder sorgsamen Uebersetzungen von Gogerly (p. 59 ff. 166 ff. 289 ff. 311 ff. 332 ff.), Eug. Burnouf (p. 187—244), und wohl Grimblot selbst (p. 263 ff.). — Das eine derselben, das Sâmaññaphalasuttam, kennen wir in dieser letztern allerdings schon lange, da es uns darin eben bereits durch Burnouf in seinem Lotus de la bonne loi p. 449—482 (1851) vorgeführt ward. Den Text aber erhalten wir erst hier, und damit denn zugleich auch eine etwas festere, kritische Handhabe zur Beurtheilung der literargeschichtlichen Stellung dieses sutta sowohl, wie der beiden anderen dgl., des Brahmajâla° und des Subha°, mit denen es ein gut Stück Text völlig gemeinsam hat und die uns hier nun ebenfalls in extenso vorliegen (; aufser ihnen noch das Mahânidâna°, Mahâsamaya°, Sigâlovâda° und das Âṭânâṭiyasuttam). Dafs nun in dieser Beziehung entfernt nicht davon die Rede sein kann, dieselben, wie dies auf p. 263 n. angenommen wird, als direct für die Zeit des Çâkyamuni, also „le VIème siècle avant notre ère", beweiskräftig zu verwerthen, sondern dafs ein jedes zunächst nur für die Zeit der eignen Abfassung Zeugnifs ablegt, das ist wohl selbstverständlich, s. im Uebrigen, was ich bereits in meinen Vorles. über ind. Lit.-G. p. 259 (²p. 317) in gleicher Beziehung über die sûtra der nördlichen Buddhisten bemerkt habe. Und zwar werden wir wohl nicht umhin können, trotz aller entgegenstehenden

Angaben der traditionellen Ueberlieferung, für die einzelnen Stücke auch verschiedene Abfassungszeiten, ob auch immerhin wohl eine schliefsliche gemeinschaftliche Gesammt-Redaction, anzunehmen. Subhasuttam und Sâmaññaphalasuttam sind schon von Burnouf als zwei selbstständige Relationen über denselben Gegenstand bezeichnet worden. Da nun überdem, wie bereits bemerkt, und wie auch Burnouf schon speciell erhärtete, ein gut Stück von dem ihnen geradezu wörtlich gemeinsamen Theil auch im Brahmajâlasutta identisch wiederkehrt, so ergiebt sich dieses Stück wohl eben einfach als ein aus älterer Quelle stammender Grundstock. (Aehnlich liegen ja auch bei den Jâtaka mehrere derselben in doppelter Relation vor). — Die erhebliche Posteriorität dieser Texte nach Buddha geht im Uebrigen mit voller Bestimmtheit schon daraus hervor, dafs in ihnen das System der buddhistischen Speculation sowohl wie Hagiologie (cf. die 7 Buddha p. 323) bereits in nahezu voller Ausbildung uns entgegentritt. Auch liegt darin in Bezug (221) auf Inhalt sowohl wie auf Styl und Darstellung eine ungemein nahe Beziehung zu den in Ardhamâgadhî abgefafsten heiligen Schriften der Jaina vor, und zwar eine weit engere, als bisher, in Ermangelung beiderseitiger Originaltexte, irgend vermuthet werden konnte.

Aus dem ersten dieser sutta, dem Brahmajâla°, welches sich polemisch gegen die Ansicht von 62 verschiedenen Schulen über Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt, der Seele, des Schöpfers (brahmâ, mahâbrahmâ, abhibhû, issaro, kattâ, pitâ etc.) richtet, ist u. A. auch die darin bereits anerkannte Trias: Buddha, Dhamma und Saṃgha hervorzuheben. Es erscheint an der Zeit, einmal darauf hinzuweisen, dafs uns dieselbe Trias auch im Avesta entgegentritt, in denjenigen Stellen nämlich, wo die alten heiligen Gebete: ahuna vairya, ashem vôhu und yêṅhê hâtãm in dieser Reihenfolge zusammengefafst werden, wie dies z. B. im Viçpered 1, 4 geschieht, wo dieselben, als Glaubensbekenntnifs gewissermaafsen, an der Spitze aller heiligen Texte aufgeführt sind, wie sie denn ja auch in den Unter-

schriften der einzelnen Capitel der in dem gleichen Dialekt wie sie verfafsten Gâthâ in dieser selben Stellung erscheinen. Leider sind wir hier in beiden Fällen chronologisch ja noch sehr im Argen; dáran indessen besteht doch wohl kaum ein Zweifel, dafs wir beiderseits damit immerhin in eine Zeit hineingeführt werden, die über die Entstehung des christlichen Dogmas der Trinität hinaus reicht, so dafs dort somit eventualiter sehr wohl die Vorstufen dieses letztern vor uns liegen könnten, wobei dann, sei es Alexandrien den indischen, sei es Syrien den persischen Einflufs vermittelt haben müfste. — Wie etwa das gegenseitige Verhältnifs zwischen Avesta und Buddhismus hierbei zu denken wäre, das mufs einstweilen noch dahin gestellt bleiben. Bekanntlich ist bereits für den buddhistischen Mâra persischer Einflufs angenommen worden (s. meine Vorles.[2] p. 323 n.), während andrerseits die Erwähnung des Gaotema im Farvardîn Yesht § 16 von Haug wenigstens (Essays p. 188. 223) direct auf Buddha bezogen wird (s. hierzu indefs meine Ind. Streifen 2, 466). In der That liegt ja auch die Versuchung bei Zarathustra ebenso wie bei Buddha (und Christus) vor. Die Kamboja spielten ebensowohl eine Rolle unter den buddhistischen bhikshu (s. plate XVI, nro 15 der Sanchi-Tope I: naṃdinagarâ kaṃbojasa bhikhuno, und die Kambojamuṇḍa) und unter den âcârya des vaṅçabrâhmaṇa des Sâmaveda (Ind. Stud. 4, 378), wie sie andrerseits specielle Beziehung zu Iran zeigen.

Für das Sâmaññaphalasuttam, welches von den sechs Lehrern des Ajâtasattu berichtet, habe ich neuerdings bereits (Ind. Lit.-G.[2] p. 304), auf die analoge Legende im Çatap. Br., die von den sechs Lehrern des Janaka in ähnlicher Weise erzählt, verwiesen, wie ich denn ja auch schon in der ersten Auflage (p. 249) die Annahme durchblicken liefs, dafs uns, ähnlich wie bei der Maitrî-Upanishad (s. ebendas. p. 95), so auch in den Janaka- resp. Yâjnavalkya-Geschichten des Çatap. Br. brâhmanische Legenden von Buddha vorliegen, „während uns sonst dgl. nur von Anhängern der buddhistischen Lehre

überliefert sind". Wesentlich gleichzeitig damit war auch Burnouf seinerseits zu der Annahme gelangt „que plusieurs des parties qui le (das Çat. Br.) composent sont contemporaines des premiers temps du Buddhisme". Als bemerkenswerth in dieser Hinsicht erscheint u. A. auch die übereinstimmende Art der Aufführung der verschiedenen von einem Lehrer durchzogenen Landstriche in Texten beiderlei Herkunft, so hier im Janavasabhasutta (p. 345): Bhagavâ parito janapadesu paricârako . . . Kâsi-Kosalesu Vajji-Mallesu Ceti-Vaṅsesu (?) Kuru-Paṃcâlesu Maccha-Sûrasenesu, und andrerseits in jener Variante von Çat. Br. 14, 4, 1, die sich in Kaush. Up. 4, 1 vorfindet, wo es von Gâ- (221[b]) rgya Bâlâki heifst, dafs er: avasad Uçînareshu Satvan-Matsyeshu Kuru-Paṃcâleshu Kâçî-Videheshu; vgl. hierzu auch die Variante im Gopatha Br. 2, 9. — Von Interesse ist es, bei diesem sûtra die beiden Uebersetzungen von Gogerly (p. 166 ff.) und von Burnouf (p. 187 ff.) mit einander zu vergleichen. Die letztere ist unbedingt die correctere und besonders auch durch die beigefügten Noten werthvoll. Hierbei hätten im Uebrigen auch meine eignen Bemerkungen dazu in den Ind. Stud. 3, 151 ff. mit herangezogen werden sollen. — Die Uebersetzung von nakkhatta durch planets bei Gogerly (p. 182, so auch schon in der Parallelstelle des Brahmajâla° p. 69) ist unrichtig. Burnouf dagegen hat (p. 222) richtiger dafür: une constellation. Gerade der Umstand, dafs hier nur von Sonne, Mond und den nakshatra die Rede ist, nicht auch von den Planeten, giebt der Stelle ein alterthümliches Colorit, was denn dann auch für den ganzen übrigen Inhalt derselben (es handelt sich hierbei eben um jene den drei sutta gemeinsame Partie) von Bedeutung ist. — Ich benutze diese Gelegenheit, um bereits hier eines für die Geschichte der nakshatra hochwichtigen Umstandes zu gedenken, der mir soeben durch die freundliche Mittheilung Sachau's zur Kenntnifs gekommen ist. In dem zweiten noch im Druck befindlichen Theile seiner Ausgabe von Albîrûnî's „Chronologie orientalischer Völker" nämlich giebt dieser die Namen

an, welche die menâzil in Soghd und Khwârizm führen. Und zwar beginnt die Liste mit Thurayyâ, d. i. kṛittikâ, führt somit die alte Reihenfolge derselben auf. Der erste Name in beiden Ländern ist parvî, womit offenbar parvîz, d. i. der im Bundehesh an dritter Stelle stehende Name gemeint ist (s. meine Abh. über die Naksh. 1, 327), woraus denn eo ipso erhellt, dafs die dortige Namenliste die moderne, mit âçvinî (dort padêwar) beginnende ist. Die übrigen Namen zeigen ebenfalls noch mehrfache Beziehungen zu denen, die der Bundehesh bietet; einige jedoch sind ganz entschieden indisch, so frshtbâth d. i. proshṭhapâda, wobei uns resp. wiederum, wie bei dem Beginn der Reihe, eine alterthümliche Form (die moderne ist ja bhadrapadâ) entgegentritt. Ein grofser Theil der Namen, die zudem in beiden Ländern mehrfach differiren, ist annoch gänzlich unklar. — Die beiden Spielnamen atthapadam und dasapadam übersetzt Gogerly (p. 66. 180) mit: „board of 64 squares or of 100 squares" während Burnouf (p. 218) mit: „jeu des huit parties, jeu des dix parties". Hier scheint mir Gogerly das Richtige zu haben, s. Ind. Stud. 13, 473 und van der Linde Geschichte des Schachspiels 1, 62, 2, 362 (!), ob auch natürlich bis auf Weiteres nicht nothwendig an je ein dgl. chessboard zu denken ist! — Die reichen Angaben über die vijjâ und lakkhaṇa (p. 12. 13) sind höchst willkommen zur Ergänzung der gleichen Notizen im Mahâbhâshya, s. Ind. Stud. 13, 460.

Vom Subhasutta wird nur der Theil des Textes, der die Varianten zum Sâmaññaphala° enthält, mitgetheilt, eine Uebersetzung ist nicht beigefügt.

Das vierte suttam, Mahânidâna°, von der Verkettung der Ursachen, handelt u. A. auch ganz in der Weise des Vṛihad Âraṇyaka von nâmarûpe und den Sinnen. Es spielt im Lande der Kuru, und der Orts-Name Kammâssadhammam hat unstreitig (s. p. 263) Bezug zu der bei den Brâhmaṇen üblichen Bezeichnung von Kurukshetra als Dharmakshetra.

Das fünfte und das siebente suttam, Mahâsamaya° und Âṭânâṭiya° enthalten u. A. je eine Aufzählung der Götter,

die von hohem Interesse ist. Darunter sind zunächst viele ganz fremdartige, theilweise wohl einfach gemachte Namen; andrerseits fehlen aber darunter viele, die man erwarten könnte, z. B. Çiva und Kṛishṇa, während Brahman erwähnt wird, und zwar als Subrahmâ, wie als Mahâbrahmâ; auch unter Veṇhu (222) (var. l. Veṇḍu) ist wohl Vishṇu zu verstehen, s. Hemac. 1, 85. Besonders hervor treten die Yakkha, Gandhabba, Nâga etc. Unter den Dienern ihrer Fürsten erscheinen im Mahâsamaya° Opamañña (! cf. Aupamanyava), der devasûta Mâtali, König Naḷa (! vgl. den Naḍa Naishidha in Çat. Br.), Pañcaçikha, Timbaru; und das Âṭânâṭiya° führt, aufser diesen und Inda, Soma, Varuṇa, unter den mahâsenâpati der Yakkha auch noch z. B.: Bhârâdvâja, Vessâmitta, ja sogar den Pañcâlacaṇḍa (p. 330) auf. Nun, das ist eine gute Confusion! und werden wir damit denn freilich direct in die vedische Sûtra-Periode hineingeführt, s. Ind. Stud. 3, 159. Vorles. über ind. L. G.[2] p. 309. 54; denn wenn Pañcâlacaṇḍa auch im Aitareya-Âraṇyaka (3, 6), resp. im Çâṅkhâyana-Âraṇyaka (7, 19) und im Gopathabrâhmaṇa (1, 27) als Lehrer, resp. kavi citirt wird, so gehören doch eben diese Texte ihrerseits selbst offenbar auch bereits in die Sûtra-Periode. Die hier vorliegende Verwerthung seines Namens läfst im Uebrigen sich vielleicht geradezu als ein gewissermaafsen synchronistisches Moment verwerthen, da doch wohl kaum anzunehmen ist, dafs dieser Pañcâlacaṇḍa noch längere Zeit nach seinem Wirken so sollte im Vordergrund gestanden haben, dafs die Buddhisten sich veranlafst sehen konnten, ihn als einen „chiefcommander" der ihnen feindlichen Yakkha zu bezeichnen! — Mit Bezug auf die neuerdings mehrfach ventilirte Frage über das Vorkommen der √dakkh im Pâli (s. Ind. Stud. 14, 73 n.) bemerke ich hier noch, dafs sich im Mahâsamayasutta und zwar in den darin aufgeführten Versen sowohl das Gerundium dakkhitâya (p. 281, for the purpose of seeing, Gogerly), als der Potential dakkhema (p. 287) vorfinden (neben dem Aorist addakkhuṃ, adrâkshus, p. 282).

Das sechste suttam, Sigâlovâda°, ist moralischen Inhalts, gegen äufserliche Frömmigkeit sowohl wie gegen unmoralischen Lebenswandel (Wein, Weib, Gesang, Spiel u. s. w.) gerichtet. Wie unsre Prediger gelegentlich Rechtschaffenheit ohne Glauben als „Seifenblase" bezeichnen, so ist es auch nach Buddha's Lehre mit dem „sîlamattakam", den external virtues (p. 5. 62), dem virtuous conduct, keineswegs abgethan; denn dies ist „of inferior value, when compared with the higher virtues which are altogether mental and thus not perceptible to others" (Gogerly).

Den Schlufs macht (p. 339 ff.) eine höchst dankenswerthe Angabe der historisch-geographischen Data, die sich in den Eingängen der 34 sutta des Dîghanikâya vorfinden, in Bezug nämlich auf die Gelegenheiten und Veranlassungen, bei denen der Inhalt eines jeden derselben von Bhagavant auf seinen Wanderungen durch die verschiedenen Landstriche Indiens von den Aṅga bis zu den Kuru hin, in den Städten Campâ, Râjagaha, Sâvatthi, Sâketa, Kosâmbî, Vârâṇasî etc. verkündet und gepredigt worden sein soll.

---

113. Dharmashastrasamgraha or Atri, Vishnu, Hârîta etc. Edited by Pandit Jîbânanda Vidyâsâgara. Zwei Theile in einem Bande. Calcutta, printed at Sarasvati Press [To be had from Pandit Jîbânanda Vidyâsâgara, Superintendent Free Sanskṛit College] 1876. [IV], 651; 638 S. 8°. Rupies 15. Jenaer Lit.-Ztg. nr. 17. p. 267—69.

Der Herausgeber dieser äufserst dankenswerthen Sammlung ist ein Mann von seltener Arbeitskraft und Thätigkeit, und zwar dem Anschein nach Gelehrter und Buchhändler zugleich. In einem kürzlich von ihm erhaltenen Verzeichnifs von Sanskṛit-Drucken nämlich, die man sämmtlich von ihm selbst direct beziehen kann (was ja durch die jetzigen postalischen Einrichtungen so ungemein bequem gemacht ist), finden sich einige 60 dergl., die alle als von ihm selbst „edited" bezeichnet sind. Und zwar erstrecken sich diese Aus-

gaben über nahezu alle Zweige der indischen Literatur, und eine gute Zahl derselben enthält Werke, die bisher noch gar nicht publicirt waren! Wir finden da sechs Dramen, nämlich Mahâvîracaritam, Prasannarâghavam, Vikramorvaçî, Vasantatilakam, Nâgânandam, Priyadarçikâ (des çrî Harsha), — fünf mâhakâvya, nämlich: Raghuvançа, Meghadûta, Kirâtârjunîyam, Çiçupâlavadha, Naishadhîyam, — verschiedene andere Gedichte, nämlich Ṛitusaṃhâra, Nalodaya, Pushpabâṇavilâsakâvyam (auch dem Kâlidâsa zugeschrieben), Kâvyasaṃgraha (75 kleine Gedichte), verschiedene Çataka, Mâdhavacampû und Candraçekharacampû, Vidvanmodataraṃginî, — und allerhand Romane, Erzählungen und nîti-Texte, nämlich: Vâsavadattâ, çrî-Harshacaritam, Bhojaprabandha, Vetâlapañcavinçati, Pañcatantram, Kâmandaki. Von alaṃkâra-Texten finden sich: Kuvalayânanda, Candrâloka und Sâhityadarpaṇam, und von grammatisch-lexikalischen das Sârasvatavyâkaraṇam, die Uṇadisûtra, eine Saṃskritaçikshâmañjarî, Amarakoça und Medinîkoça. Von den philosophischen Systemen ist das vedânta-System am Reichsten vertreten, nämlich durch Ausgaben der Vedântasûtra, des vedântasâra, der vedântaparibhâshâ, des vivekacûḍâmaṇi (von Çaṃkara) und des âtmatattvaviveka, des pûrṇaprajnadarçana mit Comm. des Madhvasvâmin, und durch die elf Haupt-Upanishad mit ihren Commentaren. Auch das nyâya-System ist sehr reich bedacht, nämlich durch eine Ausgabe des nyâyadarçana selbst nebst den Scholien des Vâtsyâyana und Viçvanâtha, durch drei Werke des Gañgeça: Anumânacintâmaṇi, Îçvarânumâna° und Upamânacintâmaṇi, und durch den Tarkasaṃgraha des Annaṃbhaṭṭa. Von den andern Systemen finden sich Ausgaben des Sâṃkhyadarçana mit dem Comm. des Vijnânabhikshu, das Pâtaṃjaladarçanam, ein Îçvaranirûpaṇam, und eine Mîmânsâparibhâshâ. (268) Auch aus der Medicin sind einige Hauptwerke edirt, Suçruta nämlich, Çârñgadhara, Cakradatta, Bhâvaprakâça, Mâdhavanidânam und Madanapâlanirghaṇṭu. Endlich dem Jus gehören an eine Ausgabe des Manu mit Kullûka, des Vîramitrodaya und das vor-

liegende Werk. Wahrlich eine stattliche Zahl von Werken! Und was uns von diesen Drucken bisher bekannt geworden, ist auch im Ganzen sorgsam und correct, wenigstens ohne hervorragende Mängel, edirt. Wir haben daher dem verdienten Herausgeber in der That unsere herzlichste und wärmste Anerkennung für diese seine zahlreichen und werthvollen Leistungen auszusprechen.

Insbesondere gilt dies denn eben auch von dem vorliegenden Bande. Derselbe giebt nämlich aufser den sechszehn smṛitiçâstra, welche in der jetzt gar nicht mehr aufzutreibenden alten Calcuttaer Ausgabe von Bhavânîcaraṇa (in bengalischer Schrift, vermuthlich 1833 publicirt, s. Gildemeister Bibl. S. p. 126) enthalten sind und über welche Stenzler in den Ind. Stud. 1, 238 ff. berichtet hat, noch elf andere dergl., füllt somit eine lange empfundene schmerzliche Lücke in höchst willkommener Weise aus. Das Nähere hierüber ist, wie folgt.

Der erste Band mit 651 Seiten, zu 12 çloka, enthält sechszehn dergl. Texte. Nämlich 1—3) drei Atri-Texte, einen laghu-Atri in fünf adhyâya mit c. 140 çloka, den bereits bekannten Atri in 400 çloka und den vṛiddhâtreya in 5 adhyâya mit c. 150 çloka; alle drei handeln von Reinigung und Bufse. — Es folgt 4) eine Vishṇusmṛiti, c. 120 çloka, welche die Verherrlichung des Nârâyaṇa, Vâsudeva (durch Nârada) zum Gegenstande haben. Sodann 5) das bereits bekannte, hochwichtige Vaishṇavam dharmaçâstram, in 100 adhyâya, hauptsächlich in Prosa; Bühler bezeichnet es in der Zeitschrift der deutschen Morg. Ges. 22, 327 als das dharmasûtram der Kâṭhaka-Schule. Hierauf folgen zwei Hârîta-Texte, nämlich 6) der bereits bekannte dgl. in 7 adhyâya mit c. 200 çloka, und 7) ein vṛiddha-Hârîta in acht Capp. mit c. 2600 çloka, die sich speciell auf die vaishṇavâḥ kriyâḥ, den Vishṇu-Dienst der Bhâgavata-Secte, beziehen. Der von Vishṇu's Râma-Form handelnde Theil zeigt directe Anklänge zur Râma-Tâpanîya-Upanishad. Bei der Krishṇa-Form werden die Legenden vom Çvetadvîpa, ebenso wie die

Feier der Krishṇajanmâshṭamî, soweit ich sehe, ganz übergangen; ebenso aber auch die gopî-Spiele. Die Bhârgava-Form und die Buddha-Form sind von der arcâ ausgenommen (p. 368). Gehört das Werk etwa der Schule des Râmânuja an? (In dem so eben erhaltenen Heft 8 des Nesfield'schen Catalogue of Sanskrit Mss. in Oudh, edirt von Râjendra Lâla Mitra Calc. 1876, wird auf p. 30 unter den bhaktiçâstra eine Parâçarasmṛiti in 500 çloka aufgeführt, die als „a treatise containing an account of Râmânuja, in 2 volumes (!), by Parâçara" bezeichnet wird!) — Hieran schliefsen sich 9) Yâjnavalkya, und zwei Uçanas-Texte, nämlich 10) das bereits bekannte auçanasaṃ dharmaçâstram in 51 çloka und 11) eine auçanasasmṛiti in neun adhyâya mit c. 640 çloka, beide alterthümlichen Inhalts (s. Bühler Digest. vol. I. p. XXII). Den Schlufs des Bandes machen die bereits bekannten Texte: 11) Âṅgirasa 72 çloka, 12) Yama 78 çloka, 13) Âpastamba, 10 Capp., 14) Saṃvarta 227 çloka, 15) Kâtyâyana und 16) Bṛihaspati 81 vv.

Der zweite Band, mit 638 pagg., giebt zunächst 17) die bereits bekannten 12 Capp. (586 vv.) des Parâçara. Daran schliefst sich 18) ein bṛihat-Parâçara, ebenfalls in 12 adhyâya, aber mit über 3000 çloka (den Angaben am Schlufs zufolge sollen es 3300 sein, was aber wohl etwas zu viel ist). Derselbe handelt im Purâṇa-Styl von âcâra und prâyaçcitta. Die ersten fünf adhyâya werden zusammen als erster adhyâya (268[b]) betrachtet, und auch weiterhin sind die adhyâya mehrfach in Unterabschnitte getheilt. Der çloka wechselt hie und da mit trishṭubh. Es folgen zwei Vyâsa-Texte, nämlich 19) ein laghu-Vyâsa in 2 adhyâya (c. 130 vv.), von den täglichen Verrichtungen handelnd, und 20) das bereits bekannte Vyâsîyaṃ dharmaçâstram, in vier adhyâya. Daran schliefsen sich die ebenfalls bekannten Texte 21) des Çaṅkha in 18 adhyâya, 22) des Likhita mit c. 99 vv. und 23) des Daksha in 7 adhyâya, sowie 24) der neuerdings von Stenzler edirte Gautama. Derselbe hat hier 29 adhyâya, indem vor adhy. 20 ein Abschnitt eingeschoben ist, der bei Stenzler fehlt. Neu

dagegen sind die letzten drei Texte, nämlich 25) die sechs adhyâya des Çâtâtapa, vom karmavipâka, der Vergeltung für Uebelthaten in der Wiedergeburt etc. handelnd. Sodann 26) die 21 adhyâya der Vasishṭhasaṃhitâ, in Prosa. Die Calcuttaer Ausgabe, von der Müller (Anc. S. Lit. p. 134) und Bühler (Digest. I p. XXII) sprechen, ist mir eben leider noch nicht zu Gesicht gekommen; sie enthält nach Bühler auch nur 21 Capp., während ihm zufolge zwei in Poona acquirirte Mss. 28½ adhy. haben. Wir haben hier, ähnlich wie bei Vishṇu und Gautama, ein wirkliches dharmasûtram vor uns, das vermuthlich der Drâhyâyaṇa-Schule angehört (s. meine Vorles. über Ind. Lit. G.[2] p. 300). Und zwar zeichnet sich dasselbe vor den andern beiden gleichartigen Werken durch sehr reichhaltige Citate aus, welche allerdings meist nur durch athâ 'py udâharanti eingeleitet, hie und da aber auch auf directe Autoren zurückgeführt werden. So wird Manu und ein Mânava çloka citirt; ebenso von Yama gesungene çloka; ferner die Hârîtâs; endlich, der auch anderweitig so vielfach wiederkehrende Vers über die Grenzen des Brahmâvarta (yâvat kṛishṇo 'bhidhâvati) wird hier als eine gâthâ, welche die Bhâllavinas „nidâne“ überliefern, bezeichnet. Das siebzehnte Cap., welches Bühler im Digest zum Theil veröffentlicht hat, zeigt hier erhebliche Varianten, doch machen die hiesigen Lesarten zum gröfsten Theil den Eindruck, einfach auf Mifsverständnissen zu beruhen. — Den Schlufs macht 27) ein vṛiddha-Gautama, bezeichnet als vṛiddha-Gautamîyaṃ vaishṇava-dharmaçâstram, in 22 adhyâya mit c. 1700 çloka. Den Inhalt bildet, ähnlich wie beim vṛiddha-Hârîta, eine sehr detaillirte Darstellung der vaishṇavâ dharmâs der Bhâgavata-Secte, insbesondere der bei ihren Festen zu gebenden frommen Geschenke. Alle Anhänger des bhagavant Vâsudeva sind vipra (p. 686); bhakti gegen ihn erhebt den gläubigen caṇḍâla über den ungläubigen brâhmaṇa (p. 635). Jedoch nennt Bhagavant, der hier selbst seine Herrlichkeit dem Yudhishṭhira verkündet, wiederholentlich neben (resp. nach) sich auch Çaṃkara und Brahman. Bemerkenswerth

ist eine Aufzählung der verschiedenen dharma-Vff. im Eingang (p. 498. 499). Es werden da nämlich aufgeführt: 1) Mânavâ dharmâs, 2) Vâsishṭhâs, 3) Kâçyapâs, 4) Gârgeyâs, 5) Gautamîyâs, 6) Gopâlitasya, 7) Parâçarakṛitâs, 8) Âtreyasya, 9) Umâmaheçvarâs (?), 10) Nandidharmâs, 11) brahmaṇâ kathitâs, 12) kaumârâs, 13) dhûmravarṇâḥ (!) kṛitâ dharmâs, 14) krauñcavaiçvânarâs (!), 15) Bhârgavyâs, 16) Yâjnavalkyâs, 17) Mâṇḍavyâs, 18) Kauçikâs, 19) Bhâradvâjakṛitâs, 20) brahmasvaku(?)-kṛitâs, 21) kṛiṇine ca kṛiṇîbâho! (?!?), 22) Viçvâmitrakṛitâs, 23 u. 24) Sumantu-Jaiminikṛitâs, 25) Çâkaneyâs (?), 26 u. 27) Pulastya-Pulahodgîtâs, 28) Pârâçaryâs (nochmals!), 29) Agastyagîtâs, 30) Maudgalyâs, 31) Çâṇḍilyâs, 32) tulahâyanâs (?), 33) Bâlakbilyakṛitâs, 34) Saptarshiracitâs, 35) Âpastambakṛitâs, 36) Çañkhasya, 37) Likhitasya, 38) Prâjâpatyâs, 39) Yâmyâs, 40) Mâhendrâs, 41) vaiçvânarâkhyâ gîtâs, 42) Vibhâṇḍakakṛitâs, 43) Nâradîyakṛitâs, 44) Kâpotâs, 45) purăvâkyâni (?) Bhṛigos, 46) Añgirasas (Genitiv), 47 u. 48) Krauñca(s. 14!)-Mâtaṃgagîtâs, 49) saudha (?) - Hârîtakâs, 50) (269) Piñgavarmakṛitâ(s), 51) Kântâs (? wohl Kâtâs), 52) Văsupâlitâs (?), 53) Uddâlakakṛitâs, 54) Auçanasâs, 55) Vaiçyapâdhanagîtâs (Vaiçampâyana°?), 56) Mâgadhâs. Alle diese dharma hat Yudhishṭhira gehört, verlangt aber nach den eigenen Gesetzen des Mâdhava. Unter jenen, übrigens zum Theil ja auch ziemlich dunklen, resp. verderbten Namen sind nun zwar wohl nicht etwa durchweg Vff. wirklicher dharmaçâstra zu verstehen, sondern zum Theil wohl auch nur Männer, die als Verkündiger bestimmter Lehren im Epos oder in den Purâṇa aufgeführt werden; immerhin aber bleibt diese Aufzählung doch von literargeschichtlichem Interesse, und tritt jedenfalls eo ipso für die moderne Abfassung des Textes, in dem sie sich vorfindet, resp. [zum Wenigsten] für dessen Posteriorität nach allen den dharmaçâstra, welche in ihr wirklich genannt sind, direct ein.

---

114. Die funfzehnte Erzählung der Vetâlapantschavinçati. Sanskrittext mit Uebersetzung und Anmerkungen von Heinrich Uhle. [Oster-Programm des Gymnasiums zum heiligen Kreuz.] Dresden, Lehmann'sche Buchdruckerei [Verlag von L. Wolf] 1877. XXVI S. 4°. M. 1,50. Jenaer Lit.-Ztg. nr. 22. p. 343—45.

Die Stadtverordnetenversammlung der kaiserlichen Residenzstadt Berlin hat zwar in diesem Winter die paar Hundert Thaler, welche für die gelehrten Programme der städtischen Gymnasien auf den Etat gesetzt waren, — gestrichen! Zum Glück aber giebt es noch andere Gymnasien, die unter liberalerer Aufsicht stehen, und daher noch im Stande sind, an der alten, löblichen Sitte festzuhalten, welche es ihren Lehrern gestattet, ja zur Pflicht macht, durch eine gelehrte Beigabe zu den Schulnachrichten ihren fortdauernden Zusammenhang mit der Wissenschaft zu bekunden. Wir freuen uns, in dem vorliegenden Programm eine dankenswerthe Leistung dieser Art zu begrüfsen, welche eine wirkliche Förderung der betreffenden Studien enthält, und ein Zeugnifs dafür ablegt, dafs ihr Verfasser eben trotz des Schulstaubes sich den Sinn für weitausblickende Forschungen bewahrt hat und denselben mit gewissenhafter Treue obliegt. Wir betrachten es daher als eine günstige (343[b]) Fügung, dafs er nicht an den sandigen Gestaden der Spree, sondern an den felsigen Ufern der Elbe in seinem Berufe wirkt; denn es würde sonst dieses „specimen eruditionis" uns vermuthlich noch längere Zeit vorenthalten geblieben sein!

Die Angaben, welche der Verf. über die von ihm benutzten Handschriften der Vetâlapañcavinçati macht, bezeugen, dafs wir es hier mit einer Arbeit zu thun haben, welcher der Verf. bereits eine ziemlich lange unablässige Thätigkeit gewidmet hat (eine erste, freilich noch etwas den tiro verrathende Probe davon erschien schon 1869 in der Z. der D. Morg. G.). Für die erste der drei Recensionen, in denen ihm das Werk vorliegt — es ist dies die Vulgata des Çivadâsa — hat er dieselben acht Handschriften benutzt, welche schon Gildemeister für die betreffenden Stücke in Lassen's

Anthologia sanscritica (dritte Ausgabe) zu Gebote standen und von ihm in der Vorrede dazu pag. IV u. XIV ff. beschrieben sind; zwei derselben gehören der Bibliothek des India Office, sechs Fitz-Edward Hall an. Für die zweite, erheblich kürzere Recension, von ungekanntem Verfasser, stand ihm nur eine Handschrift, ebenfalls F. E. Hall gehörig, zur Disposition. Für die dritte endlich, die Recension des Jambhaladatta, benützte er eine bengalische Handschrift des India Office und eine Calcuttaer Ausgabe. Alle diese Handschriften hat er offenbar mit grofser Sorgfalt verglichen, und giebt uns nun speciminis caussa aus der Mitte der 25 Erzählungen des Werks eine bisher noch nicht publicirte, die funfzehnte, und zwar in allen drei Textformen, unter Beifügung kritischer Noten sowohl, wie mit danebenstehender Uebersetzung, so dafs eine Vergleichung derselben nach allen Richtungen hin damit ermöglicht wird.

Die Vetâlapañcavinçati ist unter allen indischen Märchenwerken wohl dasjenige, welches sich noch zur jetzigen Zeit der gröfsten Verbreitung erfreut und in den mannichfachsten Uebersetzungen und Bearbeitungen vorliegt (vgl. Benfey Pantscha Tantra Einl. p. 21, sowie Herm. Oesterley's Einl. zu seiner Uebersetzung der Baitâl Pachîsî, Leipz. 1873). Höchstens kann ihm dabei etwa die Sinhâsanadvâtrinçikâ den Rang streitig machen, deren Sanskrit-Text dem entsprechend ja auch in einer ganzen Reihe von Formen existirt, in dieser Beziehung vielleicht sogar noch reicher entwickelt ist. Und zwar tritt uns auch da, wie hier, ferner noch ein zweiter Mifsstand entgegen, der ja freilich in der indischen Literatur überhaupt eine so verhängnifsvolle Bedeutung hat, dafs nämlich auch die zur selben Recension gehörigen Handschriften in der mannichfachsten Weise differiren. Es scheint indessen dort[1] die handschriftliche Ueberlieferung doch auf etwas festerem Boden zu ruhen, als hier, theils weil die davon vorhandenen Handschriften älter sind, theils weil sich darunter mehrere Jaina-Handschriften befinden, die sich bekanntlich

1] s. jetzt Ind. Studien 15, 195 fg.

durchweg durch die grofse Sorgfalt, mit der sie geschrieben sind, auszeichnen. Die Aufgabe, den ursprünglichen Text der Vulgata herzustellen, wird zwar auch dort ebenso wenig je zu lösen sein, wie hier bei Çivadâsa; aber es wird doch eher angehen, sich eben auf eine bestimmte Gruppe von Handschriften zu beschränken, während Uhle hier zwar auch unter den ihm zur Verfügung stehenden acht Msc. der Vulgata drei Gruppen unterscheidet (und zwar stellt sich nach ihm das gegenseitige Verhältnifs derselben dabei etwas anders, als man dies nach Gildemeister's Angaben erwarten sollte), und „im Ganzen der ersten Gruppe folgt"; aber er verfährt im Wesentlichen doch rein eklektisch, „nach Gutdünken dies oder jenes in den Text aufnehmend oder weglassend". Und es bleibt denn auch in der That unter só bewandten Umständen wie hier kaum etwas Anderes übrig, als aus der Noth eine (344) Tugend zu machen. Unter andern Verhältnissen freilich würde das Streben eines Herausgebers nicht sowohl dahin zu richten sein, dafs er „einen möglichst correcten, lesbaren und vollständigen Text" biete, als vielmehr dahin, dafs er eben einen annähernd primären Text gewinne, auch wenn derselbe weniger correct, lesbar und vollständig sein sollte. Denn bei Erzählungen dieser Art steht es ja nicht so, wie bei den dramatischen Dichtungen eines Kâlidâsa z. B., an die man wirklich den Maafsstab des Schönen und des Richtigen anzulegen ein Recht hat (obschon man damit wohl auch bei ihm nicht zú weit gehen darf!). Der populäre Charakter und Zweck dieser Erzählungen schliefst eben nicht nur von vorn herein díe Anschauung aus, dafs wir in ihnen ein literarisches Kunstproduct vor uns haben, sondern auch ebenso díe, dafs ihre Sprache wirklich nothwendiger Weise eine correcte sein müsse. Gerade in dieser letzteren Beziehung werden vielmehr incorrecte Formen und Wendungen, wenn sie sich constant finden, bei weitem mehr Anspruch darauf haben, als primär zu gelten, als die entsprechenden correcten. Besonders wenn es sich etwa um Texte handelt, die auf einen Jaina-Ursprung zurückführen.

Und was die „Vollständigkeit“ betrifft, so ist theils die Frage, ob der vollere oder der kürzere Text der primäre ist, von vorn herein zunächst hierbei immer eine offene, theils liegt speciell für die in einem solchen Werke „vorkommenden Verse“ im Allgemeinen jedenfalls die Annahme, dafs ihre Zahl sich mit der Zeit vermehrt habe, näher als die umgekehrte Ansicht.

Wenn Uhle in Bezug auf die Zeit des Çivadâsa das „sechste und das zwölfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung als die äufserste Grenze“ bezeichnet, so ist nicht recht klar, worauf sich selbst diese doch wahrlich weit genug gesteckte Datirung gründet. Besonders für den terminus a quo, für das sechste Jahrhundert, ist mir gar nichts zur Hand; denn wenn Oesterley am a. O. p. 3 von Çiv. berichtet, dafs er einer der neun Edelsteine am Hofe des Königs Bhoja gewesen sein solle und daher frühestens in das sechste Jahrhundert falle, so vermisse ich theils für das Factum selbst die Angabe, woher er es entlehnt hat — der bekannte anonyme Vers von den neun Perlen des Vikrama enthält den Namen des Çivadâsa nicht —, theils ist da Bhoja ohne Weiteres an die Stelle von Vikrama gesetzt — und endlich das sechste Jahrhundert ist auch für diesen Bhoja sehr zweifelhaft (!), worauf übrigens Oesterley auch sofort selbst hinweist. Als terminus ad quem sodann ist wohl das Factum verwerthet, dafs sich bei Somadeva im zwölften Jahrh. eine poetische Bearbeitung des Inhaltes der Vetâlapañcavinçati findet, die in der Reihenfolge der Erzählungen so ziemlich zum Texte des Çivadâsa stimmt? Aber abgesehen davon, dafs daraus doch noch nicht mit Sicherheit die Existenz des letzteren hervorgeht, tritt ja doch auch noch die weitere von mir schon 1867 (s. Ind. Streifen 2, 366) aufgeworfene und begründete Frage an uns heran, ob nicht jene poetische Bearbeitung bei Somadeva erst secundär in dessen Werk eingefügt worden ist? Direct und speciell hingewiesen auf die 25 Erzählungen des Vetâla wird übrigens auch in der Sinhâsanadvâtrinçikâ, und zwar in fast allen Recensionen derselben, ihrerseits freilich sämmtlich ihrer Zeit nach unbestimmt; es

mufs zudem theils auch da einstweilen noch dahin gestellt bleiben, ob die betreffende Stelle nicht eine secundäre Zuthat ist [s. Ind. St. 15, 194. 5], theils erhellt daraus in keiner Weise, dafs gerade der Text Çivadâsa's daselbst gemeint sei. Brockhaus hat nun zwar allerdings (Ber. d. K. sächs. G. d. Wiss. 1853 p. 185) die Vermuthung ausgesprochen, dafs Çivadâsa's Werk ziemlich in der jetzigen Fassung dem Somadeva als Quelle gedient habe; aber eine Vergleichnng der beiden Texte ergiebt jedenfalls (344[b]) zwar grofse Uebereinstimmung im Inhalt und Gang der Erzählung, aber keinerlei directe, sprachliche Beziehungen, welche eben auf unmittelbare Benutzung des einen Textes durch den andern mit Bestimmtheit hinwiese. Und Benfey (Bulletin der Petersb. Acad. 1857 p. 187) ist gerade umgekehrt der Meinung, dafs die Recension des Somadeva älter ist, als die des Çivadâsa. — Von den verschiedenen Çivadâsa, die literargeschichtlich bekannt sind, hätte jedenfalls wohl der Verfasser des Kathârṇava (s. Aufrecht Catalogus p. 153a) die nächsten Ansprüche darauf, mit dem hiesigen Ç. identificirt zu werden. Dürfte man denselben ferner mit dem Çivadâsadeva identificiren, der in Çârṅgadhara's paddhati genannt wird, so wäre damit wenigstens gesichert, dafs er vor AD 1363 gelebt habe, s. Aufrecht Catal. 125a, und Hall Vâsavadattâ Einl. p. 48.

Nach meinem Dafürhalten spricht im Uebrigen schon der Styl des Çivadâsa dagegen, dafs wir ihn vor das zwölfte Jahrh. setzen; er gehört vielmehr dádurch in eine Zeit mit dem Bhojaprabandha und ähnlichen Werken. Immerhin aber ist sein Text [der Vet.] in der That doch wohl noch der älteste, von den dreien wenigstens, die uns hier vorliegen. — Gerade ganz „correct" hat ihn übrigens auch Uhle nicht herstellen, resp. machen können; hervorragende sprachliche Correctheit ist ja eben in solchen Fällen überhaupt nicht zu erwarten! Hierher gehört u. A. die Verwendung von pradeça p. XIV und von vara p. VI als Neutrum (zu vara s. Petersb. Wört.), sodann der Gebrauch des Dativs dvâbhyâm als Genetiv p. X, die Zusammenziehung von Madanavatyâ agre in

°tyâ 'gre ibid., sowie im Gegensatz dazu der so vielfache Mangel des saṃdhi (blofse Nachlässigkeit der Schreiber liegt hier schwerlich vor, sondern ein peccatum ab origine), die Construction von vyâpin mit dem Accusativ p. XIV (diçaḥ .. vyâpinam), endlich auch nâyakâ p. X für nâyikâ, und gavârthe p. XVI für gavarthe, falls hier nicht etwa beide Male blofse Versehen, resp. Druckfehler vorliegen? wie z. B. p. XIV zweimal kimartham, statt kim artham, zu lesen ist. Auf p. XII, 22 ist na entweder im Vorsatz oder im Nachsatz zu tilgen; entweder: „was Einem selbst widrig ist, das giebt man nicht Andern" so ist die Sitte der Edlen; oder: was Einem selbst widrig ist, Andern zu geben, das ist nicht Sitte der Edlen. Die auf p. XIV gemachte Conjectur: 'sau 'tra râjarâṭ beruht auf einem lapsus, da das a von atra nach dem au von asau nicht verloren gehen könnte; es müfste asâv atra heifsen; auch ist râjarâṭ hier schwerlich am Orte. Auch p. XVI ist statt kasyâ "çramam wohl kasya"çrayam oder kam âçrayam zu lesen. Auf p. XVIII möchte beide Male svasthânaṃ gataḥ herzustellen sein. Auf p. XX ziehe ich die in der Note angegebene Lesart kâmabâṇaparâhataḥ unbedingt dem °parâhṛitaḥ Uhle's vor; parâhata = âviddha, Medinî; die Pfeile Kâma's reifsen doch Niemand mit sich fort (das würde °parâhṛitaḥ bedeuten), wohl aber durchbohren sie ihr Ziel. Statt dṛishṭâ ativyathitâ, ibid., möchte ich etwa dṛiḍham ativyathitâ vermuthen, ohne freilich davon gerade sehr befriedigt zu sein. Auf p. XXII ist zu lesen: visishmiye, ayaṃ bâlo, so wie natürlich: prâṇmâritân.

Der Inhalt der hier mitgetheilten Erzählung bildet bekanntlich auch den Gegenstand eines Drama's des çrî-Harsha, des Nâgânanda, und er kehrt überdem auch wesentlich identisch in einer der 32 Erzählungen der Siṅhâsanadvâtriṅçikâ wieder. — Die hiesige Schilderung der goldenen Zeit unter Jîmûtaketu und seinem Sohne zeigt mehrere specielle Anklänge zu den Angaben über die goldene Zeit unter Râma im Râmâyaṇa wie im Mahâ Bhârata, s. meine Abh. über das Râmâyaṇa p. 66 f.

Zum Schlufs möchte ich bei dieser Gelegenheit wieder einmal auf meine Vermuthung (Zeitschrift D. (345) Morg. Ges. 22, 728. 1868) hinweisen, ob nicht der in dem bekannten Verse von den neun ratna am Hofe des Vikrama darunter genannte Vetâlabhaṭṭa mit der Abfassung des Originals der Vetâlapañcaviṅçati in Bezug stehe? etwa so, dafs dieser Name als eine Art Spitzname zu betrachten sei, der dem Dichter von dem Gegenstand seiner Dichtung her überkommen wäre?

---

115. History of Nepâl. Translated from the Parbatiya by Munshî Shew Shunker Singh and Paṇḍit Shrî Gunânand. With an introductory sketch of the Country and People of Nepâl by the Editor, Daniel Wright.. late Residency Surgeon at Kâṭhmâṇḍû .. Cambridge, University Press; London, Cambridge Warehouse 1877. XV, 324 S., 16 Tafeln. 8°. sh. 21.

116. E. B. Cowell and J. Eggeling, Catalogue of Buddhist Manuscripts in the possession of the Royal Asiatic Society (Hodgson collection). Hertford, Stephen Austin & sons [1875]. 56 S., 2 Tafeln. 8°. [Ohne Preisangabe.]

Jenaer Lit.-Ztg. nr. 26. p. 410—13.

Die Zeitungen brachten vor Kurzem die Nachricht, dafs Sir Jung Bahâdur, der Premier-Minister und actuelle Regent von Nepâl, gestorben sei (am 25. Febr. d. J.). Da kommt denn das Buch von Wright recht zur Zeit, welches uns gerade auch über diese energische und bedeutsame Persönlichkeit allen wünschenswerthen Aufschlufs bietet. War auch die Art, wie er 1846 durch ein „massacre of almost all the leading men of the country" zur Herrschaft gelangte, in der er sich seitdem u. A. auch durch Zwischenheirathen seiner eigenen c. hundert Kinder, so wie der zahlreichen Sippe seiner sechs Brüder, mit den angesehensten Familien des Landes befestigt hat, eine wenig moralische, so hat er doch durch die Reformen, die er nach der Rückkehr von seinem nahezu ein Jahr lang dauernden Aufenthalt in England (1850) daheim eingeführt, sich nach Wright's Urtheil den Anspruch

erworben (p. 60) als „der gröfste Wohlthäter“ zu gelten, den Nepâl je besessen. Dies Lob ist nun zwar freilich wohl etwas gefärbt durch die schuldige Dankbarkeit für die guten Dienste, die Sir J. 1857 und 1858 während des grofsen Rebellion den Engländern an der Spitze von 8000 Mann Hülfstruppen geleistet hat. Indessen auch dás war eine kluge Handlung, und tritt für die Bedeutung des Mannes ein. Nun, hierüber also, wie über die geographisch-politischen Verhältnisse des kleinen Gebirgslandes überhaupt, welches ja nicht sowohl durch seinen Umfang (das Thal von Nepâl proper ist nur 20 miles lang von Ost nach West, 15 breit von Nord nach Süd), als vielmehr wesentlich eben durch seine Lage und seine straffe Organisation von erheblicher Wichtigkeit für Englisch Indien ist, giebt der erste Theil des Wrightschen Buches, welcher auf einer zehnjährigen persönlichen Beobachtung beruht, mit ungemein klarer Anschaulichkeit in 5 Capp. treffliche Auskunft, und in der That auch zu dem durch Hodgson u. A. bereits Bekannten noch manches Neue. Das von Indien aus bekanntlich sehr schwer zugängliche Land liegt 4500 Fufs hoch, und ist rings von Bergen, 6000—9720 Fufs über der Meeresfläche, umgeben. Die Hauptstadt Kâṭhmâṇḍû (Kântipur) bezeichnet Wright als „a dunghill in the middle of latrines“ (p. 12). Stattlicher sind zwei andere frühere Zweig-Residenzen Pâtan (Lalitapura), 2 miles SE. davon und Bhâtgaon (Bhaktapura) 9 miles östlich. Die gewaltigsten Tempelbauten sind die Tempel des Paçupati, wohin im Februar alljährlich 10—20000 Pilger aus Hindostan wallfahrten, Bodhinath (buddhistisch), Svayambhunâtha; im Ganzen zählt man in dem kleinen Thale 2733 shrines (p. 39)! und die Zahl der Feste ist so grofs, dafs es für den Fremden geradezu „ein Wunder“ bleibt, woher die Leute noch Zeit finden, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Trotz der hohen Lage gewährt das Land freilich „2 or 3 crops a year“ (p. 46) und zwar geschieht die Bestellung fast nur mit der Hand. Zu (411) den Handelsartikeln, die Wright aufzählt, haben wir aus dem Wortschatz

des Sanskrit wohl auch noch alle diejenigen Gegenstände zu rechnen, resp. hinzuzufügen, die darin als Nepâla resp. Naipâla bezeichnet werden, also: Kupfer, Moschus, rother Arsenik, Rettig, eine Art Zuckerrohr, den wilden Dattelbaum und seine Frucht (!), eine Art Jasmin, eine nimba-Art, die Indigopflanze. Da diese Bedeutungen sich nicht blos in den Wörterbüchern, sondern auch im Suçruta vorfinden, wie denn der Name Nepâla selbst (und zwar neben Kâmarûpa stehend) in die Zeit des Samudragupta (s. Lassen Ind. Alt.-K. 2, 953), resp. in das kûrmavibhâga-Cap. der Atharva-Pariçishṭa zurückreicht, so müssen die betreffenden Gegenstände in der jenen Werken vorausliegenden Zeit aus Nepâla ausgeführt (oder etwa daselbst eingeführt?) worden sein, wenn dies auch jetzt nicht mehr der Fall sein sollte. — Die Bevölkerung ist sehr gemischt. Der herrschende Stamm sind bekanntlich die Gorkha, aus einem Thal 40 miles westlich von Kâṭhmâṇḍû stammend, die sich 1768 Nepâl's bemächtigt haben und einen Sanskrit-Dialekt, Namens Parbatiyâ, sprechen, der mit Devanâgarî geschrieben wird. Die übrigen Stämme sind von mongolischer Race und sprechen verschiedene Dialekte; die Hauptmasse des Volks bilden die Newâr, die eigentlichen Ackerbauer; sie sind Buddhisten und ihre Schrift (Newârî) weicht von der Devanâgarî in einigen Stücken ab, wobei sie sich zum Theil der bengalischen nähert. Die Magar und Gurung, westlich von Nepâl valley, sind der Religion nach Hindu's; dagegen die Limbu und Kirâti östlich davon, wie die Lipcha und Bhotiya im Nordost und Norden, nach Sikkhim und Tibet zu, bekennen sich ebenfalls zum Buddhismus. Die Sitten und Bräuche sind wesentlich die indischen; doch ist der Fleischgenufs häufiger, speciell freilich der von Wild; „killing or maiming cows“ steht gleich mit Mord und Todschlag p. 44; bei dem Kriege mit Tibet (1854) fand daher Sir Jung Bahâdur zur Verproviantirung seiner Truppen das Auskunftsmittel, durch den Râj Guru officiell erklären zu lassen, dafs „Yâks were not oxen, but deer“ (p. 61). Die Selbstverbrennung der Wittwen ist durch Sir Jung zwar

abgestellt, resp. eingeschränkt worden; die Zeitungen berichteten jedoch soeben, dafs mit seiner eigenen Leiche sich drei seiner Frauen verbrannt haben!

So dankenswerth nun diese Mittheilungen Wright's selbst erscheinen, die zudem von trefflichen Abbildungen der Haupttempel u. s. w. begleitet sind, so wenig Anerkennung können wir demjenigen Theile seines Werkes spenden, von dem dasselbe den Titel hat, nämlich jener einheimischen „history of Nepâl", welche seit mehreren Generationen von den Vorfahren des auf dem Titel genannten Paṇḍit Shrî Gunânand compilirt worden ist. Dieselbe ist ein völlig willkürliches Gewebe, welchem, mit Ausnahme etwa der letzten 3—4 Jahrhh., nicht die geringste historische Glaubwürdigkeit zukommt; Wright selbst scheint freilich andrer Meinung zu sein, da er nicht nur p. 16 Bhâtgâon als AD. 863 durch Ânanda Malla (s. p. 163), sondern auch noch weiter zurück Pâtan p. 15 als AD. 299 durch Bir Deva (s. p. 135. 136) erbaut bezeichnet. Die Werthlosigkeit dieser „history" ergiebt sich jedoch nicht nur aus dem theilweise ganz fabulosen Inhalt (Legenden über die Gründungen bestimmter Tempel und Tempelfeste spielen dabei die Hauptrolle), so wie aus der Vergleichung dessen, was davon in die allgemeine indische Geschichte hinüberspielt, mit den sonstigen Nachrichten darüber, sondern auch theils aus der Differenz mit den anderweiten Angaben über die Geschichte von Nepâl, welche wir, in freilich viel incorrecteren Namensformen, dem ersten englischen Officier, der sich daselbst aufhielt (1792), Col. Kirkpatrick, sowie einem seiner Nachfolger, dem hochverdienten Brian Houghton Hodgson verdanken (s. hierüber Prinsep (411[b]) Useful Tables p. 268 ed. Thomas und die Kritik dieser Angaben bei Lassen Indische Alt.-K. 3, 477 f. 773 f.), theils endlich aus den mehrfachen Widersprüchen, in welchen die Darstellung zu den eignen Angaben geräth. Einige dieser letzteren Fälle hat auch Wright schon bemerkt und speciell darauf hingewiesen. Vom Beginn des 15. Jahrhunderts an weist der Text übrigens mehrfach auf Inschriften hin, und

dies ist in der That ganz dankenswerth, und giebt von da ab eine gewisse Sicherheit; aber gerade auch da finden sich, trotz dieses Anhaltes, ganz erhebliche Differenzen zwischen den dafür angegebenen Daten (und diese Inschriften sind ja eben sämmtlich sicher datirt) und den Angaben über die dazwischen liegenden Regierungszeiten der einzelnen Fürsten. Die Dauer der Regierungszeit findet sich überhaupt nicht regelmäfsig angegeben; nun, dás ist kein Schade, denn man kann ja sehr genau bei dgl. Dingen sein, wo man sich nur nach seiner Phantasie richtet! — An die Spitze der eigentlichen Geschichte Nepâls wird, und zwar als durch Ne muni gegründet (p. 109. 312) — die Gupta-Dynastie gestellt! wobei gupta freilich durch: „cowherds" erklärt wird (p. 108); und hier wird denn in der That auch ganz genau angegeben, wie lange ein Jeder der acht Fürsten dieser Dynastie regiert habe! Freilich geht ihnen schon eine lange Vorgeschichte, von der Entwässerung des Thales durch den aus Mahâcîna stammenden Mañjuçrî an, vorauf, in welcher bereits die Kirke- und Sirenen-Mythe von den Râkshasî des Sinhaladvîpa, der hier nordwärts verlegt wird (! p. 86), so wie Nâgârjuna (p. 95), Vikramâjit von Bisâlnagara (p. 98) nebst seinem Löwenthron mit den 32 „attributes" (!), und Râja Bhoj dito (p. 102) eine Rolle spielen (deren späteres Erscheinen im Kali-age ist blos eine: reapparition!). — Unter dem fünften König nach der Gupta-Dynastie beginnt erst das Kaliyugam (p. 109)! Durch eine eigene Ironie führt freilich sein Nachfolger gerade den fatalen Namen Skandhara, in dem möglicher Weise etwa ein verirrter Iskender stecken könnte! Unter dem dritten Nachfolger dieses Skandhara fand der Kampf des Arjuna mit Çiva statt! Unter dem nächstfolgenden König kam Çâkyasinha nach Nepâl p. 109; ebenso sieben Regierungen später König Açoka. Die grofse Buddhistenverfolgung durch Çamkarâcârya fand auch in Nepâl, und zwar 38 Regierungen später, statt; immer aber noch 13 Regierungen vor Vikramâjit (p. 131) und seinem „giving a new era to the world"; und zwar effectuirte derselbe dies

Letztere „by liquidating every debt existing at that time in his country"! Und diese selbe schöne Erklärung giebt uns diese „history" auch von der Einführung der den Nepâlesen eigenthümlichen Aera, nach der sie rechnen, und die mit dem Jahre 880 AD. beginnt. Offenbar mufs da wirklich irgend etwas Besonderes dort vorgegangen sein; unserer „history" zufolge hätte einfach ein reicher Kaufmann mit Erlaubnifs des damals regierenden Königs: „paid off all the debts existing at that time in the country and thus introduced a new era into Nepâl called the Nepâl Saṃvat" (p. 164)! — Der moslemische Herrscher, welcher angeblich im Nepâl-Saṃvat 444 d. i. 1324 AD. den Harisiṅhadeva aus Ayodhyâ, resp. dann auch aus Simângarh, nach Nepâl verjagte, wo von dessen zehntem Nachfolger eine Tempelinschrift aus AD. 1422 existiren soll (derselbe starb angeblich AD. 1429; die dazwischen liegenden Regierungszeiten betragen jedoch in Summa 208 Jahr!) wird — „emperor Akbar" (p. 177) genannt! Hübsche Confusion das! um so hübscher, als dem Harisiṅhadeva noch ein anderer Zeitgenosse zugetheilt wird, der Asura Maya nämlich aus dem Mahâbhârata, der hier als ein Râkshasa aus Ceylon Namens Mâyâbîja erscheint und dem König in einer Nacht einen Tempel und eine Mauer um die Stadt baut; die Mauer bleibt aber an einer Stelle unvollendet, weil (p. 175) „the cock crew be- (412) fore the work was completed"; durch die Lücke in der Mauer kamen eben die Truppen des „Akbar" in die Stadt! Nun, hier haben wir wenigstens eine hübsche Sage; aber im Ganzen ist auch in der Beziehung die Ausbeute aus dieser „history" nur eine sehr dürftige. [Günstiger urtheilt v. Gutschmid, Lit. C.-Bl. 1877 p. 1669 ff.]

Von nicht geringem Werthe dagegen sind die Beigaben, welche Wright als „Appendix" hinter der „history" folgen läfst, Aufzählungen nämlich der in Nepâl üblichen Musik-Instrumente, Ackergeräthe, Münzen, Gewichte, Zeittheilung, sodann ein kurzes Vocabular in Parbatîyâ und Newârî, einige Newârî songs mit Interlinear-Uebersetzung, eine Königsliste,

und, last not least, ein Verzeichnifs der von ihm mitgebrachten Sanskrit-Mss., welche jetzt in der Universitäts-Bibliothek in Cambridge deponirt sind (einiges der Art hatte er schon früher der Deutschen Morgenl. Gesellschaft, s. deren Zeitschrift 25, xxxvi 1871, der Königlichen Bibliothek in Berlin, s. Klatt de trecentis Câṇakyae sententiis p. 1—5. 1873, und zwei Petersburger Bibliotheken überwiesen). Es sind dies über 400 Stück (darunter übrigens auch mehrere tibetische Mss.), und ich stehe nicht an, dieses Verzeichnifs als den für die Wissenschaft weitaus wichtigsten Theil des ganzen Werkes zu bezeichnen. Die völlig gleichartige Sammlung, welche Hodgson schon vor einigen 40 Jahren der Royal Asiatic Society zum Geschenk gemacht, und für welche uns jetzt der unter Nro. 116 aufgeführte äufserst dankenswerthe Catalog von Cowell und Eggeling vorliegt, enthält nur 79 Nros. Es liegt somit auf der Hand, welches hohe Verdienst sich Wright dadurch erworben hat, dafs er eine noch fünfmal umfangreichere Sammlung dieser Art nach Europa gerettet hat! — Allerdings ist der Inhalt dieser buddhistischen Literatur zunächst ein ziemlich unerquicklicher; und es wird zudem noch enorme Mühe und Arbeit erfordern, ehe wir zu einem Gesammtbilde dessen, was daraus zu gewinnen ist, gelangen werden. Indessen — Eug. Burnouf's unsterbliche beide Werke (Introduction à l'histoire du Buddhisme und Lotus de la bonne loi), die er auf Grund seiner Durchmusterung der von Hodgson seit 1837 auch nach Paris gesandten dgl., in Summa 144, Mss. verfafst hat, haben doch schon eine tüchtige Bresche gelegt, und die hohe Bedeutung dieser Werke für die Geschichte des nördlichen Buddhismus klar documentirt. Es tritt nun aber jetzt noch ein zweiter Umstand hervor, der Burnouf's Augenmerk noch entgangen war (die von Hodgson nach Paris gesandten Mss. scheinen gröfstentheils nur moderne Abschriften zu sein, s. Burnouf's Introduction p. 5), der aber jetzt in sein volles Licht tritt, — diese Mss. sind nämlich auch rein als solche betrachtet, ganz abgesehen von ihrem

Inhalte, für uns von ungemein grofser Bedeutung, und zwar einfach durch ihr hohes Alter, welches weit über alles das hinausgeht, was uns bis vor Kurzem noch für indische Mss. bekannt war. Bis vor Kurzem! Bis vor einigen Jahren nämlich war keine Devanâgarî-Handschrift bekannt, deren Alter über 5 Jahrhunderte hinaus gereicht hätte. In Hamilton's Catalogue der Pariser Sanskrit-Mss. (1807) findet sich zwar p. 78 eine Handschrift des Sâhityadarpaṇa „copié en 949 du Sakâbda (1027 de J. C.)", und A. W. v. Schlegel versichert uns in seinen Reflexions sur l'étude des langues Asiat. (1832 p. 111 n.), dafs er das Manuscript geprüft und sich überzeugt habe „qu'il n'y a aucune fraude dans la date". Das Sâhityadarpaṇam ist indessen erst in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts abgefafst, und es müfs somit hier doch ein Irrthum vorliegen! Wohl aber hat Bühler ganz neuerdings bei seinen so erfolgreichen Reisen und Nachforschungen nach wichtigen Mss. unter den Jaina sehr alte dgl. gefunden, von denen das älteste aus Saṃvat 1189 AD. 1132 herrührt (ein Facsimile davon s. bei Râjendra Lâla Mitra Notices of Sanskrit Mss. 3, 68 1874). Auch die Ber- (412[b])
liner Bibliothek besitzt bereits durch Bühler's Fürsorge einige dgl. Mss., die angeblich wenigstens in das dreizehnte Jahrhundert zurückgehen. Hier jedoch werden wir nun noch bei weitem höher hinauf geführt; denn die Daten, die uns aus diesen nepâlesischen Handschriften, die zum Theil auch in ihrem äufseren Habitus jenen alten dreigespaltenen Palmblatthandschriften der Jaina ganz ähnlich sind, entgegentreten, also Naipâlika Saṃvat 128. 135. 185. 204. 212. 218. 226. 235 u. s. w., d. i. AD. 1008. 1015. 1065. 1084. 1092. 1098. 1106. 1115 u. s. w., führen uns in das elfte Jahrhundert zurück! Und zwar bezeugen die Facsimile, die wir theils davon bereits haben (bei Cowell-Eggeling), theils bald erhalten werden — die beiden Wright'schen Mss. Add. 866 (AD. 1008) und Add. 1161 (AD. 1084) werden in Kurzem in der zweiten Serie der von unserm trefflichen Will. Wright, dem Bruder des Verfassers, herausgegebenen Oriental Series der Palaeo-

graphical Society erscheinen —, dafs es sich diesmal um keinen Irrthum handelt. Freilich, wenn wir hier in der Wright'schen Sammlung weiter auch Mss. aus Nep. S. 3. 5. 10. 19. 37—39 d. i. AD. 883. 885. 890. 899. 917—19 datirt finden, dá wird man doch stutzig und frägt sich, ob dás richtig sein könne! Und dá wird man denn wohl, bis auf Weiteres, zu einer anderen Auffassung dieser Daten gern geneigt sein. Es bieten sich dafür resp. zwei Möglichkeiten dar. Entweder nämlich, es handelt sich bei diesen Daten gar nicht um die nepâlesische Aera, sondern um die Regierungsjahre irgend eines Fürsten, wie dies factisch bei Cowell-Eggeling nro. 1 der Fall ist, welche Handschrift im vierten Jahr (saṃvat 4) des çrîmad-Govindapâla-vijayarâjya datirt; s. auch ibid. nro. 69. Oder es handelt sich, wie bei den factisch modernen Handschriften (modern writing) bei Cowell-Eggeling nro. 38. 41, nicht um ihr eignes Datum, sondern um „the date of the original", von dem sie copirt sind. Auch im letztern Falle wird immerhin durch diese Daten eine literargeschichtliche Handhabe geboten, die von erheblicher Bedeutung ist! — Kommt ihnen ja doch im Uebrigen auch ein unmittelbar historisches Interesse zu, insofern dabei mehrfach auch der Name des herrschenden Fürsten genannt wird. Einige dieser Namen sind freilich hier in der „history" (so wie bei Prinsep etc.) bis jetzt nicht nachweisbar, so Govindapâla bei Cowell-Eggeling nro. 1, Devapâla nro. 69 (saṃvat 218?) und Ânandadeva nro. 2 (saṃvat 286); bei anderen aber (aus neuerer Zeit) stimmen die Angaben leidlich, so bei Jagajjyotirmalla hier bei Wright p. 324, bei Bhûpatîndramalladeva Cowell-Eggeling nro. 36 (saṃvat 833), und bei Siddhanarasiṅhamalla und Çrînivâsimalla bei CE. nro. 10 (saṃvat 764) und bei Klatt p. 3. Im Interesse der „history" wäre zu wünschen, dafs mehr der Art vorläge! — Endlich ist bei diesen Daten auch noch die archaistische Form der Zahlbuchstaben höchst bemerkenswerth. Die von Cowell-Eggeling auf ihrer zweiten Tafel gemachte Zusammenstellung derselben ist von hohem Werth für die neuerdings

(Februar d. J.) im Indian Antiquary 6, 43 ff. von Paṇḍit Bhagvanlâl Indrajit gegebene Erklärung der „Ancient Nâgarî Numerals“.

Kehren wir zum Inhalt dieser Handschriften zurück. Das Hauptinteresse derselben beruht ja allerdings zunächst darauf, daſs uns in ihnen die heiligen Texte der nördlichen Buddhisten in ihrer Sanskṛit-Recension vorliegen, und uns damit theils für die tibetischen und chinesischen Uebersetzungen derselben, theils für die Pâli-Texte der südlichen Buddhisten, so wie nicht minder für die heiligen Schriften der Jaina, die sich ja nun auch allmälig unserer Kenntniſsnahme darbieten, die Möglichkeit kritischer Vergleichung und Controlle geboten wird. Aber die Bedeutung derselben beschränkt sich keineswegs hierauf allein. Wie sich in die tibetischen Sammlungen (413) der heiligen Texte auch Uebersetzungen grammatischer, philosophischer, ja poetischer Werke der Sanskṛit-Literatur hinein verloren, resp. gerettet haben, so bieten auch diese nepâlesischen Manuscripte manchen Sanskṛit-Text, der gar nichts mit dem Buddhismus zu thun hat. Das stille, durch seine Lage vor feindlichen Einfällen geschützte Thal Nepâl's ist offenbar durch die lange Reihe der Jahrhunderte hindurch, seit der Buddhismus daselbst festen Fuſs gefaſst hat (schon Hiuen Thsang fand ihn daselbst vor), ein Sitz emsigen, priesterlichen Fleiſses gewesen, der zwar der Hauptsache nach eben nur kirchlich-religiösen Zwecken diente, dennoch aber sich gelegentlich auch auf andere Gebiete gerichtet, ja sogar eigene poetische, selbst dramatische Blüthen getrieben hat! Auch hat eben doch wohl eine stetige, unmittelbare Verbindung mit den brâhmanischen Paṇḍits Indiens fortbestanden. Die von Klatt beschriebenen zehn Manuscripte gehören sämmtlich hierher. Bei Cowell-Eggeling findet sich zum Wenigsten ein für das upanayana-Fest eines seiner Söhne von Jayabhûpatîndramalladeva (inschriftlich beglaubigt für AD. 1697—1721; s. hier p. 193—196) zur Aufführung befohlenes Drama (nâṭaka), Bhairavaprâdurbhâva

mit Namen, so wie zwei praktische Werke, ein dravyaguṇasaṃgraha (das Ms. datirt A D. 1364) und ein kâmaçâstram. Die Wright'sche Sammlung aber enthält eine ganze Zahl bedeutsamer Texte. So zunächst sogar ein Stück des white Yajurveda selbst, with accents nro. 1105 (leider nur ein Blatt). Sodann zwei Mss. des Cândra-vyâkaraṇa nro. 1657 und addit. 10 (ob auch add. 24?), über die wir vermuthlich bald von Dr. Oldenberg nähere Auskunft erhalten werden, — eine Handschrift des Sârasvata nro. 1363 (worunter doch wohl das vyâkaraṇam zu verstehen ist?), — acht Handschriften des amarakoça, zwei dhâtupâṭha, — zwei metrische Texte chandomañjarî und chando-'mṛitalatâ, — verschiedene astrologische, resp. jyotisha-Texte, z. B. ein bṛihajjâtakam, ein Varâhamihirakṛitajyotisham, ein aṅgavidyâjyotisham, — drei Mss. eines vaidyâṅga, einen cikitsâbandha, ein kâmaçâstram, — einige Stücke, resp. Bücher des MBhârata (bhagavadgîtâ, virâṭaparvan und droṇaparvan), mehrere Purâṇa und Stücke daraus, so das çivapurâṇam, bhâgavatapurâṇam, den Kâçîkhaṇḍa, das devîmâhâtmyam (daran sich auch noch eine kṛishṇapûjâpaddhati und çrâddhapaddhati anreihen mögen), — eine ganze Zahl von nîti-Texten, so fünf Mss. des Hitopadeça, einen râjanîtisâra, sechs Câṇakya-Texte (als buddhi°, mantra°, bṛihac° bezeichnet), zwei betâlapacîsî, — zahlreiche kâvya, nämlich je zwei Mss. des Raghuvaṅça (eins mit ṭîkâ) und des Naishadhîya (desgleichen), den Nalodaya (mit Comm.), das Amaruçatakam, zwei Mss. des Gîtagovinda (eines davon übrigens als gîtagovindaçataka bezeichnet), die vidvanmodataraṃgiṇî, — endlich sechs Dramen, nämlich ein Râmanâṭakam (A D. 1360) und ein campû-Râmâyaṇam, zwei Mss. des mudrârâkshasa (das eine in Parbatiyâ), ein gopîcandranâṭakam, ein nishkanâṭakam und das haragaurînâṭakam des Râja Jagajjyotirmalla (A D. 1629), welchem Fürsten ja auch das bei Klatt p. 1 beschriebene mudita-kuvalayâçvanâṭakam zugeschrieben wird.

Für die Buddhistischen Texte der Nepâlesen fehlt es ja leider an einer festen Eintheilung und Gruppirung, wie

uns dieselbe sowohl bei den Tibetern, als bei den Jaina und im Pâli vorliegt. Es mag dies wohl mit daran liegen, dafs nach der ersten Zusammenstellung der Sanskrit-Redaction unter Kanishka, über deren damaligen Bestand ja auch dem Anschein nach kein irgend bestimmter Bericht erhalten ist, noch zahlreiche andere Werke je im Laufe der Jahrhunderte canonischen Rang gewonnen haben, so dafs eben die Zahl derselben nie zu einem festen Abschlufs und zu einer systematischen Anordnung gelangt zu sein scheint. (413[b]) Wenn wir die Angaben über die „literature of Nepaul", welche wir Hodgson verdanken, die einzigen, die uns hier überhaupt als Leitung dienen können, und die ja jetzt zum Glück in der neuen Sammlung seiner Essays (London 1874) allgemein zugänglich sind (s. daselbst p. 13. 16 f.) mit dém Bestande vergleichen, der sich uns aus dem Wright'schen Verzeichnifs und dem Catalog von Cowell-Eggeling ergiebt, so erhellt bald, dafs nur einige wenige jener Werke anscheinend noch fehlen, dagegen eine grofse Zahl von Werken sich hier vorfindet, die dort gar nicht genannt sind.

So abgeschieden übrigens das Thal von Nepâl ist, so brechen doch auch hier die Beziehungen zur Fremde mehrfach durch. Von Mañjuçrî berichtet die Sage selbst, dafs er aus Mahâcîna war; das Ritterschwert, das er in Java sowohl (s. Z. D. M. G. 18, 507, und zwar AD. 1343) wie in Tibet führt, und welches für einen Buddha sich übel genug eignet (die Sage von der damit durch ihn erwirkten Spaltung der das Thal Nepâl umgebenden Berge ist wohl erst ein Erklärungsversuch), würde freilich eher nach dem Westen weisen. Denn dáhin, resp. auf Beziehungen zu christlichen Elementen, führt ja auch noch so manches Andere hin. Schon Hodgson (Ess. p. 66. 71) verwies auf die Nestorians, Beal (romantic legend of Sâkya Buddha p. IX) auf die apokryphen Evangelien, Cowell neuerdings (Journal of Philology 6, 222 f.) speciell auf die Analogieen in dem Berichte von der Höllenfahrt des Avalokiteçvara zu dem Evangelium des Nicodemus. Sollten etwa auch die bekannten Gleichnisse von dem ver-

lornen Sohn und dem Blinde heilenden Arzt im Lotus de la bonne loi auf irgendwelche dgl. Vermittelung zurückzuführen sein? Das hohe Alter der chinesischen Uebersetzungen dieses Werkes reicht doch nicht aus, uns hierbei a priori abzuschrecken, zumal so lange nicht der Inhalt der beiderseitigen Texte als ein wirklich identischer erwiesen ist (s. Ind Stud. 3, 136. 8, 326, sowie Beal's Angaben in seinem „Buddhist Tripiṭaka" p. 14. 15, 1876). Die von Schiefner neuerdings aus dem Kâgyur mitgetheilten, an occidentalische Stoffe anklingenden „Künstler-Anekdoten" und sonstigen Erzählungen werden vermuthlich doch auch hier in diesen nepâlesischen Texten sich wiederfinden.

---

117. The Vishṇu Purâṇa: a system of Hindu Mythology and Tradition. Translated from the original Sanskrit and illustrated by notes derived chiefly from other Purâṇas by H. H. Wilson. Edited by Fitz Edward Hall. Vol. VI, part 2, Index. (Horace Hayman Wilson, works, Vol. X, part 2.) London, Trübner & Comp. 1877. [VIII], 268 S. 8°. sh. 12.
Jenaer Lit.-Ztg. nr. 26. p. 413—14.

„Spät kömmst du, doch du kommst" ruft man einem willkommenen Gaste zu, auf dessen Kommen man gar nicht mehr gerechnet hat, und führt ihn freudig in sein Haus. Das ist genau das Gefühl, mit dem wir hier Hall's Index zu seiner neuen Ausgabe von Wilson's Uebersetzung des Vishṇu Purâṇa begrüfsen. Als wir den letzten, vor sieben Jahren (1870), ohne Index erschienenen Band derselben besprachen [s. oben p. 61], da drückten wir unser lebhaftes Bedauern über diesen Defect aus, das um so schmerzlicher war, als ja das Originalwerk selbst einen so vortrefflichen Index, 38 Seiten zu 2 Spalten zu 58 Zeilen, also über 4000 Zeilen, hat, und nun nicht nur dieser fehlte, sondern auch für das ganze reiche Material, welches Hall in seinen detaillirten und erschöpfenden Noten beigefügt hatte, jegliches dgl. Hülfsmittel mangelte, das Buch somit eines höchst wesentlichen Theiles seiner Brauchbarkeit

beraubt war. Nun, dem ist nun hier also mit einem Schlage abgeholfen. Dieser Index ist noch (414) viel reicher, als der ursprüngliche; er umfaſst ca. 20,000 Zeilen, und ist nicht bloſs an Worten, resp. Namen selbst reicher, sondern auch in der Detail-Angabe unter den einzelnen Worten bei weitem ausführlicher. Und das Ganze ist mit der Treue im Einzelnen ausgearbeitet, die Hall's sämmtliche Arbeiten charakterisirt. Er schenkt sich und Andern kein Tippelchen über dem i, wo es etwa falsch gesetzt ist, und seine Castigation der Wilson'schen Schreib- und Druckfehler am Schluſs p. 255 ff. könnte fast etwas zú rigoros erscheinen, wenn er sie nicht mit den Worten einleitete: „that Index (sein eigen Werk nämlich!) while silently amending a host of minor faults originates perhaps an equal number, if not even more". Factisch hat er ja nämlich, und zwar mit vollem Recht, alle die Varianten aufgenommen, die ihm die einzelnen Mss. an die Hand gaben und die in seinen Noten angeführt sind. Daſs darunter denn viele „erroneous", reine „mistakes" sind, liegt auf der Hand. Aber, bei diesen Texten ist dies überhaupt nicht Anders, und da diese „mistakes" oft genug von einem späteren dgl. Texte adoptirt worden sind, so ist auch ihre Verzeichnung höchst dankenswerth; nur so lassen sie sich eben auf ihre Grundform, falls dieselbe überhaupt noch ermittelt werden kann, zurückführen. — Mit Recht weist Hall im Uebrigen am Schlusse seines kurzen Vorwortes darauf hin, daſs manche Angabe in dem „admirable Sanskrit lexicon for which we are indebted to the unrivelled research of the learned Mss. Böhtlingk and Roth" durch diesen seinen Index berichtigt werde. Ja, warum ist er eben nicht früher dagewesen, daſs man ihn dáfür noch hätte benutzen können!

---

118. The Shaḍdarshana-chintanikâ or Studies in Indian philosophy. A monthly publication stating and explaining the aphorisms of the six schools of Indian philosophy with their translation in the Marathi and Eng-

lish. Heft 1—3, January — March. Poona, printed at the „Dhyan Prakash“ Press 1877. 15; 15; 69 S. 8°. [Die Subscription beträgt jährlich 5 Rup. pränumer., einzusenden an den Manager of the Shadd. Chint. Office, Poona, Sadashiva Petha House Municipal No. 641.]

119. Aitihâsika Rahasya. Çrî Râmadâsa Sena pranîta. Kalikâtâ, Shtânhop-yantre mudrita. Prathama bhâga, Sana 1281; Dvitîyabhâga, Sana 1283. Calcutta, Stanhope Press 1874. 1876. VI, 21, 208; VI, 238 S. 12°. [Ohne Preisangabe.]
Jenaer Lit.-Ztg. nr. 31. p. 485—87.

Vom Westen und vom Osten Indiens erhalten wir hier gleichzeitig zwei einheimische Publicationen von nicht geringer Bedeutung, beide vom Geiste der europäischen Wissenschaft getragen und befruchtet, doch so, dafs die eine mehr als eine gebende, die andere mehr als eine empfangende und das Empfangene weiter verbreitende dasteht.

Der ungenannte Herausgeber der Shaddarshanachintanikâ hat sich offenbar den Vedârthayatna zum Muster genommen, jene treffliche Ausgabe, Erklärung und Uebersetzung der Riksamhitâ in monatlichen Heften, über die ich in diesen Blättern bereits im vorigen Jahre (Nr. 42, 14. Oct., Art. 550) berichtet habe, und die jetzt in ihrem zehnten Hefte bereits bis zu Rik. 1, 48, 1 vorgerückt ist (ich bemerke hierbei, dafs die Anonymität ihres Editors nunmehr blofs noch ein öffentliches Geheimnifs ist [1]), und dafs wir sie dem schon vielfach und tüchtig bewährten Shankar Pandit, der u. A. auch dem Londoner Orientalisten-Congrefs 1874 beiwohnte, zu verdanken haben). Dieser Anschlufs an den Vedârthayatna zeigt sich im Format sowohl wie in der ganzen äufseren Einrichtung. Auch hier steht dem Text auf der einen Seite die Doppelübersetzung auf der andern gegenüber, und die Erklärung zieht sich unter beiden weg, nur mit dem sehr erheblichen und in der That äufserst dankenswerthen Unterschiede,

---

1] dasselbe gilt von der Shaddarçanacintanikâ; der Herausgeber ist: Mahâdeva Moreshvar Kunte, acting assistant Professor of Sanscrit vom Elphinstone College; derselbe hat u. A. auch eine Preisschrift „the vicissitudes of Aryan Civilisation in India“ bei dem Comité des im Sept. 1878 in Florenz stattgehabten Orientalisten-Congresses eingereicht, die zwar keinen Preis, aber doch eine ehrende Erwähnung und eine Ehrengabe zum Betrage von $\frac{3}{10}$ des Preises erhielt.

dafs die Erklärung hier ebenfalls in doppelter Sprache, in Mahrâṭhî wie in Englisch, gegeben ist; dort konnte man darauf leichter verzichten, hier dagegen würde man die englische Uebersetzung immerhin schmerzlich vermissen. Dagegen scheint uns die Analyse des Sanskrittextes hier doch etwas zu weit getrieben; derselbe erscheint eigentlich in fünffacher Gestalt, zunächst als Text, dann als einzelne Wörter (padâni), dann wird jedes Wort für sich erklärt (padârthaḥ), darauf die Con- (486) struction des Satzes (vâkyârthaḥ), endlich der Sinn desselben (bhâvaḥ). Dadurch, wie durch die doppeltsprachliche Form der Uebersetzung und Erklärung wird das ganze Unternehmen in Dimensionen geführt (die vorliegenden drei Hefte reichen nur bis Jaim. 1, 2, 7), welche für den stetigen Fortgang desselben möglicherweise verhängnifsvoll werden könnten. Es wäre in der That ein glänzendes Zeichen für den Geist, der jetzt unter den jungen Gelehrten Indiens herrscht, [und für die bereits ja auch anderweit bewährte liberale Patronage der Wissenschaft durch die Bombayer Regierung!] wenn zwei solche Monatsschriften neben einander bestehen könnten! Der Vedârthayatna wird, wenn auch voraussichtlich in den späteren Heften der Commentar nicht mehr den jetzigen Umfang einnehmen wird, dennoch eine ganze Reihe von Jahren brauchen, ehe die Ṛiksaṃhitâ darin vollständig erschienen sein kann. Das vorliegende Unternehmen aber, welches sich auf alle sechs philosophischen Systeme der Inder erstrecken soll, wird allermindestens einen gleichen, vermuthlich einen noch viel gröfseren Umfang beanspruchen, da hier der Commentar ja bis zu Ende ziemlich die gleichen Dimensionen zu behalten genöthigt sein wird. Wir stehen somit hier in der That in beiden Fällen vor ein paar schon ihrem Plane nach grofsartigen und bedeutenden wissenschaftlichen Unternehmungen. Aber auch im innern Werth und Gehalt stellt sich die Shaḍdarshana-Chintanikâ dem Vedârthayatna würdig zur Seite. Des „Editors“ Einleitung zwar (in Englisch und Mahrâṭhî) ist etwas unklar, allgemein und verschwommen gehalten. Er beginnt

mit der chronologischen Reihenfolge der philosophischen Lehrer, nach den drei Stufen: Ṛishi's, Brahmavâdin's, Âcârya's, was etwa unserer Eintheilung in Saṃhitâ, Brâhmaṇa, Sûtra (resp. Âraṇyaka) entspricht. Dabei scheint er übrigens Patamjali, „almost the greatest exegetist in the world“ (er meint damit den Verf. des Mahâbhâshya) und das Yogasystem als dem Entstehen des Buddhismus voraufgehend anzusetzen, da er sie davor nennt, während er Kaṇâda, Kapila und Bâdarâyaṇa (auch eine eigene Reihenfolge!) als eine gegen den Buddhismus gerichtete „Reaction“ bezeichnet. Darauf wendet er sich kurz zu dem Einfluſs der sechs philosophischen Schulen auf „the modern Indian mind“, und sodann auf Grund davon, daſs er seine Monatsschrift mit der Publication von Jaimini's mîmâṅsâ, die er als „a philosophical treatise on exegetics and its logic“ bezeichnet, beginnt, zu einer Discussion über die allgemeinen Principien der Interpretations-Theorieen, speciell in Bezug auf „recognized scriptures“. Auch hier hält er sich wieder an die drei Stufen: ṛishi, brahmavâdin, âcârya, und charakterisirt die verschiedenen Schulen der letzteren als vaidika, aitihâsika, vaiyâkaraṇa, nairukta, yâjnika, giebt auch an einem Verse des Dîrghatamas-Liedes 1, 164, 45 im Anschluſs an (ob auch ohne Berufung auf) Nirukti 13, 9 ein Beispiel ihrer verschiedenen Interpretationen. Die richtige Erklärung sei nur nach den Regeln der exegetischen Logik zu finden, d. i. durch die richtige Anwendung der Principien 1) des Zusammenhanges (context, sâhacarya), 2) des besonderen Gegenstandes (particular subject, prakaraṇa), 3) der besonderen Stellung (particular collocation, sthâna), wie all dies in Jaimini's mîmâṅsâ gelehrt sei, endlich 4) der exegetischen Induction. Zum Schluſs verspricht der Editor, in den Noten bei Gelegenheit auch Rücksicht auf die modernen philosophischen Ideen Europa's zu nehmen, wie er denn ja auch in der Vorrede selbst schon einmal auf Comte hinweist. Dies würde denn freilich, wenn es nicht in so kurzer Weise wie p. 27. 50 in Betreff Butler's und Kant's geschieht, die Dimensionen des ohnehin schon

weiten Planes noch weiter stecken! Von ganz anderem Kaliber als die Introduction ist die genaue und detaillirte Erklärung der einzelnen sûtra, welche den Eindruck einer sorgfältigen Durcharbeitung der einheimischen Commentare macht, ihnen gegen- (486[b]) über jedoch eine selbstständige Stellung einnimmt, somit für deren Verständnifs für uns von hoher Bedeutung ist und sich jedenfalls als ein Resultat langwieriger und solider Vorarbeiten ergiebt. Wir können daher diesem verdienstvollen Unternehmen nur den besten Fortgang wünschen. — Aufgefallen sind uns bei 1, 1, 27 p. 46 u. 47 (zweimal) die falschen Formen Paipalâdaka für Paippal°, und Mauhula. Letztere Form findet sich allerdings auch in der Calcuttaer Ausgabe von Çabara's Commentar (p. 36), ist aber doch ein Irrthum für Mauda (vermuthlich liegt eine Verwechselung von Mauda und Maudgala zu Grunde).

Dem schweren Geschütz der ernsten Wissenschaft, dem weit hinaus geplanten Werke, stellen wir in Nr. 2 den leichten literargeschichtlichen Essay des journalistischen Feuilletons zur Seite, welches zwar für uns nicht so viel Gewicht hat, als jenes, in seiner unmittelbar ergreifenden Wirksamkeit für Indien dagegen dasselbe weit überragt. Es sind kurze Berichte über die mannichfachsten Gegenstände der indischen Geschichte und Literatur, die zum Theil schon in dem bengalischen Journal Banga Darçana gestanden haben, und deren Zweck einfach dahin geht, den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschung darüber dem bengalischen Publicum vorzuführen und dasselbe dafür zu interessiren. Es scheint dies ihnen denn auch in der That trefflich gelungen zu sein, wie aus den verschiedenen Recensionen in andern indischen Journalen, die am Schlufs zusammengedruckt sind, und die sich durchweg sehr anerkennend aussprechen, zu entnehmen ist. Es ergiebt sich im Uebrigen aus einer dieser Kritiken im „Hindoo Patriot“, dafs der Verf. „an enlightened Zemindar of the Moorshedabad District“ ist. Ein beigefügtes Certificat, welches ihm von dem Vicekönig von Indien in Anerkennung der Dienste, die er den öffent-

lichen Angelegenheiten „of his native town and district", Berhampore, geleistet hat, unter dem 1. Jan. d. J. verliehen worden ist, bezeichnet ihn als „honorary Magistrate of Moorshedabad". Und unter diesen Umständen gewinnt denn natürlich eine solche Publication ihr ganz besonderes Interesse. Wenn erst die Gutsbesitzer Indiens anfangen, in dieser Weise europäische Bildung und Wissenschaft nicht nur sich selbst anzueignen, sondern auch in ihren Provincial-Journalen und -Dialekten ihren Landsleuten mundgerecht zu machen, so dafs die Kenntnisse und Resultate, die dadurch zu gewinnen sind, sich nicht mehr blofs auf die Englisch redende und lesende Bevölkerung allein erstrecken, sondern auch den nur ihren Dialekt verstehenden Klassen derselben zugänglich werden, — dá ist denn doch wirklich Aussicht vorhanden, dafs die geistige Entwickelung des so hoch begabten indischen Volkes wieder in neue Bahnen tritt und eine Wiedergeburt von innen heraus erfolgen kann! Leider reicht mein Verständnifs des Bengalischen nicht aus, um dem Verf. auch da eingehend zu folgen, wo das Sanskrit mich dabei ganz im Stiche läfst. Bei den hier behandelten Gegenständen kommt man ja freilich auch só wenigstens weit genug, um sich ein Urtheil über die Art und Weise, wie der Verf. dieselben behandelt hat, bilden zu kömen. Und da kann ich denn nur sagen, dafs ich davon einen só günstigen Eindruck empfangen habe, dafs ich es bedaure, dafs diese Essays uns nicht auch englisch vorliegen! Schon die Auswahl der Stoffe ist eine ganz vortreffliche (die dabei beobachtete Reihenfolge läfst freilich Manches zu wünschen übrig!) und weist auf ein eingehendes Verständnifs und Studium der hergehörigen Fragen und Quellen, in Sanskrit wie in Englisch, hin. Ja, das Motto auf dem Titel ist sogar aus Ludwig Feuerbach, ein anderes aus Alex. v. Humboldt entnommen, beide freilich aus englischer Uebersetzung. Aber Goethe's Verse über die Çakuntalâ werden wirklich auch deutsch citirt, und die Verdienste Deutsch- (487) lands (Jarmaṇadeça) um die vedischen Studien werden wiederholt dankbar anerkannt, wie denn

die beiden, auch äufserlich sehr schmuck ausgestatteten Bändchen „to Professor Maxmüller“ (als ein Wort; mâkshamûlara im Innern, mokshamûlâra in der Sanskrit-Dedication) „as a testimony of respect and admiration“ gewidmet sind. — Es hat im Uebrigen Babu Ram Das Sen nicht nur einige Gegenstände behandelt, die uns ferner liegen und bei denen er entschieden Neues, zum wenigsten uns bisher Unbekanntes, darbietet, sondern es enthalten auch seine auf den uns bekannten Bahnen wandelnden Artikel gar Manches, was bisher nicht bekannt war, so dafs der Wunsch nach einer englischen Uebersetzung, wenigstens eines Theiles derselben, eben unwillkürlich rege wird.

Der erste Artikel, „Blick auf die alte Geschichte Bhâratavarsha's (Indiens) beginnt mit dem Eingeständnifs, dafs die Inder den Historikern der Romaka und Grîka nichts zur Seite zu stellen hätten, giebt auch die Gründe dafür an, und geht sodann, in wesentlichem Anschlufs an M. Müller's History of Anc. S. Lit., zu einem kurzen Ueberblick über die vedischen Literaturstufen: chandas, mantra, brâhmaṇa und sûtra über. Die Epen und die Purâṇa werden nur flüchtig berührt, jedoch Candragupta, Alekjander und seine Nachfolger, sodann Açoka etc. etwas ausführlicher, Vikramâditya dagegen, Bhoja, Hiuen Thsang etc. nur kurz behandelt; den Schlufs machen einige Bemerkungen über die Râjataraṃgiṇî, Râjâvalî, Nîlapurâṇa etc. bis zum Kshitîçavançâvalîcarita hinab. (Der Verf. bedient sich, um dies nicht unerwähnt zu lassen, durchweg unserer Zeitrechnung.) — Der zweite Artikel handelt in sehr ausführlicher Weise von Kâlidâsa, den der Verf., nach dem Vorgange Bhâu Dâji's, mit dem Mâtṛigupta, welchen der Râjataraṃgiṇî zufolge König Harsha zum König von Kashmir machte, zu identificiren geneigt scheint (!); hier finden sich denn eben gar manche neue und interessante literargeschichtliche Angaben eingeflochten. — Es folgen Artikel über Vararuci, — über Çrî-Harsha und die verschiedenen Werke, resp. Personen, die unter diesem Namen gehen, — über Hemacandra, — über das indische Drama, —

über den Veda und die Publicationen der einzelnen vedischen Texte (Aphrekṭ = Aufrecht, Mokshamûlara, Venphi = Benfey, Uilasan = Wilson, Shṭibhansan = Stevenson, Oyevar = Weber, Varnel = Burnell, Rath = Roth, Huïtnî = Whitney, Hag = Haug). Von erheblichem Interesse endlich sind die beiden folgenden Essays, von denen der eine in bibliographisch-biographischer Weise von der Vaishṇava-Literatur in Bengalen, der zweite von der ind. Musik (saṃgîta çâstra) handelt.

Auch in dem zweiten Bändchen könnte die Reihenfolge etwas besser geordnet sein. Nach einem Essay über Bâṇabhaṭṭa, seine Zeit und seine Werke folgen zwei Artikel über die Lehre der Jaina und über den Buddhismus, — sodann eine Abhandlung über Tanz, Pantomimik etc. auf der indischen Bühne, — darauf eine dgl. über das Sâhasâṃkacaritam des Maheçvara, mit speciellem Anschlufs an die in der Einleitung des von demselben Verf. herrührenden Viçvakosha enthaltenen Angaben. Der Verf. wendet sich sodann wiederum zum Buddhismus und seinen Lehren zurück, und handelt im Anschlufs daran vom Pâli und seiner Literatur. Darauf folgt wieder ein Artikel über den Veda und seine Götterwelt, — danach ein manches Neue bringender dgl. über Çâlivâhana oder Sâtavâhana, den Mahârâshṭra-König von Pratishṭhâna, — und den Schlufs macht ein Bericht über den heiligen Zahn Buddha's in Ceylon!

Es ist höchst erfreulich zu sehen, dafs die echt wissenschaftliche Forschung nicht mehr blofs im westlichen Indien, wo dieselbe durch Bhaṇḍarkar, Shankar Paṇḍit, Trimbak Telang u. A. in so würdiger, (487[b]) den Arbeiten ihrer europäischen Collegen ganz ebenbürtiger Weise vertreten wird, ihre Bekenner findet, sondern dafs nunmehr auch das östliche Indien, wo bisher der hochverdiente Râjendra Lâla Mitra in dieser Beziehung ziemlich allein stand, an derselben selbstständig Theil zu nehmen beginnt. Der Segen der englischen Herrschaft, resp. der europäischen Cultur, in Indien kann eben erst dann zu voller Geltung gelangen, wenn

die dadurch gelegten Keime geistiger Bildung und Entwickelung sich wirklich in selbstständiger Weise regen und entfalten und wieder eigene Sprossen treiben. Quod d. b. v.!

---

120. Elf Werke über indische Musik[1]).

A.

1) Sourindro Mohun Tagore (Çaurîndra Mohana Ṭhâkura), Hindu Musik from various authors. Part 1. Calcutta 1875. X, 315 S. 8°. sh. 7,50.
2) Derselbe, Saṃgîtasârasaṃgraha. [In Sanskrit.] Calcutta 1876. 273 S. 8°. sh. 7,50.
3) Derselbe, Yantra-kosha [in Bengali] or a treasury of the musical instruments of ancient and modern India and of various other countries. Calcutta 1875. IV, 296 S. 8°. sh. 7,50.
4) Derselbe, Jâtîya-saṃgîta-vishayaka prastâva. [In Bengali.] Calcutta 1874. 75, [3] S. 4°. sh. 2,50.
5) Derselbe, Aekatana or the Indian concert. [In Bengali.] Elementary rules for the Hindoo musical notation with a description of signs frequently used in airs intended for the Aekatana. Calcutta [s. a.] 47 S. 8°. sh. 2,50.
6) Derselbe, Yantra Khettra Deepica [in Bengali] or a treatise on „Citara" .... on the rudiments of Hindoo Music .... an introduction to the study of the above instrument, illustrated with various exercises and 94 airs arranged in the present system of Hindo notation. Calcutta 1872. VI, 319 S. 4°. [Ohne Preisangabe.]
7) Derselbe, Victoria-Gîtika or Sanscrit verses celebrating the .... queen Victoria and her renowned predecessors. Composed and set to Music. With a translation. Calcutta 1875. VI, 4, 350 S. 8°. sh. 8.
8) Derselbe, Prins-pañcâçat. Fifty stanzas in Sanskrita in honour of H. R. H. the prince of Wales. Composed and set to Music. Mith a translation. Calcutta 1875. VI, 148 S. 8°. sh. 4.
9) Derselbe, English verses, set to Hindu Music in honour of H. R. H. the prince of Wales. Calcutta 1875. VI, 156 S. 8°. sh. 4.
10) Derselbe, Six principal Râgas with a brief view of Hindu Music. Calcutta, Central Press Company 1876.

1] Zu beziehen durch Trübner & Comp. in London, auf deren „American and Oriental Literary Record" auch die hinzugefügten Preise zurückgehen.

46, 26, XIV S., sieben Steindrucktafeln [Sarasvatî, Srîrâga, Vasanta, Bhairava, Pañcama, Megha, Naṭṭa-Nârâyaṇa]. 4°. [Ohne Preisangabe.]

B.

11) Khetra Mohana Gosvâmî, Kanṭhakaumudî [in Bengali] or a guide to vocal Music .... with a variety of songs, alaps etc. compiled, composed and set to the modern system of Hindu notation. Calcutta 1875. IV, 403 S. 8°. sh. 8.
Jenaer Lit.-Ztg. nr. 31. p. 487—88.

Bisher fehlte es uns eigentlich an jeglicher Möglichkeit, sich über Indische Musik ein eigenes Urtheil zu erwerben. Wir waren dabei lediglich beschränkt auf die im Ganzen doch ziemlich dürftigen Nachrichten, welche darüber bei Jones (1784), Paterson u. A. vorliegen und überdem zum guten Theil schwer zugänglich, resp. in verschiedenen Journalen zerstreut waren. Zur Zeit ist jedoch auch auf diesem Gebiete am fernen Ganges ein reges Leben erwacht. Neben den vorstehend aufgeführten Werken finden sich in Trübner's (488) American and Oriental Record 1876 p. 162 noch sechs andre dgl. Schriften aufgeführt, von denen zwei ebenfalls dem Sourindro Mohun Tagore zugehören, während ihm und seinem Lehrer Kshetra Mohana Gosvâmin dabei auch noch zwei andere Männer: Loke Nath Ghose und Kalypada Mukhopadhya zur Seite treten. Die Anstrengungen, welche insbesondere der an erster Stelle Genannte, der die Stelle eines „President Bengal Musical school" bekleidet, dem von ihm erstrebten „revival of Hindu Music" zugewendet hat, sind in der That aller Anerkennung werth, und möchten wir daher wohl wünschen, daſs sie zunächst speciell dadurch belohnt würden, daſs sich nunmehr mal ein competenter Beurtheiler diesem Gegenstande widmen und ihn kritisch beleuchten möge. Die theoretischen und praktischen Substrate dazu liegen in Nro. 5, in Verbindung mit den unter Nro. 7—9 aufgeführten drei aus hochgradiger Loyalität hervorgegangenen Publicationen und den in Nro. 1 zusammengestellten Angaben, bequem vor; und auch die in Nro. 4. 6. 10 in so groſser Fülle enthaltenen Melodien werden trotz

ihrer indischen (und zwar in bengalischer Schrift vorliegenden) Notationsweise doch, nach einiger Vorarbeit und Uebung, dem Kunstverständigen keine gar zu grofsen Schwierigkeiten machen, sondern sich seinem Verständnifs bald erschliefsen, wenn auch der übrige Inhalt der Werke selbst ihm zunächst unbekannt bleibt. Es ist der specielle Zweck dieser Zeilen, Diejenigen, welche es angeht, darauf hinzuweisen, welche reiche Fundgrube neuen Wissens sich ihnen hier öffnet; möglicher Weise könnten ja doch vielleicht einige dieser exotischen Melodieen auch vor unseren Ohren wirklich Gnade finden?

In wie hohem Grade die Musik bei den Indern auch literarisch gepflegt und behandelt worden ist, das ergiebt sich aus den zahlreichen Citaten aus der betreffenden Literatur in Nro. 2. Bisher beschränkte sich unsere Kenntnifs davon eigentlich nur auf die kurzen Angaben darüber, die sich in Aufrecht's Catalogus p. 199 ff. vorfinden. In dem vorliegenden Saṃgîtasârasaṃgraha aber, welchen Çaurîndramohanaçarman, seinem Vorworte nach, aus „zwei oder drei ähnlichen Werken", die er sich mit vieler Mühe aus Kashmir etc. verschafft hatte, in çloka-Form compilirt hat, drängen sich förmlich die zudem meist sehr langen Citate, ohne dafs übrigens zu den schon durch Aufrecht genannten Namen von Autoren und Werken gerade viel neue dgl. hinzuträten. An ihrer Spitze steht und am umfangreichsten benutzt ist der Saṃgîtaratnâkâra des Çârñgideva (so hier, Aufrecht hat Çârñgadeva) aus Kashmir, dem sich der Verf. im Wesentlichen auch in Bezug auf die Reihenfolge, in der er seinen Gegenstand behandelt, angeschlossen hat. Buch 1 handelt nämlich hier von den Tönen, Buch 2 von den Melodieen (râga), Buch 3 von der Composition (prabandha), Buch 4 von dem Spiel musikalischer Instrumente, Buch 5 vom Tact (tâla), Buch 6 vom Tanze. Die Zeit des Çârñgideva steht nun freilich nicht fest; er beruft sich indefs auf Vorgänger mit zum Theil illustren Namen (z. B. Abhinavagupta, Kohala), so dafs diese Literatur, selbst wenn man von den legendarischen Angaben über den Gândharvaveda und die fünf Sam-

hitâ des Bharata etc. absieht, jedenfalls weit über ihn zurückreicht. Die Lehre von den sieben Tönen und ihre Bezeichnung durch die Anfangsbuchstaben ihrer Namen läfst sich ja denn auch factisch bis in die vedischen sûtra hinauf verfolgen, s. darüber Ind. Studien 8, 259—72; wie denn ferner die musikalische Theorie offenbar unmittelbar auf das Absingen der Lieder beim Opfer als ihre Grundlage zurückgeht, und somit auch die ganze Literatur des Sâmaveda, (488[b]) soweit dieselbe sich auf diesen Gegenstand bezieht, hierher gehört. Burnell hat uns neuerdings in der werthvollen Einleitung zu seiner Ausgabe des Ârsheyabrâhmaṇa (Mangalore 1876) die ersten näheren Angaben über den Gesang der Sâman gemacht, und von hier müfste eigentlich fortab jede Untersuchung über das Alter und die Entwickelung der indischen Musik ausgehen. Die so weit mir bekannt zuerst von Peter von Bohlen, das alte Indien 2, 195 (1830), aufgestellte Ansicht, dafs die indische Bezeichnung der sieben Noten sa ri ga ma pa dha ni zu den Arabern und Persern, bei denen sie in der Form da re mi fa sa la be erscheint, und von da durch ihre Vermittlung nach dem Abendlande gedrungen sei, gewinnt durch das hohe Alter derselben bei den Indern einen so bestimmten Hintergrund, dafs sie doch wohl verdiente, von den Musik-Historikern etwas mehr berücksichtigt zu werden, als dies bisher der Fall war. Der Târiku 'l hukamâ (AD. 1198) erwähnt ausdrücklich „a treatise on music" mit dem Titel biyâfar (vidyâphala) als aus dem Indischen in das Arabische übersetzt. Es tritt dazu noch die von mir neuerdings (Ind. Lit. Gesch.[2] p. 367. 368) aufgestellte Vermuthung, dafs sogar auch das seit Guido von Arezzo übliche Wort: gamma, Tonleiter, auf das gleichbedeutende skr. grâma, prâkr. gâma, zurückzuführen sei. — Neben Nro. 2 verdient auch die in Nro. 3 vorliegende Beschreibung der indischen Musikinstrumente besondere Anerkennung, und es ist entschieden zu bedauern, dafs dieselbe eben nur in Bengali abgefafst und nicht von einer englischen Uebersetzung begleitet ist. Es werden darin 27 Saiten-Instrumente, 16 Blas-

Instrumente, 18 Schlag-Instrumente (in zwei Arten ânaddha-yantra und ghana°), unter Beigabe von 13 Illustrationen, speciell beschrieben. Und darauf folgt dann, nach einigen kurzen Bemerkungen (p. 111—122) über das „Zusammenspiel" (ekatâna) bei den Indern sowie bei den alten Assyrern, Juden, Persern und Aegyptern (!), ein wirklich höchst achtungswerthes alphabetisches Verzeichnifs von Musikinstrumenten aller Völker und Länder (p. 123—296), und zwar dies unter Beifügung nicht nur der lateinischen Umschrift des Wortes (die vielfach sehr nöthig ist! wer würde z. B. aus sâmpiṭar, vâsḍibhâyoli die Wörter champêtre, basse de viole errathen?), sondern auch einer kurzen englischen Erklärung; die indischen Instrumente selbst sind leider nur zum Theil in dieses Verzeichnifs aufgenommen. — Nicht minder dankenswerth endlich ist auch die in Nro. 1 gegebene Zusammenstellung alles dessen, was bisher von Engländern über Indische Musik geschrieben worden ist. Es wird uns da Manches zugänglich und bekannt, was bisher eben kaum zu haben war; darunter denn freilich auch manch „rubbish," aber man kann sich nun doch eben bequem selbst ein Urtheil darüber bilden. Leider ist die Zusammenstellung theils nicht chronologisch geordnet, theils sind überdem auch die beigefügten bibliographischen Angaben insofern ziemlich ungenügend, als dabei die Jahrzahl nicht genannt wird. In der offenbar ihres Umfangs wegen vorangestellten, mir bisher gänzlich unbekannten Abh. von Cpt. Willard (eine Kritik darüber folgt erst unter § 10!) findet sich einiges Werthvolle, besonders in den beiden Abschnitten über die „rags and raginees" und über die Instrumente; im Ganzen aber steht ihr Gehalt nicht im Verhältnifs zu ihrem Umfange. Dagegen die Abhh. von Jones, Ouseley, Paterson so wie der „Cataloque of Indian Musical instruments" von French und die Angaben über den gleichen Gegenstand von Campbell, Davy, Crawfurd sind durchweg von Bedeutung.

---

121. H. M. Elliot, the history of India as told by its own historians. The Muhammadan period. The posthumous papers ...., edited and continued by John Dowson. Vol. VI. VII. London, Trübner & Comp. 1875—1877. VII [I], VIII, 574; VI [II], VIII, 573 S. 8°. sh. 42.
Jenaer Lit.-Ztg. nr. 33. p. 515—17.

Nachdem in vol. V eine fast vollständige Uebersetzung des Tabakât i Akbarî des Nizam Ahmad, das sich über die ersten 38 Jahre von Kaiser Akbar's Regierung erstreckt, sowie specielle Einzelheiten darüber in den Auszügen aus dem Muntakhabu-t tawârîkh des Abdul 'Kâdir Badâûnî gegeben waren, bringt vol. VI zunächst die Geschichte Akbar's (1556—1605) zu Ende, und umfaſst auſserdem die ganze Regierung Jehângîr's (1605—1628), während vol. VII die Regierungen Shâh Jehân's (1628—58), Aurangzeb's (1658—1707) und ihrer Nachfolger bis in die ersten Jahre der Regierung von Mohammed Shah (1718—47) behandelt. Der nächste Band soll das ganze Werk beschlieſsen, und wird hoffentlich auch chronologische und genealogische Tafeln, sowie einen General-Index bringen. Leider entbehren ja die einzelnen Bände gänzlich irgend welcher derartiger Hülfsmittel!

Für die Geschichte des groſsen Akbar liegen denn nun jetzt hier, und in der sorgsamen neuen Uebersetzung des Aîn i Akbarî durch Heinr. Blochmann (vol. I Calc. 1868—73), die Materialien so ausreichend vor („there can not remain much to be gleaned" sagt Dowson), daſs es wohl an der Zeit wäre, nun einmal ein neues Lebensbild desselben zu entwerfen. Die hier in vol. VI enthaltenen Data dazu sind theils aus dem Akbar-Nâmeh seines groſsen Ministers und intimen Freundes Abul Fazl, nach dessen Ermordung bis zu Akbar's Tode fortgesetzt durch Inâyatu-llah, entlehnt, theils aus den Schriften anderer Anhänger und Bewunderer des groſsen Kaisers. Aber es fehlt auch nicht an Berichten aus dem Lager der Gegner, die sich derselbe insbesondere durch seine unbeschränkte Toleranz zugezogen hatte; Badâûnî selbst,

obschon einer seiner ersten Beamten, gehört ja ausgesprochener Maafsen zu diesen, seit Akbar vom Jahr 1578 an sich von dem öffentlichen Gottesdienst des Islam entfernt hielt (p. 189). Es ist somit für Licht und Schatten reichlich gesorgt. — Für uns von besonderem Interesse ist nun da natürlich zunächst Alles, was die Beziehungen Akbar's zu den Europäern betrifft, und zwar sind es vor Allem gerade auch jene Berichte über seine Toleranz wie gegen alle Religionsmeinungen überhaupt, so auch speciell gegen die christlichen Missionare, also z. B. über den Besuch seines Hofes durch den Padre Radalf (Rodolphe Aquaviva) im Jahr 1580, der seine Gegner durch die Proposition zum Schweigen brachte: „let a furnace be lighted and let me with the Gospel in my hand and the 'ulamâ with their holy book in their hands walk (515[b]) into the testing-place of truth and the right will be manifest“ (der kühne Padre kannte seine Leute offenbar! es nahm ihn Niemand beim Wort), und durch den Padre Farmaliun, p. 85, ebenfalls aus Goa. Von letzterem Orte kamen überhaupt die „european novelties“ (p. 57), Musiker und Orgelspieler inclusive, hauptsächlich; doch wird auch ein europ. Kaufmann aus Bengalen, Namens Partâb Bâr erwähnt (p. 59), der mit seiner Gattin Basûrbâ sehr gütig aufgenommen ward. Aus Bîjâpur brachte Anfang des 17. Jahrh. Asad Beg, der dahin als Gesandter geschickt war, und selbst darüber berichtet (p. 165), den ersten dort durch die Europäer eingeführten Tabak, der bis dahin ganz unbekannt gewesen war, an den kaiserlichen Hof; das Rauchen fand erst heftigen Einspruch von Seiten der Orthodoxen, ward auch einige Jahre später (1617) unter Jehângîr einmal direct verboten (p. 351). — Von ganz verschiedenem Interesse ist das gleichzeitige Nebeneinanderstehen der drei Namen Sâlibâhana (p. 31), Râja Bhoj (p. 154) und Bikramâjit (p. 113. 446. 522), alle drei zu Akbar's Zeit, als Gegner, oder gar als Beamte desselben, lebend.

Für die Geschichte Jehângîr's treten hauptsächlich seine eigenen autobiographischen Memoiren ein, die in meh-

reren Relationen vorhanden sind, da sie der Kaiser offenbar nur theilweise selbst verfaſst hat, theilweise dagegen hat durch Andere verfassen lassen, unter nachträglicher Approbation von seiner Seite. Jehângîr spricht sich darin auch über seine Hauptfehler, Trunksucht und Grausamkeit, mit solcher Offenheit aus (p. 282), daſs man unwillkürlich Zutrauen faſst zu der Richtigkeit auch dessen, was er sonst sagt. Seine Grausamkeit freilich erklärt er einfach durch politische Motive und stellt sie als dadurch vollaus berechtigt hin. So z. B. p. 509, wo er seine naive Verwunderung über den Geist der Rebellion unter den Indern ausspricht, in Folge dessen unter seines Vaters und seiner eigenen Regierung: „there is scarcely a province in the empire, in which either in battle or by the sword of the executioner, five and six hundred thousand human beings have not, at various periods, fallen victims to this fatal disposition to discontent and turbulence". Dies ist ein Selbstzeugniſs aus dem Munde eines ihrer gröſsten mogolischen Kaiser, welches sich die jetzigen Hindu, die gar keine Ahnung mehr dávon haben, wie es damals in Indien zuging, speciell zu Herzen nehmen sollten, wenn sie über die Härten der jetzigen englischen Herrschaft klagen! Der praktisch-politische Zweck, den Sir H. M. Elliot bei der Anlage des Planes zu dem vorliegenden Werke hatte, zu zeigen eben, wie traurig es in Indien unter der Herrschaft der Moslims hergegangen sei, und wie sehr die Hindu Ursache hätten, sich der jetzigen Sicherheit ihres Lebens und Eigenthums zu erfreuen, erhält in der That durch solche Bekenntnisse eine drastische Illustration. Aus dem Commentar Elliot's zu den sogenannten zwölf „Institutes of Jehângîr" geht im Uebrigen hervor, daſs sich die Grausamkeit des Kaisers keineswegs bloſs auf politische Motive beschränkte, sondern daſs sie auch sonst noch oft genug in wildester Weise ausbrach. Von seiner Trunksucht spricht er eben auch mit der gröſsten Naivetät, genau im Detail angebend, wie viel Wein und „spirits" (bis zu 52 „ounces"!) er täglich zu sich zu nehmen pflegte, s. p. 341. 342. 357. 361. 381. 499. Es

liegen dafür auch die Berichte zweier englischen Gesandten an seinem Hofe vor, die ganz damit übereinstimmen; und es ist ja ferner auch noch factisch eins seiner Trinkgefäſse selbst, von dunkelgrünem Jaspis, mit einer Inschrift um den Hals, erhalten (in der Guthrie Collection, von Edw. Thomas im Journ. Royal As. S. 1875 p. 384 ff. beschrieben), welches 25½ „ounces“ faſst! Der Kaiser schämte sich dieser seiner Neigung so wenig, daſs er sich wäh- (516) rend ganzer vier Jahre seiner Regierung auf seinen Münzen „in the act of raising the wine cup to his lips“ darstellen lieſs! Er zwang hie und da die strenggläubigsten Moslims mit ihm zu trinken, unter Todesdrohungen (p. 501), oder indem er ihnen drohte, Christ zu werden, wenn sie sich ihm nicht fügten, da die christliche Religion die einzige sei, in der man essen und trinken könne, was man wolle (p. 500. 513). Unter diesen Umständen erscheinen denn auch die Rebellionen seiner Söhne, zunächst des Khosru, später des Shâh Jehân, seines Nachfolgers, in milderem Lichte; dieselben wurden dabei von treuen Dienern des Thrones (jener von Mânsingh, dieser von Mahabat Khan) unterstützt. — Die Erwähnungen der Handelsbeziehungen mit den Feringi werden nun schon häufiger, und zwar handelt es sich hierbei u. A. um automatische Spieluhren p. 324, um Tapisserie-Arbeiten p. 317, Gemälde p. 320 (ein Bild Timur's!). 360, Thiere etc. p. 329 (purchased at any price), vierspännige Kutschen p. 347 etc. Auch sonst berichten die Denkwürdigkeiten des Kaisers allerhand interessante Dinge, z. B. über die Erfindung des Rosenöls p. 338 (im Jahr 1614), über ein „siamesisches“ Zwillingspaar p. 351, über den Fall eines groſsen Meteor-Eisenklumpens, 160 tola schwer, aus dem er „two swords, one knife and one dagger“ schmieden lieſs p. 379, über Juwelen etc.

Unter den bei vol. VI als Appendix zugefügten Stücken verdient besondere Erwähnung die bereits dem „original work“ (1849) angehörige Note Sir H. M. Elliot's „on the early use of gunpowder in India“, und Dowson's Uebersetzung der Einleitung von Ferishta's Geschichte Indiens, welche von der

alten, vormohamedanischen Zeit handelt. Soweit dieselbe sich dabei auf das Mahâbhâratam gründet, ist sie gut beschlagen (die Erzählung freilich von dem Wunsch der Gândhârî, ihren Sohn Duryodhana nackt zu sehen, um ihn durch ihren Blick, als satî, unverwundbar zu machen, p. 541—43, ist mir daselbst nicht bekannt); die sonstigen Angaben aber, speciell die synchronistischen Beziehungen zur jüdisch-persisch-islamischen Legende und Geschichte, sind gänzlich haltlos.

Auf Jehângîr, der zum Wenigsten das Andenken seines grofsen Vaters stets eifrig in Ehren hielt, ob er sich ihm freilich auch am Schlusse seiner Regierung rebellisch genug gezeigt hatte (er liefs Abul Fazl, den treuesten Diener Akbar's, geradezu ermorden), folgte sein nicht minder rebellischer Sohn Shâh Jehân, der ihm durch wiederholte Aufstände schwere Noth gemacht hatte, und dann freilich auch seinerseits wieder von seinem eigenen Sohne Aurangzeb mit gleicher Münze bezahlt und geradezu abgesetzt ward. Es war eben doch, trotz Timur und Akbar, eine wilde Brut, diese mogolische Fürsten-Familie. Charakteristisch für die Auffassung der Bande, welche in ihr zwischen Vater und Söhnen, wie zwischen Brüdern unter einander herrschte, ist jener melancholische Ausspruch Jehângîr's (6, 451), als ihm der Arzt meldete, dafs die Augen seines schönen Sohnes Shahriyâr von einer Krankheit wieder hergestellt seien: „yes, they will no doubt continue quite well, if they be not deprived of light by his brothers!“ Dér Gedanke mufste freilich einem Fürsten nahe genug liegen, der selbst einen seiner eigenen Söhne (Khosru) hatte blenden lassen (6, 448)! Shahriyâr wird denn auch bei Jehângîr's Tode einfach „sent out of the world“, 6, 438. Und auch Aurangzeb's Weg zum Throne ging über die Leichen seiner drei Brüder (7, 132. 267. 246. 254), wie er denn ja auch wiederholte Rebellionen seiner eigenen Söhne zu bekämpfen hatte, und daher geradezu sogar zu dém Mittel griff, den Ehrgeiz seiner Enkel gegen den seiner Söhne, ihrer Väter, zu benutzen und zu verwerthen (7, 550).

Schon Shâh Jehân kehrte zu der moslemischen (516[b]) Orthodoxie zurück, und stellte gefangenen Christian prisoners, wie indischen Prinzen einfach die Wahl „of Islâm or death“ (7, 52). In noch speciellerer Weise aber, als er, wandte sich Aurangzeb dem Islâm wieder zu. Zunächst wohl rein aus eigennützigen Gründen, um nämlich seinen älteren Bruder Dârâ Shakoh aus dem Sattel zu heben, der sich den freien Ansichten des grofsen Akbar zuneigte (er liefs ja seinerseits u. A. jene persische Uebersetzung der Upanishad anfertigen, 1656, die uns später durch Anquetil Du Perron's Oupnekhat zugänglich geworden ist) und daher in den von strengen Moslims geschriebenen Berichten über die Art, wie Aurangzeb zum Thron kam, stets in sehr gehässiger Weise erwähnt, und zwar besonders eben auch wegen seiner „heresy“ arg mitgenommen wird, s. z. B. 7, 179. 214, wie denn ja auch sein schliefsliches Todesurtheil (Sept. 1659) mit seiner Apostasie und Ungläubigkeit motivirt ward 7, 246. Der Fanatismus aber, mit welchem Aurangzeb auch später noch, seine ganze Regierung hindurch, „hindu teaching and worship“ verfolgte (7, 183) und die Tempel in Benares, Mathurâ etc. zerstören liefs, zeigt, dafs es ihm doch auch wirklicher Ernst war mit seinem Bekenntnifs. Er änderte sogar die bisherige officielle Zeitrechnung nach dem persischen solaren Jahr in das arabische lunare Jahr um (7, 241) und zeigte sich eben in jeder Beziehung als ein Moslim quand même.

Die äufseren Gränzen des Reiches wurden unter Shâh Jehân nach Norden (Tibet), Nordwesten (Balkh, Kandahar), Süden (Nizam ul Mulk), unter Aurangzeb nach Nordost (Assam) und nach Süden (Bîjâpur und Haidarâbâd) hin erweitert. Aber gerade diese weite Ausdehnung durch die neuen Eroberungen wurden ein Grund zu dem beginnenden Verfall des grofsen Reiches, der nach Nassau Lees schon von dem elften Jahre Aurangzeb's an zu datiren ist (s. Journal Royal As. Soc. 1868 p. 464). Die systematische Bedrückung der Hindu gab den Anlafs zu immer neuen Rebellionen, und die durch Sivajî gegründete Macht der Mahrâṭha erwies

sich bald als ein furchtbarer Gegner der Moslims, und nahm trotz zeitweiser Niederlagen stetig zu (7, 378), insbesondere unter der verständigen Leitung der Târâ Bâî, Wittwe des Râm Râj, eines jüngeren Sohnes des Sivajî (p. 373. 465). Auch die Engländer in Bombay treten nun schon mehr in den Vordergrund (7, 350).

Unter der kurzen Regierung (1707—1711) von Aurangzeb's Nachfolger, des milden Bahâdur Shâh, der freilich auch wieder nur durch blutige Kämpfe mit seinen ihm den Thron streitig machenden Brüdern denselben gewinnen konnte (7, 390—408), erhoben auch die Sikhs ihr Haupt (7, 413. 423). Die schiitischen Neigungen des Fürsten brachten ihn in einen directen Conflict (7, 420. 427) mit seinen Mollah, in welchem er schliefslich nachgeben mufste. — Nach seinem Tode wollten seine vier Söhne zunächst sich friedlich vergleichen, und das Reich unter sich theilen, wie dies schon Aurangzeb testamentarisch bestimmt hatte (7, 396. 429); sie geriethen aber schliefslich doch in Zwist, aus dem Jahândâr Shâh (1713) als der Ueberlebende hervorging. Die Freude dauerte aber für ihn nicht lange. Durch seine Hinneigung zu niederem Volk (Sängern und Tänzern) und niederen Lustbarkeiten ward er den Edlen seines Hofes verächtlich, und daher nach 11 Monaten mit leichter Mühe durch seinen jungen Neffen Farrukh Siyâr (1713—1719) entthront und danach getödtet. Unter der Regierung dieses ebenfalls sehr schwachen Fürsten erstarkte die Stellung der Hindu sehr bedeutend, am Hofe sowohl (er hatte die Tochter des Ajit Singh zur Frau), wie im Reiche. In seinem Bestreben, sich dem Einflufs eines kräftigen Brüderpaares, das ihm erst zum Throne verholfen hatte, dann aber lästig ward, zu entziehen, ging er so weit, sogar an die Mahrâṭha heimliche Auf- (517) forderungen zum Ungehorsam gegen deren Befehle zu senden (7, 464. 476); und da nun andererseits gerade umgekehrt auch Husain Ali, der eine jener Brüder, die Hülfe der Mahrâṭha dazu benutzte, um den undankbaren Kaiser zu beseitigen (7, 472. 76), so schlug dies natürlich speciell zu deren eigenem

Nutzen aus! — Nachdem zwei junge Prinzen, welche die beiden Minister auf den Thron gesetzt, rasch hinter einander gestorben waren, fand sich (7, 485) in einem Enkel des Aurangzeb, Mohammed Shâh (1719—47), wieder ein Fürst von Intelligenz und leidlich guten Eigenschaften, der sich auch bald von dem trotz mancher Verdienste allmählich durch Arroganz etc. allgemein verhafst gewordenen Brüderpaar zu befreien wufste.

Während die Darstellung über die Regierung Shâh Jehân's hauptsächlich auf dem Bâdshâh Nâme des Abdul Hamîd beruht, der sich vor den übrigen Hof-Historiographen wenigstens durch leidliche Unparteilichkeit auszeichnet, ist dagegen die Geschichte Aurangzeb's und seiner Nachfolger speciell auf ein wirklich treffliches Werk, nämlich auf des Khâfî Khân Muntakhabu-l lubâb gegründet, welches eine vollständige Geschichte des Hauses Timur, von Baber's Einfall 1519 bis in das 14. Jahr der Regierung von Mohammed Shâh, enthält. Auch die Lebens-Erinnerungen, welche Irâdat Khân in seinem târîkh über seine persönlichen Beziehungen zu Aurangzeb etc. niedergelegt hat, sind von hohem Interesse, und machen den Eindruck der Wahrhaftigkeit. Im Uebrigen leiden ja natürlich alle diese zahlreichen Memoiren und Berichte, soweit sie über gleichzeitige Fürsten handeln und deren Interessen dabei zur Sprache kommen, an allen den Uebelständen, die Dowson selbst (7, 175) drastisch genug schildert: „the historian was to submit his pages to the interested scrutiny of the Emperor himself and to be guided in doubtful questions by information graciously given by the monarch respecting what account was to be rejected or admitted"!

Dowson hat sich bei der Reihenfolge der Auszüge, die er giebt, speciell an die Abfassungszeit der Werke selbst gehalten. Daher kommt es denn, dafs mehrfach unbedeutende und unklare Relationen voran stehen, die erst durch die spätere vollere Behandlung desselben Gegenstandes in einem folgenden Werke ihr Licht erhalten, zumal wenn eben etwa

gar zunächst nur kurze Auszüge gegeben werden. Einer der flagrantesten Fälle der Art liegt 7, 131 vor, wo unter dem „Emperor“ nicht mehr, wie auf p. 130, Shâh Jehân, sondern vielmehr sein Nachfolger Aurangzeb zu verstehen ist. Hier wäre denn allerdings eine kurze aufklärende Notiz von Dowson's Seite in Wahrheit sehr am Platze gewesen. Wie wir denn überhaupt nicht umhin können, zu bemerken, dafs in der That doch wohl etwas mehr hätte geschehen können, durch Angabe von Jahreszahlen, genealogischen Notizen, Rückverweisen etc., um die wahrlich etwas difficile Lectüre dieser Bände doch ein wenig zu erleichtern. Man erfährt oft erst viele Seiten später, wer denn eigentlich die und die Persönlichkeit ist, und in welchem Verhältnifs sie zu den andern dgl. Namen steht, in Verbindung mit welchen sie erscheint. Es kommt dazu, dafs die Titulaturen der Prinzen und hohen Beamten begreiflicher Weise wiederholentlich wechseln, und wenn es denn nun, wie hier, an jedwedem Mittel fehlt, diesen Wechsel leicht und übersichtlich zu überblicken, so ist dabei dann sehr leicht Verwechselung und Verwirrung möglich, zumal wenn es sich um verschiedene Texte handelt, die bei den einzelnen Personen bald dieses, bald jenes Stadium im Auge haben.

Von den in vol. VII benutzten Werken sind die hauptsächlichsten, aufser Bâdshâh Name und Muntakhabu-l lubâb nämlich auch noch das Alamgîr Nameh und die Maâsir i Alamgîrî, jetzt auch im Ori- (517[b]) ginal-Text allgemein zugänglich, da sie auf die Veranlassung von Col. W. Nassau Lees durch die Asiatic Society of Bengal in der Bibliotheca Indica herausgegeben worden sind. Ihm verdanken wir ja auch jene treffliche Uebersicht über die „Materialien zur Geschichte Indiens während der mohamedanischen Zeit“ im dritten Bande der New Series des Journals der Royal Asiatic Society (1868), auf welche Dowson in seinen ungemein dankenswerthen, erschöpfenden literargeschichtlichen Einleitungen zu den einzelnen Werken wiederholentlich hinweist.

Wenn der sechste Band zur gröfseren Hälfte direct noch auf Sir H. M. Elliot und seine unmittelbaren Mitarbeiter zurückgeht, und zwar ein guter Theil davon direct nur ein Reprint ist aus dem ersten von Elliot selbst (1849) herausgegebenen Bande, so ist dagegen der siebente Band zu drei Vierteln das Werk Dowson's allein, ganz abgesehen von der Mühe, welche ihm auch noch die Redaction des übrigen Viertels gemacht hat. Seiner unablässigen Thätigkeit verdanken wir ja überhaupt den steten, ruhigen und sicheren Fortgang dieses grofsartigen Unternehmens, durch dessen Ausführung Lady Elliot dem Andenken ihres verstorbenen Gatten, der die Fundamente dazu gelegt, ein so stolzes Monument gesetzt hat.

---

122. S. H. Kellogg, grammar of the Hindi Language: in which are treated the Standard Hindi, Braj and the Eastern Hindi of the Rámáyan of Tulsi Dás, also the colloquial dialects of Marwar, Kumaon, Avadh, Baghelkhand, Bhojpur etc.; with copious philological notes. Allahabad, printed at the Am. Pres. Mission Press; Calcutta, Thacker, Spink & Comp.; London, Trübner & Comp. 1876. XVIII, 380, 26, 9 S. · 8°.
Jenaer Lit.-Ztg. nr. 33. p. 517—19.

Entsprechend dem frischen Leben, welches in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Pâli- und Prâkṛit-Studien herrscht, und zum guten Theil gerade eben auch in Folge davon, sind denn nun auch die modernen ârischen Dialekte Indiens Gegenstand wissenschaftlich-kritischer Untersuchung geworden. Das vorliegende Werk, welches sich in dieser Beziehung wesentlich an die Forschungen von Hörnle und Beames anschliefst, hat hierdurch einen ungemeinen Vorsprung vor allen seinen Vorgängern, die es im Uebrigen denn auch noch durch eine höchst umfassende, und zwar praktische wie literarische, Kenntnifs aller der verschiedenen verwandten Idiome, die es behandelt, in hohem Grade überragt. Der Verfasser hat seinem Gegenstande ein mehrjähriges, ungemein tief eindrin-

gendes Studium gewidmet; er ist bei seiner praktischen Thätigkeit als Missionar mit den mannichfachsten Schichten und Theilen des Volkes in Berührung gekommen; er hat sodann seine so gewonnenen Sammlungen und Noten durch Befragung der Paṇḍits wie durch literarische Nachweise, insbesondere aus dem Râmâyaṇa des Tulsî Dâs (A D. 1600), gesichtet und gesichert; und er hat endlich auch das, was bisher von europäischer, speciell englischer Seite über Hindî und besonders Urdû geschrieben worden ist, „carefully studied“.

Mit Recht macht er daher für sein Werk nach verschiedenen Richtungen hin den Anspruch, dafs es „a large amount of matter not to be found in any Hindî grammar hitherto published“ enthalte. Es ist in der That eine überraschende Fülle des Neuen, das uns hier geboten wird, und es geschieht dies in einer Weise, die durchweg den Eindruck der Solidität und Zuverlässigkeit macht.

Auch er erkennt in dem sogenannten Urdû den „standard dialect“ des Hindî, aber er macht mit Entschiedenheit geltend, dafs der Unterschied desselben (518) von dem Hindi keineswegs blofs ein lexikographischer sei und in der zahlreichen Aufnahme arabisch-persischer Worte bestehe, wie man dies vielfach so dargestellt hat, sondern dafs die Differenz „in grammatical forms“ und Syntax noch weit bemerkenswerther sei, als im „vocabulary“. Arabisch-persische Wörter seien auch im Râmâyaṇa des Tulsî Dâs, in den Gedichten des Kabîr und des Sur Dâs reichlich vertreten, und doch differire ihre Sprache ungemein von dem „modern Urdu“. Eine gemeinschaftliche Bearbeitung der verschiedenen westlichen und östlichen Dialekte habe bisher gänzlich gefehlt. Insbesondere sei gerade das Râmâyaṇam mit seinen zum Theil höchst merkwürdigen Formen bisher ganz unbeachtet geblieben (p. v. vi), ebenso wie auch von den zahlreichen, nur als Volksidiom, nicht als Vehikel literarischer Production, dienenden Dialekten bisher fast nichts zur öffentlichen Kenntnifs gelangt sei. Nur das Urdû allein habe bisher die Aufmerksamkeit fast ganz ausschliefslich auf sich gezogen.

Gegenüber den Arbeiten, welche sich gerade in neuerer Zeit dem Prithirâj Râsau des Cand Bardâî zugewendet haben, können wir nun zwar das Letztere nicht mehr als vollständig zutreffend bezeichnen. Indessen stehen allerdings die betreffenden Untersuchungen noch so ganz im Anfange, dafs es erklärlich ist, wenn Kellogg, wiewohl er auch ihnen alle Beachtung schenkt, doch nicht so viel Gewicht auf sie legt, als ihnen zukommen müfste, wenn sie eben bereits vollere Ergebnisse geliefert hätten. Im Hinblick auf das [freilich durch Bühler, Journ. Bombay Br. R. A. S. 11, 283, angezweifelte] hohe Alter des Cand (Ende des 12. Jahrh.), welches das des Tulsî Dâs um vier und das des Kabir um drei Jahrhunderte überragt, dürfen wir uns im Uebrigen wohl in der That der Hoffnung hingeben, dafs uns von dieser Seite her noch manche wichtige Ausbeute für die westliche Form des Hindî in Aussicht steht. In gleicher Weise dürfen wir wohl auch von Trumpp's Forschungen über den Granth der Sikhs, der ja nicht nur die Aussprüche ihres Sectenstifters Nânak (geb. A D. 1469), sondern auch die von Vorgängern und Nachfolgern desselben (z. B. Kabîr selbst) enthält, noch erhebliche Bereicherung und Förderung unserer Kenntnisse nach dieser Richtung hin erwarten. Vorausgesetzt freilich, dafs beide Werke in gleich sorgfältiger Weise philologisch ausgenutzt werden, wie dies hier von K. für Tulsî Dâs u. s. w. geschehen ist.

Bei der Lautlehre und der Declination hat er sich dabei ja eben allerdings auf specielle Vorarbeiten stützen können (der zweite Theil von Beames Comparative Grammar war ihm übrigens noch nicht zugänglich, und die Discussion zwischen Hörnle und Pischel im Indian Antiquary vol. II. 1873 scheint ihm, auffällig genug, ganz unbekannt geblieben zu sein); beim Verbum aber u. s. w. war er wesentlich auf sich selbst und die Benutzung der Prâkṛit-Arbeiten von Lassen und Cowell (andere waren ihm nicht zur Hand) angewiesen. Seine jeden einzelnen Abschnitt begleitenden, resp. schliefsenden Untersuchungen über den Ursprung der betreffenden Formen geben der sonst fast überwältigenden Fülle

des so mannichfach abgestuften Einzel-Materials einen einheitlichen Hintergrund und beleben dasselbe geradezu.

Die Analogieen, welche die Entwickelung dieser Hindi-Dialekte und der modernen ârischen Dialekte überhaupt, ebenso wie die der älteren Stufen Pâli, Prâkṛit u. s. w., zu der Entwickelung der europäischen Sprachen gleiches Stammes älterer und neuerer Formation, und zwar speciell zu der der romanischen Sprachen, zeigt, sind schon mehrfach Gegenstand der Beachtung gewesen. Es treten nun hier noch einige bisher wenig beachtete oder gar ganz unbekannt gebliebene Momente der Art hinzu. So findet sich z. B. bei Tulsî Dâs sowie in den übrigen „modern eastern Hindi (518[b]) dialects“ und im Bengâli (p. 218) eine Futurbildung „by simply adding *b* to the root in all persons and numbers“ (p. 219), also z. B. milab, lahab, und Kellogg steht nicht an (p. 246), darin die √bhû zu erkennen, die hier, wie im Lateinischen, von einer „Prâkṛit tongue, which for some reason has not been preserved in literature“ zu diesem Zwecke als verbum substantivum verwendet worden sei. Und zwar scheint es fast so, als ob er diese Bildung als ebenso alt wie die Bildung des Futurs aus √as ansieht, ebenso wie er dies bei dem Part. Perf. Pass. auf l factisch thut (p. 243), welches er von der Bildung auf t völlig abtrennt, und als „as ancient“ wie diese bezeichnet. Es würden damit also diese Formen als bereits ebenfalls in der indogermanischen Urzeit bestanden habend indicirt! Eine solche Auffassung vermag ich mir indessen, bis auf Weiteres, nicht anzueignen. Ich würde vielmehr meinerseits in jenem Futur auf b — vorausgesetzt, daſs es überhaupt wirklich só zu erklären ist, und nicht doch etwa nur als eine rein lautliche Depravation irgend welcher andern Form aufzufassen sein sollte (nach Hörnle ist z. B. das gleiche Affix beim Infinitiv einfach als eine Verstümmelung aus tavya aufzufassen, s. p. 242) — nur eine secundäre Entwicklung erkennen können, welche, auf Grund der innewohnenden gleichmäſsigen sprachlichen Begabung, im Laufe der Jahrhunderte auch am Ganges dieselbe Bahn eingeschlagen

hat, welche in der Vorzeit dem stammverwandten Genius der Lateiner sich dargeboten hatte; bei dieser Auffassung gewinnt die Erscheinung noch ganz erheblich an sprachphysiologischer Bedeutung. Finden wir ja doch hier auch die Wurzel sthâ als-Hülfsverbum vor: maiṃ thâ I was, haṃ the we were (p. 166. 247), gerade wie im Französischen u. s. w., und hier wird doch wohl kaum Jemand eine uralte dgl. Verwendung annehmen wollen. — Von ganz besonderem Interesse hierfür ist u. A. auch die bedeutsame Stellung, welche den Participien in der Hindi-Conjugation zukömmt. Aus der Wurzel selbst sind nur drei der 15 tenses, die Kellogg ansetzt, gebildet, die andern zwölf sämmtlich aus Participialformen, und zwar sechs aus dem Part. Praes. Act. (Imperfect. Part. bei K.), z. B. boltâ speaking, die andern sechs aus dem Part. Perf. Pass., z. B. bolâ spoken. Damit treten die Personalpronomina (davor) und die Hülfsverba (danach) in Verbindung, also ganz wie wir es ja eben auch von unsern modernen Sprachen her gewohnt sind. Schon im Sanskṛit wird ja im Uebrigen das Part. Perf. Pass. bei neutralen Verben sowohl wie in der schliefslich ja die active Construction fast ganz überwuchernden Passiv-Construction, überaus häufig direct als Verbum finitum verwendet, allerdings ohne Beigabe eines Hülfsverbums. Aber auch die Verwerthung desselben als Wurzelthema, auf welche, unter mannichfachen prâkṛitischen Modificationen des Auslautes, eine ganze Zahl der im Dhâtupâṭha vorliegenden sanskṛitischen Verbal-Wurzeln, ihrem Ursprunge nach somit Denominativa, zurückzuführen sind, entspringt eigentlich schon derselben Auffassung; sie gerade geht im Uebrigen schon in alte, vedische, ja zum Theil vielleicht sogar noch ältere, Zeit zurück.

Kellogg legt durchweg zunächst den „standard dialect" zu Grunde, und geht dann erst auf die peculiarities der Dialekte ein. Seine tabellarischen Gegenüberstellungen der einzelnen Formen erstrecken sich über elf dergl. Dialekte: High Hindî, Kanoujî, Braj, Mârwârî, Mewârî, Garhvâlî, Kumâonî,

old Pûrbî (der Dialekt des Tulsî Dâs), Avadhî (Oude), Riwaî, Bhojpurî, denen sich hie und da auch noch Maithilî und andere kleinere Idiome anschliefsen. Aufser der Lautlehre, der Formenlehre (p. 49 ff.), der Wortbildungslehre (p. 249 ff.; hier wäre eine andere Eintheilung, die nach primären und secundären Affixen, der ge- (519) wählten Eintheilung nach der Bedeutung der Affixe wohl vorzuziehen gewesen!) giebt Kellogg auch eine sehr ausführliche, durchweg mit Citaten belegte Syntax (p. 277—380), sowie eine kurze, aber anscheinend vollständige Metrik (auf 26 pagg.), die auch durchweg auf sicheres und solides Material gegründet ist.

Bei einem so umfassenden und schwierigen Werke fehlt es denn nun freilich auch nicht an einzelnen Mifsgriffen. Besonders im Sanskṛit finden sich deren manche vor. Aber der Totaleindruck wird dadurch in keiner Weise beeinträchtigt, und es werden nicht nur die Prâkṛit-Studien ihrerseits, die ja selbst dem Werke speciell zu Grunde liegen, sondern auch die Arbeiten über vergleichende Sprachforschung im Allgemeinen, reichen Gewinn von dieser trefflichen Arbeit ziehen können.

Als Fälle der Art, wo der Verf. entweder factisch geirrt hat, oder doch wenigstens mir nicht auf richtigem Wege zu sein scheint, führe ich folgende Beispiele an. Die Herleitung von purohita family priest aus uparohita und die Annahme, dafs darin also ein anlautendes u abgefallen sei (p. 32), ist gänzlich verfehlt. Ebenso die Herleitung von chuṭakâ, choṭâ little aus kshudra (p. 35. 43, wo sollte diese Verhärtung herkommen? vgl. cuṭa chuṭa chedane bei Westergaard Dhâtup. 28, 84, sowie chûṭanâ to be separated p. 186), von sita aus çveta (p. 35, e medial becomes i; aber sita ist einfach skr. sita!), von sodara aus sahodara (p. 37, als Beispiel einer Elision von innerem ha!), von jhûlana aus dolana (p. 37), von piâra love aus pyâra (p. 48, ein dgl. Wort existirt gar nicht im Sanskṛit), von prajaṃta aus prayaṃta (p. 73, sollte paryanta sein! das in der Form peranta schon im Mâlatîmâdh. 54, s expletiv gebraucht ist). Statt bashpi p. 38 ist zu lesen bâshpa, statt

dig p. 39 ḍig, statt tripta p. 43 tṛipta, statt praçâda ebendas. prasâda, statt sthana p. 44 stana, statt adabhuta p. 46 adbhuta, statt ûnavinshat p. 107 ûnaviṅshati, statt shat ibid. shata. Ein prâkṛit. bardhaka p. 43 existirt nicht; yuta kann ebenso gut für skṛ. yuta, wie für skṛ. yukta stehen, p. 43; desgl. ist ichita ebenso gut als prâkṛ. Form aus ish zu fassen, braucht nicht aus îpsita entstanden zu sein, p. 44. — Hörnle's Angabe im Journal As. S. Beng. 1872 p. 135 „sakâçe (Bangâlî kâche, Hindî kahaṃ)" faſst Kellogg so auf (p. 87), als ob derselbe damit wirklich eine Herleitung von kahaṃ aus sakâçe habe proponiren wollen, und schlieſst sich dem an; Beames dagegen im zweiten Band seiner Compar. Grammar p. 256 ff. faſst die Worte dahin auf, daſs kahaṃ nur mit kâche, d. i. kakshe, direct identificirt, dieses resp. dem sakâçe nur der Bedeutung nach gleichgestellt werde. — Die von K. vermiſste (p. 87) Erklärung der genitiven Postposition hundo, resp. hando p. 68, ist in prâkṛitisch hinto (Beames 2, 234) nahe genug liegend. Auch die ablative Postposition se mit ihren verschiedenen Varianten (p. 88) möchte eher auf das su des Loc. Plur. als auf die Praepos. sam zurückleiten; jedenfalls verdient die Herleitung aus samam bei Beames 2, 274 bei weitem den Vorzug vor K.'s Erklärung. Ebenso erscheint es wenig gerathen, die sämmtlichen Formen der locativen Postposition meṃ auf skṛ. madhya zurückzuführen (p. 88; ebenso freilich auch Beames 2, 292 ff.); bei mâṃjha, majhârî u. s. w. liegt dies ja klar genug vor (vgl. Hâla v. 3 koḍîa majjhaârammi), aber für meṃ u. s. w. liegt die Versuchung doch sehr nahe, einfach bei der alten Locativ-Endung smin zu bleiben, welche sich daneben freilich auch noch (p. 85) in einer andern Form (hi, him) wiederfindet (s. Beames 2, 211). Daſs meṃ an die oblique Themaform antritt, die ja ihrerseits bereits eine flectirte Form repräsentirt, somit das Thema eine doppelte Modification erfährt, dás ist doch kaum ein Hinderniſs, da ja auch K. ebenso wie Beames 2, 273 in der ablativen Postposition te das alte tas aner- (519[b]) kennt (p. 88), überdem die doppelte Setzung

von Casus-Affixen im Prâkṛit ja noch mehrfach vorliegt. In einer bestimmten Construction, nämlich bei der Comparation (p. 93), möchte sich im Uebrigen für das meṃ daneben noch ein ganz anderer Ursprung darbieten, eine Identification nämlich mit pers. arab. min, wie denn ja auch noch manche andere pers. arab. Partikeln directe Aufnahme auch im Hindi, nicht blofs im Urdu gefunden haben, s. p. 143. 147. 271. 274. — Das prâkṛitische divaḍḍha ist nicht aus dvi + ardha herzuleiten (p. 108), sondern aus adhyardha verstümmelt; das Pâli hat dafür die den Bedenken von Beames in vol. I seiner compar. gr. p. 238 begegnende Mittelform di*ya*ddha (das von Beames herangezogene deutsche „halbzwei" ist, wie er auch selbst bemerkt, nur bei der Stundenrechnung, keineswegs, wie K. zu meinen scheint, überhaupt in der Bedeutung von 1½ üblich). Dagegen ist aṛhâî 2½ (p. 108) nicht durch trayo + arddha zu erklären, sondern aus ardhatri, vergl. aḍḍhâijjâ (Bhagavatî 1, 425). Wenn „ḍhoncâ", 4½, aus „vier + uccaka zu erklären ist, wie K. vorschlägt (ebendas.), so wird doch das initiale ḍh darin schwerlich „represent the final r of catur", vielmehr würde es jedenfalls nur als ein Rest von uttha, aus caturtha, zu erachten sein[1]].

1] die richtige Erklärung ist die aus ardha und pañca; s. Oldenberg oben p. 35.

1878.

123. P. Regnaud, matériaux pour servir à l'histoire de la philosophie de l'Inde. Exposé chronologique et systématique d'après les textes de la doctrine des principales Upanishads. (Bibliothèque de l'école des hautes études .... Sciences philologiques et historiques. Fascicule 28). Paris, F. Vieweg (A. Franck) 1876. 181, [1] S. 8°. fr. 9.

Jenaer Lit.-Ztg. nr. 6. p. 81—84.

Für einen „élève" in der That eine ganz stattliche Arbeit, die ihm mit vollem Recht unter dem 15. October 1876, auf die Empfehlung der Herren Bergaigne, Bréal und Hauvette-Besnault, das am Schlufs angefügte Diplom als „élève diplômé" eingetragen hat. Um jedoch einen Platz in der „Bibliothèque de l'école des hautes études" als vol. 28 derselben, unmittelbar vor dem trefflichen Werke von James Darmesteter „Ormazd et Ahriman" (vol. 29), zu finden — dázu hätte sie doch vorher erst noch einer etwas schärferen castigatio unterworfen werden sollen! Es findet sich nämlich darin eine überaus grofse Zahl von Fehlern, die entweder auf gänzlicher Nichtkenntnifs oder auf ungenauer Benutzung und unrichtigem Verständnifs der einschlagenden Literatur beruhen, und die bei strengerer Durchsicht leicht hätten vermieden werden können, während sie jetzt geradezu unangenehm berühren. So macht der Verf. in seiner Aufzählung der Upanishad (in summa 134) auf p. 12 bei meinen Arbeiten aus den Jahren 1850—55 Halt und sagt: „je ne crois pas que la liste s'en soit enrichie depuis; du

moins les recherches que j'ai faites à ce sujet ne m'ont
révélé aucune indication nouvelle"; in einer Note dazu giebt
er dann zwar bereits 43 weitere Upanishad-Namen aus den
Handschrift-Catalogen an, die in neuester Zeit in Indien er-
schienen sind; aber von den Verzeichnissen bei Müller, Bur-
nell, Haug haben ihm auch da noch seine „recherches"
keine „indication" eingetragen. Hätte er statt der auf der
ersten Auflage beruhenden Sadous'schen Uebersetzung (1859)
die im Nov. 1875, also ein Jahr vor seinem Diplom, er-
schienene zweite Auflage meiner „Vorlesungen über indische
Literaturgeschichte" benutzt, so würde er auf pag. 171 auf
alle jene Arbeiten hingewiesen worden sein, und u. A. auch
gefunden haben, dafs ich meinerseits zur Zeit bereits 235 Upa-
nishad zähle. — „La Nṛisiṅha Tâp. Upanishad n'a pas encore
été publiée" heifst es auf p. 30; dieselbe ist aber nicht nur
in der Bibliotheca Indica (1871) mit Çaṃkara's Comm. edirt
worden, sondern sie liegt auch schon seit 1865 im neunten
Bande der Indischen Studien p. 53—173 in Text, Ueber-
setzung und mit specieller Einleitung vor. — Auch die Pu-
blication der Gopâla tâpanîya Up. in der Bibl. Indica (1870)
ist dem Verf. unbekannt (p. 45) geblieben; ebenso die Her-
ausgabe des Eingangs der Vajrasûcî-Up. auf p. 211 — 218
meiner Abh. über die Vajrasûcî des Açvaghosha (1860). —
Von den Angaben Haug's und Bühler's über die Stellung
der Maitrî-Upanishad in der Maitrâyaṇî-çâkhâ (cf. Indische
Studien 13, 121) ist ihm nichts bekannt geworden (s. p. 54). —
Bei der Angabe p. 30: „d'après Mr. Weber (bei Sadous p. 281)
Gauḍapâda aurait commenté aussi la Nṛisiṅhatâp. Up." und
der daran sich anschliefsenden Ver- (81b) muthung, dafs
dies wohl ein Irrthum sei, sind die speciellen Angaben bei
Colebrooke misc. esse 1, 96 (I have several copies of the text
and of Gauḍapâda's commentary) gänzlich aufser Acht gelas-
sen, cf. Ind. Stud. 9, 61. — Nachdem durch Indische Streifen
2, 457 die Thatsache festgestellt war, dafs ich schon ein Jahr
vor Bréal in der Legende von „dem Brahmanen Canghraghâc
eine Aneignung des Çaṃkarâcârya, resp. ein Gegenstück zu

dem Çaṃkaravijaya" vermuthet habe, hätte dies nicht mit Stillschweigen übergangen werden und die Identification Beider nicht direct Bréal zugetheilt werden sollen, wie dies p. 32 geschieht. — Die Erklärung von Amrat Lankoul durch amṛitâlaṃkâra p. 14. 41 ist veraltet, seit sich, in Bestätigung des von mir Ind. Stud. 9, 21 Gesagten factisch eine Mṛityulâñgûla-Up. vorgefunden hat, s. das Nähere hierüber in der zweiten Auflage meiner „Vorlesungen" p. 189. — Auf p. 13 wundert sich Regnaud darüber, dafs ich, während ja doch die von mir in Ind. Stud. vol. 3 aus der Muktikâ-Up. publiçirte Upanishad-Liste nur 108 dgl. aufführe, in meinen „Vorlesungen" (trad. Sadous p. 264), wo ich auf den Gegenstand zurückkomme (il révient ...) von 123 Upanishad-Titeln als darin aufgeführt spreche, und er findet es äufserst „difficile", diesen Widerspruch zu erklären. Nun, er hat dabei einfach aufser Acht gelassen, dafs zwar die „traduction Sadous" allerdings erst 1859, also vier Jahre nach dem dritten Bande der Indischen Studien (1855), das Original aber drei Jahre vor denselben (1852) erschienen ist. Zu dér Zeit lag mir eben jene Liste noch nicht selbst vor, sondern nur Roer's schriftliche Mittheilungen (comme me l'écrit le docteur Roer) darüber. Jedenfalls habe ich 1852 nicht auf eine Behandlung dieses Gegenstandes „zurück"-kommen können, die erst aus dem Jahre 1855 datirt. — Dafs Maitr. und Çvetâçvat. Up. „contrairement à l'opinion de Mr. Weber" später als Praçna und Muṇḍaka seien, ist nicht ganz correct. Ich habe die Çvetâçv. Up. ausdrücklich als „in dieselbe Reihe und Zeit etwa mit der Kaivalya-Up." gehörig bezeichnet, und von der Maitr. Up. gesagt, dafs sie, „wie die Çvet. Up. erst der Yoga-Periode" angehöre („Vorles." p. 150). Die Up. aber, „welche den Yoga zum Gegenstande haben", bezeichne ich (ibid. p. 157) als die „zweite Classe der Ath. Up." — Ebenso ist es nicht ganz correct, wenn der Verf. behauptet, ich habe mich betreffs der Frage über die Priorität des Bṛihad Âraṇyaka vor der Châṇdogya-Up. neutral verhalten (p. 23). Ich spreche zwar (Vorl. p. 69)

von ihrer „Gleichzeitigkeit im grofsen Ganzen“, führe andererseits aber Gründe an (p. 68), die mich eher veranlassen könnten, die Chând. Up. für jünger zu halten“, und spreche denn auch wieder (p. 69) von der „späten Zeit der Chând. Up. überhaupt“; aber allerdings scheint mir der Unterschied — und dies läfst Regnaud ganz bei Seite — mehr ein geographischer, als ein chronologischer zu sein. — Wenn er ferner (p. 28) darüber erstaunt ist, dafs ich, obschon selbst darauf hinweisend, doch keinen Anstand an den zahlreichen Citaten aus den Purâṇa gefunden habe, die sich in Çaṃkara's Comm. zur Çvetâçvat. Up. vorfinden, da ja doch Çaṃkara dem 8. Jahrh. angehöre, während die Purâṇa nach meiner eigenen Ansicht nicht über das 9. oder 10. Jahrh. zurückgehen, nun, so ist zunächst mein Hinweis auf jenen Umstand (p. 93) denn doch gerade ein Beweis dáfür, dáfs ich einen gewissen Anstand daran nahm, dafs mir das Factum zum Wenigsten eben als auffällig und bemerkenswerth erschien; sodann aber bleibt ja doch die Vorfrage bestehen, ob denn jene Citate wirklich den jetzigen Texten der Purâṇa, die freilich ihrerseits allerdings „sämmtlich erst etwa den letzten 1000 Jahren angehören“ (p. 179) entlehnt sind. Dás müfste eben doch erst untersucht werden. Denn dafs den jétzigen Purâṇa-Texten andere, zum Theil unter völlig gleichen Namen, vorausgegangen sind, deren Rudera in ihnen vielleicht noch (82) vorliegen, das ist ja allgemein anerkannt. Wird ja doch auch schon im Âpastamba-Dharmasûtra 2, 24, 6 (bei Bühler p. 90) ausdrücklich ein Citat aus dem Bhavishyat-Purâṇa angeführt! — Dafs Çaṃkara „ignorait la conception de la Mâyâ“ (p. 29), wäre, wenn wahr, allerdings höchst wichtig. Colebrooke hat ja auch in der That vor Zeiten (misc. ess. 1, 377) sich so ausgesprochen. Aber, was Regnaud unbeachtet gelassen hat, Cowell hat diese Meinung Colebrooke's in der neuen Ausgabe der Essays (1873. 1, 400. 401) gründlich rectificirt. Zu den dort angeführten Gründen füge man noch hinzu, dafs in drei Werken, die entschieden über Çaṃkara hinausgehen (zwei derselben

hat er selbst commentirt), die mâyâ sehr speciell erwähnt wird, nämlich in der Nṛisiṅha Tâp. Up. (s. Ind. Stud. 9, 58. 64. 71 etc.), in der Bhagavadgîtâ (7, 14) und im Çâṇḍilyasûtra 86 (tachaktir mâyâ). — Auch die drei guṇa kommen jedenfalls nicht zuerst in der Çvetâçvat. Up. (p. 28), sondern schon in der Ath. Saṃh. (10, 8, 43) vor. — Höchst eigenthümlich ist (p. 8) die Uebersetzung der Worte: upanishadaḥ priyam ity etad upâsîtety âdyâḥ durch: „les Upanishads sont (des ouvrages) commençant par (la formule): qu'on adore ce qui est cher". Es handelt sich hier zunächst gar nicht um „des ouvrages", ferner nicht um âdyâḥ in der Bedeutung „commençant", endlich nicht um eine formule: „qu'on adore ce qu'il est cher", sondern es handelt sich hier um Stellen in den Brâhmaṇa, wie z. B. die, welche da lautet: „man verehre es (das brahman nämlich, lies: enad) unter dem Namen: priyam „das Liebe" (Çat. 14, 6, 10, 3; es ist dies die Lehre der ersten jener sechs Lehrer, welche Janaka Vaideha befragt hatte, ehe Yâjnavalkya zu ihm kam).

Das Mifsverständnifs dieser Stelle ist in gewisser Beziehung verhängnifsvoll gewesen für die ganze Arbeit des Verfs. Wenn er sich nämlich klar gemacht hätte, dafs wir factisch eben auch noch andere alte upanishad haben, als die unter diesem Titel vorliegenden „ouvrages", so würde er für dieselbe einen viel festeren Hintergrund gewonnen haben; denn er hätte dann wohl kaum für den „début des conceptions philosophiques dans l'Inde" só summarisch, wie er es jetzt thut (p. 1), auf die „hymnes vediques et les Brâhmanas" verwiesen, sondern zum wenigsten in diesen letzteren diejenigen Stellen aufgesucht, die entweder sich selbst geradezu als upanishad bezeichnen (cf.. z. B. Çatap. Br. 10, 4, 5, 1. 12, 2, 2, 23) oder doch ihrem Inhalte nach allen Anspruch darauf haben, auch als solche betrachtet zu werden. Die upanishad ist nach Çat. 10, 3, 5, 12 der rasa (= sâra) des yajus, und das Çatap. Br. speciell enthält aufser dem, einen Theil seines letzten Buches bildenden, Bṛihad-Âraṇyaka noch eine gute Zahl ähnlicher Stücke. Ebenso das Taitt.

Âraṇyakam, das Aitar. Âraṇyakam, das Çâñkhây. Âraṇyakam, von denen die beiden ersten wenigstens dem Verf. ja doch auch schon, das eine ganz, das andere zum Theil wenigstens (Heft 1 kam im Nov. 1875, Heft 2 im März 1876 nach Berlin), zur Disposition stehen könnten. Sie gánz bei Seite zu lassen, dagegen das Bṛihadâraṇyakam allein zu verwerthen, und an die Spitze der Upanishad-Literatur zu stellen — das ist eben jetzt nicht mehr recht an der Zeit. Das ging ja, so lange die andern Texte noch nicht vorhanden waren. Jetzt aber, wo sie sämmtlich, und vor Allem auch die Ṛiksaṃhitâ selbst wie die übrigen dgl. Texte, direct vorliegen, ist es entschieden bedenklich, eine Untersuchung über die philosophische Speculation in Indien nicht lieber gleich ab ovo, sondern von einem willkürlich gewählten Punkte innerhalb der betreffenden Entwicklung aus, zu beginnen. So ist es auch z. B. für das richtige Verständniſs der Lehre vom âtman (p. 105 fg.), wie sie uns in dem Bṛihadâraṇyaka und in den übrigen, späteren Upanishad vorliegt, durchaus nicht gleichgültig, die Vorgeschichte derselben, resp. die früheren Phasen der Verwendung des Wortes âtman zu verfolgen, (82[b]) was jetzt mit leichter Mühe geschehen kann. Ist ja doch auch schon die Etymologie des Wortes von Interesse hiefür; die Bedeutung „souffle, respiration“ (p. 106) ist resp. wohl nicht an *αὐω ἀϋτμήν* anzuschlieſsen, wie dies bei uns gewöhnlich zu geschehen pflegt, sondern an √at, *ἀτμος*, unser Odem, cf. dhûma *θυμος* (√dhû); die vedische Form tman zeigt deutlich, daſs die Grundform ătman, nicht âtman, war.

Wenn ich nun trotz aller dieser und der im weiteren Verlauf noch zu machenden Ausstellungen und Bedenken die Arbeit Regnaud's doch als eine dankenswerthe begrüſse, so geschieht dies, weil sich in ihr nicht nur ein fleiſsiges, selbständiges Studium dér Texte, die sie behandelt, kundgiebt, sondern sie überdem auch im Ganzen von einem gesunden, kritischen Geiste durchzogen ist.

Die Introduction giebt zunächst allgemeine Nachrichten über die Nomenclatur, Anzahl etc. der Upanishad und han-

delt sodann von der Chronologie derselben; speciell von dem etwaigen Alter, welches den beiden ältesten unter ihnen, dem Bṛihad-Âraṇyaka und der Châṇdogyop. zuzutheilen ist (p. 22), wofür man R.'s Meinung nach nicht über das 7te Jahrh. vor Chr. zurück, und nicht über das 5te, 4te Jahrh. hinab gehen dürfe. Und zwar stützt er sich dafür eigentlich nur auf die allgemeine Angabe bei M. Müller, der in seiner hist. of anc. Sansk. lit. „fixe la date des plus anciennes vers la fin de la période des Brahmaṇas". In der That aber liegen uns denn doch noch einige andere festere Anhaltspunkte vor, die er dabei ganz aufser Acht läfst. Vor Allem nämlich die speciellen Beziehungen zu den Namen, Legenden etc. der Buddhisten, s. Ind. Stud. 1, 482. 3, 156. 157. Vorl. p. 133. 249. 250 (s. hier Jahrg. 1877 p. 231 [oben p. 504 fg.]). Auch für v. 9—11 der Îçopanishad nimmt zum Wenigsten der Comm. direct an, dafs sie sich polemisch auf dieselben beziehen, s. Ind. Stud. 1, 298. 299. Vorles. p. 268; sie bildet ja aber nicht nur den letzten adhyâya der Vâjas. Saṃhitâ, in deren „Mâgadha" eventualiter auch noch ein anderweiter Hinweis auf die Buddhisten vorliegt (Vorles. p. 108), sondern es wird ja auch theils gerade einer jener Verse selbst (v. 9), theils noch mehrere andere Verse aus ihr (3. 15. 16) im Bṛihadâr. (14, 7, 2, 18. 14. 8, 1) direct angeführt! Die letzteren beiden freilich als besonderes brâhmaṇam! Auch gilt für dieselben in erhöhtem Grade, was R. in Bezug auf v. 3. 9 bemerkt, dafs sie sich nämlich in solchen Theilen des Bṛihadâr. angeführt finden, die als „moins anciennes que les autres" anzusehen sind, wie denn ja auch jedenfalls die Hinzufügung der Îçop. zur Vâjas. überhaupt erst secundär stattgefunden hat! — Endlich auch die allmählige Entwicklung der Lehre von den Sinnen und von den Elementen (unter dem Namen mahâbhûta zuerst in der Aitar. Up. und Maitrây. Up., sowie Nir. 14) ist als chronologisches Moment wohl zu verwerthen. Die Buddhisten schwanken bekanntlich in der Aufzählung der Elemente zwischen vier (dies ist die eigentlich solenne Zahl bei ihnen), fünf, und secundär sogar auch sechs. — Was R. dann weiter

über die relative Chronologie der übrigen Upanishad, die er behandelt, bemerkt, ist im Ganzen recht verständig. Wenn er aber nicht nur die Çvetâçvatarop. nach Çaṃkara ansetzt (den diesem selbst zugeschriebenen Commentar dazu theilt er nämlich einem anderen Commentator zu), sondern auch die Maitrây. Up. „vers l'époque du roi Bhoja", also im elften Jahrh. abgefaſst sein läſst, so ist er dabei arg fehlgegangen. Die letztere Up. ist schon durch den buddhistischen Zug, der ihr beiwohnt, gegen só weite Herabsetzung geschützt, ganz abgesehen von ihrer durch die Tradition festgehaltenen Zugehörigkeit zur Maitrâyaṇî saṃhitâ. Auf die Çvetâçvat. Up. aber wird nach Colebrooke's Zeugniſs (misc. ess. 1, 348) anscheinend schon im Brahmasûtra (1, 4, 8—10) verwiesen. Der Wort- (83) laut dér Stelle besagt dies nun zwar nicht direct, jedenfalls aber wird dieselbe in Çaṃkara's Commentar dazu (Bibl. Ind. p. 355) auf Çvetâçv. Up. 4, 5 (ajâm ekâm ....) bezogen; denn wenn auch der betreffende Vers sich im Taitt. Âraṇy. 10, 12, 5 ebenfalls vorfindet, so beweist doch [wohl] der Umstand, daſs Çaṃkara im weiteren Verlauf seiner Erklärung auch auf noch zwei andere Verse der Çvet.-Up., nämlich 4, 10: mâyâṃ tu prakṛitiṃ vidyân mâyinaṃ tu maheçvaram und 6, 11: eko devaḥ sarvabhûteshu gûḍhaḥ sarvavyâpî sarvabhûtântarâtmâ, hinweist, daſs ér wenigstens jenes sein Citat aus ihr entnahm. Ich habe im Uebrigen auch schon Ind. Stud. 1, 423 aus Çaṃkara's Jnânabodhinî drei Stellen angeführt, in denen er drei Verse aus dieser Upan. heranzieht (einen derselben, 3, 8, kann er freilich auch anderswoher entlehnt haben), und zwar als çruti!

In § 4 werden sodann die commentateurs indigènes des Upanishads behandelt, speciell Çaṃkara. In der Aufzählung der demselben zugeschriebenen Werke fehlt freilich gar Manches! z. B. die von Bergstedt edirte Jnânabodhinî, einige der im Verz. der Berl. Sanskrit-Handschriften p. 180 ff. aufgeführten Schriftchen etc. Auch daſs die beiden Çaṃkaravijaya bereits gedruckt sind, wird ebenso wenig erwähnt, wie die

speciellen Angaben, die sich über den einen derselben in Aufrecht's großem „Catalogus" vorfinden. Die Discussion über Çaṃkara's Lebenszeit wird hier überhaupt nicht weiter gefördert. Es wäre aber in der That wohl an der Zeit, jetzt, wo ein so bedeutender Theil seiner Werke im Druck vorliegt, nun einmal die literargeschichtlichen etc. Schlüsse, die sich daraus entnehmen lassen, zu einer Monographie über ihn zu verwerthen.

In § 5. 6 werden die bisherigen europäischen etc. Arbeiten über die Upanishad besprochen; die mancherlei Defecte hierbei wurden schon oben erwähnt. Daſs die Kaushît. Up. das dritte und letzte Buch des Kaush. Araṇy. bilde, ist von mir an der dafür angeführten Stelle (Sadous p. 119) nicht gesagt worden; es heiſst daselbst (Vorles. p. 49) vielmehr ganz ausdrücklich: „das K. âr. liegt uns in drei Büchern vor; ob vollständig? ist ungewiſs"; aus der neuen Auflage (p. 54) hätte R. entnehmen können, daſs sich ein Mscpt. desselben gefunden hat, welches 15 adhyâya enthält (die Upanishad bildet adhy. 3—6 darin).

Es folgt ein als Chapitre préliminaire bezeichneter längerer Abschnitt (p. 55—103), in welchem R. 1) von dem Einfluſs der kshatriya auf die primitive Entwicklung der Lehre des âtman, 2) von dem Gegensatz der neuen philosophischen gegen die alte liturgisch-exegetische Speculation, 3) von den verschiedenen Gesichtspunkten, unter denen das Opfer in den Upanishad erscheint, berichtet. Dás sind etwas heterogene Dinge, die nur durch einen schwachen Faden mit einander in Verbindung stehen. — Die auffällige Rolle, welche in den älteren Upanishad die Kshatriya spielen, daſs sie nämlich geradezu als im Besitze besonderen Wissens erscheinen, das die Brâhmaṇa erst von ihnen lernen, ist schon wiederholt speciell hervorgehoben worden, s. z. B. Ind. Stud. 10, 117. 118, wo einige Stellen hiefür angegeben sind, die R. nicht angeführt hat. (Çatap. 10, 6, 1, 2. 11, 6, 2, 5). Mit Recht macht er hiebei darauf aufmerksam, daſs ja auch Buddha zur Kshatriya-Kaste gehörte (p. 56). Der Schluſs

der ersten aus Chând. 5, 3, 7 angeführten Legende ist übrigens nicht zu übersetzen; „le kshatriya seul l'a enseigné dans tous les mondes", sondern, s. Ind. Stud. 10, 128: „darum war bisher die Herrschaft („l'empire" p. 123) über alle loka nur dem kshatra zugehörig". — Auch sonst ist hierbei Mancherlei zu bemerken; sa pâpîyân bhavati ist nicht „celui est un grand coupable" (p. 57), sondern: „es geht ihm übel"; — der Name âruṇeya ist durchweg (p. 57—59. 67) irrig mit û geschrieben; — vimokshâva p. 64 heifst nicht: de la délivrance, sondern ist Dativ; — mâ çâdhi p. 66 ist unmöglich, denn mâ ist enklitisch, der Text hat: anu (83ᵇ) mâ çâdhi; — hastyṛishabbaṃ sahasraṃ p. 65 ist nicht: „mille vaches grosses comme des éléphants", sondern: „1000 Kühe, unter denen sich elephantenartige Stiere (ein dgl., nach den scholl.) befinden"; — auf p. 68 ist zu lesen: mahâmanâ *anû*-cânamânî, p. 68 *ave*dishur. —

Dafs die vedische Orthodoxie mehr liturgisch und formal, als theologisch und speculativ gewesen sey (p. 67), wird durch die angeführten Stellen der Upan. (p. 67—69), aus denen ein Gegensatz beider Richtungen hervorgeht, doch schwerlich wirklich erhärtet. Beide Richtungen haben vielmehr offenbar von alter Zeit her neben einander bestanden, und nur dás ist richtig, dafs die Upanishad eben die zweite Richtung vertreten, resp. fortgebildet haben. Dieselbe war aber unbedingt vór ihrer Zeit bereits ins Leben getreten, und kann jedenfalls nicht mehr geradezu als „nouvelle" (p. 55) bezeichnet werden. Die Brâhmaṇa und Âraṇyaka enthalten eben zahlreiche Vorstufen dazu, selbst wenn man von den philosophischen Hymnen des Ṛik ganz absehen will. Möglich immerhin, dafs das Auftreten des Buddhismus die Entwicklung dieser speculativen Richtung speciell befördert und dem Brâhmaṇenthum ähnliche Dienste geleistet hat wie die Reformation dem Katholicismus. Andererseits freilich ging ér ja doch eben auch seinerseits entschieden gerade aus dem Schoofse der innerhalb des Brâhmaṇenthums, speciell auch unter den kshatriya, bereits lebendigen Speculation hervor, von

deren Kraft und Fülle uns die Legenden in den Brâhmaṇa-Texten so sprechende Documente vorführen.

Betreffs der auf die symbolische Betrachtung des Opfers bezüglichen Stellen ist Manches zu bemerken. So fehlt z. B. für das erste Cap. des Bṛihadâr. (p. 72) der Hinweis auf die Parallelstellen im Çatap. 10, 6, 4 und Taitt. S. 7, 5, 25; in „saṃvatsara âtmâ" daselbst ist âtman nicht „le moi du cheval", sondern, der gewöhnlichen Ritualsprache nach, wie auch Çaṃkara es angiebt, der Leib, der Mittelkörper; — die Worte atha yadâ mriyate p. 73 gehören nur zum Folgenden; „donec moritur" auf p. 74 ist daher zu streichen, und zu lesen: ille vivit quamdiu vivit; — bei âmaṃsy âmaṃhi te mahi p. 76. 77 ist es zu bedauern, dafs R. nicht den Mâdhyandina-Text (14, 9, 3, 10) eingesehen hat, dessen einfache Lesart: âmo 'sy âmaṃ hi te mayi gar keine Schwierigkeit macht (Dviveda-Ganga quält sich freilich unnöthig damit ab); — auch auf p. 75 ist die Mâdhyandina-Lesart nipadyase 'ham entschieden vorzuziehen; desgl. p. 79 *bruvîta*. In der Umschrift der mitgetheilten Texte liegen hierbei im Uebrigen zahlreiche Versehen vor, wovon manche, wie z. B. samṛitya p. 75 (Bibl. Ind. hat im Text sammṛitya, im schol. aber richtig sambhṛitya), adṛiṭâ und mûṭâ für adṛiḍhâ und mûḍhâ (p. 97) über die Categorie: Druckfehler hinausgehen.

Auch die in dem eigentlichen Kern der Schrift, der die Lehre vom âtman behandelt, zusammengestellten Texte und Uebersetzungen geben zu mancherlei Ausstellungen Anlafs. So ist z. B. auf p. 108 die Uebersetzung von priyaṃ rotsyati zwar allerdings im Einklang mit der Erklärung Çaṃkara's (und Dviveda Gaṅga's), aber der Vergleich mit jyeshṭhagṛihyaṃ rotsyati Çatap. 12, 4, 1, 1, priyatamaṃ rotsyati 12, 4, 3, 8. 5, 1, 17, purâ 'sya saṃvatsarâd gṛihe rudanti Kâty 10, 2, 37, yathe 'yaṃ strî pautram aghaṃ na rodât Pâr. 1, 5 giebt eine ganz andere Auffassung an die Hand; — na hâ 'sya priyaṃ pramâyukaṃ bhavati, ebendas., heifst einfach: „es wird ihm nichts Liebes sterben"; — âkâçam anuvishaṇṇam (so zu lesen!) p. 111 heifst: auf den âkâça hin gerichtet; âkâçam ist nicht No-

minativ, wie auf p. 117 übersetzt wird: „là où se trouve la place"; — statt: sa mene na vadishye p. 124 bietet Dvivedagañga zum Mâdhyandina-Text die unsreitig richtige Lesung: sam enena vadishye (samûdâte folgt unmittelbar darauf); — astamite und kiṃjyotiḥ (84) ibid. sind Composita; — avâyvaṃ nâkâçam p. 128 ist ein Unding für avâyv anâkâçam, wie schon Poley richtig hat; solche Druckfehler der Bibl. Indica corrigirt man einfach; — prayanty p. 138 ist nicht Verbum finitum „ils retournent" p. 139), sondern neutraler Nom. Plur. Part. Praes.; dem jâtâni gegenüber bedeutet es: sterbend; — im fünften Verse der Îçâ-Up. p. 140 hat der Text nicht: tadvad antike, sondern: tad v antike; auch hier hat sich R. durch die Bibl. Ind. irre führen lassen, Poley hat blofs tad antike; — das zweite Hemistich des Verses Kâṭh. Up. 1, 2, 23 (p. 144) nâ 'yam âtmâ pravacanena labhyo, der sich auch Muṇḍ. 3, 2, 3 (vgl. Bhagavadg. 11, 53) vorfindet, ist weit einfacher zu übersetzen, als dies p. 145 geschieht: „c'est par celui-là même qu'on cherche (l'âtman lui même) qu'il (l'âtman) doit être connu. L'âtman de celui (qui le cherche ainsi) reconnaît alors sa propre essence"; der Vers besagt nämlich nur: „dieser âtman ist nicht durch Unterricht zu erfassen, nicht durch Einsicht, nicht durch viel Lernen; nur wen er sich erwählt, durch dén ist er zu erfassen; dessen Leib wählt sich dieser âtman als den seinigen". Es ist dies eine Anschauung, die sich merkwürdig mit der christlichen Lehre von der Gnadenwahl (Röm. 9) etc. berührt; und wenn man fragt, ob hier eine Entlehnung möglich sei, so ist zu antworten, dafs literaturgeschichtlich kein Hindernifs vorliegt; beide Upanishad können sehr wohl zu einer Zeit verfafst sein, wo christliche Ideen ihren Weg nach Indien gefunden hatten; die Gnosis zumal hat sich wohl nicht blofs empfangend, sondern auch gebend zu Indien verhalten; — kim atra pariçishyate, etad vai tat (so zu trennen), p. 147, heifst einfach: „was bleibt hier noch übrig? Jenes ist Dieses"; die Uebersetzung: „n'est ce pas tout ce qui peut être connu ici bas? tel est l'âtman" ist theils nicht ganz correct, theils

viel zu weitschweifig; — paravijnânât p. 158 ist blofs ein Druckfehler in der Bibl. Ind.; Poley hat bereits richtig, wie Çaṃkara „lisait", nämlich: paraṃ vijnânât; — ebenso ist statt îçita îç° p. 163 beide Male îçata îç° d. i. îçate îç° zu lesen; îçîta ist auch wieder ein blofser Druckfehler im Texte der Bibl. Ind.; die richtige Form findet sich daselbst nicht nur in Çaṃkara's Commentar, îçate îshṭe, sondern auch im nächstfolgenden Verse (auch E. I. H. 1726 liest alle drei Male îçata îç°); — die Uebersetzung von: sam bâhubhyâṃ dhamati sam patatrair dyâvâbhûmî (so zu lesen! °mîṃ ist ein Druckfehler der Bibl. Ind.) janayan p. 164 durch: „en créant le ciel et la terre il a muni les creatures de bras et d'ailes" scheint mir trotz ihrer Uebereinstimmung mit dem hier übrigens wohl verderbten Commentar sehr wenig am Platze! bei der von mir vor Zeiten (Ind. Stud. 1, 426) gegebenen Uebersetzung war ich übrigens nicht ohne Commentar, da mir ja Mahîdharo's Erklärung zu Vâj. S. 17, 19 vorlag, aber dieselbe befriedigte mich nicht (die beiden Arme sollen dharma und adharma, die Flügel die fünf Elemente sein!), und ich ging meinen eigenen Weg, den ich auch jetzt noch für den richtigen halte; der Vers findet sich ja auch im Ṛik 10, 81, 3, und die Erklärung Sâyaṇa's daselbst stimmt im Wesentlichen mit meiner Auffassung überein; — auch der Vers: sahasraçîrshâ findet sich im Ṛik, als erster Vers des Purushasûkta, worauf R. selbst hinweist; er hätte sich dann aber für die Erklärung des Wortes daçâñgulam nicht blofs aus Ind. Stud. 1, 427, sondern auch aus ibid. 9, 5, wie überhaupt an den verschiedenen Orten, wo dieser Text bereits behandelt ist, Raths erholen sollen; „il la (la terre) dépasse de la grandeur de dix doigts" ist gänzlich verfehlt; übrigens deutet auch Çaṃkara selbst die richtige Erklärung an: atha vâ nâbher upari daçâṃgulaṃ hṛidayaṃ, tatrâ 'dhitishṭhati; — kalilasya madhye p. 166 ist geradezu mit: mitten im Chaos, nicht blofs parenthetisch mit: au sein (de la confusion) zu übersetzen; — die (84ᵇ) monotheistischen Anschauungen in der Çvetâçvatarop. als „un retour à l'idée d'un dieu person-

nel“ zu bezeichnen (p. 170) entspricht schwerlich der Sachlage; Aneignung christlicher Motive, wie ich dies bereits Ind. Stud. 1, 423 ausgesprochen, ist eine weit ansprechendere Erklärung.

Da die hier behandelten Texte alle bereits edirt, überdem auch sämmtlich, gröfstentheils schon mehrfach, übersetzt sind, so bietet die Arbeit R.'s für die Wissenschaft selbst gerade nichts Neues, aber sie ist doch theils schon darum dankenswerth, weil sie dieselben nun auch dem französischen Publikum zugänglich macht, theils weil sie überhaupt die Aufmerksamkeit der Mitforscher einmal wieder diesem Gebiete zuwendet und das betreffende Material übersichtlich und chronologisch gruppirt ihnen vorführt. [Der zweite Theil, Paris 1878, handelt von dem Sein, als Subject und Object, in dankenswerther Weise.]

---

124. The Vyâkaraṇa-Mahâbhâshya of Patanjali. Edited by F. Kielhorn. Vol. I, Part 1. Bombay, Government Central Book Depot 1878. 200 S. 8°. Rupies 2. Jenaer Lit.-Ztg. nr. 11. p. 157.

Wir erhalten hier den Anfang der von Kielhorn nach langjährigen Studien begonnenen kritischen Ausgabe des Mahâbhâshya. Gegenüber dem gewaltigen Volumen von Ballantyne's Ausgabe, deren erster und einziger Band (Mirzapore 1856) nicht weiter reicht als das vorliegende Heft, gegenüber sodann den fünf Bänden der Ausgabe von Benares (1872), und endlich gegenüber dem photolithographischen Prachtstück der Art, welches unter Goldstücker's Leitung mit grofser Mühe und grofsen Kosten in London angefertigt worden, aber erst nach seinem Tode erschienen ist (1874), liegt uns hier endlich mal eine von dem Wust der Commentare und Glossen befreite, dafür aber in sich selbst verarbeitete Ausgabe des hochwichtigen Textes vor. Und wir säumen nicht, baldigst hierauf hinzuweisen, dafs nun also die Möglichkeit geboten ist, sich dieselbe für einen höchst civilen Preis anzuschaffen, während die Preise für die bisherigen Publicationen theilweise gar nicht zu bezahlen waren!

Der rascheste Weg wird sein, sich das Heft geradezu direct von dem „Curator of the Government Book Depot, Bombay“, unter Einsendung einer Postanweisung auf 4½ shilling, wofür es franco nach Deutschland expedirt wird, kommen zu lassen. Das zweite Heft, das bereits im Druck ist, und bis zum Schlufs des ersten adhyâya gehen, auch die Varianten zum vol. I enthalten soll, wird etwa Mitte dieses Jahres erscheinen, und die drei Bände, welche das ganze Werk umfassen wird, werden somit bei der Energie, mit welcher Kielhorn auch dies Unternehmen betreibt, vermuthlich innerhalb dreier Jahre fertig gestellt sein.

Ein einfacher Blick in das Heft zeigt uns, dafs diese Ausgabe auf einer gründlichen Durcharbeitung des Textes beruht. Derselbe ist gemäfs den Principien, welche Kielhorn in seiner im Decbr. 1876 in Bombay erschienenen Schrift: „Kâtyâyana and Patañjali, their relation to each other and to Pâṇini“ auseinander gesetzt hat, in zwei Bestandtheile zerlegt, in die von Patamjali citirten, resp. commentirten vârttika, kârikâ und paribhâshâ, welche nicht nur einzeln numerirt, sondern auch in gröfserer Schrift gedruckt sind, und in seinen Commentar dazu. Die sûtra Pâṇini's selbst erscheinen in einer noch gröfseren dritten Schriftform, und der ganze Druck ist so splendid eingerichtet, dafs wir ihn fast sogar etwas compresser gewünscht hätten, weil die Uebersichtlichkeit des Ganzen unsrer Meinung nach dabei gewonnen haben würde. Die Citate aus Pâṇini selbst sind entweder im Text, oder am Fufs der Seite angegeben, und ist dadurch,
(157[b]) wie durch reichliche und gut gegliederte Interpunction die Benutzung und das Verständnifs trefflich erleichtert.

Indem ich mir ein specielles Eingehen auf das hier Geleistete für später vorbehalte, benutze ich diese erste Gelegenheit, die sich mir bietet, um darauf hinzuweisen, dafs mein im Indian Antiquary October 1877 p. 301—3 erschienener Brief „on the Mahâbhâshya“ bereits am 9. October 1876 geschrieben, resp. von hier nach Bombay abgesendet ist, daher

ich darin weder Kielhorn's Schrift, die ich erst am 13. Jan. 1877 erhielt, noch Bhaṇḍarkar's Abhandlung im Indian Antiquary December 1876 p. 345—50 habe benutzen können. Leider ist das Datum meines Briefes bei dem Abdruck nicht mitgetheilt worden, und hole ich dies daher, um Mifsverständnissen vorzubeugen, hiermit nach.

---

125. Kâçîvidyâsudhânidhiḥ. — The Paṇḍit, a monthly journal of the Benares College, devoted to Sanskrit Literature. Nos. 80—120. folio. New Series I, 1—12. II, 1. 2. octavo. — E. J. Lazarus & Co., Benares, Jan. 1873 bis Juli 1877. Z. D. M. G. 32, 208—12.

Vol. VII Nos. 80—84 pagg. 171 fg. p. CLXVII—CLXXXVI. — vol. VIII Nos. 85—96 pagg. 288 p. CLXXXVII—CCXX. — vol. IX Nos. 97—108 pagg. 298 p. CCXXI—CCLIX. — vol. X Nos. 109—120 p. 290 p. CCLX—LXI. — New Series vol. I pag. 770. — vol. II Nos. 1. 2 pagg. 128[1]). — Preis des Jahrgangs 24 shillings. Die seit unserem Bericht über die ersten Bände des Paṇḍit in dieser Z. 27, 164 fg. [s. ob. p. 202 fg.] erschienenen weiteren voll. dieses verdienstvollen Unternehmens zeigen jenen gegenüber zwei bemerkenswerthe Unterschiede. Die sogenannte „schöne Literatur“ zunächst ist in ihnen fast gar nicht mehr vertreten, an ihrer Stelle stehen rein wissenschaftliche Texte; und das ist ja ganz gut. Sodann aber enthalten sie, und das ist weniger dankenswerth, Sanskrit-Uebersetzungen einiger englischen Werke!

Ein Hauptantheil kommt nach wie vor speciell der Philosophie zu. Und zwar ist diesmal das Vedânta-System ganz besonders reich vertreten. Zunächst ist da die Fortsetzung und der Schlufs (in Nro. 84) der Ausgabe Vecanarâmaçarman's von Çrîkaṇṭhaçivâcârya's çaivabhâshya zum Vedântasûtra zu nennen, so wie ebenfalls Fortsetzung

---

1) die Nros. 80. 84. 97. 98. 104 fehlen auf der Berliner Königl. Bibl., wie denn auch die Nros. 68. 70, trotz wiederholter Schritte von Seiten derselben, noch immer nicht haben erlangt werden können! [mittlerweile erledigt.]

und Schlufs (in Nro. 88) der Vidvanmanorañjinî, des von Râmatîrtha abgefafsten Commentars zum Vedântasâra, in Text und englischer Uebersetzung von A. E. G. (Gough) und G D. (Govinda Devaçâstrin). — Daran reiht sich sodann des Keçava Kâçmîrabhaṭṭa [1]) Commentar zum Vedântasûtra, Namens vedântakaustubhaprabhâ, in Nro. 86 (209) —100, so wie des Lakshmîdhara Advaitamakaranda in 28 vv., mit der ṭîkâ des Svayamprakâça, genannt rasâbhivyañjikâ [2]), in Nro. 85, beide von Vecanarâmaçâstrin edirt. Die Nros. 89—91. 102 enthalten eine Uebersetzung des letzteren Werkes und des Commentars dazu von A. E. G. (Gough).

Endlich gehört hieher das an das Râmânujadarçanam sich anschliefsende tattvatrayaculukam des Çrînivâsadâsa, Sohnes des Govindâcârya, in zehn avatâra, auch bezeichnet als Yatipatimatadîpikâ, in New Ser. 1, 2—8. Da in den Unterschriften Çrînivâsadâsa hier als Schüler (erster dâsa) des Çrî Vâdhûlakulatilaka çrîman Mahâcârya bezeichnet wird, so ist er zwar mit dem bei Hall im Bibl. Index p. 112 genannten Autor gleichen Namens wohl identisch, dagegen von dem ibid. auf p. 114. 204 genannten Schüler Nimbârka's (resp. Niyamânanda's) zu trennen. Der Eingang enthält allerhand Namen von Vorgängern des Vf.'s, von denen nur wenige bisher in dieser Beziehung bekannt sind, und möge daher hier, nebst der sich daran anschliefsenden Aufzählung der im Verlauf des Werkes behandelten Kategorien, Platz finden:

çrî-Veñkaṭeçaṃ Kariçailanâthaṃ çrî-Devarâjaṃ Ghaṭikâdrisiṅham | Kṛishṇena sâkaṃ Yatirâjam îḍe svapne ca dṛishṭân mama deçikendrân || 1 ||

Yatîçvaraṃ praṇamyâ 'haṃ vedântâryaṃ mahâgurum |
karomi bâlabodhârthaṃ Yatîndramatadîpikâm || 2 ||

çrîman-*Nârâyaṇa* eva cidacidviçishṭâdvaitaṃ tattvaṃ | bhaktiprapattibhyâṃ prasannaḥ sa eva upâyaḥ aprâkṛitadeçaviçishṭaḥ sa eva prâpya iti vedântavâkyaiḥ pratipâdayatâṃ Vyâsa-Bodhâyana-Guhadeva-Bhâruci-Brahmânandi-Dra-

1) s. Hall bibl. Ind. p. 115. 118.
2) s. Hall bibl. Ind. p. 102.

viḍâcârya[1]]-Çrîparâñkuçanâtha-Yâmunamuni-Yatîçvaraprabhṛitînâṃ matânusâreṇa bâlabodhârthaṃ vedântânusâriṇî Yatipatimatadîpikâkhyâ çârîrakaparibhâshâ Mahâcâryakṛipâvalambinâ mayâ yathâmati-saṃgraheṇa prakâçyate | sarvaṃ padârthajâtaṃ pramâṇaprameyabhedena dvidhâ bhinnam | pramâṇâni trîṇy eva, prameyaṃ dvividhaṃ: dravyâdravyabhedât | *dravyaṃ* ca dvividhaṃ: jaḍam ajaḍam iti | *jaḍaṃ* ca dvedhâ; prakṛitiḥ kâlaç ceti, prakṛitiç caturviñçatyâtmikâ, kâlas tu upâdhibhedât trividhaḥ | ajaḍaṃ tu dvividhaṃ: parâk pratyag iti, *ajaḍaṃ* parâg api tathâ: nityavibhûtiḥ dharmabhûtajnânaṃ ceti, pratyag api dvividhaḥ (sic!): jîveçvarabhedât; *jîvas* trividhaḥ; baddhamuktanityabhedât, baddho 'pi dvividhaḥ: bubhukshu-mumukshubhedât, bubhukshur dvividhaḥ: arthakâmaparo dharmaparaç ceti, dharmaparo (210) dvividhaḥ: devatântaraparo bhagavatparaç ceti; mumukshur dvividhaḥ: kaivalyaparo mokshaparaç ceti, moskhaparo dvividhaḥ: bhaktaḥ prapannaç ceti, prapanno dvividhaḥ: ekântî paramaikântî ceti, paramaikântî dvividho: dṛiptâ-''rtabhedât; pañcadhâ 'vasthita *îçvaraḥ:* para-vyûha-vibhavâ-'ntaryâmy-arcâvatârabhedât, para ekadhâ, vyûhaç caturdhâ: vâsudeva-saṃkarshaṇa-pradyumnâ-'niruddhabhedât, keçavâdivyûhântaraṃ matsyâdayo vibhavâḥ punar anantâç ca, antaryâmî pratiçarîram avasthitaḥ, arcâvatâras tu Çrîrañga-Veñkaṭâdri-Hastigiri-Yâdavâdri-Ghaṭikâcalâdishu sakalamanujanayanavishayatâṃ gato mûrtiviçeshaḥ | *adravyaṃ* tu sattva-rajas-tamaç-çabda-sparça-rûpa-rasa-gandha-saṃyoga-çakti-bhedâd daçadhai 'va | evam uddishṭânâm uddeçakrameṇa lakshaṇa-parîkshe kriyete | tatra pramâkaraṇam pramâṇam ....

Das Sâṃkhya System ist vertreten durch die Uebersetzung des Sâṃkhytattvapradîpa in Nros. 98—106 von GD. (Govindadevaçâstrin). In Nro. 106 giebt Girîça-

---

1) Ḍramiu (!), wohl Dramiḍa, ity api pâṭhaḥ. — Von den übrigen Namen erscheinen aufser Vyâsa noch Veñkaṭeçanâtha, Bodhâyana und Yâmuna im Râmânuja-Abschnitt des Sarvadarçanasaṃgraha. Zu Veñkaṭa s. auch Hall p. 112, zu Yâmuna p. 203. Unter dem Yatirâja, Yatîçvara, Yatîndra, Yatipati ist wohl eben Râmânuja zu verstehen.

candrarâya eine „introduction to the Sânkhya Philosophy“, in einer Uebersetzung aus dem nyâyapadârthatattva des Harikiçora Tarkavâgîça. Ein kleiner Abschnitt aus der Sâṃkhyatattvanaumudî (Cap. 57 nirîçvaravâda) ist in New Ser. 1, 1 von A. E. G. (Gough) übersetzt. Endlich das siebente Heft der New Ser. enthält den Anfang einer Uebersetzung des vierten Buches des Sâṃkhyapravacanabhâshya, welches die „stories illustrative of the Sânkhya doctrine“ aufführt[1]), von Keçavaçâstrin.

Zur nyâya-Lehre gehört Fortsetzung und Schlufs des çabdakhaṇḍa, des vierten Buches von Gañgeça's Cintâmaṇi mit dem Commentar des Rucidatta, herausgegeben von Bâlaçâstrin, in Nros. 81—83, sowie eine in der New Series 2, 1. 2 begonnene Uebersetzung des Nyâyadarçana mit dem Commentar des Vâtsyâyana, von Keçavaçâstrin (der Text beider Werke am Fufse der Seite).

Hochverdienstlich sodann ist die Uebersetzung des Sarvadarçanasaṃgraha in Nros. 103—120 New. Ser. 1, 1 — 2, 2 von A. E. G(ough) Buch II. IV. V. VIII. IX. und von E. B. C(owell) Buch I. III. VI. VII. X.; der Text ebenfalls unten am Fufse der Seite. — Und von hohem Interesse ferner sind auch die philosophischen Disputationen des Saṃskṛitasamâja in New Ser. 1, 1. 4, über welche Herm. Jacobi bereits in der „Philos. Monatsschr.“ 10, 417—38 (1877) speciell gehandelt hat.

Bedeutenden Platz endlich nehmen auf diesem Gebiete zwei Werke ein, welche dem ursprünglichen im Prospect des Paṇḍit verheifsenen Plane: „to publish rare Sanskṛit works ....“ völlig fern liegen, und somit hier von Rechtswegen eigentlich gar nichts zu suchen haben, nämlich die Sanskṛit-Uebersetzungen von Ber- (211) keley's treatise on the principles of human knowledge, jnânasiddhântacandrikâ Barkelesaṃjnakamahâpaṇḍitaviracitâ, in Nros. 87—115 übersetzt von Keçavaçâstrin, und von Locke's Essay concerning human understanding, vidvadvara-Lokâbhidha

1) s. Ind. Stud. 2, 483. 3, 356 [diese Streifen 2, 279. 280].

mahâçayaviracitâ-mânavîyajnânavishayakaçâstra, in Nros. 119. 120 new Ser. 1, 2 — 2, 2 übersetzt von Ḍhuṇḍhirâjaçâstrin. Es ist begreiflich, dafs beide Werke die jetzigen Vertreter der indischen Philosophie in hohem Grade beschäftigen, Berkeley steht ihrem Vedânta-, Locke ihrem Sâṃkhya-System sehr nahe; und die vorliegenden Bearbeitungen selbst sind daher für sie gewifs sehr dankenswerth. Aber im Paṇḍit hätten sie keine Aufnahme finden sollen! Derselbe ist ohnehin schon ziemlich theuer; und es ist daher zum Wenigsten den europäischen Subscribenten gegenüber eine etwas starke Zumuthung, wenn man ihnen an der Stelle von „rare Sanskṛit works" Uebersetzungen in das Sanskṛit bietet, die für sie gar kein Interesse weiter haben, als etwa das, zu sehen, wie die termini technici etc. unserer Philosophen sich im Sanskṛit-Gewande ausnehmen!

Von der sogenannten „schönen Literatur", die früher so reich vertreten war, liegt in diesen Bänden nur ein Specimen vor, und auch das ist von der Art, dafs wir gern darauf verzichten würden, zumal es einen ganz bedeutenden Umfang hat. Es ist dies das ânandavṛindâvanacampûkâvyam, nebst Commentar, in Nros. 101 — 120 new Ser. 1, 1 — 2, 2 herausgegeben von Vecanarâmaçâstrin; leider noch immer nicht zu Ende (bricht in stabaka 15 mit v. 47 ab). Ein Curiosum ist die Uebersetzung von 40 vv. aus Goldsmith's Hermit in Nro. 106 von Ḍhuṇḍhirâjaçâstrin.

Von um so gröfserer Bedeutung, und hoch dankenswerth, dagegen sind die beiden wissenschaftlichen Werke, die uns hier vorgeführt werden. Erstens nämlich der berühmte Commentar Vâmana's zu Pâṇini, die Kâçikâ, in Nros. 94 — 120 new Ser. 1, 1 — 2, 2 (bricht bei Pân. 7, 1, 73 ab) von Bâlaçâstrin edirt. Aus der Einleitung ist der im Çabdakaustubha und in der Manoramâ sich findende Vers:

Bopadevamahâgrâhagrasto Vâmanadiggajaḥ |
kîrter eva prasañgena Mâdhavena vimocitaḥ ||

bemerkenswerth, aus dem hervorgeht, dafs Vâmana zum Wenigsten älter als Vopadeva und Mâdhava war. Zweitens

aber Georg Thibaut's Ausgabe und Uebersetzung von Baudhâyana's Çulvasûtra mit dem Commentar des Dvârakânâtha in Nros. 108—120 new Ser. 1, 1—12, in drei adhyâya.

Von kleineren Notizen, verschiedenen Inhalts, mögen hier noch eine Biographie Râjârâmaçâstrin's in Nro. 113 (October 1875), — a prophecy in favour of the British Government von Sivaprasâd (9. Sept. 1875), aus dem kalpasûtra der Jaina, in Nro. 114, — ein Brief Keçavaçâstrin's (2. Mai 1875) gegen eine Angabe in Rev. Banerjea's Dialogues on Hindu Philosophy in (212) Nro. 109, — endlich ein Brief Pramadâdâsa Mitra's gegen Muir's Auffassung Rudra's als eines „demon worshipped by the aborigines" new Ser. 1, 382—86 erwähnt werden.

Der dem Paṇḍit als Supplement beigegebene Catalog der in der Universitätsbibliothek in Benares befindlichen Sanskṛit-Handschriften wird in Nro. 109 beschlossen (mit p. CCLXI); die nyâya- und vaiçeshika-Literatur ist in den Nros. 81—101 behandelt; den Schlufs macht die Jaina-Literatur. Ein alphabetischer Generalindex, dessen Beigabe wir oben (27, 189 [s. ob. p. 240]) als dringend wünschenswerth bezeichneten, ist leider nicht beigefügt, und dadurch der Werth der ganzen Arbeit erheblich beeinträchtigt, da eben innerhalb jeder der einzelnen Gruppen, in die sie zerfällt, Alles pêle-mêle durch einander geht.

Und so möge es denn hier auch zum Schlufs überhaupt als ein sehr erheblicher Mifsstand in der ganzen Leitung, resp. dem äufsern Arrangement, des Paṇḍit bezeichnet werden, dafs bei demselben jegliche Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Auffindens aufser Acht gelassen ist. Aufser der Ueberschrift: the Paṇḍit, dem Monats- und Jahresdatum, und der Paginirung — dies findet sich auf jeder Seite — ist nicht das Geringste beigegeben, wodurch der Leser sich irgendwie orientiren könnte. Nicht einmal ein Inhaltsverzeichnifs der einzelnen Bände! Bei der vollständigen Zersplitterung des Inhalts ist dies nun in der That äufserst unbequem.

Wir möchten empfehlen, statt der völlig überflüssigen

Ueberschrift: the Paṇḍit vielmehr wirkliche Columnentitel, und zwar mit möglichst genauer Angabe über Buch, Cap., Vers (oder Sûtra) des Inhalts der Seite, einzuführen. Zur Zeit kann man den Paṇḍit eigentlich nur dann benutzen, wenn man sich selbst genaue Notizen über den Inhalt der einzelnen Hefte gemacht hat; sonst geht über dem Suchen enorme Zeit verloren. — Wir glauben im Uebrigen, dafs eine Herabsetzung des Preises dem Vertriebe der Zeitschrift, speciell auch in Europa, sehr förderlich sein würde. Der Preis von 24 Mark, wozu ja noch der Porto-Zuschlag hinzutritt, ist für den Jahrgang einer Zeitschrift, die neben vielem Hochwichtigen doch auch Manches enthält, was für uns nur geringes Interesse hat, ein ziemlich hoher, und steht jedenfalls in keinem rechten Verhältnifs zu den Preisen, die wir sonst für aus Indien kommende Publicationen zu zahlen haben. Die jährliche Subscription z. B. auf die zwölf Hefte des trefflichen Bombayer Vedârthayatna, dessen neuestes Heft (2, 8, Januar 1878) jetzt bereits bei Ṛigv. 1, 94, 15 angekommen ist, beträgt, bei wesentlich gleichem Umfange, nur 6 Rupies, also gerade die Hälfte.

---

126. Bibliotheca Indica, a collection of oriental works published under the superintendence of the Asiatic Society of Bengal. Nos. 227—236. New Series 231—386[1]).

(s. Band 25, 656 fg. [oben p. 85 fg.])

Z. D. M. G. 32, 411—14.

Von der Ausgabe der Taittirîya Saṃhitâ durch Maheçacandra Nyâyaratna sind seit 1870 nur sechs Hefte erschienen. Der Text geht darin nur bis 4, 4, 9, während der Commentar ja freilich wesentlich auch schon das fünfte Buch mit umfafst. Ein rascheres Tempo wäre hier dringend zu wünschen! — Bei dem Taitt. Brâhmaṇa fehlt noch immer das sûcîpattram und das englische Inhaltsverzeichnifs

1) acht dieser Nros., nämlich Old Series 234. New Series 314. 358. 359. 374. 375. 384. 385 sind bis jetzt (April 1878) noch nicht nach Berlin gekommen.

für das erste Buch. — Das Taitt. Âraṇyakam ist vollständig abgeschlossen; die dem letzten Hefte (New Ser. 263) beigegebene ausführliche Einleitung resp. Inhaltsübersicht Râjendra Lâla Mitra's ist ganz dankenswerth. In der auf das Todtenopfer bezüglichen Stelle finden wir leider keine Aufklärung darüber, woher wohl Râdhâkânta Deva die in seiner Zuschrift an Wilson (Calc. 30. Juni 1858) enthaltene Angabe über „the two verses of the Aukhyaçâkhâ of the Taitt. Saṃhitâ quoted in the 84 anuvâka of the Nârâyaṇa Upanishad" (s. Wilson Works 2, 295 ed. Rost) entlehnt haben mag. — Als neu tritt hier hinzu Râjendra Lâla Mitra's Ausgabe des Taittirîya Prâtiçâkhya nebst dem Commentar Tribhâshyaratna, in drei Heften. — Vom Sâmaveda sind das Tâṇḍyam (Pañcaviñçam) Mahâbrâhmaṇam, sowie das Lâṭyâyanasûtram vollendet: Auch die Ausgabe der Saṃhitâ und der Gâna des Sâmaveda durch Satyavrata Sâmâçramiṇ in fünf stattlichen Bänden (31 Heften) ist bereits bis 2, 8, 2, 5 vorgerückt, somit ihrem Ende (2, 9, 3, 9) sehr nahe. Vom Gobhilagṛihya fehlt auch nur noch ein Heft, da das siebente in 4, 4 schliefst.

Der Ṛigveda ist durch den endlichen Abschlufs von Âçvalâyana's çrautasûtra — zwischen Heft 10 (1866) und Heft 11 (1874) liegen acht Jahre — und sodann durch die höchst dankenswerthe Ausgabe des Aitareya Âraṇyaka, in fünf Heften, durch Râjendra Lâla Mitra edirt, vertreten. — Vom Atharvaveda liegt der Schlufs des Gopatha Brâhmaṇa und der Nṛisiṅha Tâp. Up., je in einem Hefte, vor, und als neu kommen hinzu fünf Hefte einer Sammlung der kleinen Atharvan-Upanishad mit dem Comm. des Nârâyaṇa, edirt durch Râmamaya Tarkaratna. Dieselben enthalten 1. atharvaçiras, 2. garbha, 3. nâdavindu, 4. brahmavindu, 5. amṛitavindu, 6. dhyânavindu, 7. tejovindu, 8. yogaçikhâ, 9. yogatattva, 10. saṃnyâsa (in den Commentar ist eine doppelte Textaufführung von Ath. S. Buch 18 aufgenommen!), 11. âruṇeya, 12. brahmavidyâ, 13. kshurikâ, 14. cûlikâ, 15. atharvaçikhâ, 16. brahmop., 17. prâṇâgnihotra, 18. nîlarudra, 19. kaṇṭha-

çruti (!), 20. piṇḍa, 21. âtmop., 22. râmapûrvatâpanîya, 23. râmottaratâpanîya, 24. Hanumadukta-râmop., 25. sarvopanishatsâra, 26. haṅsa, 27. paramahaṅsa, 28. jâvâla, 29. kaivalya, 30. gâruḍa.

Von der Uebersetzung des Brahmasûtra nebst Çaṃkara's Commentar durch Rev. K. M. Banerjea ist leider gar kein Heft weiter und von Çabarasvâmin's Comm. zu Jaimini's mimâṅsâdarçana sind nur drei weitere Hefte[1]) (bis 10, 2, 73) erschienen. Neu und dankenswerth ist Bâlaçâstrin's, des bekannten Mitarbeiters des „Paṇḍit" in Benares, Ausgabe von Vâcaspatimiçra's Bhâmatî, Glosse zu Çaṃkara's Commentar des Brahmasûtra (die vorliegenden vier Hefte gehen bis 2, 2, 2).

Die Ausgabe des Agnipurâṇa ist in sieben weiteren Heften, und zwar durch Râjendra Lâla Mitra, bis zu adhy. 294 geführt worden. Von Hemâdri's caturvargacintâmaṇi liegt das dânakhaṇḍam in elf Heften fertig vor, und vom vratakhaṇḍa sind bereits zwölf Hefte erschienen, die bis zu den dvâdaçîvrata in adhyâya 15 reichen[2]).

Von der Uebersetzung des Sâhityadarpaṇa ist, nach 9jähriger Pause, 1875 das Schlufsheft erschienen; auch Piṅgala's chandaḥsûtram ist in zwei weiteren Heften vollendet. — Neu ist Jul. Eggeling's Ausgabe des Kâtantra mit dem Comm. des Durgasiṅha, von der vier Hefte vorliegen (das letzte 1874). — Von dem seit 1864 im Druck (bei 9, 36) stecken gebliebenen Commentar zu Kâmandaki's nîtisâra ist 1876 ein neues Heft, edirt durch Jaganmohana Tarkâlaṃkâra, erschienen (reicht bis adhy. 15, resp. 14); von adhy. 12 (11) ab wird derselbe als von J. T. selbst verfafst bezeichnet, bis dahin nur als „upâdhyâya-Nirapekshânusâriṇî". — Der

1) das letzte derselben, New Ser. 368, ist auf dem Umschlag irrig als Old Series 368 bezeichnet.

2) bemerkenswerth ist, dafs der ashṭamî-Abschnitt (adhy. 12 p. 811—886) die in späteren Texten *aus* Hemâdri citirte specielle Darstellung der Kṛishṇajanmâshṭamî-Feier *nicht* enthält. Er beginnt mit dem Jayantîvrata, führt aber nur ein paar Stellen aus vishṇudharmottara und vahnipur. an; ein Schlufs ist nicht angegeben; auf p. 813 aber geht die Darstellung selbst plötzlich auf die anaghâshṭamî über.

Schlufs des Lalitavistara fehlt noch immer (seit 1858); dagegen ist Cand Bardai's Hindigedicht Prithirâja Râsau in zwei Theilen, Theil 1 von Beames und Theil 2 von Hörnle, zu ediren begonnen, von jedem Theile übrigens bis jetzt nur ein Heft (1873 und 1874) erschienen. —

Ueberblicken wir das Obige, so ergiebt sich, dafs während der letzten 7 Jahre ein gewisser Stillstand stattgefunden hat. Die einmal begonnenen Werke (Sâmasaṃhitâ, Hemâdri, Agnipurâṇa) sind zwar kräftig fortgeführt worden, auch sind mehrere lange fehlende Schlufshefte erschienen (einige dgl. fehlen freilich noch immer), aber neue Publicationen sind nur wenige geliefert (Taitt. Prât., (413) Aitar. Âr.), resp. begonnen worden (Atharvan Up., Bhâmatî, Kâtantra, Cand Bardai). Besonders zu wünschen ist die Beendigung der Taitt. Saṃhitâ.

Von den vielen Desideraten, die ich in meiner letzten Anzeige in dieser Zeitschrift (25, 661 fg. 1871 [ob. p. 93 fg.]) aussprach, ist kein einziges zur Erledigung gekommen. Es fehlt eben wohl in Calcutta selbst an frischen Kräften und an europäisch geschulten Sanskrit-Philologen. Nun, warum zieht man dann nicht z. B. einen Mann wie Thibaut heran, dessen Thätigkeit, dem Vernehmen nach, durch die Aufhebung [!] dér Stelle in Benares ja frei geworden ist? Und ferner, warum wendet man sich nicht, wie ich am a. O. bereits in Anregung brachte, überhaupt in ausgedehnter Weise an die Sanskrit-Philologen in Europa, die gern bereit sein würden, ihre Text-Arbeiten in der Bibl. Indica zu publiciren? Eggeling's Kâtantra-Ausgabe ist in dieser Beziehung ein guter Anfang.

Von arabischen Werken sind nur drei Hefte von Ibn Hajar's biographischem „Dictionary of Persons who knew Mohammad" erschienen. Dagegen auf persischem Gebiete ist ganz wacker gearbeitet. Vom Aîn i Akbarî liegt durch H. Blochmann's treue Fürsorge theils der erste Band in Uebersetzung vor, theils mehrere neue Hefte des Textes (bis zu Heft 21). Daran schliefst sich Abul Fazl's Akbar Nâmeh, edirt von Maulavî Abdur Rahim (bis 2, 2 acht Hefte,

quarto). Die Schlufshefte des Bâdshâh Nâmeh, Alamgîr Nâmeh und der Maâsir i Alamgîrî enthalten reiche Indices der im Innern dieser Werke erwähnten nomina propria und geographischen Namen. Auch von Khâfî Khân's Muntakhabu-l lubâb liegt der zweite Band vollendet vor. — In weit ältere Zeit zurück führt uns des Minhâju-s Sirâj[1]) Tabakât i Nâsiri, übersetzt durch Major H. G. Raverty. Diese Uebersetzung beginnt einige Capp. früher, als die in der Bibl. Ind. selbst (Jahrgang 1863—64) vorliegende Textausgabe durch W. N. Lees, über die sich der Uebersetzer (p. 67) in sehr absprechender Weise äufsert[2]), während er seinerseits wieder für einen Theil seiner Arbeit mit Blochmann, im Journ. As. Soc. Beng. 1875 p. 275 fg., in scharfen Conflict gerathen ist, s. seine Antwort ibid. 1876 p. 325 fg. Die betreffenden acht Hefte sind in London gedruckt, und können wir eben speciell nur wünschen, dafs man auf diesem Wege weiter fort gehen und auch aufserhalb Indiens lebende Gelehrte zur Mitarbeiterschaft an der Bibl. Indica heranziehen möge.

Führt uns das letztgenannte Werk schon theilweise über Indien (414) hinaus, so geschieht dies dann in noch ganz anderer Weise in der trotz dessen höchst dankenswerthen Ausgabe des Wörterbuchs Farhang i Rashîdî by Mulla Abdur Rashîd of Tattah, edirt und annotirt von Maulavî Zu-l faqar 'Alî, zwölf Hefte in quarto (bis کوده), und in dem „Haft Âsmân" or history of the Masnavi of the Persians von dem (1873) verstorbenen Maulavî Âghâ Ahmad 'Alî[3]), herausgegeben mit einer kurzen Biographie des Autors durch Prof. Blochmann[4]].

1) Mitte des dreizehnten Jahrh., s. Sir H. Elliot Hist. of India 2, 259—383 (1869) ed. Dowson.

2) hierauf sowohl, wie auf die bittere Kritik der im zweiten Bande (s. die vorige Note) enthaltenen Uebersetzungen daraus, hat Dowson im achten Bande von Elliot's Hist. of India (London 1877) am Schlusse der preface in eingehender und würdiger Weise geantwortet [s. unten p. 591].

3) wohl verdient um die Bibliotheca Indica durch Herausgabe von Wis o Râmin, von Nizâmi's Iqbâlnâmah i Sikandarî, des Iqbâlnâmah i Jahângîrî, von Badaonî's Muntakhabu-t tavârîkh, der Maâsir i 'Âlamgîrî, und der beiden ersten Hefte von Abu-l Fazl's Akbar Nâmah.

4] der mittlerweile nun leider auch schon dahingeschieden ist!

127. H. M. Elliot, the History of India, as told by its own Historians. The Muhammadan period. The posthumous papers .... edited and continued by John Dowson. Vol. VIII. London, Trübner & Comp. 1877. XXXI, 444, LXXIX S. 8°. sh. 21. (Vgl. Jahrg. 1877, Art. 490 [ob. p. 546 fg.]). Jenaer Lit.-Ztg. nr. 20, p. 301—2.

Dieser Schlufsband des grofsen Werkes umfafst die Berichte über 71 Chroniken (Nros. 84—154) aus den Jahren 1695—1847, welche sämmtlich in sehr eingehender Weise mit biographisch-literarischen Einlei- (301b) tungen versehen sind. In der That beruht hierin ein Hauptinteresse dieses Bandes, da der eigentlich historische Inhalt desselben sehr mager ist. Von den Ereignissen selbst, welche in der betreffenden Zeit, unter den Regierungen also der letzten Grofsmoguls: Mohammed Shah (bis 1740), Ahmed Shah (bis 1754), Alamgîr II (bis 1759), Shah Alam (bis 1790), Bedar Bakht (bis 1806), Akbar II (von 1806 bis?) Indien betroffen haben, erfahren wir hier nur blutwenig, und dies Wenige noch dazu, bei der eigenthümlichen Anlage des Werkes, in so zerrissener Form, hier ein Stück, dort ein Stück, dafs sich ein wirkliches Bild daraus in keiner Weise gestalten läfst. Die Auszüge sind eben diesmal, bei der grofsen Zahl der Werke, die noch zu behandeln waren, só fragmentarisch ausgefallen, dafs sie in der That nur als Specimina der betreffenden Werke gelten können, dagegen keine „history of India“ aus ihnen zu gewinnen ist. Und doch enthält die Periode, welche in diesem Bande behandelt ist, nicht nur die Einfälle des Nâdir Shâh (1738) und der Afghanen (seit 1748) in Indien, sowie die Blüthezeit der Mahrattischen Herrschaft, welche durch den Verlust der Schlacht bei Pânipat (1761) gegen den Afghanen-Häuptling Ahmad Abdâli Durrânî nur zeitweise Störung erlitt, sondern ja doch eben auch die ganze Entwicklungsgeschichte der britischen Herrschaft in Indien, von ihren ersten Anfängen, speciell von der Abtretung von Bengalen (1764) an. Dárauf aber fallen denn hier in der That nur ganz ärmliche Streiflichter. Immerhin sind auch sie von erheblichem Inter-

esse! — Im grofsen Ganzen sprechen übrigens diese zeitgenössischen Beurtheiler des Anwachsens der Macht der Engländer von denselben — in den mitgetheilten Auszügen wenigstens — in sehr anerkennender Weise, „in highly eulogistic terms“ (p. 233), preisen sie sogar als „just and honest“ (p. 229), und contrastiren rühmend ihre Verwaltung mit der des Moslims (p. 405). Nun, in dieser Beziehung haben die Inder ja auch in der That allen Anlafs, dankbar zu sein. Die gegenwärtige Generation freilich, aus deren Gedächtnifs die Gräuel der Moslim-Herrschaft geschwunden sind, hat damit auch, soweit dies der Fall ist, keinen Maafsstab mehr für eine richtige Schätzung des Segens, den die englische Herrschaft unleugbar, trotz Allem und Allem, über Indien gebracht hat und bringt!

Der Verfasser des an vorletzter Stelle aufgeführten Werkes ist noch am Leben, und bereitet eine verbesserte, zweite Auflage vor; der des zuletzt aufgeführten ist gar ein Engländer selbst, Thomas William Beale „a clerk in the office of the Board of Revenue at Agra“; derselbe hat in seinem miftâhu-t tawârîkh „key of history“ die chronogrammatischen Daten zusammengestellt, welche sich in den moslimischen Geschichtswerken so vielfach angegeben finden. Das Werk zerfällt in 13 Abschnitte, entsprechend den 13 Jahrhunderten der Hejra und ist 1849 in Agra lithographirt erschienen.

Für die Besitzer der ersten sieben Bände dieses grofsartigen Werkes weitaus der wichtigste Theil dieses achten Bandes ist der treffliche Index über alle acht Bände, der denselben beschliefst; oder vielmehr es sind deren drei, ein bibliographischer, ein geographischer und ein allgemeiner Index. Leider bleibt dabei jedoch ein Desideratum noch unerfüllt, welches zur Benutzung der einzelnen Theile, deren Inhalt ja in lauter disjecta membra zerfällt, in der That schwer zu entbehren ist. Es fehlt nämlich gänzlich an chronologischen und genealogischen Uebersichten, durch welche allein eine schnelle Orientirung in jedem einzelnen Falle ermöglicht werden könnte!

Dem Vorwort ist eine specielle Beleuchtung einer Kritik angeschlossen, welche Major Raverty in seiner in der Bibl. Indica erschienenen Uebersetzung der Tabakât-i Nâsirî gegen die hier im zweiten Bande gegebene Uebersetzung einer Reihe von Abschnitten dar- (302) aus in ziemlich scharfer Weise gerichtet hat. Raverty hatte sich dabei speciell auch über die in der Bibl. Indica erschienene Textausgabe jenes Werkes durch Col. Lees, welche der Dowson'schen Uebersetzung zu Grunde liegt, in sehr absprechender Weise geäufsert. Er ist im Uebrigen seinerseits dann wieder wegen seiner eigenen Uebersetzung von unserem gelehrten Landsmann Blochmann in Calcutta, dem bekannten Herausgeber und Uebersetzer des Aîn i Akbarî, scharf zur Rede gestellt worden, so dafs zum Wenigsten die Berechtigung zu dém Tone, den er gegen seine beiden Vorgänger angeschlagen hat, als eine séhr zweifelhafte erscheinen mufs. Dowson's Erwiderung ist jedenfalls ernst und würdig gehalten [s. oben p. 588].

---

128. Purâtana vaidyaka graṃthasaṃgraha. A collection of Sanskrit medical works. — Charaka edited and Suśruta translated by Annâ Moreshwar Kunte. Nros. 1—9, Sept. 1876 — Mai 1877. Bombay, printed at Ganpat Krishṇaji's Press by the Proprietor Atmaram Kanoba. 216 [Sanskr.], 68 [Engl.] S. 8°. Subscriptionspreis für ein Jahr (12 Hefte): Rupies 5 (M. 10), dazu Postage Annas 6 (M. 0,75). Jenaer Lit.-Ztg. nr. 26. p. 392—93.

Wir begrüfsen diese Publication mit lebhafter Freude. Für unsere Bekanntschaft mit der medicinischen Sanskrit-Literatur konnte sich gar nichts Besseres treffen, als dafs ein Hindu selbst, der zugleich ein europäisch gebildeter Arzt ist, sich die Aufgabe stellte, uns dieselbe zugänglich zu machen. Die Wahl, die er dabei getroffen hat, ist eine ganz vortreffliche, da sie eben factisch auf deren beide Hauptwerke gerichtet ist. Nur das kann befremden, dafs er gleichzeitig eine Bearbeitung beider ins Auge gefafst hat,

und wir können daher nur unsere besten Wünsche dafür aussprechen, dafs nicht über diesem entschieden etwas bedenklichen Umstande das Unternehmen selbst schliefslich doch, sei es aus Mangel an Zeit und Kraft oder auch wegen des zù bedeutenden Kostenaufwandes, in's Stocken gerathen möge. Und wir richten mit Rücksicht hierauf an alle Bibliotheken, Fachgenossen, und wen es sonst angeht, die dringende Aufforderung, durch Einsendung ihrer Subscription an den Herausgeber das hochverdienstliche Werk desselben nach Möglichkeit zu unterstützen.

Der Text des Caraka geht bereits bis adhy. 30, 68, während die Uebersetzung des Suçruta nur bis in das achte Cap. des ersten Buches reicht. Beide sind sehr correct gedruckt, und machen den Eindruck zuverlässiger Akribie und Gründlichkeit. Die Uebersetzung ist mit ausführlichen, erklärenden Anmerkungen ausgestattet.

Die indische Medicin hat bisher ein eigenes Schicksal gehabt. Die Ersten, die darüber schrieben, waren (393) durchdrungen von der Richtigkeit der fabulosen Angaben über ihr hohes Alter. Ein bayrischer Arzt, Hessler, hatte den Muth, direct an eine Uebersetzung des Suçruta zu gehen, ohne aber dazu irgend welche anderen Hülfsmittel zu haben, als eine leider sehr wenig zureichende, nur gerade nothdürftige, Kenntnifs des Sanskrit selbst. Seine Arbeit ist daher von philologischem Standpuncte aus so ungenügend ausgefallen, dafs selbstverständlich auch die medicinische Wissenschaft nur wenig Gewinn daraus hat ziehen können. Ein englischer Arzt, Wise, hatte wenigstens ausgezeichnete einheimische Kräfte zur Disposition, die ihm gutes Material zuführten. Aber theils fehlte auch ihnen doch die rechte Genauigkeit, theils war eben Wise nicht im Stande, ihre Angaben durch die Texte selbst zu corrigiren. Bei Ananta Moreçvarasûnu Kuṇṭe vereinigt sich Sprachkenntnifs und Sachkenntnifs in trefflicher Weise. Und nur so ist es möglich, zunächst festzustellen, was uns zur Zeit noch von der alten medicinischen Wissenschaft der Inder im Text vor-

liegt, und ferner, wie der Inhalt dieser Texte zu verstehen ist. Gegenüber der früheren Ueberschätzung, gegen welche zuerst Wilson, und in seinen Spuren gehend Stenzler, Front gemacht, ist neuerdings Haas in der umgekehrten Richtung entschieden viel zu weit gegangen, indem er (s. Zeitschrift der deutschen Morg. Ges. 30, 617 ff. 31, 647 ff.) gerade auch die uns hier durch Kunṭe dargebotenen ältesten beiden Texte als ganz moderne Machwerke bezeichnet, bei denen nicht nur die griechische, sondern auch die arabische Medicin zu Grunde liege. Und er hat überdem auch den eignen Berichten der Araber über die hohe Achtung, in welcher die indische Medicin bei ihnen stand und über die Uebersetzungen namentlich genannter Werke der Art aus dem Sanskṛit in das Arabische (cf. Dietz, Analecta Medica!) nahezu jeden Werth, zum Wenigsten jede Beweiskraft für das Alter der unter jenen Namen uns zur Zeit vorliegenden Sanskṛit-Texte, abgesprochen. Wir sind jeder factischen Belehrung hierüber, die sich auf wirkliche Nachweise der Art gründet, zugänglich, halten aber, bis eine solche erfolgt, zunächst daran fest, dafs schon die Sprache des Caraka wie des Suçruta gegen eine sô weite Herabdatirung entschiedenen Einspruch einlegt, insofern sich beide Texte dádurch, und zwar gerade in ihrer vorliegenden Gestalt, als etwa in gleiche Zeit mit Varâhamihira (504—587) gehörig zu bekunden scheinen. Der richtige Weg hierüber ins Klare zu kommen ist jedenfalls nur ein gründliches Studium eben dieser Texte selbst, und wir sind daher dem Herausgeber zu lebhaftem Danke dafür verpflichtet, dafs er uns den einen derselben direct zugänglich macht (die in Calcutta begonnene Ausgabe des Caraka leidet an erheblichen Mängeln), und die Erklärung des Andern, dessen Text uns schon lange vorliegt, in so wesentlicher Weise zu fördern sich angeschickt hat.

---

129. The Vyâkaraṇa-Mahâbhâshya of Patañjali. Edited by F. Kielhorn. Vol. I, Part 2. Bombay, Government Central Book Depot. 1878. 201—400 S. 8°. Rupies 2.
Jenaer Lit.-Ztg. nr. 7. p. 99.

Dem früher [s. oben p. 576] besprochenen ersten Hefte von K.'s kritischer Ausgabe des Mahâbhâshya ist jetzt bereits das zweite Heft gefolgt. Dasselbe geht noch etwas über den von vornherein dafür vermutheten Umfang hinaus, und reicht bereits in das zweite Buch Pâṇini's hinein (bis zu 2, 1, 60; das erste Buch schliefst auf p. 358). Wir dürfen somit hoffen, dafs das Ganze, der Druck geht ununterbrochen weiter, in kürzerer Frist sogar, als bisher in Aussicht stand, zur Vollendung kommen wird. Nehmen wir dazu, dafs auch die Ausgabe der Kâçikâ durch Bâlaçâstrin in Benares jetzt bereits fertig vorliegt, und dafs die Ausgabe des Gaṇaratnamahodadhi durch Eggeling, unter der Aegide der Londoner Sanskṛit Text Society, rüstig im Drucke vorschreitet, so liegt auf der Hand, dafs uns die Materialien zur Herstellung eines Glossars zu Pâṇini, wie es Goldstücker vor nun fast 30 Jahren zu liefern verheifsen hatte, nunmehr bald in einer Weise vorliegen werden, dafs die In-Angriff-nahme desselben wirklich mit Vertrauen erfolgen kann. Freilich fehlen auch dann immer noch einige unerläfsliche Vorarbeiten dazu; speciell eine erneute kritische Bearbeitung des Pâṇini'schen Gaṇapâṭha selbst, — aber der Weg ist denn doch schon erheblich gebahnt. Selbstverständlich wird es bei einem dergl. Unternehmen nöthig sein, die Provenienz der Wörter je aus den verschiedenen Quellen stets genau zu markiren, damit man dieselbe je ohne Weiteres gleich erkennen kann, und somit im Stande ist, die (99[b]) einzelnen Schichten von einander getrennt zu halten. Man wird aber dann in den Stand gesetzt sein, nicht nur „Skizzen aus Pâṇini's Zeit“ zu

geben, wie ich eine dergl. „über den damals bestehenden Literaturkreis“ bereits im ersten Heft der Indischen Studien (1849) versuchte — die Unsicherheit des kritischen Fundaments hinderte mich an einer Weiterführung derselben, und auch Bhâṇḍârkar, der neuerdings im Indian Antiquary Aehnliches versucht hat, ist nicht weit damit gekommen —, sondern ebenso auch für die sich an Pâṇini anschliefsenden Werke analoge Zusammenstellungen zu geben, wie ich denn ja für das Mahâbhâshyam selbst, freilich unter aller Reserve gegenüber den mannichfachen kritischen Fragen, die sich an die mir vorliegende Ausgabe desselben anknüpften, eine dergl. im 13. Bande der Ind. Studien bereits gegeben habe.

Es liegt auf der Hand, welche Fülle antiquarischer Fragen aller Art auf diesem Wege zu einer festen Umschreibung wenigstens gelangen, wenn wir die Data dafür in schichtenweise auf einander folgenden Texten aufsuchen und gruppiren können. Wenn uns die Anfänge der indischen Grammatik wesentlich in die Gegend und in die Zeit der griechischen Einfälle resp. Herrschaft in Indien führen — (für Âpiçali scheint das Wort kshaudraka-mâlava, s. Ind. Stud. 13, 375, dies zu erweisen; für Pâṇini treten, neben seiner Bezeichnung der Zahlen, in der griechischen Weise, durch die Buchstaben in der Reihenfolge des Alphabets, u. A. auch die Worte yavanânî und kâstîra ein; für seinen gaṇapâṭha u. A. das Wort khalîna, χαλινος, über welches dem Gaṇaratnamahod. zufolge [ed. Eggeling p. 113, 7] auch Çâkaṭâyana eine besondere Regel hatte; für Patañjali endlich die bekannten Sätze: aruṇad Yavanaḥ Sâketam etc. und die Wörter Candraguptasabhâ, Pushyamitrasabhâ) —, so haben wir damit [dann] doch einen annähernd festen Punct gewonnen, von wo aus wir abwärts steigen können.

Auch das vorliegende Heft ist wieder mit derselben Sorgfalt und Treue im Kleinen durchgearbeitet, welche Kielhorn's Arbeiten durchweg zu eigen ist.

Berichtigungen und Zusätze.

Erster Band. 11, 11. Hierher gehört jedoch auch die Legende Ts. 2, 6, 7, 1: Manuḥ prithivyâ yajniyam aichat, obschon dieselbe von der Fluth selbst nichts erwähnt. — 47, 18. Die Parenthese-Striche vor: „den Andern" können getilgt werden, wenn man im Text svaṃ liest statt saṃ. — 50, ult. Nach p. 10 ist Manu's Tochter zugleich auch seine Frau. — 70 fg. In äufserst dankenswerther Weise sind die Forschungen Adolf Holtzmann's über das Mahâbhâratam in jüngster Zeit von seinem gleichnamigen Neffen (Prof. in Bruchsal) aufgenommen worden, s. die Abhh. desselben: über Indra, und über Agni, nach den Vorstellungen des MBhâr. (1878), sowie: Arjuna, ein Beitrag zur Reconstruction des MBhârata (1879). — 72, 18. Vgl. Ts. 2, 2, 2, 5 purushâhutir hy asya (agneḥ) priyatamâ. — 83, not. [2]. selaga ist eine prâkṛitisirte Form. — 88 zur Sage vom Manu-Stier und Minotauros s. noch Ad. Kuhn, Sagen aus Westphalen 1, 295. 296 (1859). — 113, 16. 17. Ueber die chinesisch-tibetischen Uebersetzungen des Dhammapada s. jetzt oben p. 481. 482. Die daselbst erwähnte chines. Relation in 39 Capp. ist kürzlich durch Beal in englischer Uebersetzung publicirt worden (1878). — 118, 4 v. u. Eine Sanskṛit-Recension des Dhammapada wird nach Minayeff im Mahâvâstu citirt: teshâṃ bhagavân jaṭilânâṃ dharmapadeshu sahasravargaṃ bhâshati (folgen Dh. v. 100. 101). — 189, not. [1]. Die Herleitung des np. Kalandar aus kâlaṃjara wird dadurch bedenklich, dafs nach Makrîzi „the order of the Kalandarîs (was) founded about the commencement of the 5th century Hejra", s. Lane 1001 Nights 1, 227. — p. 201 ff. Die Grundlage dieser Darstellung der Vajrasûcî bildet das Vâseṭṭhasuttam, s. bei d'Alwis Buddhist Nirvâna p. 103 fg. Coomâra Swâmy Suttanipâta p. 129 fg. — 209, not. [2]. Nach: Ausdruck füge hinzu: von Seiten des Schreibers. — 210 fg. Aehnliche Fragen und Antworten enthält das Âlavakasuttam

bei Coom. Swâmy p. 48. Gehören etwa auch die Upatisapasinâ in dem Edict von Bhabra schon hierher? (s. Ind. Stud. 3, 172). Spuren einer Prâkṛit-Recension finden sich im Kâvyaprakâça (p. 330), s. meine Abh. über Hâla p. 209, und ebenso ibid. (p. 326. 327) auch Spuren einer andern Sanskṛit-Recension. — 249 fg. Das Abhauen des Astes ebenso bei Târanâtha, in Schiefner's Uebersetzung p. 76. — 286, 14 s. Kauçika 41: vâsitân akshân nivapati. — 314. Der Dramatiker Râjaçekhara lebte sowohl vor dem Sarasvatîkaṇṭhâbharaṇa (Aufrecht Cat. 209[a]), als vor Dhanika (Hall Vorr. zum Daçarûpa p. 2). Die von Çârṅgadhara (A.D. 1363) aus Râjaç. citirte Aufzählung früherer Dichter (Aufrecht Catal. 124[b], Hall Vâsavad. 20. 21) scheint jedoch dem prabandhakosha eines Râjaçekharasûri anzugehören (?), der denselben nach Bühler Bombay Br. R. As. S. 10, 31 im Jahre 1348 abgefafst hat. — 356, not. [4]. Ueber das Citat aus dem Naishadhîya im Sarasvatîkaṇṭhâbharaṇa s. Bühler im Journal Bombay Branch R. A. S. 10, 37. — 356. 357. Ueber Bâṇa als Vf. der Ratnâvalî s. Bühler im Indian Antiquary 2, 127. — 357, 24 statt: eines Wörterbuchs lies: einer Anthologie. — 376, 24 lies: gesehn, dér dann oft noch sein Herz verschlofs. — 381. Die vom Schol. auf das Schachspiel, caturaṅga, bezogene Stelle auf p. 284 enthält nichts, was dies beweiskräftig erhärtete, kann sich ebenso gut auch nur auf ein Brettspiel beziehen.

Zweiter Band. 4, 6—9. Der Satz: „Schade .. beigefügt hat“ ist zu streichen. Da Vopadeva von den Accenten gar nicht handelt, so war auch Böhtlingk nicht veranlafst, dieselben seinerseits beizufügen. — 25, 9. Spiegel Eran. Alt. 1, 458 ist, mit Nöldeke, der Ansicht, dafs die Fluthsage semitisch und den Indern über Eran von Babylon aus zugekommen sei. Vgl. noch Indische Skizzen p. 136. Ind. Studien 10, 242. — 56, 12. Nach Garrez (Journ. As. 1872, Aug. p. 209) hat Vararuci sein Werk: „ni à l'usage des poëtes dramatiques ni d'après leurs oeuvres“ abgefafst, s. Ind. Stud. 14, 46. — 100, 21 lies: 10, 499. — 121, 8 lies: CAKAMA, und s. hierüber

wie über die Legende *OΔΔOBOΔ* Alfr. v. Sallet „die Nachfolger Alexanders des Grofsen“ (1878) p. 191 fg. Ueber eine bei Jellâlabad gefundene griechische Münze mit der Inschrift *BOΔΔO* s. Journ. As. S. Beng. 1879 p. 79. — 135, 5. Nach Sallet p. 230 ist der Name *Ορθαγης*, nicht *Ορθαγνης*, zu lesen. — 156. Der Vers aus dem Buddhacarita findet sich, nach S. Goldschmidt Revue critique 1870 p. 310, in der Pariser Hds. als 8, 13 vor. — 169, 3—11. Der Kranich steht unbeweglich, als ob er für nichts Auge hätte, im Wasser, stöfst dann aber blitzschnell auf den Fisch, den er erspäht hat. — 232, ult. âsthat wird auch schon in der Nir. 2, 2 auf √as zurückgeführt, Goldschmidt p. 310. — 295, 17. Lassen selbst las schon so, °çushyati, in der 1. Auflage (p. 26)! — ib. not.[1] vgl. viprasya mâsopavâsinaḥ Râja Tar. 5, 406. — 298. Nârâyaṇa, der Commentator des Âçval. g., ist ein Sohn des Divâkara, aus dem Geschlecht des Naidhruva, Goldschmidt p. 311. — ib. 25—27. Die ganze Parenthese ist zu streichen; Vedarkara bedeutet: gebürtig aus Vedar. — ib. ult. Nârâyaṇa erwähnt die duale Auffassung von hṛidaye als pâṭha, Goldschmidt p. 311. — 299, 6. Zu der Auffassung des Schol. s. die Angaben bei Elliot hist. of Ind. 1, 403, so wie andrerseits Ind. Stud. 10, 240. Nach Varâhamih. yâtrâ 1, 14. 15. 4, 2. 6 fg. (ed. Kern) gehört Venus zu den einem Auszug günstigen Planeten, und auch 3, 16 wird sie nicht erwähnt; s. jedoch 5, 11 u. vgl. dazu Kumârasambh. 3, 43: puraḥçukram iva prayâṇe „sicut in expeditione Çukrae adspestus evitatur“ Stenzler. — 299, 18. Die betreffende Erklärung von ekanakshatra gehört dem Nârâyaṇa selbst an, s. Goldschmidt p. 311. — 301, 2 lies: â (statt û). — 323, 22. Dieser Çâkaṭâyana ist nach Burnell ein moderner Autor, s. oben p. 414. 415. — 324, 10. 11. Einige dieser termini technici, nämlich pañcamî, saptamî, bhavishyantî, finden sich auch in Hemacandra's Prâkṛit-Grammatik (3, 158. 165. 177). — 368. Die Geschichte von den sibyllinischen Buchen findet ihr Analogon in Kathâs. 8, 20. — 370, 2 v. u. lies: ess. 2, 102. — 379, 15. Der Druck des Jaim. nyâyamâlâv. wurde schon im Jahre 1852 unter dem 24. Juli von Wilson (Journ. R. As.

Soc. 13, 207) als „in progress“ befindlich bezeichnet. — 425, not. [1]. Zur Erklärung des Wortes: Avesta, aus √afç, s. Spiegel Z. D. M. G. 9, 191. Benfey ibid. 12, 573 fg. — 428, 20 lies: dvitîyaç ca. — 449, 7 v. u. Ein Fall der Art liegt jedoch factisch vor, in: aipi-cith-ît.

Dritter Band. 30, 1 lies: Baihâqî's. — ib. 8 lies: Patañjali. — 35, 3 v. u. 145, 12. Die Entstehung der modernen indischen Ziffern, die unseren arabischen Ziffern zu Grunde liegen, aus den Anfangsbuchstaben der betreffenden Zahlwörter ist neuerdings durch die Untersuchungen von Bhagvanlâl Indraji und Bühler, im Indian Antiquary 6, 42 fg., zweifelhaft geworden; s. noch p. 355—58. — 83 ult. lies: p. 93 und p. 118 fg. — 92 not. [1]. Als dritte derartiger „Menschlichkeiten“ reihe sich hier mein Mifsverständnifs der Worte: jalâçaye 'pi ZDMG. 22, 727 an, welches durch S. Goldschmidt ibid. 26, 808 berichtigt worden ist. — 96, ult. s. jetzt p. 486. — 103, 3 v. u. lies: 880. — 108, 13. Dies Datum für Cand ist neuerdings in Zweifel gezogen, s. Bühler im Journal Bombay Br. RAS. 11, 283. — 114, 7 v. u. Das Vaitânasûtram liegt jetzt in Text und deutscher Uebers. durch Dr. Rich. Garbe publicirt (1878) vor. — 128. 129. In der so eben erschienenen neuen Ausgabe der Mâlavikâ durch Bollensen liegt all das hier erwähnte kritische Material in dankenswerther Weise verarbeitet vor. — 205, 3 v. u. lies: Abhinavagupta. — 212, not. [1]. Nach H. Jacobi, Vorrede zu seiner Ausgabe des Kalpasûtra (1879) p. 8 ist Vîra's Tod 467 a. Chr. anzusetzen. — 232, 26 lies: idololatry. — 234, penult. lies: abhilakshya. — 256, 2 lies: *Παλιμβόϑρα*. — 257 fg. Ueber die Geschichte der christlichen Mission in Indien s. das verdienstvolle Werk von W. Germann „die Kirche der Thomaschristen“ (Gütersloh 1877). — 271, 11 v. u. lies: das Brâhmaṇam. — 284, 10 fg. Kern's Annahme über Vîra's Todesjahr hat H. Jacobi am a. O. p. 8 fg. adoptirt. — 421, 11 v. u. lies: Dogmatik. — ibid. 6 v. u. lies: Buddhaghosa. — 481, 7 s. das oben p. 596 zu 1, 113, 4 Bemerkte. — 575, 17 lies: Mahîdhara's.

Register*).

*) Die erste Zahl, ohne Angabe des Bandes, bezieht sich auf den dritten Band. Pâli-Wörter, die im Sanskṛit gleich lauten, sind in den Sanskṛit-Abschnitt aufgenommen.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.